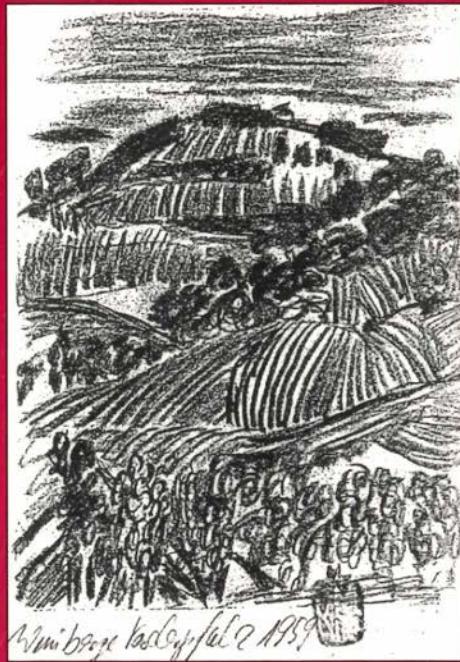


# Notizbuch 40 der KASSELER SCHULE



## Freiraum und Vegetation

Festschrift zum 60. Geburtstag  
von Karl Heinrich Hülbusch

Red.: Helmut Böse-Vetter

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 1996

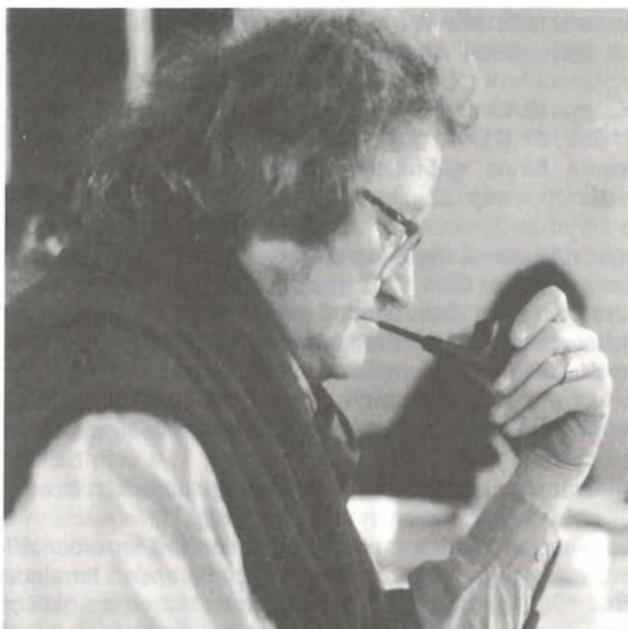


# Freiraum und Vegetation

Festschrift

zum 60. Geburtstag von Karl Heinrich Hülbusch  
am 21. Mai 1996

Red.: Helmut Böse-Vetter



Karl Heinrich Hülbusch

Foto: Knittel 1995

## Notizbuch 40 der Kasseler Schule

1. Auflage 1 - 1.000. Mai 1996

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (Gemeinnütziger Verein)

Vereinsadressen: c/o BSL -Christine A.Vetter, Elfbuchenstrasse 16, 34119 Kassel (Telefon: 0561-775309, Telefax: 0561-12269); und: c/o Karl Heinrich Hülbusch, Bückeburger Str. 16, 28205 Bremen.

Redaktion: Helmut Böse-Vetter. Typoskript: Jutta Hoheneder und AutorInnen. Druck und Bindearbeiten: DS-Druck GmbH, Schwanalle 31, 35037 Marburg/L. Bestellungen an: AG Freiraum und Vegetation, c/o FB 13, Henschelstrasse 2, 34127 Kassel. Vereinskonto: Stadtsparkasse Kassel (BLZ: 520 501 51) Nr. 059 477. Alle Rechte bei den Autoren und Autorinnen.

**Umschlagzeichnung:** 1. Seite K. H. Hülbusch, 1958, Weinberge in der Oberpfalz

3. Seite K. H. Hülbusch: 1992. Ohne Titel

## Zu den Notizbüchern und zur Kasseler Schule

Seit 1985 werden von der "**Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation**" die **Notizbücher der Kasseler Schule** herausgegeben. Zum Abdruck kommen vornehmlich studentische Beiträge, die in der Tradition des forschenden Lernens und Lehrens erarbeitet wurden. In die Notizbücher ist durch Betreuung und Beiträge die Arbeitserfahrung von Berufstätigen eingebracht und dargestellt. Dissertationen, thematische Aufsatzsammlungen, 'Nachlesen' und gelegentlich Auftragsarbeiten (Gutachten) ergänzen die Reihe, die Ausdruck und Beleg der Arbeiten aus der "Kasseler Schule" sind.

Zur "**Kasseler Schule**" wollen wir hier eine notwendige Erläuterung geben, weil aus Unkenntnis oder Absicht häufig eine falsche Darstellung verbreitet wird. Eicke Schmidt hat 1981 in Garten und Landschaft (91 (11):881) diesen Begriff geprägt und eingeführt. Er bezog sich dabei explizit auf die Arbeiten von I.M. Hübusch, K.H. Hübusch, H. Böse bzw. auf von diesen betreute Arbeiten.

Damit sind seitdem Arbeiten aus 'Kassel' benannt, die sowohl von der Erkenntnistheorie (Indizienwissenschaft) wie von der Fragestellung her den Erfahrungen von Gebrauchs-qualität und -daran lernend- den Voraussetzungen für Gebrauchsfähigkeit nachgehen.

Nach Heinz Hahne (DAS GARTENAMT 1982,31 (11):693), Jürgen Milchert (DAS GARTENAMT 1983, 32 (2):116 und: 1985, 34 (9):651) und anderen, die ebenfalls das 'Etikett' in diesem Sinne gebrauchten, hat neuerdings H.W. Hallmann auf die "Besonderheit der Kasseler Schule hingewiesen" (in: DAS GARTENAMT 1992, 41 (3):165-170).

Nun ist die Regel, daß von außen betrachtet die Kasseler Schule mit dem Studiengang Landschaftsplanung an der GhK gleichgesetzt wird.

Die Arbeiten der "Kasseler Schule" sind weitgehend Ergebnisse der Lehr-Lern-Forschung der "Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation" am Studiengang Landschaftsplanung der GhK. Aus dem Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung wird der Eindruck erweckt, daß die "Kasseler Schule" mit diesem Fachbereich identisch sei. Diese Vereinnahmung über den Begriff - auch der beliebige Gebrauch der Bezeichnungen 'Freiraumplanung' und 'Landschaftsplanung' - ist sehr beliebt und soll von der konventionellen Grünplanung und Landschaftspflege ablenken bzw. sie kaschieren. An den Arbeiten der "Kasseler Schule" sind sie unbeteiligt.

Die "Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation" ist in einer offenen Arbeitsvereinbarung von Berufstätigen, Lehrenden und Studierenden lernend, lehrend und forschend tätig. Seit 1985 veröffentlicht sie zusammen mit einem gleichnamigen gemeinnützigen Verein, dessen MitgliederInnen vornehmlich nicht nur außerhalb Kassels, sondern auch außerhalb der Hochschule tätig sind, die "Notizbücher der Kasseler Schule".

Die Kasseler Schule hat ihren Namen nach dem 'zufälligen' Arbeitsort vieler Beteiligter an der Arbeit. Alle Versuche den Ortsnamen gegenüber den Inhalten und Ergebnissen der Arbeit in den Vordergrund zu schieben, sind zwar verständlich, wenn jemand abstauen oder nivellieren will; sie sind aber schlicht falsch, weil die Kasseler Schule über die Arbeit und nicht vom Ort ihren Namen hat.

Für Interessierte: In Notizbuch 2 sind 'programmatische Anmerkungen' zur Kasseler Schule formuliert. Notizbuch 10 enthält Beiträge zur und aus der "Kasseler Schule" sowie eine Bibliographie der veröffentlichten Arbeiten von 1968-1989.

Lieber Karl Heinrich Hülbusch, Lieber Kiwi,

zu Deinem 60. Geburtstag widmet Dir die AG Freiraum und Vegetation den 40. Band. Einer guten Tradition folgend wurde diese Schrift von ehemaligen SchülerInnen, FreundInnen, MitstreiterInnen, KollegInnen vorbereitet.

Es ist ein regelrechter Sammelband dabei herausgekommen, zudem ein ziemlich umfangreicher. Als wir recht spät im letzten Jahr bemerkten, daß ein runder Geburtstag ansteht, rechneten wir nicht mit so vielen Beiträgen in doch relativ kurzer Zeit. Michael Machatschek mahnte in den reichlichen (Fern)Gesprächen zwischen Wien und Kassel an, die Sache nicht zu bierernst und trocken werden zu lassen und den „Wärmecharakter“ (Beuys) nicht zu vergessen. Sigmar Groeneveld schreibt in seinem Beitrag, daß eine Festschrift eine Art langer Liebesbrief sei. Aus vielen Beiträgen scheint die ‘Herzensangelegenheit’ heraus. Das mag nicht für alle Beteiligte mit gleicher Intensität gelten. Das mit der ‘Liebe’ ist ja so eine dehbare Sache, die auch leicht aufs Wahrnehmungsvermögen schlägt. Sympathie speist sich aus ganz unterschiedlichen Quellen. Ich halte das für nicht unerheblich, aber auch nicht für so entscheidend. Ganz im freiraumplanerischen Sinne können wir die Arbeit nicht vom gegenseitigen Sich-Mögen abhängig machen oder vom Vorhandensein gleicher Marotten. Wie schrieb doch Ernst Bloch in seinen „Spuren“ sinngemäß: ‘Der erste Streit holt alles wieder auf, was vorher keinen Platz hatte in der edlen stillen Luft.’

Jahrelange Zusammenarbeit, Treffen und Veranstaltungen organisieren und ‘machen’, Debatten führen und tragen, Streite ausfechten -auch mit Sendepausen-, Kontakte pflegen und auch anmahnen, gegenseitiges Lernen, Lehren und Forschen, Teilnehmenlassen an Mut und Unmut, das sind ja wohl genug Gründe, um einen runden Geburtstag einmal zum Anlaß zu nehmen, sich zu bedanken. Und wir wissen doch alle, daß selbstgebastelte Geschenke natürlich die schönsten sind. Wir haben uns deshalb überlegt, daß ein Notizbuch, an dem Du einmal nicht wie sonst unmittelbar beteiligt bist, genau das Richtige wäre. Es ist das 40. Heft einer Reihe, die es, ebenso wie den Verein, die Praxisseminare, Stammtische und und... ohne Dich nicht gäbe.

Die Beiträge sind nicht in Rubriken unterteilt, aber etwas sortiert sind sie schon. Orte, Personen und Anlässe sind Dir wohl vertraut. Und es spiegeln sich in ihnen Deine Arbeiten und viele Deiner Talente. Wir konnten uns nicht verkneifen, Dich bei dieser Gelegenheit auch mit Deinen Zeichnungen und Bildern zu überraschen. Deine Seidenmalereien, Färbereien und Lackprofile sind uns zwar lieb, waren uns dann aber doch für einen Druck zu teuer. Was wohl ganz in Deinem Sinne als Geschäftsführer ist. Dazu bleibt noch anzumerken, daß an diesem Heft natürlich ganz Viele mit auch unsichtbaren Beiträgen beteiligt waren. Einige haben speziell für dieses Heft anstelle oder zusätzlich zu ihren Beiträgen einen handwerklichen und finanziellen Beitrag geleistet. Auch unserem Drucker soll hier für sein freundliches Entgegenkommen gedankt sein. Die ‘Bandenwerbung’ am Schluß des Heftes soll jedoch keine ständige Einrichtung der Notizbücher werden.

Lieber Kiwi, Dir und Inge Meta wünschen wir gute Gesundheit und ich mir auch weiterhin rege Debatten. Wir sehen uns spätestens am 22. Juni zum 1.Sommerfest der AG Freiraum und Vegetation' in Kassel in der HbK.

Mit den besten Grüßen und Glückwünschen

*Dein Helmut*

(Helmut Böse-Vetter, Red.)



<b>Kleine Galerie: Bilder und Zeichnungen von Karl Heinrich Hülbusch</b>	153
<b>Mario Haag: Von Parzellen und ihren Reihungen - z.B. Schwanberg</b>	161
<b>Helmut Böse-Vetter: Von der Reihe zum Rand</b>	189
<b>Henrike Mölleken: Budenzauber im Ruhrpott</b>	202
<b>Bernd Schürmeyer: Kurzer Kommentar zum Kasseler Klüngel.</b>	211
<b>Petra Arndt: Die Inszenierung von „Gemeinschaft“ am Beispiel einer „ökologischen Siedlung“</b>	219
<b>Käthe Protze: Der Zement der Gleichheit. Das Geschlecht als Legitimation für Konformität - Überlegungen zum 'frauenspezifischen Entwurf'.</b>	230
<b>Veronika Bennholdt-Thomsen: Vom hartnäckigen Fortbestehen eines kleinen Bauernhofes. oder Ein Dickkopf kommt selten allein.</b>	244
<b>aus: Joseph Bergmann: Die metallzeitliche Revolution</b>	254
<b>Christine Anna Vetter: Heidewirtschaft am Beispiel des Heidebauernhofs Möhr</b>	257
<b>Michael Machatschek: Die Tagesreise. Zur Weideorganisation und zum Hirten auf Alpweiden.</b>	268
<b>Petra Arndt, Käthe Protze, Christoph Theiling: Der Hasi-Pferch</b>	295
<b>Jürgen Stolzenburg: Über die Apostolik des Grünspans</b>	297
<b>Bernd Sauerwein: Vegetationskundige Beobachtungen in Bordeaux.</b>	311
<b>Eberhard-Johannes Klauck: Moorbirken- und Schwarzerlenforste auf nassen Standorten im Hunsrück.</b>	339
<b>Veranstaltungen der AG Freiraum und Vegetation: * Kompaktseminare , * PlanerInnenseminare, * Stammtische</b>	391
<b>Jürgen Knittel: Klack - Eine Spurensicherung in Bildern</b>	404
<b>Karl Heinrich Hülbusch: (1995) Vegetationskundige Spaziergänge</b>	417
<b>Autoren und Autorinnen</b>	422
<b>Verzeichnis der erschienenen Notizbücher</b>	426
<b>Anzeigen</b>	427

## „Landschaftsbauer zerstören die Landschaft“

### Diplom-Gärtner Professor Karl Heinrich Hülbusch zum Konzept Bundesgartenschau

Er kann recht herhaft lachen, der Professor, an unerwarteter Stelle noch dazu. Etwa, wenn ihm jemand ganz förmlich „einen Lehrstuhl“ der Gesamthochschule Kassel unterschieben will. „*Dozent bin ich und einen Stuhl gibt's da auch*“, sagt Karl Heinrich Hülbusch dann. Das will auf den ersten, vorurteilsvollen Blick gar nicht recht passen zu dem kräftigen Mann mit der gesunden Gesichtsfarbe, der die Ärmel seines derben Hemds wirklich aufgekrempelt hat. Die Vermutung, daß da einer unter freiem Himmel auch zupacken kann, würde Hülbusch wohl lediglich mit einem Achselzucken kommentieren - schließlich ist der Hochschullehrer Diplom-Gärtner, freilich einer der besondern Art.

Was den 52jährigen wiederum innerhalb seines Berufsstandes heraushebt, erschließt sich im Gespräch recht schnell, schon nach einem zweiten Lachen. „*Wenn man's kennt, kennt man's nicht wieder*“, sagt Hülbusch wie als Motto auf die Frage, was sich denn im Niddatal verändert hat, durch den Umbau für die Bundesgartenschau und den dauerhaften „Volkspark“. Und zählt Vermißtes auf: Gehölze, Wege, Wegänder, die aufgelassenen „wildert“ Kleingärten etwa. „*Die Patina der Niddaaue ist einfach verschwunden*“ und an die Stelle des natürlich und gesellschaftlich Gewachsenen trat in Hülbuschs Augen „*eine Inszenierung für acht Millionen Besucher*“ - eben eine Arbeit der Landschaftsgärtner.

Daß man dabei auch einen „Indianer-Club“ und einen Schäferhunde-Verein vertrieb, ist für den Wissenschaftler geradezu Beleg für seine These vom sozialen Eingriff. Die „Indianer“ mit ihren Ponies, die anderen Vereine, „*das waren soziale Anlässe, um überhaupt ins Niddatal zu gehen, mit Leuten zu schwätzen, jemanden zu treffen*“. An ihre Stelle hat man laut Hülbusch das „*identische Prinzip*“ der Gartenschauen treten lassen, nach einem großen „*Flurbereinigungsverfahren*“, dessen Ergebnis „*immer gleich*“ sei. Zum Beispiel: Viel zu breite Wege, die den Menschen zugleich ein einheitliches Organisationsprinzip aufzwingen. Vorher hätten sich über Jahrzehnte alle Menschen unterschiedliche Passagen im Tal geschaffen, „*die Halbwüchsigen anders als die Omas*“. Heute habe man „*irgendwelche Pflanzungen*“ alleine angelegt, „*damit man drumherum gehen muß*“.

Thesen dieser Art machen den Hochschullehrer für Landschaftsplanung schon seit vielen Jahren zum Objekt wütender Angriffe aus dem Berufsstand. Schon 1981 hatte Hülbusch im Auftrag der FDP-nahen Karl-Hermann-Flach-Stiftung ein vernichtendes Gegengutachten zu den Gartenschau-Plänen des Frankfurter CDU-Magistrats formuliert. Ein Frankfurter Gartenarchitekt, wohl auch in Erwartung von Aufträgen der Kommune, schrieb damals an den Professor einen Brief, in dem sich unter anderem diese Sätze finden: „*Diese positiven Aussichten zu stören, betrachten wir als berufsschädigendes Verhalten und werden entsprechend dagegen vorgehen...so warnen wir Sie jedoch hiermit letztmalig, Ihre negativen Aktivitäten gegen dieses Vorhaben weiter zu betreiben*“.

\* aus: Frankfurter Rundschau vom 26.4.1989. Nr.97. Beilage zur Bundesgartenschau Frankfurt 1989. Seite VB 7  
Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Frankfurter Rundschau -Lokalredaktion-

Die Landschaftsplaner beließen es nicht bei solchen Drohungen. Auch der hessische Kultusminister wurde seinerzeit darauf aufmerksam gemacht, daß Hülbusch „*in Lehre und Forschung tätig ist*“ und man fürchtete „*um die Ausbildung des akademischen Nachwuchses*“ - soweit Zitate aus einer Fachzeitschrift.

Die Kultusminister haben sich zum Glück bis heute nicht irritieren lassen, und über Mangel an Studenten kann der Diplom-Gärtner nicht klagen. Warum das rigide Vorgehen? Nun, die ökonomischen Motive treten recht schnell zutage: Wenn Sich die Bürger von Hülbuschs Argumenten überzeugen lassen, vor allem aber auch wichtige Auftraggeber, wie Städte und Gemeinden, dann sind Landschaftsplaner und Landschaftsarchitekten überflüssig - so zumindest, wie der Berufsstand sich heute in seiner Mehrheit selbst definiert. Der Professor läßt daran keinerlei Zweifel:

„*Landschaftsbauer leben von der Zerstörung der Landschaft - sie müssen immer etwas kaputt machen, damit sie Aufträge bekommen*“. Und an anderer Stelle sagt er zum Stand des Landschaftsarchitekten: „*So, wie er sich deklariert, sollte man ihn abschaffen - weil er falsche Arbeit macht*.“

Die Betonung liegt auf dem letzten Halbsatz. Der Planer Hülbusch ist nicht einfach angetreten, um seine Kollegen am Ende arbeitslos zu sehen. Um seine Standpunkte zu verstehen, muß man zu Umwegen bereit sein - am besten noch einmal im Frankfurter Niddatal.

„*Die Administration kann soziale Prozesse nicht verstehen, das ist für sie etwas Unordentliches*“, sagt Hülbusch. Zum Beispiel die sogenannte „*Intimität*“ in der Tal-Aue. Früher, als Bestandteil der gewachsenen, jetzt fast restlos beseitigten Landschaft, gab es hier zahlreiche Hecken, Buschgruppen, Unterholz. Der Besucher sah oft kaum weiter als bis zu nächsten „*Ecke*“ und wurde auch nicht von weiter her gesehen. All diese blickhemmende Vegetation wurde getilgt, heute ist das Tal „*durchschaubar*“. Nur dort, wo Sie es wollten, legten die Gartenschauplaner dann wieder sogenannte „*intime Nischent*“ an: „*Ich muß mich also pädagogisch bevormunden lassen*“, sagt Hülbusch.

Oder die neuen, angelegten „*Wildwiesent*“ im Tal, die der engagierte Gärtner schlicht „*eine Frechheit*“, einen „*Skandal*“ nennt. Erst hätten die Landschaftsgärtner „*Rohböden hergestellt*“, um dann fremde Konzepte überzustülpen, „*japanische Wiesen*“ zum Beispiel: „*Mit viel Mühe könnte ein Bauer hier in sechs bis acht Jahren wieder eine Wiese schaffen*“.

Hier findet sich ein Kern der Überzeugungen Hülbuschs. Nur „*bäuerliche Landwirtschaft*“ in ihrer ursprünglichen, nicht industrialisierten Form sei tatsächlich geeignet, gewachsene Natur zu konservieren. Denn ihr entscheidendes Erfolgs-Merkmal liegt im Zwang zur ökonomischen Selbstkontrolle: Der Bauer sei auf seine Produkte zum Überleben angewiesen, „*der Stadtgärtner produziert statt Produkten nur Abfall*“.

Für den Professor ist es deshalb geradezu typisch, daß die Frankfurter Bundesgartenschau und der sogenannte „*Volkspark Niddatal*“ rund 50 Hektar gewachsenes Ackerland vernichten. Das zentrale Argument der Planer, statt Äckern gebe es nun endlich öffentlich zugängliches Grün,

werde lediglich vorgeschoben: „*Im Herbst nach dem Mähen und im Winter*“ sei Ackerland sehr wohl betretbar. Und es ist „*eine soziale Erfahrung*“ solcher Freiräume, ein „*Lernprozeß* gerade für Großstadtkinder, daß man in Acker zu bestimmten Zeiten nicht reinstreifen soll.

Genau hier liegt das Ziel des Karl Heinrich Hülbusch. In einer Freiraumplanung, die eine zentrale Frage beantwortet: „*Was brauchen die Menschen, um sozial, um physisch und psychisch zu überleben?*“ Planung ist also keineswegs überflüssig.

Zum Beispiel, wenn es darum geht, den Menschen ein lebenswertes Wohnumfeld auch in der Großstadt zu verschaffen. Behutsam aber gelingt dies, wenn nicht nur die Menschen respektiert werden, sondern auch der Ort, mit seiner Geschichte, der „*Patina*“ eben.

Da schließt sich der Kreis und wir sind wieder im umgestülpten Niddatal angekommen. „*Gartenarchitekten sind Ideologen*“, sagt Hülbusch. Um ihre Arbeit zu rechtfertigen, behaupten sie als erstes, daß eine Trennung von Wohnen („als Nicht-Arbeit“) und Freizeit existiert. Um dann Parks und Landschaften bauen zu können, die nur für das freie Wochenende gedacht sind und denen man die sozialen Prozesse nicht mehr ansieht.

Jetzt hat sich der Gärtner Hülbusch fast in Wut geredet und saugt heftig an seiner Pfeife, deren Glut während des Ansturms der Worte immer aufs Neue verglimmt und mit einem Streichholz neu angefacht werden muß. Warum aber existiert immer noch das Instrument der Bundesgartenschau - nur weil das wirtschaftliche Interesse des Zentralverbandes Gartenbau es verlangt? Hülbusch ist skeptisch. „*Ich glaube nicht, daß das Ganze ein Geschäft ist*“, sagt er dann.

Eher schon gibt es politische Motive; „*Für die Oberbürgermeister ist eine Gartenschau ein Propaganda-Artikel*“. In Frankfurt habe das Ziel Gartenschau für „zehn Jahre Stadtpropaganda“ ausgereicht. In Kassel habe der Oberbürgermeister Hans Eichel noch bei der Kommunalwahl 1989 mit der Bundesgartenschau von 1981 geworben. Und vor 1981 habe Eichel intern argumentiert: „*Wir brauchen die Buga, damit wir die Kommunalwahl überstehen*“.



Nicht umsonst nenne man in Kassel den damals in der Fulda-Aue entstandenen Park nach Eichels Vornamen die „*Hänschenauge*“. Eine bittere Erkenntnis: Eine Gartenschau lenkt eben trefflich von politischen Defiziten an anderer Stelle ab. Oder dient der politischen Bemängelung von technischen Großprojekten. So wie die geplante Schau im Saarland als „*die Sahne für den Ausbau der Saar*“ (Hülbusch) gedacht ist.

Aber dann werden die Politiker ja die Bundesgartenschau immer brauchen? Der Professor Hülbusch klopft seine Pfeife aus und sagt verschmitzt: „*Ich bin mit Vergnügen Gärtner.*“

Meißner Exkursion 1992 im Rahmen der Nachbereitung zum Kompaktseminar Limberg. Foto: Christoph Theiling

## **Biographische Notizen Karl Heinrich Hülbusch**

- 21.Mai 1936 geboren in Hüls /Niederrhein  
1942-47 Grundschule, 1947-53 Gymnasium in Krefeld -Abschluß Mittlere Reife  
1953-55 Gärtnerlehre in Krefeld (Zierpflanzenbau) 1955-58 Gärtnergeselle in  
Krefeld, Neu-Ulm und bei Gärtner Pötschke in Holzbüttgen (Zierpflanzenbau,  
Staudenkulturen)  
1958-60 Studium des Erwerbsgartenbaues an der HTL für Gartenbau in Weihen-  
stephan/Freising. Abschluß als Gartenbau-Techniker für Gemüse- und  
Zierpflanzenbau.  
1960 Arbeit im Ausführungsbetrieb Landschaftsbau.  
1960-67 Studium der Landespflege an der TU Berlin und TH Hannover. Abschluß:  
Diplomgärtner. Diplomarbeit im Fach Landschaftspflege und  
Landschaftsökologie.  
1967-69 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Arbeitsstelle für Theoretische und  
Angewandte Pflanzensoziologie in Todtenmann/Rinteln bei Prof. Dr.Drs.h.c.  
R.Tüxen.  
1970-74 freiberuflicher Landschaftsplaner in Gladbeck (gemeinsam mit J.H.v.Reuß)  
und in Bremen (gemeinsam mit I.M.Hülbusch)  
1971 Gastvorlesung, Exkursionsvorbereitung und Exkursionsführung durchs  
Ruhrgebiet für Studenten der Landschaftsarchitektur der HfbK Kassel. -  
gemeinsam mit J.H. von Reuß.  
1972-74 Lehrauftrag für Landschaftsplanung/ Landschaftsökologie an der Abt.  
Architektur der FHS Dortmund.  
Seit 1974 Hochschullehrer für Landschaftsplanung an der Gesamthochschule Kassel.  
1987 Gastprofessur an der Hochschule für Bodenkultur in Wien.  
Seit 1965 verheiratet mit Inge Meta Hülbusch, 3 erwachsene Kinder.

## **Arbeiten während der Studienzeit**

- 1961 Forstpraktikum im staatlichen Forstamt Kleve  
Freiraum und landschaftsplanerische Kartierung des Gebietes der 'Neuen Stadt Birkenfeld' bei  
Ludwigshafen. -Büro Prof W. Wortmann, Hannover.  
Freiflächenkartierung /Baumkataster für die Stadt Delmenhorst. Büro Prof.W. Lendholt , Hannover.  
1962 Vegetationskundliche Grünlandkartierung im Kinzigtal zwischen Offenburg und Kehl. -  
Staatl. Versuchsanstalt für Grünlandwirtschaft und Futterbau in Aulendorf/Württ. - Dr. W. Krause.  
Vegetationskundliche und gewässerkundlich-ökologische Kartierung im Altheingebiet bei  
Rust/Oberrhinalt. ebenfalls Staatl. Vers.-Anstalt Aulendorf. - Dr.W.Krause.  
1963 Die Agrarstruktur des Landkreises Kempen-Krefeld auf Gemeindeebene. Werkvertrag beim  
Planungsamt des Landkreises Kempen-Krefeld.  
1964 Untersuchungen zur Wirtschafts- und Bevölkerungsstruktur des Erholungsgebietes  
Wildeshauser Geest. -Nieders. Landesverwaltungsamt, Dez. Naturschutz und Landschaftspflege  
- Prof. Dr. E. Preising, Hannover.  
1965 Landschafts- und freiraumplanerische Arbeiten für die Niedersächsische Landesgesellschaft -  
Prof. Dr. Schäfer, Hannover.  
1966/67 Die neue Agrargemeinde im rekultivierten Wirtschaftsraum. Mitarbeit für die Bereiche  
Freiraum- und Landschaftsplanung im Wettbewerbsteam Prof. W. Landzettel, Hannover.  
1965-67 Wettbewerbsarbeiten für kommunale Objektplanungen. Mitarbeit im  
Architekturbüro Köster-Romatzki, Bremen.  
1967 Diplomarbeit an der TU Hannover, Prof.Dr.K.Buchwald und Prof Dr. Langer.  
Titel: Landschaftsschaden - ein Phänomen der Kulturlandschaft.



23.02.1968 in Todenmann. R. Tüxen und K. H. Hülbusch

## **Arbeiten während der Zeit als Mitarbeiter bei Prof. Dr. R. Tüxen:**

1967-69 Mitarbeit an der vegetationssystematischen Neubearbeitung der 'Nordwestdeutschen Pflanzengesellschaften' für die 2.Auflage.

Weitere Arbeiten in dieser Zeit: u.a.:

- Kartierung der potentiell natürlichen Vegetation des Naturschutzgebietes 'Lüneburger Heide'. gemeinsam mit H. Böttcher.
- Kartierung der realen Vegetation der Naturschutzgebiete 'Poggenpohls Moor' u. 'Pestruper Moor'
- Kartierung der realen Vegetation des Naturlehrparks 'Haus Wildenrath' (NRW). mit K. Dierßen.
- Gutachten zum Naturschutzgebiet Huvenhoopsee und Huvenhoopsmoor im Kreis Bremervörde/Nds. -im Auftrag des Niedersächsischen Landesverwaltungsamtes, Dez. Naturschutz und Landschaftspflege. -gemeinsam mit K. Dierßen.

## **Während der freiberuflichen Zeit 1970-74 unter anderem:**

- Entwicklungsmodelle für die Neue Stadt Hattingen/ Stadtentwicklungsplanung. in Planergruppe Einsele/v.Reuß, Gladbeck (1970)
- Flächennutzungsplan für die Neue Stadt Hattingen. - in Planungskollektiv Collage Ruhr, Gladbeck (1971/72)
- Modell zur Naturparkplanung. Theoretische Grundlegung und beispielhafte Darstellung am Oberbergischen Kreis. - gemeinsam mit U. Beuter und J.H.von Reuß. i.A. des Landschaftsverbandes Rheinland (1971/72)
- Landschaftsplanerische Analyse für das Umland der Universität Dortmund. - gemeinsam mit U. Beuter und J.H. von Reuß. (1971/72)
- Entwicklungs- u. Flächennutz.plan für die Neue Stadt Detmold. Mitarb.im Büro Einsele (1971/72)
- Freiraumplanung für die Stadt Friedrichshafen. -in Planungskollektiv Collage Ruhr gemeinsam mit Büro Kilpper, Stuttgart (1971)
- Freiraum an Schulen. -gemeinsam mit I.M. Hübusch und R. Herms/ Hamburg. i.A. des Magistrats der Stadt Kiel.
- Landschaftsplan Flensburger Förde. -gemeinsam mit R. Herms, Hamburg. i.A. des Kreises Flensburg (1972)
- Gutachten zur Freiraumplanung der Universitätsstadt Bremen. -gemeinsam mit J.Koch/Berlin und H.Kreikenbaum/Bremen. i.A. des Senators für das Bauwesen des landes Bremen (1972/73)
- Freiraum- und landschaftsplanerischer Beitrag zum Flächennutzungsplan der Stadt Osnabrück. -gemeinsam mit H. Bäuerle. i.A. des Büros M.Einsele/Gladbeck. (1973)
- Freiraumplanung für die Stadt Oldenburg. -gemeinsam mit H.Bäuerle/ Bremen. i.A. der GfL-Bremen (1973)
- Landschaftsplan Elbedeich Rönne-Haue. -gemeinsam mit I.M. Hübusch. i.A. des Wasserwirtschaftsamtes Lüneburg (1973/74)
- Abbau- und Rekultivierungsplanung von Kleinentnahmestellen. -gemeinsam mit I.M. Hübusch. i.A. des Wasserwirtschaftsamtes Lüneburg. (1974)
- Landschaftsrahmenplan zum Ausbau des Wümme-Südarms . - gemeinsam mit H. Kreikenbaum. i.A. des Wasserwirtschaftsamtes Verden. (1974)
- Analyse und planerische Interpretation der potentiell natürlichen Vegetation der Agrargebiete und der realen Vegetation des Stadtgebietes von Paderborn. -Beitrag zur 'Grünplanung Paderborn' im Auftrag des Büros H. Watter/Pforzheim. (1972/73)
- Vegetationskundliches Gutachten zur Begrünung von Spülstandflächen auf dem Betriebsgelände von Kaffee-Jacobs. -i.A. des Büros Team-Grün-Plan, Bremen.

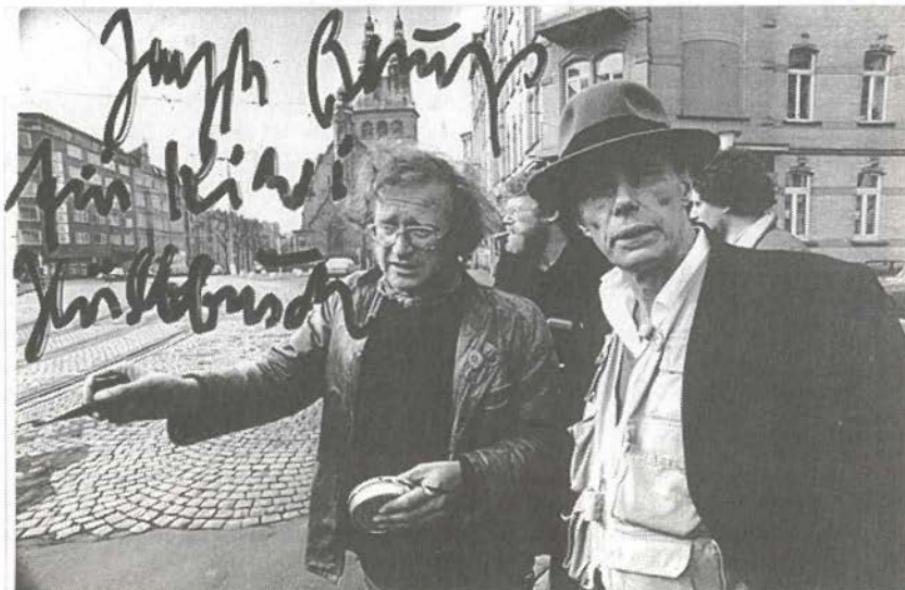


1962 Oberrheintal Gewässerkartierung  
Albrecht Krause, Christoph Gewecke,  
K. H. Hülbusch (v. v. n. h.)



1976 Kartierung in Schleswig  
Foto: Heidbert Bäuerle

1982 Joseph Beuys und Karl Heinrich Hülbusch. Foto: Dieter Schwerde



## **Arbeiten nach 1974 im Lehr-Lernzusammenhang Kleine Auswahl:**

- 1975 Industrie - Fortschritt auf dem Land? - gemeinsam mit D. Lecke. - Seminar mit Pfarrern des Dekanats Fritzlar der Evang. Kirche von Kurhessen-Waldeck.
- 1975/76 Was und warum könnten Kirche und Pfarrer mit Planung als Instrument der Veränderung unserer Wohn- und Lebensbedingungen zu tun haben? - gemeinsam mit D. Lecke. - 3 Seminare und 1 Exkursion mit Pfarrern des Dekanats Kassel-Land der Evang. Landeskirche von Kurhessen-Waldeck.
- 1975/78 Was man auf dem Land sehen kann. - Die Lesbarkeit dörflicher Bau- und Nutzungsstrukturen. - Lokale Wirklichkeit und touristische Wahrnehmungen. - Wie beschreibt man und wie lernt man einen Arbeitsplatz im ländlichen Raum zu begreifen und ernst zu nehmen?  
- u. a. Wochenendseminare - gemeinsam mit D. Lecke und W. Chr. Jung - im Projekt 'Bildungsarbeit in der Provinz' des Landesjugendpfarramtes der Evang. Kirche von Kurhessen-Waldeck.
- 1976/77 BGS Gutachten Kassel / Projektarbeit  
1976/77 Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig, i. A. der Stadt Schleswig. K. H. Hülbusch, Bäuerle und Frank Hesse, D. Kienast. Arbeiten aus dem Forschungsvorhaben „Die spontane Vegetation der Stadt“.
- 1978 Für was ist Umweltschutz eigentlich gut? oder: wird das Gleichgewicht der Natur durch Atomindustrieanlagen gestört?! VHS Göttingen.  
- Zeichen und Folgen der Veränderung des städtischen Lebensraumes 'Stadt' am Beispiel von Hofgeismar. - Exkursion des Predigerseminars der Evang. Landeskirche von Kurhessen-Waldeck/Hofgeismar.
- 1979 Berater : Berlin-Steglitz. Planergemeinschaft Dubach-Kohlbrenner Berlin. Vorschläge zur Verbesserung der Versorgung mit öffentlichen Freiräumen in Steglitz i. A. Bezirksamt Steglitz.
- 1979 1. Planerseminar in Kassel
- 1980/81 Gutachten Panzerübungsgelände Lüneburger Heide zus.mit Planungsgr. Stadt u. Land Kassel
- 1981 Begründung der Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation am Fb 13 der GhK.
- 1981 Tagung Darmstadt „Freiheit Macht Stadt“
- 1981 Unkrautkarten GHK + seitdem Betreuung ,Pflege und Versuchsfächen zur spontanen Vegetation, Substraten und Ansaaten des GHK-Geländes bis 1995
- 1981 Gutachten zur geplanten Bundesgartenschau Frankfurt/M 1989. mit H.Böse, U.Haas-Kirchner, I.M. Hülbusch. Im Auftrag der K.H.Flach Stiftung.
- 1983 Botanischer Garten Kassel . Versuchsfächen
- 1983 G. Heinemann, (Team für Plan), K. H. Hülbusch u. P. Kuttelwascher (AG F + V). Eine vegetationskundliche Untersuchung zur Landschafts- und Naturschutzplanung im Leher Feld am nördl. Stadtrand Bremens. I. A. Senat für Gesundheit und Umweltschutz der Hansestadt Bremen.
- 1982 Joseph Beuys: Aktion 7000 Eichen: -Beginn bis 1987: Beratung der handwerklichen und planerischen Durchführung
- 1983/84 Pflege ohne Hacke + Herbizid: Projektarbeit AG F + V in Zusammenarbeit mit Gartenamt der Stadt Kassel.
- 1985 1. Notizbuch / Begründung regelmäßiger Stammtische der AG Freiraum und Vegetation
- 1987 Gründung des gemeinnützigen Vereins „AG Freiraum + Vegetation“. Seitdem K. H. Hülbusch Geschäftsführer.
- 1990/91 Untersuchung und Objektplanung Quartier „Brommiplatz in Bremen“ zusammen mit Collage Nord-H. Bäuerle
- 1993 Mitarbeit beim: Gutachten, „Möglichkeiten der Verwendung des Niederschlagswassers in der Stadt. i.A. der Freien und Hansestadt Bremen, Senator für Umweltschutz und Stadtentwicklung. Auftragnehmer: Collage Nord, H.Bäuerle, Bremen.

# Verzeichnis der Schriften von Karl Heinrich Hülbusch<sup>1</sup>

1967

Hülbusch, K.H. -1967 - Landschaftsschaden - Ein Phänomen der Kulturlandschaft.  
Diplomarbeit am Institut für Landespflege und Naturschutz der TH Hannover. Msgr.-Druck. 87 Seiten. Hannover.

1968

Hülbusch, K. H., Tüxen, R. - 1968 - *Corydalis claviculata Epilobium angustifolium*-Assoziation.  
Mitteilungen der floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft. NF 13: 224.  
Todenmann.

1969

Hülbusch, K. H. - 1969 - *Rumex obtusfolius* in einer neuen Flutrasen-Gesellschaft an  
Flußufern Nordwest- und Westdeutschlands. Mitt. flor.-soz. Arb. gem. NF 14: 169-178.  
Todenmann.

Hülbusch, K.H., Tüxen,R. -1969 - Bibliographia phytosociologica: Synsystematica. -  
Bolboschoenetea maritimi. Msgr.-Druck. Todenmann.

Hülbusch, K. H. - 1970 - Die Flohsegge (*Carex pulicaris L.*) in einem Kalk-Kleinseggenried bei  
Eisbergen/Wesertal. Natur und Heimat 30: 105-110. Münster/Westf.

1971

Beuter,J., Dornberg,D., Hülbusch,K.H., Kulbrock,M., Rommelspacher,T. -1971 -  
Stadterneuerung Unna - Eulenstrasse. -Arbeitsbericht .. Msgr.-Druck. Gladbeck.

Hülbusch, K. H., Reuß, J. H. von - 1971 - Freiraumplanung für die Universität Bremen /  
Vortrag zum 'Expertenhearing'. Msgr.-Druck. Bremen.

Hülbusch, K. H., Reuß, J. H. von - 1971 - Zur Verschönerung.... Aktueller Rückblick auf den  
Wettbewerb Herzogenried/Mannheim. Bauwelt 62 (23): 973-975. Gütersloh/Berlin.

Tüxen R., Hülbusch, K.H. - 1971 - Bolboschoenetea maritimi. Fragment. Flor. et Geobot. 17  
(3): 391-407. Warschau.

1972

Beuter, U., Hülbusch, K.H., Reuß, J. H. von - 1972 - Modell zur Naturparkplanung.  
Theoretische Grundlegung und beispielhafte Darstellung am oberbergischen Kreis.  
Msgr.-Druck. Gladbeck.

Herms, R., Hülbusch, K. H. -1972 - Landschaftsplan Flensburger Förde. Msgr.-Druck.  
Hamburg

Hülbusch, K. H. - 1972 - Schutzwürdige Vegetation und ihre Erhaltung im Ruhrgebiet. Referat  
Symp. der int. Vereinigung f. Vegetationskunde 1972. Msgr.-Druck. Rinteln/Weser.

1973

Dierschke, H., Hülbusch, K. H., Tüxen, R. - 1973 - Eschen-Erlen-Quellwälder am Südweststrand  
der Bückeberge bei Bad Eilsen, zugleich ein Beitrag zur örtlichen  
pflanzensoziologischen Arbeitsweise. In: Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 15/16:153-164.  
Todenmann/Göttingen.

Hülbusch, K. H. - 1973 - Eine Trittrasengesellschaft auf nordwestdeutschen Sandwegen. In:  
Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 15/16: 47-55. Todenmann/Göttingen.

Hülbusch, K. H. - 1973 - Polygono-Coronopion-Gesellschaften aus dem Ruhrgebiet. Mitt. flor.-  
soz. Arbeitsgem. NF 15/16: 47: 55. Todenmann/Göttingen.

Hülbusch, K. H. -1973 - Beitrag zur Soziologie der Filipendulion-Gesellschaften. Mitt.flor.-soz.  
Arbeitsgem. NF 15/16: 45-46 u. 1 Tab. Todenmann/Göttingen.

Hülbusch, K. H. - 1973 - Analyse und planerische Interpretation der potentiell natürlichen  
Vegetation der Agrargebiete und der realen Vegetation des Stadtgebietes von  
Paderborn. Für Büro H. Watter, Pforzheim. Msgr.-Druck. Pforzheim.

Hülbusch, K. H., Koch, J., Kreikenbaum, H., Seiberth,H. - 1973 - Gutachten zur  
Freiraumplanung der Universität Bremen. Msgr.-Druck. Bremen.

<sup>1</sup> zusammengestellt von Helmut Böse-Vetter und Bernd Sauerwein

## 1974

- Bäuerle, H., Hülbusch, K. H. (bearbeitet für GfL Bremen) - 1974 - Stadtentwicklung Oldenburg. Entwicklungsplan für Erholungs- und Freiflächen. -Grünflächenplan-. Mskr.-Druck. Bremen.
- Hülbusch, K. H. - 1974 - *Scleranthus polycarpos* in Nordwestdeutschland. Abh. naturwiss. Verein Bremen 38 (7): 97-121. Bremen.
- Hülbusch, K. H. - 1974 - Vegetationstransekten in Siedlungsgebieten und ihre Auswertung für die Stadt-/ Landschaftsplanung: Referat Sympos. inter. Vereinigung f. Vegetationskunde 1974. Mskr.-Druck. Rinteln/Weser.

## 1975

- Bäuerle, H., Hülbusch, K. H., Lepere, L., Maylahn, L., Orf, G., Sparla, P. - 1975 - Freiraumrahmenplan für die Seestadt Bremerhaven -Grünflächenplan-. Mskr.-Druck. Bremen.
- Hülbusch, K. H., Lecke, D. - 1975 - Industrie - Fortschritt auf dem Land? Gedanken zur Gemeindearbeit im ländlichen Raum. Mskr.-Druck. Kassel.

## 1976

- Autorenkollektiv - 1976 - Gutachten zur Bundesgartenschau Kassel 1981. Schriftenreihe der OE 06 Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. 01.007. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1976 - Der Wüste Westen - Zum Umgang mit der Geschichte. In: Der Monolith - Zeitung der OE 06 Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung der GHK. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1976 - Vegetationssystematik als vorgeleistete Arbeit. Mskr.-Druck. Kassel (Abdruck redigierte Fassung siehe 1994).
- Hülbusch, K. H., Sollmann, A. - 1976 - Ungereimtheiten beim Wettbewerb BGS 1981 Kassel. Garten und Landschaft 86 (6): 336. München.

## 1977

- Böse, H., Hülbusch, K. H., Knittel, J. - 1977 - Die Bundesgartenschau - Alternative Perspektiven zur Aktualisierung eines traditionellen Spektakels. Prisma - Zeitschrift der GhK. Nr. 15: 22-27. Kassel.
- Burckhardt, L., Cüppers, A., Hülbusch, K. H. - 1977 - Architektur, Stadt- und Landsch. plg. Kritische Festschrift zur 200 Jahrfeier der Kasseler Kunsthochschule: 52-53. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1977 - 21. Symposium der Internationalen Vereinigung für Vegetationskunde. Garten und Landschaft 87 (6): 344. München.
- Hülbusch, K. H. - 1977 - Planning als instrument om processen van waardevermindering te forceren big de ontwikkeling van het platteland. Verslag Kongres: landbouw en wetenschap 1977: 78-91. Wageningen.
- Hülbusch, K. H. - 1977 - *Corisperum leptopterum* in Bremen. Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. NF. 19/20: 73-81. Todenmann/Göttingen.
- Hülbusch, K. H., Kienast, D. - 1977 - Beiträge zur ruderalen Flora und Vegetation Kassels. Hess. flor. Briefe 26 (1): 12-14. Darmstadt.
- Hülbusch, K. H., Jung, W. C., Lecke, D. - 1977 - Alle reden vom Land und keiner weiß, wo die Milch herkommt. Ein Seminarbericht. In: Sozialmagazin 2 (10). Weinheim.
- Hülbusch, K. H., Lecke, D. - 1977 - Industrie: Fortschritt auf dem Land? Eine Problem skizze zur provinziellen Gemeinwesenarbeit. In Pädex 1 (9): 26-29. Frankfurt/M.
- Hülbusch, I. M., Hülbusch, K. H. - 1977 - Vorwort und Nachwort zu: J. Schritt: Bauern gegen Atomanlagen oder: wi wüllt den Schiet nich hebben. Offenbach

## 1978

- Hülbusch, K. H. - 1978 - Unterm Kirchturm. In: Hess. Jugend 30 (6): 5. Wiesbaden.
- Hülbusch, K. H. - 1978 - Pflanzen von denen in der mitteleuropäischen Literatur selten oder gar keine Abbildungen zu finden sind. Folge VII. *Cerastium dichotomum* in der Großgemeinde Hessisch Lichtenau, Ortsteil Friedrichsbrück. In: Göttinger Flor. Rundbriefe 12 (2): 66-67. Göttingen.
- Hülbusch, K. H. - 1978 - Kartierung der Vegetation in Siedlungsgebieten. Tüxen, R. (Hrg.) Assoziationskomplexe. Ber. d. intern. Symposiums d. intern. Verein. f. Vegetationskunde: 321-327. Diskussion des Beitrags: 345-362. Vaduz.

- Hüibusch, K. H. - 1978 - Die Stadt als Landschaft oder: was wächst denn so von selber? Werk und Zeit, 2: 30-38. Darmstadt.
- 1979**
- Böse, H., Hüibusch, K. H., Kirchberg, H., Knittel, J., Kohlbrenner U., Tschepe, C. - 1979 - Freiflächenkonzept für Berlin-Steglitz (Büro Dubach & Kohlbrenner) Mskr.-Druck. Berlin.
- Hüibusch, K.H., Tüxen, R. -1979- *Chenopodio polyspermi-Corrigioletum litoralis* (Malcuit 1929)
- Hüibusch et R.Tüxen 1978 und *Spergulario echinospermae-Corrigioletum titoralis* (Passarge 1964) Hüibusch et R.Tüxen 1978. in: Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands (2.Lfg.): 103-113. Vaduz.
- Hüibusch, K. H. - 1979 - *Campanula trachelium-Saumgesellschaften*. Doc. phytosoc. NS 4: 451-462. Lille.
- Hüibusch, K. H. - 1979 - *Synusiale Sigma-Gesellschaften*. Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 21: 49-53. Göttingen.
- Hüibusch, K.H. -1979- Vegetationsentwicklung einjähriger Trittrasen - Beobachtungen zum jahreszeitlichen Entwicklungszyklus. Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 21: 55-57. Göttingen.
- Hüibusch, K. H. - 1979 - Beiträge zur ruderale Flora und Vegetation Kassels. Hess. flor. Briefe 28 (2): 30-35. Darmstadt.
- Hüibusch, K.H. -1979- Bericht zur Betreuung der Berufspraktischen Studien I im SS 1977. In: Erfahrungen mit dem Modell der Berufspraktischen Studien an der GhK in dem integrierten Studiengang Architektur und Stadtplanung, Landschaftsplanung 1979. Veröffentlichungen der Arbeitsgruppe des Modellversuchs Teilprojekt 1: Architektur, Stadtplanung, Landschaftsplanung Nr. 28. Seite 217-252. Kassel.
- Hüibusch, K. H., Bäuerle, H., Hesse, F., Kienast, D. - 1979 - Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Urbs et Regio. 11. Kassel.
- Hüibusch, K. H., Kreikenbaum, H. -1979- Maßnahmen zur Pflege und Entwicklung des Weyerbergs/ Worpswede. Untersuchung für die Stiftung Worpswede. Mskr.-Druck. Bremen.
- Hüibusch, K. H., Kuhbier, H. - 1979 - Zur Soziologie von *Cenecio inaequidens* DC. Abh. naturwiss. Verein Bremen 39: 47-54. Bremen.
- 1980**
- Böse, H., Hüibusch, K.H., Knittel, J. - 1980 - Der grüne Riese. Bundesgartenschau Kassel 1981. Tageszeitung (TAZ) vom 5.7.1980: 6. Berlin.  
und: Statzzeitung 60: 26-28. Kassel.
- Böse, H./ Hüibusch, K. H. - 1980 - Cotoneaster und Pflaster. Pflanzen und Vegetation als Gestaltungsmittel. Deutsche Bauzeitung. Heft 7: 14-17. Stuttgart.
- Hüibusch, K. H. - 1980 - Durch Pflege zerstört. Die Kasseler Karlsaue vor der Bundesgartenschau. Deutsche Bauzeitung. Heft 7: 11-13. Stuttgart.
- Hüibusch, K. H. - 1980 - Pflanzengesellschaften in Osnabrück. Mitt. flor-soz. Arbeitsgem. NF 22: 51-75. Göttingen.
- Hüibusch, K. H. - 1980 - Stadtgrün ohne Stadtgärtner. Baseler Magazin. 15: 7. Basel.
- Hüibusch, I. M., Hüibusch, K. H. - 1980 - Aus- und Einsperrungen oder: Von der Unmöglichkeit Stadt- Landschaftsökologie zu treiben. Bauwelt 7: 256-261. Gütersloh/Berlin
- Hüibusch, I. M., Hüibusch, K. H. - 1980 - Bleibelastung bei Kindern und Verbreitung einer *Cardaminopsis halleri*-Gesellschaft in Nordenham/Unterweser. Tüxen, R. (Hrg.): Epharmonie. Ber. d. int. Sympos. d. intern. Vereinigung f. Vegetationskunde: 275-299. Vaduz.
- 1981**
- Böse, H., Haas-Kirchner, U., Hüibusch,I.M., Hüibusch, K. H. - 1981 - Untersuchung zur Bundesgartenschau Frankfurt/M. 1989. Selbstverlag. Kassel.
- Hüibusch, K. H. - 1981 - Die Stadtvegetation von Paderborn. Mskr.-Druck. Kassel.
- Hüibusch, K. H. - 1981 - Das wilde Grün der Städte. Andritzky/Spitzer (Hrg.) Grün in der Stadt: 191-201. Reinbek bei Hamburg.

- Hüibusch, K. H. - 1981 - Freiraum und Ökologie - Konsequenzen für die Pflanzenverwendung (Vegetationsanwendung). Vortrag zum „Tag der Landschaft“ am 23.6.1981 in Kassel. Mskr.-Druck. Kassel
- Hüibusch, K. H. - 1981 - Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. Andritzky/Spitzer (Hrg.) Grün in der Stadt: 320-330. Reinbek bei Hamburg.
- Hüibusch, K. H. - 1981 - Stadtgrün ohne Stadtgärtner? oder: Ordnung muß sein. Fachgr.-Stadt TH Darmstadt (HG): Freiheit Macht Stadt: 65-70. Darmstadt.
- Hüibusch, K. H. - 1981 - ..... aber eine schöne Landschaft! Bilder von der hessischen Märchenstraße. Deutsche Bauzeitung 115 (6): 38-39. Stuttgart.
- Hüibusch, K. H., Hüibusch, I. M., Krützfeldt, A. - 1981 - Cardaminopsis halleri-Gesellschaften im Harz. Tüxen, R. (Hrg.): Syntaxonomie. Ber. d. int. Vereinig. f. Vegetationskunde: 343-361. Vaduz.
- 1982**
- Hüibusch, K. H. - 1982 - Spuren sichern. Anmerkungen zu den „Spurensicherungen“. Kirche im ländlichen Raum 33 (4): 134-135. Altenkirchen.
- Hüibusch, K. H., Knittel, J., Pietsch, H., Schekahn, A. - 1982 - Pflanzengesellschaften der Gemarkung Riede (Ermstal, Nordhessen) unter besonderer Berücksichtigung des Grünlandes und der Trockenrasen. Philippa 5 (1): 49-72. Kassel.
- 1983**
- Hüibusch, K. H., Hüibusch I. M. - 1983 - Reihenhaus und Freiraum. Deutsche Bauzeitung 2: 20-23. Stuttgart.
- Hüibusch, K. H. - 1983 - Wo steht der Naturschutz in Theorie, Forschung und Praxis? ABN (Hrg.) Naturschutz und Landschaftspflege zwischen Gestalten und Erhalten. Jahrbuch Naturschutz und Landschaftspflege 33: 166-176. Bonn.
- Hüibusch, K. H. - 1983 - Landschaftsökologie in der Stadt. ABN (Hrg.) Naturschutz und Landschaftspflege zwischen Erhalten und Gestalten. Jahrbuch Naturschutz und Landschaftspflege 33: 38-61. Bonn.
- 1984**
- Grundler, H., Hüibusch, K. H., et al - 1984/90 - Pflege ohne Hacke und Herbizid. Arb. ber. d. FB 13 der GhK. Heft 52, Kassel.  
und -1990 - Notizbuch 17 der Kasseler Schule. Kassel 1990.
- Hüibusch, I. M./ Hüibusch, K. H. - 1984 - Zum sogenannten „Naturgartenurteil von Darmstadt“ Recht auf Freiraum. In: Über-Planung. Schriftenr. des FB 13 der GhK Heft 8. Kassel.
- Hüibusch, K. H. - 1984 - Pflanzensoziologische Arbeiten zur Stadtvegetation. Das Gartenamt, 33 (3): 187 f. Hannover/Berlin.
- Hüibusch, K. H./ Scholz, N. - 1984 - Joseph Beuys 7000 Eichen zur documenta 7 in Kassel: „Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung“. Kassel.
- 1985**
- Hüibusch,K.H., Pniewski,B. -1985 - Grünlandgesellschaften in Halver (Altenkirchen). Mschr.-Druck, Kassel.
- Hüibusch, K. H., Hoffmann,D. - 1985 - Landschaftsökologie nach Kasseler Art. GhK-Studenten luden Wiener Kommilitonen ein. In: GhK-Publik 11:3. Kassel.
- Ilex, H. L. - 1985 - Ein Kommentar. Gesetzentwurf der Grünen. Arch +, 3: 16. Aachen.
- 1986**
- Auerswald, B., Bartung, L., Hüibusch, K. H., Müller, H. U. - 1986 - Der gärtnerische Einsatz der Spontanvegetation. Notizbuch der Kasseler Schule 2: 5-49. Kassel.
- Heinemann, G., Hüibusch, K. H., Kuttelwascher, P. - 1986 - Die Pflanzengesellschaften des „Leher Feldes“ im Hollerland. Gutachten im Auftrag des Senators für Gesundheit und Umweltschutz der Hansestadt Bremen. Urbs et Regio. 40. Kassel.
- Hüibusch, K. H. - 1986 - Sherardia arvensis in Scherweiden. Hess. flor. Briefe 35 (3): 45-48. Darmstadt.
- Hüibusch, K. H. - 1986 - Hochschulbau auf neuen Wegen. Blendwerk. Bauwelt, 6/7: 218. Berlin/Gütersloh.

- Hübusch, K. H. - 1986 - Eine pflanzensoziologische „Spurensicherung“ zur Geschichte eines Stücks Landschaft - Grünlandgesellschaften in La Fontenelle/Vogesen - Indikatoren des Verlaufs der Agrarproduktion. *Landschaft und Stadt* 18 (2): 60-72. Stuttgart.
- Hübusch, K. H. - 1986 - Einführende Thesen zur Freiraumplanung und zur Rolle der Vegetationskunde in der Freiraumplanung. Mschr.-Druck. Kassel.
- Hübusch, K. H. - 1986 - Wirkung des Salzstreuns auf die Vegetation von Fußwegen und Fußwegrändern in Kassel. *Puccinellia distans*-Gesellschaften. Notizbuch der Kasseler Schule 2: 149-157. Kassel.
- Hübusch, K. H. - 1986 - *Listera ovata* auf dem Mittelstreifen einer Stadtstraße. Notizbuch der Kasseler Schule 2: 167-169, Kassel.
- Hübusch, K. H. - 1986 - Notizbuch der Kasseler Schule - Programmatische Anmerkungen. Notizbuch der Kasseler Schule 2: 158-163. Kassel.
- Hübusch, K. H., Müller, H. U. - 1986 - 'Dach-Gärten' - Eine Auswahl und Ansaat einer Dachfläche mit Arten der spontanen Vegetation. Notizb. d. Kass. Schule 2: 78-110. Kassel.
- Hübusch, K. H., Fahrmeier, P., Sauerwein, B. - 1986 - Die spontane Vegetation im Mosaik-pflasterverband der Straße 'Am Weinberg'. Untersuchung des Bestandes (1984/85) und Bewertung der Sukzession bzw. der Entwicklungstendenzen. Notizbuch der Kasseler Schule Heft 2: 111-129. Kassel.
- Ilex, H.L. - 1986 - Verpackungskunst der Landwirtschaft. Arch+ 86: 11. Aachen
- 1987**
- Hübusch, K. H. - 1987 - Nachhaltige Grünlandnutzung statt Umbruch und Neueinsaat. Arbeitsgem. bäuerl. Landwirtschaft (HG): Naturschutz durch staatliche Pflege oder bäuerliche Landwirtschaft: 93-125. Rheda-Wiedenbrück.
- Hübusch, K. H. - 1987 - Von der Agrarkultur zum reproduktiven Kontext vegetationskundlicher Beobachtung. Mschr.-Druck. Kassel.
- Hübusch, K. H. - 1987 - Die wichtigsten Regeln beim „Krautern mit Unkraut“. Das Gartenamt 36: 372. Hannover/Berlin.
- Hübusch, K. H. - 1987 - Vorwort. Notizb.der Kass.Schule „Sammeln und Säen“ 3: 3-4. Kassel.
- Hübusch, K. H. - 1987 - „7000 Eicherl“ und ein Tag. Groener/Kandler (HG): „7000 Eicherl“ - Joseph Beuys: 83-102. Kassel.
- Hübusch, K. H. - 1987 - Der Park - Vandalenfest und pflegeleicht? *Garten und Landschaft* 97 (2): 5-7. München.
- Hübusch, K. H. - 1987 - ...schöne Grüße aus Worpsswede... *Garten u. Landschaft* 97 (2): 24-27. München.
- Hübusch, K. H. - 1987 - Landschafts- und Freiraumplanung. Was in der Praxis bleibt. Erfahrungsaustausch von Ehemaligen. GhK-Publik vom 15.04.1987. Kassel.
- 1988**
- Hard, G., Hübusch, K. H. - 1988 - Achtung Kataloggrün. der gemeinderat. 10: Schwäb.Hall.
- Hübusch, K. H. - 1988 - Nicht nur die Natur ist kaputt durch Zählen. Groeneveld (Hrg.): Grün kaputt - warum? : 51-56. Kassel.
- Hübusch, K. H. - 1988 - Graue Literatur mitten in der Nordstadt. Rundgang 11: Nordstadt. Simmen,R.(Hrg.): Kassel zu Fuß. Hamburg.
- Hübusch, K.H. - 1988 - Disziplingeschichte ? Notizbuch der Kasseler Schule 6: 7-10. Kassel.
- Hübusch, K.H. - 1988 - Zu diesem Notizbuch. Notizbuch der Kassler Schule 7: 5. Kassel.
- Hübusch, K. H., Knittel, J., Wegmann, A. - 1988 - Untersuchung zum 'Umgang mit Wildwuchs in öffentlichen Verkehrsflächen' oder: Pflege und Unterhaltung vegetationsfähiger Straßenfreiräume. Gutachten i.A. des Stadtreinigungsamtes Kassel. Mschr.-Druck. Kassel.
- Hübusch, K. H., Petzinger, R. - 1988 - Fertige Unwege und unfertige Wege. Notizbuch der Kasseler Schule „Der Praxisschock“ 9: 1-3. Kassel.
- Hübusch, K.H., Uphoff, M. -1988- Gesundheit und Fruchtbarkeit des Rindes in Abhängigkeit vom Grünfutter. Mschr.-Druck, Kassel.
- 1989**
- Böse-Vetter, H., Hübusch, K. H. - 1989 - Revision der Visionen. Von silbernen Äxten und groben Klötzen. Damian/Ormond (HG): Natur im Griff: 85-110. Frankfurt/M.

- Böse-Vetter, H., Hülbusch, K. H. - 1989 - Vom Vehikel zur Bruchlandung. Kritik an der Bundesgartenschau in Frankfurt. Der Gartenbau -L`Horticulture Suisse, 45: 2167-2172. Solothurn.
- Hülbusch, K.H. -1989 - Futterqualität und Tiergesundheit, oder: Das Grünland im Lichte des „Lehrbuchs der biologischen Heilmittel“ (Madaus, G., 1938). Msgr.-Druck, Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1989 - Collagen - 15 Jahre Kassel (er Schule). Notizbuch der Kasseler Schule Heft 10: 201-219. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1989 - Fruchtbare Einsichten sollten wir erweitern - zum Neudruck der 'Dysfunktionalen Freiräume'. Notizbuch der Kasseler Schule 12. o.S. Kassel.
- Böse-Vetter, H., Hülbusch, K. H. - 1989 - Alte Hüte rosten nicht - Gedanken zu dieser Nachlese -. Notizb. der Kasseler Schule 10, „Nachlese Freiraumplanung“ : IV VIII. Kassel.
- 1990**
- Hülbusch, K. H. - 1990 - Variabilität versus Flexibilität - Vorbemerkung zu diesem Notizbuch -. Notizbuch der Kasseler Schule. Heft 16: 2 - 5. Kassel.
- Grundler, H., Hülbusch, K. H., Kern-Günther, H., Knittel, J., Krauß, S., Lührs, H., Platz, D., Pniewski, B., Spiegel, J., Stolzenburg, J. -1990- (zuerst 1984). Pflege ohne Hacke und Herbizid. Notizbuch der Kasseler Schule 17, Kassel.
- Hülbusch, I. M./ Hülbusch, K. H. - 1990 - (zuerst 1972). Freiraum an Schulen. In:Notizb. der Kass. Schule. Heft 19. : 105-176. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1990 - Kinderspiel, Schule und Lernsituationen. In: Notizbuch der Kassler Schule: 19: I-XV. Kassel.
- 1991**
- Hülbusch, K. H., Ring, W. - 1991 - Professoren, die ihre Arbeit nur unzureichend zun und ein Studiengang, der kaum mehr existiert ? Studier- und Lehrstatistik des Studienbereichs I, Architektur, Landschaftsplanung, Stadtplanung von 1980 - 1990. GhK-Publik v. 14.05.1991: 6. Kassel.
- Ring, W., Ledermann, B., Hülbusch, K. H. - 1991 - Lehr- und Studierstatistik der Jahre 1975/76 bis 1989/90 für den Studienbereich I bzw. die integrierten Studiengänge. Infosyst. Planung des SBI/GHK. Msgr.-Druck. Kassel.
- Hülbusch, K.H., - 1991 - 'Entwerfen' oder 'Planen'. In: Notizbuch der Kasseler Schule 22: „Der ideale Wurf“ : 177-184.. Kassel.
- Hülbusch, K.H., -Der 'ideale Entwurf' oder Experimente -genauer angesehen. Notizbuch der Kasseler Schule 22 „Der ideale --- Wurf“: o.S. Kassel.
- Autorengruppe - 1991 - Bilder und Berichte - Lernen und Lehren. Ein Stück Landschaft - sehen, verstehen, beschreiben - zum Beispiel Miltenberg/Main. Notizbuch der Kasseler Schule 20. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1991 - Morphologie und Organisation. Notizbuch der Kasseler Schule 23. „Von Haus zu Haus“ : I-VIII. Kassel.
- Hülbusch, K. H., Kreikenbaum, H. - 1991 - (zuerst 1973). Polemische Thesen zum Hamme-Projekt. Notizbuch der Kasseler Schule 25. „Worpswede und umzu“: 166-170. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1991 - Vom 'Kunst-Stück' zum Versatzstück. - 'Landschaftspflege' über Hammeniederung und Teufelsmoor -. Notizbuch der Kasseler Schule 25 „Worpswede und umzu“: 173-179. Kassel.
- Hülbusch,K.H., Kreikenbaum,H. -1991- Zur Pflege des Weyerbergs und „umzu“. Notizbuch der Kasseler Schule 25, „Worpswede und umzu“: 153-160, Kassel.
- Hülbusch, K. H. -1991 - Supervision in den BPS-II-Begleitseminaren. oder: was kann ich bei der Betreuung und Begleitung der „Berufspraktischen Studient“ lernen ? GHK-prisma Nr. 45: 71-75. Kassel
- 1992**
- Hülbusch, K. H. -1992- Reise oder Tour? Notizb.d.Kass.Schule 26, „Reise oderTour?“:3-8. Kassel
- Hülbusch, K. H. -1992 - Anmerkung zu Heinz W. Hallmann „Die Entwicklung der Landschaftsarchitekten und ihrer Ausbildung in Deutschland - Teil 2“. Das Gartenamt : Heft 7: 461. Berlin-Hannover.

## **1993**

- Hülbusch, K. H. -1993 - Notizheft 3 der Kasseler Schule „Bestellbuch“. Veröffentlichungs- u. Vertriebsverzeichnis der AG Freiraum und Vegetation,. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1993 - Vom Rand zum Abfall - Das glänzende Elend des Begleitgrüns. Notizbuch der Kasseler Schule 27 „Vom Rand zur Bordüre“: I-XIV. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1993 - Ein Beitrag zur pflanzensoziologisch-vegetationskundlichen Arbeit: Das Spergulario-Hernarietum Gödde 1987 ist keine Assoziation. Notizbuch der Kasseler Schule 31, „Pater Rourkes semiotisches Viereck“: 52-68. Kassel.
- Hülbusch, K.H. -1993 - Die wichtigsten Regeln zum „Krautern mit Unkraut“. Notizbuch der Kasseler Schule 24 „Gut gesäß“: 1-7. Kassel.
- Hülbusch, K.H. -1993 - Ellipsomanien. Jedem Pantoffeltierchen sein Pläsierchen. Notizbuch der Kasseler Schule 28 „Die freie Landschaft“: 154-155. Kassel
- Hülbusch, K. H., Horst, A. W. - 1993 - Methodenkritische Überlegungen zur pflanzensoziologisch-vegetationskundlichen Arbeit; oder: eine vegetationskundliche Kritik an der Befragungsemplirie - das Grünland lässt sich doch soziologisch gliedern! Notizbuch der Kasseler Schule 31: 35-51. Kassel.

## **1994**

- Hülbusch, K. H. - 1994 - ‘Die Schrift des Bodens’ oder: Wie alt ist der Podsol? Cooperative Landschaft (Hrg.) „Schriften der Landschaft“: 202-213. Wien.
- Hülbusch, K. H. - 1994 - (zuerst 1976) Vegetationssystematik als vorgeleistete Arbeit. Vorbereitungstext zum Kompaktseminar ‘ Ein Stück Landschaft: z. B.Riede’. Cooperative Landschaft (Hrg.) „Schriften der Landschaft“ : 107-119. Wien.
- Hülbusch, K.H. -1994 -Zum Geleit - Von Omas Wiese zum Queckengrünland und zurück ?. Notizbuch der Kasseler Schule 32: I-IX. Kassel.
- Hülbusch, K. H./Lührs, H. - 1994 - Zur neuerlichen Verhübschung des Ruhrgebiets. Notizbuch der Kasseler Schule 34 „Pflege-Fälle“ : S. 3-7. Kassel.
- Hülbusch, K. H., Koch, J., Kreikenbaum, H. - 1994 - (zuerst 1973) Gutachten zur Freiraumplanung der Universität Bremen. Notizbuch der Kasseler Schule 33. „Vom Regen in die Traufe“:169-281. Kassel.
- Hülbusch, K. H. - 1994 - Der ‘Bremer Widerspruch’. Das Gutachten ... 20 Jahre später. Notizbuch der Kasseler Schule 33 „Vom Regen in die Traufe“: 282-316. Kassel.
- Hülbusch, K. H., Knittel, J., Wegmann, A. - 1995 - (zuerst 1988) Untersuchung zum „Umgang mit Wildwuchs auf öffentlichen Verkehrsflächen“ oder: Pflege und Unterhaltung vegetationsfähiger Straßenfreiräume. Notizbuch der Kasseler Schule 34. „Pflege-Fälle“ : 33-146. Kassel.

## **1995**

- Hülbusch, K. H. - 1995 - Vegetationskundliche Spaziergänge. Kirche i. ländl. Raum 46 (1): 26-29. Altenkirchen.
- Hülbusch, K.H. -1995- Alles Quecke. Notizb. der Kass. Schule 36 „Alles Quecke“: 3-4. Kassel.
- Böse-Vetter,H., Hülbusch, K.H. -1995- 10 Jahre „Notizbuch der Kasseler Schule“ Notizbuch der Kasseler Schule 35 „SchauDerGärten“ : 4-5. Kassel.
- Hülbusch, K.H. -1995- Schaudergärten. -Übersicht zu den Texten dieses Notizbuchs-. Notizbuch der Kasseler Schule 35 „SchauDerGärten“ : 6-9. Kassel.
- Hülbusch, K.H. -1995- Bewährte Kritik gegen graue Propaganda. Notizbuch der Kasseler Schule 35 „SchauDerGärten“: 10-24. Kassel.
- Hülbusch, K. H. -1995- Kommentar zu: „Das Parkhaus im Park“. Notizbuch der Kasseler Schule 35 „SchauDerGärten“ : 44. Kassel.

## **1996**

- Hülbusch, K.H. -1996 - Verpflanztermin: Für Birken das Frühjahr. Zur Pflanzung der Birke und anderer Bäume (Gehölze) mit starker winterlicher „Saftverschiebung“. Deutsche Baumschule Heft 1: 33. Braunschweig.
- Hülbusch, K. H. -1996- Die Straße als Freiraum. Stadt und Grün 45, H.4 : 246-251. Berlin-Hannover.
- Hülbusch, K.H. -1996- Die Straße als Landschaft. Stadt und Grün 45, H.6 in Vorbereitung. Berlin-Hannover

R A U M

IST IN DER KLEINSTEN HÜTTE - FREIRAUM NIRGENDS !

Zur Ideologie des Freiraum-Denkens in den Wissenschaften

von Sigmar Groeneveld

---

*"Das Größte ist der Ort,  
denn er gibt allem Raum."*

Thales von Milet, 650-560 v.Chr.<sup>1)</sup>

#### V o r w o r t

'Freidenker' wurden ab dem 17. Jahrhundert solche Menschen genannt, die frei von religiösen Dogmen dachten. Wenn man heute die modernen Wissenschaften gelegentlich als 'neue Religion' auffaßt, an die viele Menschen dogmatisch 'glauben', dann muß Karl-Heinrich Hülbusch zurecht als ein 'Freidenker' bezeichnet werden.

Wie kaum ein anderer Hochschullehrer hat er sich von seiner professionellen Zunft der Landschaftsplaner und -architekten verabschiedet; allerdings nicht, um eine neue 'atheistische Konfession' zu begründen. Das werfen ihm seine zahlreichen Gegner der 'Kasseler Schule' vor. Wenn ich es richtig sehe, ist das Gegenteil zutreffend: Hülbusch hat in seinen Schriften und seinem Wirken stets die soziokulturelle und ökonomische Verflechtung der Menschen in ihren Lebensräumen als 'grundlegend' anerkannt. Insofern hat er wertgebundene Erscheinungs- und Lebensformen ausdrücklich bejaht. Existenzgebundene Nutzungen von Wiesen und Feldern begründen unausweichlich jeweils ganz spezifische Erscheinungsformen oder Landschaften. So wie

---

1) Hier zitiert nach: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd.8, Darmstadt 1992, Spalte 68

bestimmte 'Zeigerpflanzen' Auskunft über die Geschichte ihres Standortes geben, das kann man von dem virtuosen Pflanzenkenner Hülbusch lernen, so geben auch ganze Landschaften Zeugnis von den in ihnen praktizierten und herrschenden Wirtschaftsformen. 'An ihren Früchten kann man sie erkennen' - so könnte man in leichter Abwandlung eines Bibelwortes eine 'Botschaft' von Hülbusch auf den Punkt bringen.

Damit ist Hülbusch ausgesprochen 'moralisch', basiert in seinem Denken auf 'moralischen Grundsätzen' und ist deshalb keineswegs ein 'Freidenker' im Sinne Kants. Aber in ganz anderer Weise kann er sehr wohl als 'Freidenker' bezeichnet werden: er hat sich von einer Wissenschaft befreit, die Lebensräume als Objekträume funktionalisiert. So kann er z.B. staatlich verordnete Pflegemaßnahmen für einzelne Landschaften nicht als 'Nutzungsform' akzeptieren. Sowohl kosmetische wie auch enteignende Übergriffe von Landschaftsplanern prangert er kompromißlos an. Hierin liegt seine 'Konfession' und seine Würde. Ich hoffe, daß die Festschrift zu seinem 60. Geburtstag hierfür Belege und vielfältige Beispiele liefert.

Eine Festschrift ist die besondere Form einer Art langen Liebesbriefes an den zu Ehrenden. Eine Festschrift ist also sehr persönlich. Deshalb erscheint es mir eigentlich selbstverständlich, daß die Beiträge zu einer Festschrift handschriftlich vorgelegt werden. Oder ist man heute schon so frei, einen Liebesbrief 'tippen' oder gar maschinell 'formatieren' zu können? Pfui!

Weil ich im langjährigen Kontakt zu Kiwi Hülbusch, gleichgültig ob in gelegentlicher Korrespondenz oder bei amtlichen Promotionsprotokollen, niemals auch nur einen einzigen Buchstaben von Hülbusch maschinengeschrieben sah (auch seine 'amtlichen' Briefköpfe waren stets von ihm handschriftlich verfaßt), empfinde ich es als schamlos, daß ich hier nicht meine Handschrift 'spielen' lasse. Ob Hülbusch mir das verzeihen kann? Ich bin mir nicht einmal sicher, ob diese von mir getippte Druckvorlage nicht noch von einem PC (das ist ein moderner Bruder des WC; bei beiden wird gedrückt, bei beiden verschwindet 'Eigentliches' zugunsten von Formatierungen) erfaßt und so von mir noch weiter entfernt wird.

Bis vor kurzem dachte ich, Handschriften hätten u.a. den Vorteil, stets 'original' und damit schwer maschinen-

lesbar zu sein. Jetzt wird mir von computerten Personen (PC) gesagt, ein gewisser Scanner, eine Maschine, könne auch Handschriften 'original' übertragen. 'Originale Übertragung'? Eine echte Zaubermaschine also? Ein echter Widerspruch in sich! Ich erhebe Einspruch! Außerdem: haben wir uns - seit diesem Zimmermann, einem ehemaligen Bundesinnenminister, der uns fälschungssichere Personalausweise bescheren wollte, schnell aber selbst ein Opfer japanischer Farbkopierer wurde - alle schon daran gewöhnt, daß 'lesen' in den heutigen Wissenschaftsräumen immer mehr zu einem schlichten 'übertragen' verkommen ist? (Motto: kopieren geht über studieren!) Wo ist das verstehende Lesen, das Deuten und Abwägen, wo ist der Zweifel geblieben? Es erscheint mir dringlich und ganz im Sinne von Hülbusch zu sein, hier ein möglichst fügedichtes Verstopfen all dieser angeblichen 'Freiräume' zu fordern. Es ist höchste Zeit, den raum- und zeitlosen Unfug angeblich moderner sog. Kommunikationstechniken zurückzuweisen. Warum? Weil ich so schrecklich konservativ bin und - bei aller Pervertierung des Kulturbegriffs - immer noch an raum- und zeitgebundenes Dasein, also an lebendiges Unterwegssein glaube beziehungsweise darauf hoffe. Denn wenn die heutigen Freiraumplaner und systematisch erfolgreichen Gefängnisarchitekten (an der Universität Kassel heißen sie heute 'Umweltystemanalytiker') nicht auf ihre menschenverachtenden Anmaßungen hingewiesen werden, werden immer mehr gesellschaftliche Räume von ihnen vereinnahmt und mit ihnen immer mehr Menschen 'planiert' und uniformiert.

### ' Raum ist in der kleinsten Hütte '

So sagt es - auch heute noch, aber immer leiser - der Volksmund. Und so leben auch heute noch viele Leute; allerdings mehr in den sogenannten Entwicklungsländern als bei den sogenannten Entwickelten. Ich denke, daß der Volksmund hier eine kulturelle Weisheit verinnerlicht hat. Stillschweigend erinnert er an zwei wichtige Eigenheiten des kulturell lebendigen Raumes:

- an seine Unabhängigkeit von dem, was heute 'Fläche' genannt wird,
- und an die Be-gründung eines jeden kulturellen Ortes durch Er-eignisse, die jedem Raumbewohner anhaften.

Diese beiden Eigenheiten hängen nicht nur eng miteinander zusammen. Sie bedingen sich wechselseitig oder sind gar nur verschiedene Ansprachen der gleichen Sache. Sie bedeuten eine klare Absage an jede Wissenschaft, die sich über formal ausgewiesene Abgrenzungen (Definitionen) diszipliniert und sich damit vom Volksmund absetzt und ausgrenzt.

Ein Beispiel: nach der längst erfolgten Einrichtung von Professuren für z.B. Produkt-Design oder Informatik kommt es derzeit (am Ende des bisher ersten und hoffentlich einzigen Industrie-Jahrhunderts) auffällig oft zur Berufung von Abfall-Professoren. Da ist es unvermeidlich, daß diese Experten für Abfall erst einmal definieren, was 'Abfall überhaupt' ist. Um die hohe und umfassende Bedeutung solcher Lehr- und Forschungsgebiete (meist handelt es sich - im Klartext - um üppig sprudelnde Dritt-mittel-Oasen, die nicht selten von privaten Professoren-Instituten kräftig abgeschöpft werden) auszuweisen, werden möglichst weite Abfalldefinitionen erfunden. Auf diese Weise bleibt genügend Raum für ergänzende Spezial-abfallgebiete, die amtlich Sondermüllbereiche heißen. Sie sind besonders einträglich und deshalb ihrerseits wieder ausufernd. So fallen zum Beispiel derzeit etwa 10 Millionen Computer-Sondermüll europaweit an; in Deutschland sind es jährlich etwa 1,8 Millionen Tonnen - mit schnell wachsender Tendenz. Da liegt es in der Schrott-Natur dieses Fortschritts, daß sich innovative Kräfte auf bestens vernetzten Lehrstühlen für Computerschrott etablieren lassen.

Definitionen sind weithin Erfindungen. Immer sind es ziel-zweckorientierte Festlegungen. Wissenschaftler üben die Definitionsmacht nicht selten zur Sicherung ihrer Einfluß- und Herrschaftsbereiche aus; allerdings regelhaft unter dem Deckmantel problemorientierter Sachlichkeit. Diese Definitionsexperten gehen mit größter Selbstverständlichkeit von diesbezüglichen 'Freiräumen' aus, die sie nach ihrer definitorischen Etablierung anschließend meist kräftig ausbeuten. Aber selbst wenn die zweck-orientierten Definitionen nicht eigensüchtig, sondern dem Gemeinwohl verpflichtet sind, sind sie dennoch in keinem Fall begründet. Denn an be-gründeten Orten gibt es keine 'Freiräume' für akademische Festlegungen und auch keine 'Freiräume' für Machtausübungen.

Damit sind die beiden prinzipiell verschiedenen Selbstverständnisse des Hineingehens in das, was weithin 'Raum' genannt wird, benannt:

- die Be-gründung des Raumes durch Ereignisse; also ereignishaft gebundene Menschen in ihrem Raum und
- die un-begründete Festlegung des wissenschaftlich definierten Objektraumes.

Wo un-begründet, also über das Eigene der Raumbewohner hinweg, Definitionen herrschen, kommt es zu einer Ausweisung von Gründen. Ohne Bezug zu ereignishaften Lebensräumen entsteht 'Abfall'. Viele Wissenschaften leben von diesem Abfall; zunächst weisen sie ihn definitisch aus, dann bewirtschaften sie ihn. Der Boom dieses Abfalls hat Konjunktur. Er füttert viele neue Wissensgebiete (d.h. die darin arbeitenden Wissenschaftler) und insgesamt eine wachsende 'Disziplinierung' von Welt. Eine solche Disziplinierung (im Sinne definitorischer Festlegungen) ist heute z.B. besonders dynamisch bei den sogenannten 'Umweltwissenschaften' anzutreffen. Ihre Festlegungen (z.B. die gesetzlich immer häufiger vorgeschriebenen sogenannten 'Grenzwerte' für einzelne Bereiche) beanspruchen meist einen erhabenen - wenn auch durchweg un-begründeten - Sachzwang. Sie brauchen auch nicht be-gründet zu werden, weil sie sachzwangsnotwendig erscheinen; etwa beim Abfall-Recycling, bei der Einrichtung von Biosphärenreservaten oder der Ökologisierung der Landwirtschaft. Derartige 'Schlagworte' beanspruchen in wachsendem Maße diktierendes Recht, ohne im originären Sinne be-gründet zu sein.

Merkwürdig: mein Vater und mein Großvater, die beide in bäuerlichen Kontexten lebten und wirtschafteten, kannten weder eine 'Umwelt' noch 'Abfall' im Sinne von Müll. Offenbar waren sie mit jenem Afrikaner 'verwandt', der mir einmal anlässlich einer Tagung über Umwelt und Entwicklung in großer Ruhe mitteilte, daß bei ihm daheim in Eritrea keine 'Umwelt' existiere und daß er deshalb außerstande sei, einen biesbezüglichen Tagungsbeitrag zu leisten. Das sagte er mir mit großem Nachdruck und aus tiefer persönlicher Be-gründung (Verwurzelung) in seinem eritreischen Lebensraum.

In einer kleinen Geschichte, die dieser Afrikaner mir später erzählte, lüftete er einen Zipfel seiner Be-gründung. Seine Mutter habe ihn einmal, als er noch ein Kind gewesen sei, abends vor dem Einschlafen gefragt, ob er in den Himmel kommen wolle. 'Natürlich' - war seine spontane Antwort. Denn wer geht schon gerne in die Hölle. Daraufhin fragte ihn seine Mutter nach seinem Tun an jenem Tage. Sie hätten, wie so oft, am Flüßchen gespielt. Gut. Die Mutter fragte nach, was denn genau ihr Spiel gewesen sei - und gab zu erkennen, daß sie etwas beobachtet hatte. Etwas verlegen, so berichtete mir der Herr aus Eritrea, habe er seiner Mutter gestanden, sie hätten von einem großen - in das Flüßchen hineinragenden - Stein aus ein Wettpinkeln veranstaltet. Wer, so war das Spielziel, von den Jungs könne am weitesten in den Bach pinkeln. (In dieser Frage sehe ich eine große Nähe zu vielen wissenschaftlichen Bestrebungen: höher, weiter, schneller: alles quantitativ belegt.) Die Mutter kam im Gespräch mit ihrem Kind auf den Himmel zurück und meinte, es sei kein Problem für den Jungen, einmal in den Himmel zu kommen. Allerdings müsse er vorher noch eine Sache in Ordnung bringen: er müsse seinen Urin wieder aus dem Bach herausholen. Er wisse ja genau, daß das Bachwasser auch ihr Trinkwasser und Waschwasser sei; Wasser also, das sie täglich schöpfe - wie alle Frauen entlang des Flüßchens. Um in den Himmel kommen zu können, müsse die Pinkel-Tat (diese Wissenschaft - sage ich!) be-hoben werden. Das Erschrecken über diese Auf-gabe muß meinem Erzähler und Tagungskollegen so in die Glieder gefahren sein, daß er noch als Erwachsener diese Geschichte nur angstbesetzt und zögernd mitteilen konnte. Ich verstand: eine 'Umwelt' hatte er in Eritrea, in seinem Heimatdorf - wie mein Vater und Großvater - nie kennengelernt, wohl aber ein tiefes Wissen, eine Be-gründung in dem Lebenselexier Wasser.

Ich muß hier gestehen, daß mir das Hauptwort 'Freiraum' ebenfalls, wie meinen Vorfahren das Wort 'Umwelt', sehr fremd ist. Fremd sind mir vor allem die Selbstverständnisse einer 'Freiraumplanung' in seiner positiv naturwissenschaftlichen Handhabung. Ich bin hier offenbar von Kindesbeinen an vorbelastet. Ganz unabhängig von sicherlich gut ausgewiesenen Rechtfertigungen für die Etablierung dieses Wissenschaftsfeldes kann ich dieses 'Unternehmen' nur dann als sinn-voll ansehen, wenn es die be-

reits genannte grundlegende Bedingung erfüllt: die leibhaftige Be-gründung der Ortseinwohner durch ihre Ereignisse an ihrem jeweiligen Ort.

Wie kann das verstanden, verdeutlicht, deutlich werden? Ganz einfach: mit Worten von Hülbusch. Mit größter Distanz zu seiner 'Zunft' spricht er z.B. von 'bornierter eindimensionaler Naturwissenschaft' oder auch von einem 'Wissenschafts-Design', bei dem 'die Ideologie und Absicht des Übersehens' befolgt wird. Für Hülbusch ist 'Landschaft' stets ein Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse. Folgerichtig hat sich seiner gut be-gründeten Ansicht nach 'Landschaftsplanung' mit den Produktionsweisen der jeweiligen 'Landschaft' zu befassen. Und dies nicht absichtslos, sondern mit dem Ziel, Lebensverhältnisse und Produktionsweisen in ihren sozio-kulturellen Bezügen zu schützen. Ich weiß nicht, wie oft Kiwi Hülbusch mit Studenten im 'Gelände' gesessen hat, um die Wahrnehmungen für solche Bezüge zu schärfen. Einmal sprach er von der 'Schrift des Bodens', die es zu deuten gelte.

Be-gründung durch Er-eignisse: dabei geht es zunächst und ganz zweifelsfrei um 'mich', also das mir Eigene, nicht also um eine von fremdem Hirn definierte Sache. Es geht um meine Füße, meine Haftung an den Boden, um meinen Standpunkt und damit um meine Orientierung. Nur wenn ich dieses leib-haftige Sein vergesse oder ignoriere, kann ich un-begründet Wissenschaft betreiben: zum Beispiel kann ich dann unbekümmert 'Freiräume' definieren und ent-decken. Ich hoffiere dann meine Ent-eignung zugunsten von planbaren Flächen. Und dann wird mir die kleine Hütte sehr schnell zu eng. Dann baue ich - entwurzelt und damit ohne persönliche Haftung - am Palast der Wissenschaften und an der Herrschaftserweiterung der Wissenschaftler.

Wem das suspekt ist, wer da - wenigstens beim eigenen Studium - nicht mittun will, wird seine persönliche Be-gründung in leib-haftigen Er-eignissen suchen. Er oder sie kann sich auf diesem Wege unverwechselbare Orte im Sinne von leibhaften Lebensräumen eröffnen. In diesem Sinne möchte ich mit dem Begriff 'Vegetation' (im Zusammenhang der Arbeitsgruppe 'Freiraum und Vegetation') nicht nur einen Hinweis auf Pflanzengemeinschaften an jeweils spezifischen Orten sehen, sondern auch eine Erinnerung an das Lebendige, an dem der einzelne teil-

nimmt - mit seiner persönlichen Geschichte und mit seinen be-gründeten Aussichten. So gesehen, scheint mir in diesem Arbeitsfeld eine ganz wichtige und gut be-gründete Aufgabe vorzuliegen.

Offenbar sind Universitäten weithin unfähig, solche Wege zu erschließen. In ihren Veranstaltungen können sie meist nicht aus ihren Anstaltsgefängnissen ausbrechen, Vielmehr betreiben sie oft virtuose Elfenbeinturmgefechte. Das ist bekannt. Weniger deutlich ist, daß gelegentlich Menschen, wie Hülbusch, den Weg vom Wissenschafts-Design zum offenen Unterwegssein finden und mutig beschreiten.

### Zur Z e r s t ö r u n g von L e b e n s r ä u m e n

Erstens: wenn Lebensräume im Sinne moderner Staatsgebärdien von außen

- verwaltbar,
- finanziierbar und
- beschulbar

werden, verlieren sie über kurz oder lang ihr 'Gesicht'. Und damit verliert der einzelne seine Haftung.

Zweitens: wenn Lebensräume als 'Freiräume' aufgefaßt und mit den modernen Mitteln der Verwaltung, des Geldes und der wissenschaftlichen Durchdringung erschließbar werden, sind sie ihrer Zerstörung prinzipiell preisgegeben.

Und drittens: wenn Lebensräume von den in ihnen lebendig Unterwegsseienden 'sachlich' abgekoppelt werden, kommt es zur Ent-eignung dieser Menschen von ihren Grundlagen.

Als fachwissenschaftlich Außenstehender gehe ich von diesen drei Überzeugungen aus. Sie sind mir u.a. agrarkulturell selbstverständlich und keineswegs noch zu be-gründende Behauptungen. Denn sie sind Gründe und 'Häupter' für menschliches Existieren. Die jeweilige Unverwechselbarkeit eines Gesichts (als Lebensraum) kann nur um den hohen Preis seiner Zerstörung gelant (plantiert) und aus seinem sozio-kulturellen Gewebe 'entwickelt' werden. Es geht hier also um Lebens-gründe, nicht um noch zu be-gründende Behauptungen.

Wissenschaftliche Planungen, zum Beispiel in Gestalt systematischer Stadt- oder Landschaftsplanungen, sind also durchaus nicht nur kosmetische Verschönerungseingriffe in Gewachsenes, Vorhandenes, Existentes. Es sind durchweg kategorische Übergriffe der Planer, Verwalter und Wissenschaftler. Denn unter ihrer Regie entstehen aus einzigartigen Lebensräumen sogenannte Funktionsräume. In diesen Funktionsräumen wird der einzelne in zu begründende Funktionszusammenhänge gesteckt. Wo aber einstmalige 'Gründe' planungstechnisch begründet werden müssen (und damit kontrollierbar werden), sind immer Verwalter und Wissenschaftler planierend am Werk - am Werk der Zerstörung des Eigentlichen.

Dieser industriegesellschaftliche Zerstörungsprozeß ist am Beispiel der Geschichte des Landbaues in den letzten Jahrzehnten sehr deutlich ablesbar. Hier wurde z.B. der selektive Klauentritt von Ziege und Kuh durch den planierenden Traktorreifen ersetzt. Dem feinsinnigen Maul der weidenden Tiere wurde das nivellierende Mähwerk der Maschine vorgezogen. Solche Eingriffe bewirken gravierende Änderungen in der Pflanzengemeinschaft einer Weide. Oder - ein anderes Beispiel: aus wildwüchsigem und kostenlosem Stockausschlag entlang der Hohlwege und Feldränder (also Hecken) wurde ein aus Brüssel verordnetes und subventioniertes Randstreifenmodell. Aus unübersichtlichen und stets einzigartigen Fluren und Gemarkungen wurden flurbereinigte Großschläge. - Felder, die heute oft flächenmäßig größer sind als früher die Gesamtgröße ganzer Bauernhöfe.

Aus kultureller Vielfalt im Zusammenwirken von Menschen, Pflanzen und Tieren wurden so immer zwangsläufiger die sogenannten 'Mono-kulturen'. Einst bereichernde Beikräuter werden heute mit Totalherbiziden ausgerottet. Aus bäuerlichen Reichweiten und dem Erd-reich mit seinen selbstverständlichen Selbstbegrenzungen wurden grenzen-sprengende Agrarindustrien und ihre 'Überschüsse'.

Nun könnte man einwenden, Freiräume in sogenannten Stadtlandschaften seien mit bäuerlichen Agrarfluren grundsätzlich nicht vergleichbar. Das ist hinsichtlich einzelner Aspekte sicherlich richtig. Vom Grunde her stimmt es dagegen nicht: denn beide Räume sind - hoffentlich auch heute noch - Lebensräume, also Orte, an denen Menschen leibhaftig verwurzelt sind und sein wollen. Wenn dagegen

wissenschaftlicher Sach-verstand diese Lebensräume zu 'Freiräumen' umfunktioniert, versachlicht er persönliches Eigentum. Das nenne ich Enteignung. Diese Enteignung ist allerdings in städtischen Gebieten im Zuge einer Verstädterung so selbstverständlich geworden, daß sich darüber fast niemand mehr aufregt - nicht einmal Obdachlose und Bettler. Dagegen wird das Hof- und Bauernsterben, das ist ja wohl eine Enteignung von Menschen in ihrer vielleicht schlimmsten Gestalt, wenigstens teilweise noch als problematisch und - aus der Sicht der Betroffenen, als tragisch angesehen.

Grundsätzlich handelt es sich bei vielen - in modernem Gewande daherkommende - Entwicklungsbemühungen sowohl im Städtischen wie auch in der Landwirtschaft um Lebensraumzerstörungen. Daß hier der Ideologie des Freiraum-Denkens, wie sie in der Wissenschaft als selbstverständlich unterstellt wird, Steigbügelfunktionen zukommen, soll im folgenden Abschnitt dieses Beitrages etwas genauer bedacht werden.

Hier soll abschließend lediglich noch auf die neueste Variante der Freiraum-Ideologen innerhalb der Wissenschaft hingewiesen werden: das Umweltraum-Konzept. Es wird von seinen Erfindern erhaben mit 'Ökologie und Gerechtigkeit' verwoben, so daß es schon unanständig erscheinen muß, wenn man dagegen Einwände erhebt. 1) Als Umweltraum wird ein Raum bezeichnet, "den die Menschen in der natürlichen Umwelt benutzen können, ohne wesentliche Charakteristika nachhaltig zu beeinträchtigen." 2) Diesem Begriff liegen physische Indikatoren zugrunde, die dann funktionalisiert werden: "Zu diesen Funktionen gehören unter anderem die Bereitstellung von Rohstoffen, die Aufnahme von Reststoffen, die Regelung lebenswichtiger geo-chemischer und biologischer Kreisläufe und nicht zuletzt die Integrität und Schönheit einer Landschaft oder einzelner Arten." 3) Die Wuppertaler Umweltraum-Erfinder nehmen sich den Freiraum zu dem Versprechen, "daß jeder Mensch das gleiche Recht hat, global zugängliche Ressourcen in Anspruch zu nehmen, solange die Umwelt nicht übernutzt wird." 4)

- 1) BUND und Misericor (Hg.): Zukunftsähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung. Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie. Basel-Boston-Berlin 1996, S. 26 ff.
- 2) Ebenda, S. 27
- 3) Ebenda, S. 27
- 4) Ebenda, S. 28

## Z u r I d e o l o g i e d e s F r e i r a u m - D e n k e n s

"Denken heißt Überschreiten", so schreibt Ernst Bloch im Vorwort seines berühmt gewordenen "das Prinzip Hoffnung". 1) Das könnte man als eine Aufforderung an die Wissenschaft verstehen, in neue Räume, in 'Freiräume' vorzustoßen; ganz in Übereinstimmung mit der in diesem Zusammenhang oft mißbrauchten biblischen Aufforderung, sich die Erde untertan zu machen.

Wissenschaftliche Neugier gilt geradezu als Berechtigungsschein zum Überschreiten jedweder Grenzen. Daß dabei nicht selten bestehende Tabus verletzt werden, kann im nachhinein mit willfährigen Ethik-Kommissionen aufgearbeitet und letztlich gerechtfertigt werden. Schließlich kommen die Mitglieder solcher Akzeptanz-Kommissionen ebenfalls aus der Wissenschaft (z.B. aus der Rechtsphilosophie oder auch der Theologie) und helfen ihren meist naturwissenschaftlichen Kollegen gerne - gegen kräftiges Honorar - aus Tabu-Verletzungen heraus.

Bei derartigen Grenzüberschreitungsprozessen verwischt sich immer mehr die juristisch wichtige Grenze zwischen sogenannten 'Entdeckungen' und sogenannten 'Erfindungen'. Das wurde in letzter Zeit bei gentechnischen Manipulationen besonders deutlich; einem Bereich, in dem Wissenschaftler begonnen haben, Patente auf Säugetiere oder - demnächst - auch auf Teile gentechnisch veränderter Menschen zu erlangen. Hier hat dann die Enteignung des Menschen seine Vollendung gefunden.

Das Freiraum-Denken ist in den Wissenschaften weithin ungebrochen, obwohl in der anspruchsvollen Literatur zum 'Raum' der Begriff 'Freiraum' überhaupt nicht auftaucht. 2)

- 
- 1) Ernst Bloch: Gesamtausgabe in 16 Bänden. werkausgabe edition suhrkamp, Frankfurt/M. 1977, Bd.5, S.2
  - 2) Siehe z.B.: Alexander Gosztonyi: Der Raum. Geschichte seiner Probleme in Philosophie und Wissenschaften. 2 Bände (1418 Seiten), Freiburg/München 1976

Dieses Freiraum-Denken hat stets koloniale Züge. Immer geht es davon aus, daß jenseits einer Grenze 'offenes Land' auf seine Erschließung wartet. Daß es weder in der kleinsten Hütte noch in der größten Wüste dieses 'Land' gibt, erscheint aller Erfahrung zu widersprechen. Dabei zeigt ein Blick auf diese 'Erfahrung' wissenschaftlicher und machtpolitischer Eroberungszüge deutlich, daß sich die Kolonisatoren stets - neben militärischen Raubzügen - mit definitorischer, mit planender und kontrollierender Macht jeweiligen Lebensräumen (Regionen und ihren Menschen) aufgedrängt haben. Aus der Sicht herrschender Wissenschaft wurde und wird dieser Prozeß jedoch meist als 'normaler Entwicklungsprozeß' (und damit als sachzwangsnötig) dargestellt.

Ernst Bloch hat nicht für dieses Überschreiten von Grenzen plädiert. Im Gegenteil: er warnt bereits 'beim Denken' vor diesem Überschreiten. Ich zitiere ihn nochmals und jetzt ausführlicher: "Denken heißt Überschreiten. So jedoch, daß Vorhandenes nicht unterschlagen, nicht überschlagen wird. Weder in seiner Not, noch gar in der Bewegung aus ihr heraus. Weder in den Ursachen der Not, noch gar im Ansatz der Wende, der darin heranreift. Deshalb geht wirkliches Überschreiten auch nie ins bloß Luftleere eines Vor-uns, bloß schwärmend, bloß abstrakt ausmalend. Sondern es begreift das Neue als eines, das im bewegt Vorhandenen vermittelt ist, ob es gleich, um freigelegt zu werden, aufs Äußerste den Willen zu ihm verlangt. Wirkliches Überschreiten kennt und aktiviert die in der Geschichte angelegte, dialektisch verlaufende Tendenz." 1)

Wer Vorhandenes weder unterschlägt noch überschlägt, kann nicht mehr unbekümmert von 'Freiflächen' oder auch 'Freiräumen' bei seinem Denken und Tun ausgehen. Wer das Neue als etwas begreift, das im Vorhandenen vermittelt ist, stellt sich an die Seite eines Joseph Beuys oder auch von Karl-Heinrich Hülbusch. Er begreift mit Bloch, daß das Neue im bewegt Vorhandenen vermittelt ist.

---

1) Ernst Bloch: Gesamtausgabe, a.a.O., Bd.5, S.2

Martin Heidegger geht - in Anlehnung an Nietzsche - noch einen Schritt weiter. Er sieht "die Gefahr, daß der bisherige Mensch sich immer hartnäckiger auf die bloße Ober- und Vorderfläche seines bisherigen Wesens einrichtet und das Flache dieser Flächen als den einzigen Raum seines Aufenthaltes auf der Erde gelten läßt." 1) Und er fügt, noch hinzu: "Diese Gefahr ist um so größer, als sie in einem geschichtlichen Augenblick droht ..., da der Mensch sich anschickt, die Herrschaft über die Erde im ganzen zu übernehmen." 2)

Diese Sätze hat Heidegger in einer Vorlesung im Wintersemester 1951/52 gesprochen, zu einem Zeitpunkt also, als weder 'die Welt als Management-Projekt' von ökologischen Weltverantwortungsträgern erfunden noch die Erde jemals von außen (aus dem uns heute selbstverständlich erscheinenden Satelliten-Blick) betrachtet werden konnte. Es bedarf schon der von Hülbusch oft beklagten 'bornierten Eindimensionalität', um 'das Flache dieser Flächen als den einzigen Raum' gelten zu lassen.

Es gibt gute Gründe, gerade angesichts der heute vehement pulsierenden Globalisierung des Denkens und Handelns, die Kunst des Unterlassens - vor allem in Hinsicht auf technische Möglichkeiten - wieder neu zu entdecken. Dies erscheint mir schon deshalb sehr ratsam, weil diese Kunst u.a. von der Anmaßung wegführt, den Globus nach weitgehend abgeschlossener äußerer Kolonialisierung nun auch bis in seine letzten geistigen und immateriellen Winkel hinein einer 'inneren Kolonialisierung' zu unterwerfen. Darunter verstehe ich zum Beispiel den heute mächtigen Drang breiter Wissenschaftsschichten, die Welt nach einheitlichen Analyse- und Interpretationsmustern zu vermessen; mit der Folge, daß letztlich auch gleichförmige Wünsche und Erwartungshaltungen die ganze Welt besetzen und so der bereits eingesetzte kulturelle Verfall ohne jede Schranken weltweit bestimmend würde.

---

1) Martin Heidegger: Was heißt Denken? Reclam-Universitäts-Bibliothek, Stuttgart 1992, S.37

2) Ebenda, S.37

## N a c h w o r t

Kiwi Hülbusch hat die Arbeitsgruppe 'Freiraum und Vegetation', zusammen mit vielen Freunden, zu einem Forum für 'Querdenker' gemacht. Die 'Notizbücher' sind ein schriftlicher Ausdruck dieser Kasseler Schule.

Stammen diese 'Notizen' alle von 'Freidenkern'? Nein! Aber sie sind wohl - und darin liegt ihre Kraft und ihre Würde - durchweg vom herrschenden Glauben an die weithin herrschende und professionell betriebene Stadt- und Landschaftsplanung abgefallen. Oder, besser gesagt: sie protestieren, d.h. sie legen Zeugnis von einer anderen Weltansicht, von anderen Selbstverständnissen einer Weltbetrachtung ab.

Das empfinde ich als sehr erfrischend. Unter der Dunstglocke uniformierter Wissenschaftsindustrien ist dies, das Protestieren und Querdenken, eine ganz wesentliche Aufgabe der Universitäten. Paläste, auch 'drittfinanzierte' Wissenschaftspaläste, haben im Volksmund keinen guten Ruf. Aus der Perspektive der Hütten sind sie flächen- und himmelfressende Monster.

Das mag ein Hinweis darauf sein, daß sie also, die Palastherrscher, vom Glauben an eine offene Erde abgefallen sind. Sie verstopfen den freien Atem zugunsten von immer perfekter inszenierten Ver- und Entsorgungssystemen. Sie also sind die 'Atheisten' vor und hinter ihren goldenen Altären und Lehrkanzeln. Sie sind so 'frei', das Erdreich in wachsendem Maße in eine Architektur-Wüste zu verwandeln. Auf jeden Fall gilt ihnen der Kant'sche Vorwurf an die Freidenker unmittelbar: keine moralischen Grundsätze zu haben - sie jedenfalls nicht zu beherzigen.

Wer dies begriffen hat, wer sieht, daß das weithin herrschende Geld und die herrschende Wissenschaftsmacht nicht nur aus der Perspektive der Hütten und des Volksmundes zutiefst unmoralisch sind, dem fällt es leicht, sich neuen und tragfähigen Aussichten (die nicht selten ganz alte Sichtweisen sind) zuzuwenden.

## DER NIEDERRHEIN .... EHER GEGEND !

---

"Was gibt's denn da zu lachen? Der Niederrhein. Landschaft kann man das ja nicht mehr nennen, eher Gegend. Ist halt da. Verstümmeltes Flachland, plattgemacht von den kilometerdicken Eispackungen des Pleistozäns, von zahllosen Rübenbauerngenerationen entstellt, von Rheinbrauns Kohlebaggern endgültig zerfressen. Hat keinen richtigen Anfang unten im Süden, da muß man sich was denken, eine Linie von Aachen zum Rhein. Nördlich davon, dat isset. Oder so. Aufhören tut et aber auch nich richtig, läppert so weg bei Zyfflich und Schenkenschanz und Emmerich nach Holland rüber. Endlos trostlos, fünfzig bis siebzig Tage Nebel im Jahr, wejen dem feuchten Boden. Sogar die Bäume sind hier Krüppel: Kopfweiden; in jungen Jahren schlägt man ihnen die Spitze weg, und auch danach immer wieder, damit auf der Narbe neue, biegsame Ruten wachsen. Die Geköpften wurzeln melancholisch in der Nebelsuppe. Und das soll lustig sein?

Muß wohl. Jedenfalls gibt es neben dem Neandertaler, der ja ein Mettmanner ist, einige Ureinwohner dieser Kulturlandschaft, die Erkleckliches zur allgemeinen Erheiterung der restlichen Menschheit beigebracht hat. Heinrich Heine. Die Fun-Punker von den Toten Hosen. Joseph Beuys natürlich, dessen verschmitzter Hasenkult samt Erdtelephon nirgends anders gedeihen konnte als auf den fruchtbaren strotzenden Äckern bei Rindern, das wiederum in der Nähe von Kleve liegt und dem Jupp seine Heimat ist." 1)            Und:... Kiwi Hülbusch !

---

1) Christoph Siemes: Dat is doch alles Quatsch.

In: Die Zeit **magazin**, Nr.6 vom 2.Februar 1996. S.18

## Der Niederrheiner



Der Niederrheiner wohnt in einer  
Gegend. "Landschaft" wäre zuviel  
gesagt.



Die niederrheinische Kulturdroge Altbier  
vermittelt besondere Bewußtseins-  
zustände.

\*) aus: Die Zeit **magazin** Nr.6 vom 2.2.1996. Seite 22.

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors  
und der Kommanditgesellschaft Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH + Co. Hamburg

# Dat is doch alles Quatsch



Der Niederrheiner hat keine Probleme damit, absolute Gegensätze zu einem neuen Sinn zu vereinen.



Der Niederrheiner ist kosmopolit; solange er zuhause bleiben darf.

Über Humor lässt sich bekanntlich streiten.

Aber nirgends so ausdauernd wie am Niederrhein. Ohne jede Pietät  
wird hier schwadroniert von Gott und der Welt  
und von Omma ihr neues Korsett. Und das soll komisch sein?

Christoph Siemes: Dat is doch alles Quatsch.  
In: Die Zeit **magazin**, Nr.6 vom 2.Februar 1996.



Der Niederrheiner ist von Natur aus  
extrem vorsichtig. Niemals wird  
er sich ~~100% festlegen.~~

## **Schwierigkeiten mit dem Spurenlesen**

### **1. Lernen/Verlernen - oder: Ursprüngliches Lernen und sekundärer Analphabetismus in der Wissenschaft**

Das Lesen von Spuren - und vor allem das Spurenlesen in der Vegetation - ist bei den Freiraumplanern der Kasseler Schule zu einer fruchtbaren Routine geworden, und das hat sich auch in vielen ihrer Texte niedergeschlagen, zumal in den "Notizbüchern".

Das "Spurenlesen in der Vegetation" hat sich als eine wirklich glückliche Begegnung der Freiraum- und Landschaftsplanung einerseits, der Vegetationskunde andererseits erwiesen.

Worum es sich beim "Spurenlesen" handelt, weiß jedermann schon intuitiv, weil er es in seiner Lebenspraxis immer schon tut. Es lebt ja (um den berühmten Essay von Ginzburg 1980 über das "Spurenparadigma" noch einmal zu zitieren) nicht zuletzt im "stummen Erfahrungswissen" der Alltags- oder Lebensweltler, z.B. im weltweiten Wissen und Denken "der Jäger, der Seeleute, der Frauen"; dieses Spurenlesen und Spurenwissen sei das autochthone "Bildungsgut von Männern und Frauen aller Klassen", der Erfahrungs-, Wissens- und Forschungstyp aller, die kompetent - mit "Spürsinn, Augenmaß und Intuition" - das Ihre tun.

Hierher - ins "indizienwissenschaftliche Paradigma" - gehören für Ginzburg aber nicht nur der Blick, der den Alltag bewältigt, der mantische ("wahrsagende"), der jägerische und der detektivische Blick, sondern auch so unterschiedliche Dinge wie der klinische Blick auf den Kranken oder der Blick des Kenners auf das Kunstwerk. Die ganze Medizin als Kunst des Diagnostizierens und Heilens (nicht aber die Medizin als Naturwissenschaft!) gehöre hierher. Das gleiche gelte für Wissenschaften, die eine "retrospektive Wahrsage", eine vergangenheitsbezogene Wahrsagung betreiben: "Zutiefst diachronisch geprägte Wissenschaften wie die eben genannten (Geschichtsschreibung, Archäologie, historische Geologie, Paläontologie ...) mußten sich, da sie das Galileische Paradigma als untauglich ablehnten, an ein Indizien- oder Wahrsageparadigma halten. Wenn man die Ursachen nicht reproduzieren kann, bleibt nichts anderes übrig, als sie aus ihren Wirkungen zu folgern" (Ginzburg 1980, S. 25). Als Geograph kann ich hinzufügen, daß auch der Kern des klassisch-geographischen Paradigmas ein "Spurenlesen an der Erdoberfläche", "im Raum" oder "in der Landschaft" gewesen ist.

Wer etwas erfolgreich tut, muß nicht unbedingt wissen, was er tut; wer effektiv Spuren liest, muß nicht explizieren können, was "Spurenlesen" ist (d.h. worin das besondere forschungslogische Design dieser Denkfigur liegt). Aber auch in dieser Hinsicht gibt es keine besonderen intellektuellen Schwierigkeiten, und zumindest beim wissenschaftlichen Handeln ist es wenigstens mittel- und langfristig immer nützlich, wenn man auch in etwa weiß, was man tut. In wenigen Sätzen hat z.B. schon Ginzburg (a. a. O.) Wesentliches gesagt: Der Kern dieses "Paradigmas" (dieses Wissens- und Forschungstyps), den er je nach dem Kontext mit Semiotik-, Spuren-, Symptome-, Indizien-, Jäger- und Wahrsageparadigma bezeichnet, bestehe darin, daß eine komplexe Realität, die nicht direkt erfahrbar sei, aus Indizien/ Spuren/ Symptomen (re)konstruiert werde, und im typischen Fall organisiere "der Beobachter die Daten so, daß Anlaß für eine erzählende Sequenz besteht", die im einfachsten Fall so lautet: "Jemand ist dort vorbeigekommen und hat das und das getan".

Das kann man leicht auch mit den Mitteln der Semiotik formulieren. Wenn man sich in der wissenschaftstheoretischen Literatur (im weitesten Sinn) umsieht, dann sieht man, daß eine solche Spurendekodierung eine ähnliche Form wie eine sogenannte narrative Erklärung hat, und weil es sich (vereinfacht gesagt) um einen "Schluß" von der Wirkung auf die Ursache handelt, handelt es sich gleichzeitig um eine Abduktion. Aber das ist jetzt nicht das Thema; ich habe es andernorts in extenso behandelt und nicht zuletzt an vegetationskundlichen Beispielen illustriert (Hard 1995).

Kurz, das Spurenparadigma ist sozusagen allgegenwärtig; jeder kennt es, jeder versteht es, jeder übt es: auch wenn er die logische Struktur, der er dabei folgt, nicht explizieren kann (oder sich völlig falsche Vorstellungen über diese Struktur macht).

Es gibt aber Ausnahmen - schwerverständliche Inseln der Verständnislosigkeit, z.B. einige "sozialwissenschaftlich orientierte Freiraumplaner", von denen im Folgenden die Rede ist. Der Rede wert ist die Sache natürlich nur, insofern man etwas daraus lernen kann, zumal über Bedingungen von verblüffender Verständnislosigkeit unter Wissenschaftlern, besonders in den Sozialwissenschaften.

Solche Verständnislosig- und Begriffsstützgebiete sind auf den ersten Blick sehr erstaunlich, auf den zweiten schon weniger. Schließlich weiß man ja inzwischen, daß die Vertreter einer Wissenschaft, wenn sie eine Wissenschaft erlernen, ihr "ursprüngliches" lebensweltliches Wissen nicht nur differenzieren, bereichern, erweitern und korrigieren, sondern nicht selten auch teilweise verlernen, und manchmal verlernen sie dabei gerade auch das, was ihnen in ihrer Wissenschaft am nützlichsten sein könnte. Das, was sie für "wissenschaftliches Denken" halten, ruiniert dann ihre lebensweltliche Klugheit, und man beobachtet Verdummungsprozesse, die allerdings in anderer, wissenschaftspolitischer Hinsicht (z.B. bei der Selbstimmunisierung einer Methode oder Schule) wieder ganz funktional sein können. Wer hätte es während einer längeren akademischen Laufbahn nicht schon erlebt, daß ein Kollege im Vollgefühl der Wissenschaftlichkeit so dumm dakterredete, daß man sich ganz sicher war: Außerhalb der Wissenschaft (oder vielleicht auch schon: außerhalb dieses Themas) kann er so dumm unmöglich sein, weil er sonst unmöglich hätte überleben können? Ein solcher sekundärer Analphabetismus ist auch eine der wichtigsten Quellen des Wissenschaftsaberglaubens, der heute unter Wissenschaftlern verbreiteter zu sein scheint als unter Laien.

Das folgende handelt also von einem solchen sekundären Analphabetismus unter Sozialwissenschaftlern, betreffend "Spurenlesen".

## **2. Wußten Sie, daß Spurenlesen antisozial ist ?**

In einer Schriftenreihe mit dem Titel "Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung" plädieren Gröning und Wolschke-Bulmahn auf den Schlußseiten ihrer professoinalhistorischen Untersuchung (Die Liebe zur Landschaft, Teil 1: Natur in Bewegung - Zur Bedeutung natur- und freiraumorientierter Bewegungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts für die Entwicklung der Freiraumplanung) in ziemlich hohem Ton dafür, die Freiraumplanung müsse sich sozial orientieren:

*"Für eine vorausschauende Freiraumplanung, die in einer demokratischen Gesellschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts zur Lösung von Umweltproblemen beitragen und an der Gestaltung unserer Umwelt mitwirken will, lassen u.E. die dargestellten verschiedenen Formen von Naturverständnis und Naturaneignung vor allem eines erkennen: eine soziale Orientierung ist eine unabdingbare Voraussetzung der Freiraumplanung. Freiraumplanung muß nicht die sogenannten Ansprüche außermenschlicher Natur, nicht 'ökologische'*

*Erfordernisse, sondern soziale Interessen als Ausgangspunkt wählen. Die Forderungen nach einer 'ökologisch' intakten Umwelt müssen über den Menschen begründet werden."* (Gröning und Wolschke-Bulmahn 1986, S. 230)

Man fragt sich zunächst, warum die Autoren etwas formulieren, was in dieser nebulösen Allgemeinheit innerhalb wie außerhalb der Profession sicherlich fast jedermanns Zustimmung findet und auch kaum einen Widerspruch wert ist. Dann bemerkt man jedoch, daß diese Allgemeinheiten sich gegen einen gegenwärtigen Feind richten, der, wie es später heißt, "antisoziale Inhalte" verbreite:

*"Ohne ausführlich auf aktuelle Aspekte eingehen zu wollen, soll nur kurz auf eine u.E. problematische aktuelle Entwicklungstendenz hingewiesen werden. In verschiedenen Bereichen wird in den letzten Jahren eine soziale Orientierung in der Freiraumplanung zunehmend durch eine 'ökologische' Orientierung abgelöst."*

(Gröning und Wolschke-Bulmahn 1986, S. 231)

Man erwartet zunächst eine Kritik an Versuchen, die Stadtgebiete - nach der Devise "Leute raus, Experten rein" - mit Natur- und Biotopschutz zu überziehen, liest aber dann, daß die Autoren an etwas ganz anderes denken:

*"Das äußert sich z.B. darin, daß bisweilen ernsthaft der Standpunkt vertreten wird, Freiraumbedürfnisse und die ihnen angemessene Form des Freiraums könne man eher durch pflanzengeographische und pflanzensoziologische Untersuchungen des städtischen Freiraums als mit den Methoden der empirischen Sozialforschung ermitteln. Nicht der Mensch, sondern die Natur soll nach den Freiraumbedürfnissen des Menschen gefragt werden"*

(ebd.).

Aufs höchste gespannt, wer es wohl sein könnte, der heutzutage "ernsthaft" einen solchen animistischen Unsinn vertritt (und "die Natur nach den Freiraumbedürfnissen des Menschen fragen" will usw.), fand ich mich zu meinem Erstaunen des Langen und Breiten selber zitiert, und zwar mit diesem Text:

*"Einem Vegetationsgeographen liegt die Empfehlung nahe, daß man sich nicht so sehr auf Befragungen und andere reaktive Verfahren (mit ihren immer zahlreichen und schwer kontrollierbaren Reduktions- und Verzerrungstendenzen) stützen solle, sondern mehr auf ge- naue Beobachtungen in jedem Einzelfall - und das praktischste nicht-reactive Verfahren be- steht sicher darin, die Nutzungsspuren in der spontanen (und in der angebauten) Vegetati- on zu lesen". (Hard 1983, S. 103; Wiederabdruck Hard 1990)*

In meinem Text steht nichts von dem, was die beiden Soziologen darin gefunden haben wollen: weder eine Ablehnung der "Methoden der empirischen Sozialforschung", noch eine Aufforderung, "die Natur" (statt "den Menschen") nach Freiraumbedürfnissen zu befragen. Dagegen kann man meinem Text ohne weiteres entnehmen, daß man die Leute "nicht so sehr" befragen, sondern mehr beobachten solle - weil Beobachten unter gewissen Vorkehrungen weniger verzerrte, weniger invalide und weniger "artifizielle" Ergebnisse liefert, und daß man dabei nicht nur die Nutzer, sondern vor allem ihre Spuren (Nutzungsspuren) beobachten solle, weil dies die "praktischste" Methode sei. Sie ist in der Tat fast immer und überall anwendbar, und oft genügt ein geübter Blick. Der Text von 1983 erwähnt auch einen weiteren Vorteil der Beobachtung vor der Befragung: Beobachtung bezieht sich auf konkretes Verhalten in konkreten Freiräumen, während sich z.B. die von den "sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanern" im Wohnzimmer usw. Befragten durchweg auf reaktiv imaginierter Freiraumverhalten beziehen.

Befragung, Verhaltensbeobachtungen und Beobachtungen von Verhaltenssspuren ("Spurenlesen") sind gleichermaßen "Methoden der empirischen Sozialforschung"; die "sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplaner" haben es bloß nicht gemerkt. Beim Spurenlesen handelt es sich zudem um ein Verfahren, das eben nicht (wie

"Befragungen" fast in jedem Fall und "Verhaltensbeobachtung" nicht selten) auf meist unkontrollierbare Weise "reakтив" ist. Gerade Befragte reagieren bekanntlich sensibel auf die Forschungssituation, und Befragungen messen deshalb oft eher ein "Verhalten in der Forschungssituation" als ein "Verhalten außerhalb der Forschungssituation" (z.B. ein Verhalten im Freiraum).

In der sozialwissenschaftlichen Literatur über die Anwendung nicht-reaktiver Verfahren wird gelegentlich vorgeschlagen, Leseinteresse von Kindern (z.B. ihr Interesse an bestimmten Buchseiten und Lexikonartikeln) nicht durch Befragung und direkte Beobachtung von Kindern, sondern an den Nutzungsspuren (abgegriffene Seiten etc.) zu messen, die sie bei ihrer Lektüre hinterlassen. Gröning & Wolschke-Bulmahn müßten argumentieren, hier solle "nicht das Kind, sondern die Natur", nämlich die Zellulose, "nach den Lesebedürfnissen der Kinder befragt werden", und eben deshalb sei dieses Verfahren "antisozial" und "bewußtlos naturorientiert". Um sich treu zu bleiben, müßten diese Autoren fordern, die richtige Methode sei ein Kinderinterview mit den Fragen: "Wie gern lest ihr Artikel über sexuelle Sachen?" (sehr - weniger - gar nicht gern), "wie oft?" (häufig - hin und wieder - nie).

Kurz, hier regen sich zwei Sozialwissenschaftler darüber auf, daß man ihr beschränktes und gedankenlos auf Freiraumnutzung und Freiraumplanung übertragenes Methodenarsenal durch eine angemessenere Methode bereichern will, die in diesem Fall die Funktion einer *sozialwissenschaftlichen* Methode hat und die ich im gleichen Aufsatz an unterschiedlichen Freiräumen illustriert habe.

Daß man beim Spurenlesen auch etwas vom materiellen Medium und Substrat der Spur verstehen muß (nämlich von der physisch-materiellen Ausstattung der Freiräume einschließlich ihres Grüns), das versteht sich von selber. Expertenartige "Pflanzengeographie und Pflanzensoziologie" (Gröning und Wolschke-Bulmahn) ist dafür oft gar nicht notwendig, ja könnte gelegentlich sogar schaden; jedenfalls kann ein Vegetationskundlicher Laie sich alles Nötige leicht aneignen, und das ist sicher weit weniger als das, was z.B. ein Industriesoziologie eigentlich von der Industrie und ein Agrarsoziologe von der Landwirtschaft verstehen müßte.

Einen letzten Höhepunkt an Absurdität erreicht die zitierte Apologie einer frageboogenfixierten Sozialforschung, wenn das vorgeschlagene, nicht-reaktive Verfahren als "antisozial" und "bewußtlos naturorientiert" bezeichnet und schließlich auch noch mit der "gegenwärtigen Propagierung eines sogenannten Natur- und Ökogartens" in einen Topf geworfen wird.

Richtiger wäre es zu sagen, daß diese beiden Sozialwissenschaftler methodisch bewußtlos auf einige Standardverfahren der empirischen Sozialforschung fixiert sind: Vor allem aufs Befragen. Kein Wunder, daß man im akademischen Unterricht die Publikationen dieser "sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung", wie die Autoren selber sie verstehen (z.B. Seyfang 1980, Spitthöver 1982, Buchholz, Gröning und Spitthöver 1984 ...), als überaus eindrucksvolle Musterbeispiele der Produktion von Forschungsartefakten vorführen kann. Dabei war es doch wirklich leicht vorauszusehen, daß der Versuch, Freiraumnutzungen und "Freiraumeinstellungen" durch Fragebogen zu erheben, fast nur auf solche Artefakte hinauslaufen kann, die dann mehr über einen unreflektierten Forschungsprozeß als über die tatsächlichen Freiraumnutzungen erzählen. Mit "Artefakten" sind hier Forschungsoutputs gemeint, die durch den Forschungsprozeß selber verzerrt sind; anders gesagt, Forschungsergebnisse ohne externe Validität, die also nichts oder nur Unkontrollierbar-Vieldeutiges über die Wirklichkeit außerhalb der Forschungssituation sagen (vgl. z.B. Kriz 1981). Wenn solche

Forschungsergebnisse trotzdem angewendet werden, bewirken sie bestenfalls gar nichts, meistens aber laufen sie auf zerstörerische Eingriffe hinaus.

Dann kriegt auch K.H. Hülbusch (aufgrund einer Publikation von 1979) noch sein Fett ab:

*"Und in einer 'freiraum- und landschaftsplanerischen Analyse des Stadtgebietes von Schleswig' wird behauptet, da die 'spontane Vegetation' Ausdruck der Nutzung sei, 'muß die Vegetation sich auch zur Beschreibung der vorhandenen räumlichen und nutzungsspezifischen Differenzierung eignen. Damit ist sie zur Zeit das einzige analytische Instrument zur Beschreibung der qualitativen Freiraumsituation und ihrer Funktion'" (Gröning und Wolschke-Bulmahn 1986, S. 232).*

Der weitere Kommentar der beiden Sozialforscher lautet wie folgt:

*"Sollten die antisozialen (!) Inhalte, die sich hinter solchen Äußerungen verbergen, sollte die Ablehnung (!) empirischer Sozialforschung zugunsten pflanzensoziologischer Analysen als Instrument zur Ermittlung von Nutzerinteressen breiteren Raum einnehmen können, würde dies erheblich zur Marginalisierung der Freiraumplanung beitragen". (ebd.)*

Hülbuschs Formulierungen umschreiben im erstzitierten Satz nur wieder das Programm "Spurenlesen in der Vegetation". Was daran "antisozial" und "historisch bewußtlos naturorientiert" sein soll, bleibt das Geheimnis der beiden Soziologen.

"Historisch bewußtlos naturorientiert" sind eher Vegetationskundler, die - im Gegensatz zu K.H. Hülbusch - die Stadtvegetation anders, d.h. ohne diesen Bezug auf städtische Flächennutzungen betrachtet haben wollen.

Noch unerfindlicher ist, was daran eine "Ablehnung empirischer Sozialforschung" sein soll. Das Gegenteil ist richtiger. Die beiden Sozialforscher selbst sind es, die hier eine nachgewiesenermaßen effektive Möglichkeit der empirischen Sozialforschung (ein effektives nicht-reaktives Verfahren) in den Wind schlagen. Was sie für bloße Pflanzensoziologie halten, fungiert bei Hülbusch u.a. als nicht-reaktives Beobachtungs- und Meßverfahren für Freiraumnutzungen und Nutzerinteressen - eben als Spurenlesen in (der Vegetation von) Freiräumen. Offenbar erkennen manche Sozialforscher Sozialforschung nicht wieder, wenn diese sich außerhalb ihrer beschränkten Standardmethoden und Fragestellungen ereignet.

Auch der letztzitierte Satz von K.H. Hülbusch (dieses Spurenlesen in der Freiraumvegetation sei "zur Zeit das einzige analytische Instrument ...") ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, wenn man ihn auf *praktikable*, d.h. relativ unaufwendige "Instrumente" der Freiraumanalyse bezieht, die der Freiraumplaner in jedem Fall mit Nutzen handhaben kann. Sicherlich muß dieses Spurenlesen in der Vegetation, wenn irgend möglich, auch durch aufwendigere Verfahren vor allem der qualitativen Sozialforschung ergänzt werden. Die Leute, die ihre Spuren hinterlassen haben, sollten auch selber zu Wort kommen und (in möglichst natürlichen Gesprächssituationen) ihre Sicht der Dinge zum Ausdruck bringen können. Für solche Zwecke sind aber die mir bekannten Fragebogen der "sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumforscher" gänzlich ungeeignet.

Wenn man schließlich nach dem spezifischen Unsinngenerator in den Köpfen der beiden zitierten Soziologen sucht, muß man wohl auf folgendes kommen: Der Unsinngenerator liegt vermutlich in ihrer Unfähigkeit zu begreifen, was eigentlich eine naturwissenschaftliche und was eine sozialwissenschaftliche Frage ist, oder in ihrer Unfähigkeit zu sehen, daß es zweierlei ist, etwas Physisch-Materielles als etwas bloß Physisch-Materielles (also naturwissenschaftlich) oder aber im Hinblick auf alltagsweltliches menschliches Handeln zu beschreiben. Man könnte auch sagen: sie verwechseln "die Vegetation als physisch-materielles Ereignis" und "die Vegetation als Spur menschlichen Verhaltens/Handelns", d.h. "die Vegetation als Zeichen". Für Wis-

senschaftler ist das, vorsichtig gesagt, eine erstaunliche Konfusion. Um andere davor zu bewahren, wurde sie hier noch einmal dokumentiert.

### **3. "Sozialwissenschaftlich orientierte Freiraumplanung" - eine bisher unbekannte Form des Irrsinns?**

Werfen wir noch einen Blick auf das Kontrastprogramm, von dem aus die Kritik am Spurenlesen damals konzipiert war. Um aus der einschlägigen Schriftenreihe ("Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung") nur den Eröffnungsband, ein noch relativ qualitätvolles Beispiel herauszugreifen: Seyfang (1980) erhebt Freiraumnutzung im Geschoßwohnungsbau unter anderem durch zwei Fragebogenfragen. Erstens bekamen die Befragten eine Liste mit 18 "Tätigkeiten und Anlässen" vorgelegt und sollten maximal 5 davon ankreuzen: "Nennen Sie nun bitte diejenigen Tätigkeiten, die Sie bei schönem Wetter in den Grünflächen und Freianlagen hier am Haus *meistens bzw. vor allem* ausüben. Bitte nennen Sie bis zu 5 Tätigkeiten, die Sie gewöhnlich dort ausüben." Nach den Tabellen (S. 175, S. 82) steht "Naturgenuss und Naturbeobachtung" mit 45,2 % ganz weit vorne, nämlich schon an zweiter Stelle direkt hinter "Kinder beaufsichtigen und beobachten" (48,6 %). Etwas später im gleichen Fragebogen sieht sich der Befragte dann aufgefordert, ohne Antwortvorgaben, also frei, auf folgende Frage zu antworten: "Welche wesentlichen Gründe gibt es für Sie, sich in den Grünanlagen und Freiflächen am Haus aufzuhalten und diese zu nutzen?" Nun sind es nach der Tabelle S. 231 nur noch 8,6 % der Antworten, die etwas mit "ästhetischem Genuß, Freude an der Natur" zu tun haben. (Bei den anderen Kategorien steht es ähnlich: Die 43,6 % "ruhbetonten Freiraumnutzungen" z.B. sind von der einen Frage zur andern auf 6,1% "ruhorientierte Freiraumnutzungsmotive" geschrumpft - und so geht es weiter.) Aber dann wurde auch noch das reale Verhalten im Freiraum beobachtet, und siehe da: Bei den "Einzelaktivitäten der beobachteten Erwachsenen in den wohnungsbezogenen Freiräumen" (S. A 84) wurden überhaupt keine Naturgenießer, Naturfreunde und Naturbeobachter mehr registriert. - Der größte Teil der zugehörigen sozialwissenschaftlichen Texte besteht dann darin, die eigenen Artefakte zu verschleiern - sie werden nicht einmal weginterpretiert, sie werden einfach vernebelt. Die anzukreuzenden "Naturgenuss-und-Naturbeobachtungs-Statements" lauteten: "Wenn ich mich dort aufhalte, genieße ich die Schönheit der Bäume, Blüten und Sträucher"; "Ich beobachte die jahreszeitlichen Veränderungen in den Grünanlagen und Freiflächen". Wie nicht anders zu erwarten, rekrutieren sich die "Ästheten" (Seyfang) unter den Befragten vor allem aus den Angehörigen der sozialen Unter- und Mittelschicht, kaum aus den Oberschichten (S. A 81, Tabelle A 18), und die Häufigkeit, mit der das Motiv "Schönheit" (Seyfang), d.h. Naturschönheit, genannt wurde, korreliert negativ mit der Höhe des Einkommens (ebd., Tabelle A 17). Je höher das Einkommen, umso geringer der freudige Genuß der Schönheit des Abstandsgrüns. Difficile est satiram non scribere. Eine solche Sozialforschung hat in etwa den Erkenntniswert der Handlsekunst. Es sei vorsichtshalber daran erinnert, daß der Non-sense nicht in den Daten selber steckt (sie sind durchaus interpretierbar - nämlich als Artefakte der Methoden); der Unsinn ist ein Produkt der interpretierenden Freiraumforscher, die die externe Validität der erhobenen Daten bis zur Absurdität hin überschätzen, d.h. als Information über die Wirklichkeit außerhalb der Befragungssituation und des Fragebogens lesen. In all diesen Arbeiten bleibt unter anderem undurchschaubar, inwieweit die Antworten reales Freiraumverhalten anzeigen und inwieweit sie bloß vermeintlich normgerechte Stereotype enthalten. Zuweilen (wenn z.B. 93 % der Befragten als präferierte

Freiraumaktivität "Naturgenuß und Naturbeobachtung" angeben, d.h., daß "sie sich an den Bäumen, Sträuchern oder Blumen in den Grünanlagen erfreuen" und "das Wachsen und Gedeihen der Pflanzen beobachten") beschleicht die Autoren selber der Verdacht, es könne sich um "Stereotype" handeln (z.B. Buchholz, Gröning und Spithöver 1984, S. 28); aber dann wird doch wieder interpretiert und erklärt, als handle es sich um reales Freiraumverhalten: "Während besser Ausgebildete ... weniger Naturgenuß oder auch Kontemplativität (!) suchen ..., verhält es sich bei den unteren Schulbildungsgruppen deutlich anders: Sie suchen eher Kontemplativität (Naturgenuß und -beobachtung)" in ihren wohnungsnahen Freiräumen (S. 30). Dann spekulieren die sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplaner, wie das wohl komme und vermuten, die braven Ungebildeten hatten "verspätet" "bürgerliche Verhaltensweisen" angenommen, und das auch noch am "falschen Objekt".

So wird immer wieder vage über Antworthäufigkeiten räsonniert, deren Validität völlig im Dunkeln liegt. Noch schlimmer, wenn es um "Wunschbefragungen" geht - wenn die sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplaner also die Leute direkt fragen, wie sie es in ihren Blockinnenräumen und überhaupt in ihren wohnungsnahen Freiräumen denn haben wollen. Wie vorauszusehen, erhält man dann Antworten folgenden Stils: "Na ja, Rasen, ein paar Sträucher, vielleicht auch ein paar Bäume ..." oder: "Na ja, Bäume und eben niedrige Pflanzen und vielleicht ein paar Blumenbeete ..." etc. (S. 113).

Die ganz abstrakte Begründung für diese nur noch albern zu nennende Methode lautet dann so: Die "Bewohner" besäßen doch die "Kompetenz ..., sich mit ihrer räumlichen Umwelt kritisch auseinanderzusetzen" (S. 112). Was man hier bezweifeln muß, ist in der Tat nicht die Kompetenz der Leute, sondern die Kompetenz der sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplaner. Die Leute sind auf ihre Weise wahrscheinlich durchaus kompetent, "sich mit ihrer räumlichen Umwelt kritisch auseinanderzusetzen", aber diese Kompetenz wird in solchen Befragungen sicher nicht sichtbar und eher systematisch unterdrückt.

Diese Blütenlese kann man beliebig fortsetzen. Um nur noch eins zu nennen: Das schon für sich allein die Validität ruinierende und, wie Spithöver später (1989, S. 194) selber urteilt, "absurde" Design, bei dem Versuch, Freiraumverhalten und Freiraumwünsche der Wohnbevölkerung zu erforschen, fast ausschließlich berufstätige Männer zu befragen (vgl. Spithöver 1982, S. 292 u.ö.). Das geschah offenbar aufgrund der pfiffigen Überlegung, "daß sich verschiedene Schichtgruppen besser mit Männern denn mit Frauen bilden ließen". Kurz, wenn man Freiraumverhalten und Freiraumwünsche der Frauen durch die Sozialschicht erklären will, muß man eben berufstätige Männer befragen. Mit einer "Ausgrenzung der Frauen aus der Forschung" (wie es Spithöver im nachhinein interpretiert) hat das m. E. wenig zu tun, aber viel mit der Ausgrenzung des Verstandes aus der Sozialforschung - oder, wie schon gesagt, mit sekundärem Analphabetismus.

Im Überblick über diese Literatur kann man resümieren: In diesen Grünplanungs-Interviews werden durchweg Meinungen nicht festgestellt, sondern produziert, zumindest bei einem großen Teil der Befragten. Günstigenfalls hatten die Befragten Gelegenheit, sich in einem Relevanz- und Meinungssystem zu plazieren, das von Freiraumplanern im Sinne üblicher Grünplanung vorkonstruiert war. Zumindest kann man sagen: Rudimentäre Meinungen über Themen, die im Alltag und im alltäglichen Kommunizieren der Befragten ganz marginal sind, erhalten ein unrealistisches Gewicht, diffuse und instabile Meinungen und Einstellungen eine scheinbare Bestimmtheit und Stabilität. Um eine pointierte, aber in den vorliegenden Arbeiten belegbare Vermutung darüber zu äußern, was da - durch "sozialwissenschaftlich orientierte Freiraumpla-

nung" - eigentlich produziert oder reproduziert wird: das belief system der Profession selber. Wie aus einem projektiven Test kommen den Freiraumforschern vor allem ihre eigenen Meinungen entgegen. Eben dies machte vermutlich auch die (glücklicherweise nur zeitweilige) innerprofessionelle Attraktivität dieser "sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung" aus. Wieder pointiert gesagt: Nach innen war sie eine Form der Selbstbestätigung der Profession und ihres Meinungssystems, nach außen eine Form der Professionspropaganda. Ein valider Ersatz für eine "spurenlesende" Freiraumspektion war das sicher nicht.

Natürlich muß Befragung nicht grundsätzlich so katastrophal enden wie in der zitierten "sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung". Das Interview - wenn auch nicht unbedingt das standardisierte Interview - könnte durchaus auch einmal die Methode der Wahl sein, z.B., wenn man nicht reales Freiraumverhalten, sondern professionelle und populäre Ideologien über Freiräume und Freiraumplanung studieren (oder auch das Echo professioneller Vorstellungen bei Laien erkunden) will.

Die anderen Ergebnisse und Publikationen der "sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung" sind von ähnlicher Wirklichkeitsnähe und Planungsbedeutsamkeit wie die zitierten. Es ist aber, wie man sieht, nicht so, daß sie zu gar nichts gut wären: Denn alles ist zu etwas gut, und sei es (wie in diesem Falle) nur als abschreckendes Beispiel.

In einer soziologischen Zeitschrift (Soziographie, 6. Jg. 1993) habe ich die Artefakte-Anfälligkeit sozialwissenschaftlicher Forschung einmal an einem konstruierten Beispiel erläutert (unter dem Titel: "Die Störche und die Kinder, die Orchideen und die Sonne"). In der sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung findet man vielleicht die schönsten Belege dafür, daß es so etwas wirklich gibt - wobei diese wirkliche Sozialforschung meine bizarren didaktischen Konstruktionen an Bizzarrerie noch beträchtlich übertraf.

#### **4. "Nicht-reaktive Meßverfahren"**

Die zitierten Einlassungen zweier Sozialwissenschaftler gegen die Beobachtung von Verhaltensspuren waren umso erstaunlicher, als die Soziologie damals das Spurenlesen schon längst entdeckt, genauer: wiederentdeckt hatte. In meinem Aufsatz von 1983, auf den Gröning & Wolschke-Bulmahn sich damals bezogen, hatte ich sogar das Stichwort ("nicht-reaktive Verfahren") genannt und das einschlägige angelsächsische Standardwerk (Webb u.a. 1966) angeführt.

Das bekannte Werk, das in den sechziger Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Methoden zog (Webb E. J. u.a., Unobtrusive Measures, Nonreactive Research in the Social Sciences, Chicago 1966) und sogleich überall Nachfolger fand, beginnt mit den Sätzen:

*"Diese Untersuchung richtet ihr Augenmerk auf Daten der sozialwissenschaftlichen Forschung, die nicht durch Interviews oder Fragebögen gewonnen wurden. Man könnte meinen, durch diesen Ausschluß bliebe nicht viel übrig. Es bleibt jedoch genug. Verstreut über die gesamte sozialwissenschaftliche Literatur finden sich viele Neuerungen an Forschungsmethoden. Ihre Anwendung ist jedoch unsystematisch, ihre Bedeutung wird unterschätzt. Unsere kritische Sichtung dieses Materials soll dazu dienen, das im allgemeinen beschränkte Instrumentarium angewandter Methodologien des Sozialwissenschaftlers zu erweitern sowie zur schöpferischen und pragmatischen Ausschöpfung einzigartiger Möglichkeiten der Messung zu ermuntern" (Webb u.a. 1966, zitiert nach der deutschen Ausgabe 1975, S. 15).*

Ausgangspunkt für diese Versuche war die Verzerrungsanfälligkeit reaktiver Verfahren wie Fragebogen und Interviews. Sie tendieren bekanntlich dazu, Artefakte zu produzieren. Die entsprechenden Effekte (von den Interviewer- über die Interaktions-, Stichproben-, Hawthorne-, Lern-, Übungs- und Versuchskanincheneffekte bis zu den Orientierungen der Befragten an eigenen und fremden Erwartungen, Normen, Stereotypen, Strickmustern usw.) sind in einer riesigen Literatur beschrieben und nachgewiesen. Die offensichtliche Invalidität dieser Verfahren ist unaufhebbar und müßte, so meinen die Autoren, die Sozialforscher eigentlich in die Resignation oder Demoralisierung treiben. Denn wo man die Ergebnisverzerrungen dieser Verfahren zu beheben versucht, kommt man rasch zu ethisch zweifelhaften Tricks: Im noch harmlosen Fall z.B., indem man die Befragten (durch Vorspielen von Wärme, Sympathie und Zustimmung oder auch durch raffinierte Kontrollfragen usw.) doch dazu bringt, etwas zu sagen, was sie sonst nicht gesagt hätten oder sogar gar nicht sagen wollten, und dieser Betrug kann nicht durch Berufung auf "Wissenschaft" und "Gemeinwohl" entschuldigt werden.

Selbst wenn man auf die Standardverfahren nicht verzichten wolle, müsse man unbedingt "triangulieren", d.h. die Ergebnisse von anderem Blickpunkt her (mit anderer Methode) überprüfen.

Die Autoren machen viele Vorschläge, aber der Kern besteht in dem Vorschlag, so oft wie möglich die Daten nicht verzerrungsreich zu produzieren (z.B. durch Fragebögen), sondern auf vorgefundene Daten zurückzugreifen, und das läuft dann neben der Dokumentenanalyse ("Die blasseste Tinte ist deutlicher als die beste Erinnerung...") vor allem auf die Analyse und Interpretation "physischer Spuren" hinaus. Diese werden dann unterteilt in "Erosionsmaße" (Abnutzungen) und "Akkumulationsmaße" ("Abfälle", Ablagerungen).

Unter den zahllosen und oft amüsanten Beispielen der Autoren und ihrer Nachfolger auf diesem Gebiet der nichtreaktiven Meßverfahren (Abnutzungs- und Gebrauchs-spuren auf Treppen, Fußböden und in Büchern; Bremsspuren; Graffiti; Abfälle, Nasenabdrücke von Kindern auf Schaufenster- und Vitrinscheiben... usw. usf.) tauchen die Freiflächen und die Vegetation allerdings so gut wie gar nicht auf. Auch die Freiflächen und vor allem die Vegetation der Stadt bestehen aber weitestgehend aus solchen Erosions- und Akkumulationsspuren menschlichen Handelns (wobei wir das, was hinzuwächst, ebenfalls als eine Art von "Akkumulation" betrachten können). Deshalb kann man sich auch und gerade auch hier - um das Eingangszytat wieder aufzunehmen - "ermuntern" lassen, "das im allgemeinen beschränkte Instrumentarium angewandter Methodologien des Sozialwissenschaftlers zu erweitern" und diese "einzigartigen Möglichkeiten der Messung", die das Spurenlesen bietet, "schöpferisch und pragmatisch" zu nutzen.

Der Reiz dieser Verfahren besteht darin, daß man hohe externe Validität erwarten darf. Bei den traditionellen Methoden (Befragung bzw. Interview) ist die externe Validität, d.h. die Übertragbarkeit in andere Situationen als die Befragungssituation, demgegenüber bekanntlich oft ganz zweifelhaft, besonders im Falle von Standardisierung und Teilstandardisierung. Das gilt natürlich besonders auch für Befragungen über alltägliches Freiraumverhalten und über Freiraumwünsche. Da sagen ein Trampelpfad, ein Blick auf die Vegetation oder die Graffiti auf einem Schulhof oft mehr und Zuverlässigeres als 100 Antworten. Die tatsächlichen Pflegeroutinen kann ein Vegetationskundler an der Unkrautvegetation viel reliabler und valider ablesen als an noch so vielen verbalen Äußerungen der für die Pflege Zuständigen; in jeder verbalen Antwort steckt indessen viel mehr social desirability als Realität. Wenn aber schon Tatsachenfragen so invalide Antworten ergeben, dann noch viel mehr alle Einstellungsfragen.

Aber diese nicht-reaktiven Verfahren haben auch ihre Grenzen, und einen guten Spurenleser erkennt man gerade daran, daß er sich dessen bewußt bleibt. Erstens: Diese nicht-reaktiven Meßverfahren werden zwar oft unter dem Thema "qualitative Sozialforschung" geführt, aber sie passen in bestimmter Hinsicht nicht besonders gut zur Basisphilosophie der qualitativen Sozialforschung. Die nicht-reaktiven Verfahren sind ja durchweg darauf angelegt, den Forschereinfluß zu minimieren und Interaktion mit den Beforschten zu vermeiden; das eigentliche Ideal qualitativer Sozialforschung ist aber eigentlich nicht *Minimierung* des Forschereinflusses und *Verzicht* auf Interaktion, sondern *Reflexion* und *Kontrolle* des Forschereinflusses und der Interaktion mit den Beforschten. Nichtreaktive Meßverfahren sind oft sehr gut geeignet, um mittels Erosions- und Akkumulationsspuren sichtbares bzw. physisches Verhalten zu registrieren; über die individuellen Situationsdefinitionen und den ganzen sozialen Kontext des Verhaltens/Handelns kann man anhand der Spuren allein oft nur spekulieren. Interpretieren die Leute, die die Spuren hinterlassen, und der Forscher, der ihre Spuren liest, vielleicht die Situation ganz unterschiedlich? Man kann an den Spuren z.B. ablesen, wie und wie oft das Unkraut bekämpft wird, aber erfährt nichts über die Unkrautphilosophie und Unkrautökologie der zuständigen Leute, d. h. man kann die Vegetation dann zwar ökologisch, aber nicht sozial interpretieren, und eine Stadtökologie ohne diese soziale Interpretationsebene ist, wie ich schon explizit argumentiert habe (vgl. z.B. Hard 1995), heute nicht mehr sinnvoll.

Die sog. qualitative Sozialforschung will aber gerade diese Selbst- und Situationsdefinition der *Probanden* in "natürlichen" Situationen explizit zum Gegenstand machen, also *deren* Sichtweisen und Denkstrukturen, *deren* Relevanzsysteme und Alltagstheorien ("folk science"). Nicht-reaktive Meßverfahren (und ähnlich das Spurenlesen) müssen also mit den "eigentlichen" Verfahren der qualitativen Sozialforschung verbunden werden. Die Leute, die die Lebensspuren hinterlassen haben, müssen auch selbst zu Wort kommen, und zwar in möglichst natürlichen (alltagsnahen) und spontanen Gespächssituationen, in denen sie *ihre* Sicht der Dinge zum Ausdruck bringen können. (Auch dazu sind natürlich die Fragebögen der "sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplaner" völlig ungeeignet.)

Das beschriebene Manko ist allerdings nicht mehr so groß, wenn wir zu den nicht-reaktiven Meßverfahren (wie üblich) auch die nicht-reaktiven Feldexperimente rechnen. Zwei dieser feldexperimentellen Techniken sind besonders bekannt geworden: die lost letter-technique und die wrong number-technique. (Lost letter-technique: Der Forscher "verliert" Briefe und beobachtet dann, wie viele dieser Briefe von den Findern weitergeleitet wurden; er kann Adressen, Verlustorte und Inhalte variieren, z.B. simuliertes Hartgeld hineintun, und dann die unterschiedlichen Quoten von weitergeleiteten Briefen interpretieren. Wrong number-technique: Der Forscher ruft an und entschuldigt sich, eine falsche Nummer gewählt zu haben; er variiert dabei z.B. seinen Namen, seine Sprechweise, sein Anliegen und die "Versuchspersonen" und beobachtet die Unterschiede in den Reaktionen.) Allgemeiner verwendbar ist die Technik, sich auffällig zu benehmen und die Reaktionen in unterschiedlichen Umgebungen zu studieren (Technik der begrenzten Regelverletzung bzw. des Austestens der Grenzen sozialer Konventionen - bis hin zu "Krisenexperimenten"). Davon kann man auch bei der vegetationskundlichen Geländearbeit Gebrauch machen; es ergibt sich vielfach von selber. Schon das Beobachten und Notieren der Vegetation erweist sich als Feldexperiment; man wird dann je nach Umgebung und Situation sehr unterschiedlich und von sehr unterschiedlichen Leuten auf unterschiedliche Themen angesprochen. Dabei erfährt

man z.B. sehr viel über ihre jeweilige Interpretation von Kraut und Unkraut sowie die Interpretation der gesamten Freiraum- und Quartierssituation.

Es gibt aber noch viele andere Möglichkeiten: Man kann z.B. auf diese Weise den Öffentlichkeitsgrad oder Privatheitsgrad von Freiräumen testen: In welchen Freiräumen wird man wie von wem beobachtet, angesprochen und auf sein regelwidriges Verhalten hingewiesen? Man kann sich auch selber zum Meß- oder Forschungsinstrument machen - ein typischer Gedanke qualitativer Sozialforschung: Wo geht man z.B. selber ohne Zögern hinein, wo zögert man wie stark? So kann man auch immer wieder die Umweltreaktionen auf das Betreten öffentlicher Grünflächen zu provozieren versuchen, die sich in unterschiedlichen Quartieren als sehr unterschiedlich erwiesen. Ein weiteres Handicap der nicht-reaktiven Verfahren: Zwar ist die externe Validität groß, aber trotzdem sind die Ergebnisse oft schwierig zu verallgemeinern. Der Grund ist, daß die relevante Stichprobe und damit die Grundgesamtheit und Repräsentativität der Spurenverursacher (und der an Feldexperimenten beteiligten Personen) oft schwer zu bestimmen ist. Noch mehr gilt das für selektiv überlebendes historisches Material. Auch hier können die Feldinterviews den Fehler mildern.

Allerdings macht man sich über die Repräsentativität bei quantitativer Sozialforschung oft sehr übertriebene Vorstellungen: Die Stichprobenverzerrung ist auch bei quantitativen Verfahren meist unkontrollierbar. Rücklaufquoten bzw. Erreichbarkeiten von 40-60 % gelten als sehr befriedigend, aber die Nichterfaßten gehören oft mit hoher Wahrscheinlichkeit zu einer anderen oder ganz anderen Population.

Schließlich kommt man mit den nicht-reaktiven Verfahren oft hart an die Grenze, wo das Vorgehen (forschungs)ethisch problematisch wird. Erstens schnüffelt man detektivisch in einem Ausschnitt des Alltagsverhaltens herum, bei dem die Leute sich im allgemeinen mehr oder weniger unkontrolliert fühlen. Das gilt z.B. auch für den Umgang der Leute mit Unkraut, Freiräumen und öffentlichem Grün. (Im Prinzip ist es ähnlich wie beim Hineinschauen in die Müllheimer, der berühmten "Hausmeister-methode", die ja auch als ein fruchtbare nicht-reaktives Verfahren gilt, um z.B. Konsumgewohnheiten - etwa den Alkoholkonsum - unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen und Haushaltstypen zu erfassen.) Zweitens benutzt man die Leute z.B. bei Feldexperimenten ungefragt zu Forschungszwecken. Dieser zweite Punkt ist, wenn es um Vegetation geht, insofern weniger erheblich, als man sich fast immer sofort (oder doch sehr bald) ohne Verzerrungsrisiken als Vegetationskundler zu erkennen geben kann. Als harmloser Vegetationskundler wiederum erhält man nebenher viele soziale Informationen, die man einem deklarierten Sozialforscher oder Interviewer kaum anvertraut hätte.

## **5. Der Nutzen einer spurenlesenden Vegetationskunde für Freiraum-, Stadt- und Landschaftsplaner**

Am Ende scheint es mir nützlich, noch einmal zu formulieren, was Spurenlesen in der Vegetation einem Freiraumplaner wert sein kann. Mit "Spurenlesen in der Vegetation" (oder "spurenlesender Vegetationskunde") ist eine Vegetationskunde oder Vegetationsbeobachtung gemeint, in der die Vegetation vor allem als (beabsichtigtes und unbeabsichtigtes) Ergebnis sowie als (wahrgenommene oder nicht wahrgenommene) Ressource menschlichen Verhaltens und Handelns gelesen wird. Ich resümiere dabei allerdings nur in dünnen Worten ein typisches Lehrstück von Karl Heinz Hülbusch. Diese Art von Vegetationsbeobachtung erhöht erstens die *Prognose*-, zweitens die *Umgangs-* und drittens die *Interpretationsfähigkeiten* des Freiraumplaners. Was erstens die *Prognosefähigkeit* angeht, so weiß er dann besser als zuvor, welche Vegetation und Vegetationsdynamik jeweils zu erwarten ist, in welche Konkurrenz und unter

welchem Konkurrenzdruck die angebaute Vegetation geraten wird und welches ihre (meist überschätzten) Überlebenschancen unter solchen Bedingungen sind. Zweitens, was die *Umgangsfähigkeit* angeht: Er kann dann handwerklich kompetenter mit spontaner und angebauter Vegetation umgehen (und wird z.B. nicht - wie es bisher vielfach geschieht - durch seine Pflegemaßnahmen unausrottbare Unkrautbestände geradezu heranzüchten). Drittens - auf der Ebene einer allgemeinen *Interpretationsfähigkeit* - könnte er Freiräume besser auf ihre Nutzung und Nutzbarkeit hin lesen (und sogar auf die Nutzungsbedürfnisse bestimmter Nutzer hin). Zu alledem braucht man oft nicht mehr als Rudimente einer professionellen Vegetationskunde; genaues Hinsehen und common sense reichen meist schon sehr weit.

Man könnte auch sagen: diese Art von Vegetationskunde ist sinnvoll

- bei der Situationsanalyse, wenn es also darum geht, die Geschichte eines Freiraums (seine ehemaligen und heutigen Nutzungen) abzulesen - was auf andere Weise kaum oder nur unter hohem Aufwand zu beobachten und zu rekonstruieren ist;
- bei der Prognose und Planung von Pflegemaßnahmen, wenn es darum geht abzuschätzen, wie der geplante Freiraum sich bei den vorgesehenen und anderen Nutzungen spontan begrünen und wie die angebaute Vegetation mit der spontanen Konkurrenz zureckkommen wird;
- bei der Evaluierung der eigenen Planungen, die ja im allgemeinen viel kurzlebiger sind als geplant;
- bei der Analyse von Vorbildern, d.h. von sozial bewährten Freiräumen und "Landschaftsarchitekturen".

Die beiden zuletzt genannten Gesichtspunkte fallen in der main stream-Freiraumplanung normalerweise einfach aus; wie schon des öfteren festgestellt wurde, kann man sich die stereotype Wiederholung bestimmter Fehlschlüsse nur erklären, wenn man annimmt, daß sich die Freiraumplaner/Landschaftsarchitekten das, was sie da produziert haben, im nachhinein kaum mehr ansehen (oder, falls sie es doch noch einmal ansehen, gar nicht mehr interpretieren können).

Der bekannte Slogan der "Kasseler Schule": "Vorbilder statt Leitbilder", zielt genau auf diesen Punkt. Gemeint ist damit (unter anderem) daß der Freiraumplaner nicht mit originellen Erfindungen beginnen sollte, sondern mit der originellen Beobachtung von real existierenden, sozial bewährten Freiräumen, in denen sich aneignungs- und alterungsfähige Strukturen trotz oder sogar durch Gebrauch stabilisiert haben. Die Originalität des Freiraumplaners zeigt sich dann in seiner Fähigkeit, solche Strukturen neuartigen Situationen an- und einzupassen.

Die hier gemeinte "originelle Beobachtung scheinbar unorigineller, aber bewährter Freiräume" geht dann z.B. folgenden Leitfragen entlang: Was hat sich überhaupt als überlebens- und alterungsfähig erwiesen? Das heißt: Welche Requisiten der ursprünglichen landschaftsarchitektonischen Inszenierung hatten eine Überlebenschance - und warum? Was ist weggefallen, weggenutzt, weggepflegt worden? Wo und wie hat sich die Nutzbarkeit durch solche Alterung und Bereinigung vermindert oder (was wahrscheinlicher ist) erhöht? In welcher Abfolge sind die nutzungswidrigen Strukturen verschwunden? Was ist uminterpretiert und umgenutzt worden? (In solchen Fällen kann man meist von "anpassungsfähigen", "aneignungsfähigen" oder "umwidmungsfähigen Strukturen" sprechen.) Was ist ungeplant hinzugekommen, z.B. hinzugewachsen? Was muß oder mußte vor Nutzern u./o. Unkraut geschützt, also mittels Ein- und Aussperrung in kostspielige Reserve verwandelt werden? Was mußte - eventuell immer wieder - erneuert werden? Welche Teile der Freiraum-

ausstattung haben sich nicht nur trotz, sondern auch durch Gebrauch gehalten oder sogar eingestellt?... Erst wenn die lesbaren Relikte nicht genug hergeben, muß man auch Entwürfe und Pflanzpläne hinzuziehen.

Dieses Spurenlesen in Freiraum und Vegetation gelingt, wie jedes Spurenlesen und jede andere Methode, allerdings immer nur dann, wenn es seine Grenzen im Auge behält, und zwar systematisch. Wie jedes Spurenfeld, so sind auch genutzte Freiräume und Vegetationsbestände einerseits aufschlußreiche, andererseits lückenhafte und vielseitige Beobachtungsfelder. Wie jedes Spurengelände, so müssen auch Freiraum und Vegetation immer auf zwei Fragen hin abgesucht werden: Erstens, worüber sagen sie etwas; zweitens, worüber sagen sie nur etwas Mehrdeutiges oder gar nichts? Dann muß das Spiel der "methodenfindenden Phantasie" beginnen, die weit übers Spurenlesen hinausgehen kann.

Es ist leicht zu sehen, daß eine spurenlesende Vegetationskunde auch in Agrarschaft und Landschaftsplanung verwandte Funktionen erfüllen kann. Um nur zwei Beispiele zu nennen, in denen auch das "indizienwissenschaftliche" Vorgehen selber mitreflektiert wird: Hülbuschs "pflanzensoziologische Spurensicherung" von 1986 und Lührs' Arbeit über "Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte" von 1994.

Man kann übrigens zeigen, wie sehr Spurenlesen und indizienwissenschaftliches Vorgehen schon in der traditionellen Vegetationskunde selber angelegt und enthalten sind. Wenn man die Vegetationskunde ohne Gespür für ihre traditionellen Vorzüge zu "verwissenschaftlichen", d. h. zu einer "richtigen" oder "reinen Naturwissenschaft" zu machen versucht, dann gewinnt man nicht viel mehr als eine Pseudowissenschaft, aber ruiniert die wesentlichen Vorzüge der "alten" Vegetationskunde - nicht zuletzt ihren Vorzug, zum Spurenlesen tauglich zu sein.

#### Literatur

- Buchholz, R., Gröning, G. und Spithöver, M.: Grün in alten Stadtvierteln. Eine empirische Untersuchung zur Nutzung und Beurteilung innerstädtischer Freiraumqualität. München 1984. (Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, Bd. 4)
- Bungard, W., Lück, I.: Forschungsartefakte und nichtreaktive Meßverfahren. Stuttgart 1974.
- Ginzburg, C.: Spurensicherung. In: Freiberater 3, 1980, S. 7-17; 4, 1980, S. 11-36.
- Ginzburg, C.: Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis. München 1988.
- Gröning, G. und Wolschke-Bulmahn, J.: Die Liebe zur Landschaft. Teil 1: Natur in Bewegung. München 1986. (Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, Bd. 7)
- Hard, G.: Gärthergrün und Bodenrente. Beobachtungen an spontaner und angebauter Stadtvegetation. In: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel (Hg.): Hard-Ware (Notizbuch 18 der Kasseler Schule), Kassel 1990, S. 251 - 272. (Zuerst in: Landschaft + Stadt 15, 1983, S. 97-104.)
- Hard, G.: Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens. Osnabrück 1995. (Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 15)
- Hülbusch, K.H., Bäuerle, H., Hesse, F. und Kienast, D.: Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Kassel 1979. (Urbs et Regio, Bd. 11).
- Hülbusch, K.H.: Eine pflanzensoziologische "Spurensicherung". Zur Geschichte eines Stückes Landschaft: Grünlandgesellschaften in La Fontanelle/Vogesen - Indikatoren des Verlaufs der Agrarproduktion. In: Landschaft und Stadt 18, 1986, S. 60-72.
- Kriz, J.: Methodenkritik empirischer Sozialforschung: Studienskripte zur Soziologie. Stuttgart 1981.
- Lührs, H.: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrachen - oder: Von Omas Wiese zum Queckengrünland und zurück. Kassel 1994. (Notizbuch 32 der Kasseler Schule, Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel)
- Seyfang, V.: Freiraumnutzung im Geschoßwohnungsbau. Theoretische Überlegungen und empirische Grundlagen zu einer nutzerorientierten Planung und Gestaltung der Freiräume im Geschoßwohnungsbau. München 1980. (Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, Bd. 1)
- Spithöver, M.: Freiraumansprüche und Freiraumbedarf. Zum Einfluß von Freiraumversorgung und Schichtzugehörigkeit auf Anspruchshaltungen an innerstädtischen Freiraum. München 1982. (Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, Bd. 3)
- Spithöver, M.: Frauen in städtischen Freiräumen. Köln 1989. (Pahl-Rugenstein Hochschulschriften Gesellschafts- und Naturwissenschaften 271)

## **Mögliche und fiktive Zweifel**

Die folgenden Überlegungen sind einem Aufsatz von U. EISEL gewidmet. Der Aufsatz ist 1992 in zwei Teilen in DAS GARTENAMT erschienen. U. EISEL behandelt darin das Problem der 'Unmöglichkeit interdisziplinärer Arbeit'. Tatsächlich beschreibt EISEL ein unmöglich gewordenes Fach: die Landschaftsplanung.

*"Die adäquate Theorie eines Gegenstandes impliziert, wie man sieht, daher eine Theorie der sozialen Bedingungen, aus denen erst die präkonstruierten Gegenstände, wie die Ideologie sie dauernd anbietet, entstehen; denn gerade diese Präkonstruktionen bilden das Haupthindernis einer adäquaten Theorie des betreffenden Objekts. Daher lässt die blinde Zustimmung zum 'Dogma der unbefleckten Erkenntnis', wie Nietzsche sich ausdrückte, den positivistischen Soziologen, der sich von Voreingenommenheiten und Voraussetzungen frei dunkt, in alle Fallen, die die präkonstruierten Gegenstände ihm stellen, nämlich in jene sozialen Fallen, wie eine 'Spontansoziologie' sie sieht und erfassst, bzw. 'soziale Probleme' tappen, deren Anspruch auf ein Dasein als 'soziologisches Problem' gewöhnlich um so größer ist, je größer sich ihre Realität für die Gesamtgesellschaft und vor allem für die Gemeinschaft der Forscher erweist. Der Soziologe, der, irregeleitet durch eine falsche Auffassung von Objektivität als reiner und schlichter Unterwerfung unter gegebene Tatsachen, so wie sie sich darbieten, darangeht, sich als Soziologe auszulöschen, indem er die kontrollierte und bewußte Konstruktion seiner Distanz zum Wirklichen ablehnt, verurteilt sich dazu, Präkonstruktionen zu konstatieren, die sich ihm gegen seinen Willen aufzwängen, da er sich einfach nicht mit den Mitteln versah, deren Konstruktionsregeln zu erkennen."*

(BOURDIEU, P. 1983 S. 26/27).

### **'Über den Umgang mit dem Unmöglichen'**

Der Beitrag von U. EISEL in 'Das Gartenamt' 'Über den Umgang mit dem Unmöglichen' ist ein Bericht über das 'Scheitern'. Er spielt im Studiengang Landschaftsplanung; sein Gegenstand ist 'das Phantom der Helena (GONO J.)', gewandet im Mantel der Interdisziplinarität. Diese, so konstatiert der Autor, sei gescheitert. Das Scheitern der Interdisziplinarität ist U. EISEL aber kein Anlaß, die 'Interdisziplinarität' selbst in Frage zu stellen. Eine solche Möglichkeit verwehrt er sich allein darin, daß er sie (die Interdisziplinarität) zu einem Naturphänomen erklärt, dem in einer modernen Gesellschaft, für die es Landschaften gibt, nicht entrinnen werden kann. Das 'Scheitern' dient dem Autor als Anlaß der Erneuerung und der Reform. Was sich augenscheinlich als unbrauchbar erweist, soll mittels einer neuen Methodik vorm professionellen Untergang bewahrt werden. Das Mittel dazu ist dem Autor die Hermeneutik. Damit tut er weder sich, noch der Profession, noch der Hermeneutik einen Gefallen, weil alles, was an der Hermeneutik klug und für die professionelle Reflexion zum Verständnis der Gegenstände und der Arbeit brauchbar wäre (vgl. HARD G. 1990, ferner HÜLBUSCH K.H. 1994) am Ende als landespflegerischer Wissenschaftspositivismus ankommt.

Der Autor will eigentlich gar nichts, außer dem Wissenschaftsdesign einer Profession, die bis zum heutigen Tage mit ihrer Wissenschaft über den Landschaftsplan von K. BUCHWALD kaum hinausgekommen ist, einen neuen Anstrich zu verleihen. Eine Wissenschaft, die gar nicht existiert, zu neuem Leben zu verhelfen, das ist in der Tat unmöglich, und so umgeht EISELs Umgang mit dem Unmöglichen vor allem und in erster Linie das Mögliche, weil er sich zwischen dem fiktiven und dem hermeneutischen Zweifel nicht zu entscheiden getraut.

Ich will mir mit dem Aufsatz ein wenig mehr Mühe geben, als die, die der Autor sich bei der Anleitung seiner StudentInnen zur Kritik der Arbeiten von I.M. HÜLBUSCH und H. BÖSE-VETTER im Projektbericht (AHREND CH. et AL. 1990/91) machte, weniger im Anschmiegen an den Text, mehr beim genauen Lesen desselben.

### **Auch in der Landespflege setzt sich der Trend zum Zweitbuch zusehends durch**

Die unausgesprochene Erfahrung, auf die der Aufsatz von U. EISEL gründet, besteht in der Erkenntnis als sozialwissenschaftlich denkender Mensch, der gerne liest, in einer Disziplin wie der Landespflege eigentlich keine Karten zu haben. Diese Einsicht ist leicht nachvollziehbar, und man kann ihr nur beipflichten. Aber schon bei dieser Erkenntnis verhält sich der Autor wie ein Landespfleger. Er delegiert die Probleme, die sich daraus ergeben, unisono an die StudentInnen, die dafür am allerwenigsten können. Der jedenfalls zitierte Frust des Lernens ist zuallererst ein Frust des Lehrers. Diese Feststellung vermisst man schmerzlich im Text. Die allenfalls angedeutete persönliche Erfahrung des Scheiterns, die nicht intellektuell, dann wäre sie ja spaßig und lustvoll, sondern praxologisch von den naturwissenschaftlich laborierenden KollegInnen inszeniert wird, bleibt damit per se unbearbeitet.

*"Das naturwissenschaftliche Wissen ergibt sich nicht aus dem eigenen, lebenspraktischen Wissen, sondern wird zusätzlich erlernt. Das ist beim gesellschaftlichen Wissen anders. Wenn man Pflanzen oder einen Bodenhorizont bestimmten lernt, lernt man etwas dazu; wenn man politische, sozialwissenschaftliche und ökonomische Theorien kennlernt, zerstört man fast immer lieb gewordene Vorstellungen. Das ist ein emotional sehr schwieriger Vorgang - wer es noch nicht gemacht hat, wird die Schwierigkeit nur sehr schwer ermessen können (und viele Menschen schützen sich ein Leben lang davor - je älter sie werden, umso mehr). Deshalb kann man für eine Einführung in die Philosophie und Übungen in Textexegese - was ja auch typisches Grundlagentraining für die gesellschaftswissenschaftliche Seite von Fragestellungen der Umweltplanung wäre, wenn man sich das angeführte Beispiel des sanften Tourismus vor Augen hält - im Vergleich mit einem Erstsemesterkurs "Einführung in die Statistik für Biowissenschaftler" keinerlei Akzeptanz erwarten"* (EISEL, U. 1992, S.603).

Eigenartig. Es müßte doch jedem, an seinem Fach nur halbwegs interessierten Menschen (und das kann man StudentInnen im Gegensatz zu ProfessorInnen ganz unbedenklich unterstellen) die größte Freude und Lust bereiten (das ist zumindest meine persönliche Erfahrung), wenn sie im Studium über sich selbst und ihre Vorstellungen, Erfahrungen, Werthaltungen, Urteile und Vorurteile mehr erfahren, wenn sie sich klarer werden, besser eine bestimmte, einmal eingenommene Haltung, ihre Veränderungen und den dazwischen zurückgelegten Weg verstehen. Deshalb ist es überhaupt nicht zu verstehen, weshalb von Einführungen in die Philosophie, oder besser noch Übungen in Textexegese nicht nur weniger Akzeptanz zu erwarten sein könnte, als von einer Einführung in die Statistik für Biowissenschaftler (eine der gruseligsten Veranstaltungen, die ich mir überhaupt vorstellen kann), sondern sogar keinerlei Akzeptanz zu erwarten sei. Das ist schon starker Tobak.

### **Naturwissenschaftliches Wissen und zerstörendes Wissen**

Der Versuch diese Erfahrung zu erklären, ist erhellend. Zum einen führt der Autor an, 'daß naturwissenschaftliches Wissen sich nicht aus dem eigenen lebenspraktischen Wissen ergäbe, sondern zusätzlich dazu gelernt werde'. Zum anderen, 'wirke das Erlernen politischer, sozialwissenschaftlicher und ökonomischer Theorien zerstörerisch auf liebgegebene Vorstellungen'.

Warum eigentlich kann eine Theorie, eine ökonomische und politische zumal, nicht deutlich werden lassen, was die Liebe an einer Vorstellung ausmacht, ohne die Liebe zu zerstören? Warum kann also eine Theorie nicht dazu beitragen, die Liebe besser zu verstehen? Das hieße, die Bedingungen und Voraussetzungen, also im weitesten Sinne die biographische, professionelle und gesellschaftliche Geschichte dieser Liebe zu einer gewordenen Vorstellung zu erklären. Das hebt die Liebe notwendig wohl nicht auf. Dadurch aber wird sie reflektierter, überlegter, bewußter. Vielleicht erlischt sie dann auch, schon möglich, aber vielleicht flammt sie aus neuer Tiefe mit umso größerer Intensität wieder auf. Die Behauptung 'das Philosophieren zerstöre liebgewonnene Einstellungen' führt in die Irre. Es geht beim Philosophieren, genau so beim Lesen von Texten, von Landschaften, Orten, sozialen Handlungen etc. nicht darum, lieb gewordene Vorstellungen zu zerstören, (das ist damit auch keine direkte oder indirekte Wirkung dieser Arbeit schlechthin), es geht darum, diese liebgewordenen Vorstellungen aufzuklären, was zuallererst voraussetzt, sie überhaupt anzunehmen, was per se wiederum nicht geht, wenn sie zerstört sind.

Die Analogie dieser Denkfigur des Autors zur professionellen Praxis ist unübersehbar: da scheint die Tabula rasa durch, die erst einmal alles abräumt, alle Geschichte bereinigt, zerstört. Dann kann neu aufgebaut, neu erfunden, gestaltet werden. Die neue Vorstellung hat mit der alten nichts mehr zu tun (sonst müßte sie nicht aufgehoben werden). Die 'liebgewordenen Vorstellungen' fungieren im Text als Metapher auf den Alltag. Sie beschreibt (unausgesprochen) Routinen und Selbstverständlichkeiten alltagspraktischer Handlungen und Wahrnehmungen. Eine gute Philosophie nähme sie als Anlaß und Voraussetzung der professionellen Debatte, anstatt sie mit großer Geste vom Tisch zu wischen.

### Zerstörendes Wissen

Nicht die Theorie des Philosophierens, auch nicht die Textexegese, sondern eine bestimmte Art von Theorie, die der des naturwissenschaftlichen Experiments entspricht, wirkt zerstörerisch (vgl. HÜLBUSCH K.H. 1983, SCHNEIDER G. 1989, ULLRICH O. 1979) und deshalb ist sie auch für StudentInnen gerade am Anfang des Studiums, wenn der schleichende Prozeß der 'Déformation professionnelle' (HÜLBUSCH K.H. mdl.) noch nicht gegriffen hat, so inakzeptabel und uninteressant. (Die Naturwissenschaftler haben dabei in der Tat gegenüber den Sozialwissenschaftlern den Vorteil, daß sie den Leuten nicht so offenkundig ans Fell wollen.) Erinnern wir uns an Gerhard HARDs (1981) Ausführungen zur Problemwahrnehmung in der Stadt. Wer in einer weichen Disziplin mit harten, naturwissenschaftlichen Mitteln zu arbeiten versucht, bringt nicht nur sich selbst um den Gegenstand des Lernens, er verweigert ihn genauso anderen und macht sich am Ende lächerlich dabei.

Die unter dem Motto der Interdisziplinarität in die Fachbereiche Landespflege berufenen Naturwissenschaftler, an der Gesamthochschule Kassel gern auch nach Bedarf als Grundlagenwissenschaftler verhandelt, haben es also vordergründig leichter. Kaum ein/e StudentIn bringt mehr als eine vage Vorstellung ins Studium ein, was die Bodenkunde denn mit Planung zu tun haben könnte. Und weil den StudentInnen das niemand in der Bodenkunde sagt, die Bodenkundler wissen es ja selber nicht, nehmen die StudentInnen das Fach genauso wie U. EISEL dies uns berichtet, nämlich als naturwissenschaftliches Fach, das mit der lebenspraktischen Erfahrung und auch mit sonst nichts zu tun hat, und daß man eben einfach dazulernt, um überhaupt etwas zu lernen.

## **Praktische Erfahrungen**

Die simple lebenspraktische Erfahrung, die jeder Mensch machen kann, wenn er spazierengeht und z.B. ein Fagion auf einer flachgründigen Rendzina stocken sieht, diese simple Erfahrung, daß Bäume auf Rendzinen oder Rankern ebenso gut wachsen wie auf einer tiefgründig humosen Braunerde, diese Erfahrung taucht reflektiert im Bodenkundeunterricht nicht auf. Wäre dem so, dann fiele die Ideologie des Mutterbodens auf weniger fruchtbare Terrain, und es wäre für PlanerInnen eine Selbstverständlichkeit, Städtebäume nicht in Hortisole zu pflanzen, sondern in wassergebundene Decken. Nicht nur weil die Bäume dann in der Stadt besser wachsen, auch und gerade, weil die Baumstandorte dann für die Leute benutzbar sind und den Gärtnern weniger Arbeit in der Pflege bereiten (vgl. z.B. AUTORENGRUPPE 1990).

Das Prinzip dieses Beispiels ließe sich nun an jedem Gegenstand, mit dem wir professionell zu tun haben, durchdeklinieren, wir kämen am Ende immer aufs gleiche Ergebnis. Was dem Autor also in den dahindümpelnden naturwissenschaftlichen Grundlagenfächern der Landespflege zum lebenspraktischen Erfahrungswissen als zusätzlich zu gewinnendes Wissen erscheint, ist in Wahrheit das zerstörerische Wissen, das er der Theorie, die darüber Aufschluß geben könnte, zumißt. Daraus ergibt sich in der Tat eine unmögliche Konstruktion, in der das Leben zur Falle wird. Wie man's auch dreht, sie schnappt in jedem Fall zu, ob oben oder unten, vorn oder hinten. Damit wird ein weiterer landespflegerischer Zug der Argumentation U. EISELs deutlich, das Leben in und von der Katastrophe, die immer selbstgemacht daherkommt, um sie dann für andere Leute, Betroffene, real zu einer Katastrophe werden zu lassen. Der Zwangscharakter der Argumentation U. EISELs wird sichtbar, und wir können an den Anfang seines Textes gehen, weil sich jetzt zeigen läßt, daß all seine Überlegungen genau von dieser Zwangsvorstellung bestimmt sind. (Kleinigkeiten wie die behauptete Entgegenseitung von Wissenschaft und Handwerk seien dabei großzügig übergangen.)

## **Interdisziplinarität und Landschaft**

Einleitend stellt der Autor fest, daß die Interdisziplinarität, der sich die Profession auf Gedeh und Verderb verschrieben habe, ein naturwüchsiges Problem sei. Sie verdankt sich ganz einfach der Landschaft. Landschaft erzwingt Interdisziplinarität. Man höre und staune. Diese böse Landschaft. Neben der Landschaft gibt es dann noch die sogenannte Praxisbindung, die nach EISEL ebenso wie die Landschaft Interdisziplinarität erzwingt. Wir können der Interdisziplinarität also nicht entkommen. Die Praxisbindung wäre ja ganz leicht wegzulassen, sie existiert an den meisten Unis ohnehin nur noch als Fiktion, der Landschaft werden wir so leicht nicht Herr, denn sie bleibt uns in jedem Fall erhalten, und damit auch das Interdisziplinaritätsproblem, naturwüchsig, wie vom lieben Gott gemacht. Aber genau das nicht, der Autor möchte mit uns ja nicht über Theologie debattieren, sondern über Wissenschaft. Wissenschaftlichkeit ist dem Autor gemäß gekennzeichnet in der Scheidung von Wissen und Können, die wiederum als allgemeiner Prozeß der Arbeitsteilung bestimmend wird. Ganz ab davon, daß der Autor hier einen alten Topos der Wissenschaftssoziologie ins Feld führt, bleibt der Zwangscharakter der Argumentation unangetastet. U. EISEL hat lediglich einen Wissenschaftstypus, den herrschenden, im Auge, währenddessen er den Wissenschaftstypus, den er später ins Rennen gegen das Dilemma der Interdisziplinarität schicken wird, unberücksichtigt läßt.

## **Interdisziplinarität ein trojanisches Pferd**

Um meinen Standpunkt vorweg darzulegen: Interdisziplinarität ist ein trojanisches Pferd, mit dem als Erbe der sozialliberalen Koalition der Kampf aller gegen alle schon während des Studiums eröffnet wurde. Interdisziplinarität ist eine zentrale Metapher zur Entsolida-

risierung der Gesellschaft, mit der im Studium schon frühzeitig eingeübt werden soll, was LandespflegerInnen als spätere Praxis zu leisten haben. Interdisziplinarität ist damit das gerade Gegenteil dessen, was von ihr behauptet und erwartet wird. Darüberhinaus ist Interdisziplinarität eine Fiktion, eine Zwangsneurose machtbesessener Leute, die praktisch über die Organisation von Macht hinaus nirgendwo funktioniert hat, ganz gleich ob sie von sogenannten Laien oder von Professionellen zu praktizieren versucht wurde/wird. Interdisziplinarität ist deshalb ein Zauberwort der Elitedemokratie, die sich im gebetsmühlenhaften Aufzählen von Leerformeln der Gemeinsamkeit erschöpft und notwendig keinen Schritt darüber hinaus setzen kann, weil sich damit ihre gesellschaftliche Funktion erledigte. Deshalb nutzt es auch nichts, dem interdisziplinären Gott der Gemeinsamkeit einen neuen, den der Differenz zur Seite oder gegenüber zu stellen.

Im übrigen ist es wohl schon so, daß es verdammt viel gutmütigen Willen braucht, um sich auf den Kampf in einer interdisziplinär besetzten Runde einzulassen. Je frühzeitiger jemand davon abläßt, das ist wohl ein Zeichen kluger Verständigkeit. Und weil die Interdisziplinarität die Einheit als bösen Zauber der realen Differenz zu beschwören hat, nutzt es auch gar nichts, anstatt der Einheit die Differenz zum Thema zu machen. Das Problem bleibt damit umgangen, aber das ist ja auch die Absicht des Autors, die man ihm also auch nicht vorhalten kann.

### **Stillstand und Fortschritt**

Im zweiten Kapitel unterläuft U. EISEL eine Nachlässigkeit von einiger Tragweite. Da charakterisiert er den Fachbereich Landschaftsentwicklung als einen jener 'Interdisziplinen' zugehörig, der stark von der Verschärfung 'der Umweltkrise' bestimmt sei. Daraufhin zitiert er die Studienordnung von 1978, die in Inhalt und Diktion nun fast wörtlich dem alten Landschaftsplan von Konrad BUCHWALD entspricht. Das ist aber nun ein schon bald 40 Jahre alter Bart. Offensichtlich hat die Profession seither nichts dazugelernt, aller Umweltkrisenrethorik zum Trotz, die - ganz nebenbei - einen außerordentlich verschärften Kampf um die industrielle Vernutzung menschlicher Arbeit wie die der naturbürtigen Produktivkräfte beschreibt. Die BUCHWALDschen Sprechschablonen sind geradezu interdisziplinär und natürlich problemlos kommunikationsfähig, ganz einfach weil keine darüber stattgefunden hat, denn sonst hätte sich 1978 wohl niemand mehr getraut, diesen Mummenschanz auch noch in eine Studienordnung zu schreiben. Jetzt frage ich mich allerdings, und man möge mich für diese Arroganz erschlagen, wie man denn bitteschön mit Leuten eine Debatte führen will, die seit 40 Jahren nichts dazugelernt haben, außer ihre Pseudowissenschaft propagandistisch aufzublähen (*"nur daß früher um den Zauber des Faches nicht so viel Aufhebens gemacht wurde"* EISEL U. 1992, S 593).

Die angeführten Beispiele für die folgende Auseinandersetzung sind insofern tatsächlich trivial und mit mehr Lust und Heiterkeit bei Gerhard HARD oder Lucius BURCKHARDT nachzulesen. Gegen Ende des Abschnittes wird dem Leser dann die landespflegerische Wahrnehmung des fünften Rades am Wagen auf's Butterbrot geschmiert, und wir kommen wieder auf das engere Thema des Aufsatzes zurück. Da stellt der Autor dann lar moyant fest, daß von der Gesellschaftswissenschaft in der Unterordnung unter das Diktat der Naturwissenschaft nichts mehr übrigbleibe, als zu einer Art Dienstleistungsbetrieb zu verkommen, der im Namen der Interdisziplinarität doch einmal ganz andere, viel höhere Weihen zugedacht waren, ohne Erfolg, wie es scheint. Die armen Gesellschaftswissenschaftler, die doch eigentlich die Lösung für die produktive Bewältigung aller Probleme in den Taschen haben, und die keiner an's Spiel lassen will. Das ist so wie bei unseren Gartenämtern, die ja auch immer alles viel besser wissen, und auf die eben auch nie einer hört. Nun ja, die frommgebeugte Haltung unter dem Diktat der Naturwissenschaft

scheint auch den Blick für die Realitäten zu verbiegen. Das Diktat der Naturwissenschaft ist natürlich genauso erfunden, wie der Leidensweg des Sozialwissenschaftlers unter seinem Kreuz. Das Diktat ist realiter wohl die Angst vor einer ernsteren Auseinandersetzung, bei der das wohlfeile, gemeinsam ausgefeilste Abstecken der Differenzen als eine Chimäre, als ein weiterer intellektueller Selbstbetrug offenbar würde.

### **Projektstudium - Pragmatische Interdisziplinarität**

Im dritten Abschnitt beschreibt der Autor die 'Normalvoraussetzungen' eines studentischen Projektes. Da übernimmt er die Sprache von Biotechnikern und treibt seinen Formalismus auf die Spitze. Die StudentInnen - so EISEL - werden in Studienprojekten trainiert. Der Parcours ist eine Simulation der Wirklichkeit, das sei Praxisbezug. Nähme der Autor sich selbst ernst, dann müßte er dieser Voraussetzung widersprechen in der die Differenz von Lehre und Praxis bereits begraben liegt. Die Lehre und die sogenannte Praxis sind eben zwei verschiedene Dinge (vgl. EISEL 1992 S. 604). In der Lehre geht es darum, den Lernenden einen verständigen Zugang zu ihrer eigenen biographisch vermittelten Praxis, zur professionellen Praxis wie zu den gesellschaftlichen Kontexten dieser Praxis zu eröffnen. Die StudentInnen sollen sich und das Fach, in dem sie arbeiten, verstehen lernen. Das ist aber etwas ganz anderes und weitaus praxisnäher, als der formale Praxisbezug, der dadurch hergestellt würde, daß man ihn in der Herannahme eines realistischen Planungsfalles, der realistisch wohl immer zu einem Entwurfssfall wird, einfach proklamiert. Bei einer derartig voraussetzungslosen Herangehensweise an den Gegenstand, wie U. EISEL sie beschreibt, muß jedes Projekt scheitern.

Da sitzen sie nun, die Trainer, und sollen ihren 'realistischen Planungsfall' entscheiden. Das heißt, sie sollen sich darauf einigen, wie denn nun der Parcours aufgebaut wird, wo die verschiedenen Hindernisse 1., 2. und 3. Ordnung zu plazieren sind und wo der Wassergraben hinkommt, in den alle reinfallen, bevor das Training überhaupt erfolgreich abgeschlossen werden kann. Das Training wird zumeist bereits in dieser ersten Runde zu einem Hindernislauf für die Trainer, und meistens kriegen sie sich dabei schon so in die Haare, daß sie sich spätestens in der zweiten Runde alle selbst in den Wassergraben versenken, der eigentlich den StudentInnen vorbehalten bleiben sollte. Das alles kriegen die StudentInnen natürlich nicht mit und häufig genug nicht einmal die BetreuerInnen selbst. Was sie keineswegs daran hindert, aus Ärger über den Wassergraben, den Wassergraben für die StudentInnen noch etwas tiefer und noch etwas breiter zu machen. Wie geht das interdisziplinär praktisch? Zunächst werden die Gegenstände, d.h. die möglichen Hindernisse des aufzubauenden Parcours gesichtet und noch recht ungenau hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit für's Training bestimmt. Heterogene Hindernisse werden gesammelt und sortiert, die Relevanzaspekte der verschiedenen Hindernisarten für's Training werden festgelegt, und die Hindernisse diesen zugeordnet. Damit ist der Gegenstand des Trainings definiert, und schließlich wird der Hindernislauf in einer Hierarchie der zu bewältigenden Hürden und Hindernisse fertiggestellt. Diese Art von Interdisziplinarität nennt der Autor 'pragmatische Interdisziplinarität'. Auch sie ist natürlich naturwüchsig, weil per se aus der Praxis kommend und weil ein komplexes Problem betreffend. Sein Anliegen ist sie nicht, so leicht kommen wir kaum davon, aber sie bestimmt die Wahrnehmung der folgenden Problembestimmung zentral.

### **"Folgeprobleme: Dilettantismus und Inkonsistenz"**

1. Die Professionalisierung der Datenbeschaffung wirft folgendes Problem auf: Wie weit darf/muß die 'klassische' professionelle Ausbildung eines interdisziplinär ausgebildeten Fachmannes im einzelnen gehen? Mikroklimatologie oder die Organisation von Bürgerinitiativen erfordern echte Professionalisierungen; aber für alle möglicherweise relevanten Bereiche (vergleiche die 25

*Grundlagenfächer) kann sie nicht erworben werden. Der Ausweg lautet: Soviel von jedem, daß einiges ziemlich gut beherrscht wird (was immer das heißen mag) und über alles ein guter Überblick besteht (was immer dies nun heißen mag), damit in der Berufspraxis eine Mischfunktion eingenommen werden kann. Der Landschaftsplaner soll eigene wissenschaftliche Forschung im Bereich der Bestandsaufnahmen durchaus machen, aber vorrangig herangezogene Experten koordinieren“* (ebenda S. 596).

Die Ausbildung zum Datensammler macht eben keine PlanerIn, die Scheinauseinandersetzung dazu - Ausbildung zum Spezialisten oder Ausbildung zum Generalisten - ist wiederum so alt wie die Debatte zur Interdisziplinarität. Der Naturwüchslogik U. EISELs folgend, schlagen auch hier wieder die Naturwissenschaften durch. Sie forschen einfach vor sich hin. Mit schlechtem Gewissen zwar, das der Autor ihnen predigt, aber immerhin, sie machen etwas, und die leidgeplagten geisteswissenschaftlichen und künstlerischen Fächer, was machen die, die leiden laut oder leise vor sich hin. Jetzt kommen wieder die Praktiker an die Reihe. Hemdsärmelig stauben sie am meisten ab und verweigern den StudentInnen eine identitätsbildende Vertiefung, im Namen der Interdisziplinarität und, wie EISEL sagt, ihrer Hemdsärmeligkeit, die selbst nicht mehr an Vertiefung zuläßt als die Praxis, die sie den StudentInnen offerieren. Aus diesem Dilemma heraus formuliert der Autor einen Gedanken, der zwar immer noch eingebettet in alle möglichen Sachzwangsgeschichten daherkommt, der dafür aber eine reale und selbstbewußte Haltung bestimmt.

*„In der Lehre führt der Dilettantismus zu gähnender Langeweile bei den Lehrenden und zu einer Mischung aus Minderwertigkeitskomplexen und Dauerüberforderung bei den Studenten dann, wenn die Problemstruktur des Faches nicht diskutiert wird. Für die Studenten wäre eine Erklärung notwendig, die den Rahmen des Anspruchsdilemmas zwischen Spezialisierung und Interdisziplinarität als doppelten Sinnbezug des Faches deutlich macht: den Bezug zur Notwendigkeit und Faktizität interdisziplinärer Fächer und ihrer Entwicklungsgeschichte und den Bezug zur Logik disziplinärer Entwicklung, deren Mängel ja erst die Interdisziplinarität zum Programm haben werden lassen. Das Dilemma ist nämlich nicht auszuräumen; doch es ist (beispielsweise unter Zuhilfenahme der Finalitätstheorie) verständlich zu machen. Dieses Verständnis transformiert die als persönliches Dilemma erfahrene strukturelle Spannung in eine andere Sachstruktur, die sie emotional erträglicher macht, weil sich Bezugsebenen auftun, zu denen man sich verhalten kann. ... An dieser Stelle kann und muß also etwas über die umgebende Welt gelernt werden, über die wissenschaftstheoretischen, wissenschaftspolitischen und sozialen Bezüge der sachlichen Arbeit, nicht etwas über das Objekt des Studienprojektes - und das relativ professionell“* (ebenda S. 596).

Zwar verstehe ich nicht, warum die wissenschaftstheoretischen, wissenschaftspolitischen und sozialen Kontextualisierungen des 'Objektes eines Studienprojekts' dieses Objekt nun wieder außer Acht lassen sollen, aber ich interpretiere das als Abwehr gegen den Faktenpositivismus der Fliegenbeinzähler und Datensammler. Und in der Tat ist es wohl so, daß die Datensammler darüber selbst am wenigsten wissen. Damit kommen wir der Sache schon näher. Demnach aber konstatiert der Autor selbst, daß sein Argument, die Naturwissenschaftler erlaubten sich selbst jederzeit den notwendigen Aufwand, der für die Erlangung/Vervollständigung ihres Basiswissens eben nötig ist, nicht zutrifft. Täten sie das, dann wüßten sie mehr über die Kontexte ihrer Arbeit, und genau diese Arbeit verweigern sie. An dieser Stelle könnte in der Tat ein fruchtbare Streit unter den Lehrenden ausgefochten werden, bei dem alle etwas dazulernen könnten. Die Delegation dieses Streits in ein Studienprojekt macht aber alles wieder falsch, weil sie Probleme von Leuten, anderen Leuten, auf den Hals hängt, die damit erst einmal gar nichts zu tun ha-

ben, und diesen Streit deshalb produktiv auch nicht bewältigen können. (Jedes Festhalten an interdisziplinären Projekten bedeutet aber auch ein Festhalten an dieser Delegation.) Wir kommen also wieder auf den geschilderten Parcours zurück, auf dem sich inzwischen alle gegenseitig im Wege stehen, und bei dem die StudentInnen logisch die schlechtesten Karten haben. (Die im übrigen nicht erfahrungswissenschaftlich vom Pärchen zum Royal Flash mutieren, sondern auch hier praxologisch gewendet, bleiben was sie sind, schlechte Karten.)

### Euphorische Interdisziplinarität

Der pragmatischen Interdisziplinarität, die die empirische Welt der Methoden samt ihrer dazugehörigen Datensammlungen umfaßt, stellt der Autor die euphorische Interdisziplinarität gegenüber. Sie umfaßt die Welt der Theorie, die nicht versucht, die *"Einheit heterogener Aspekte von der komplexen Einheitlichkeit räumlicher Einzelfälle her empirisch zu erfassen, also von der trivialen Einheit dessen, was der 'Fall' ist, wenn ein empirisches Ereignis aus der Lebenswelt zum Gegenstand gemacht wird, sondern sie von einem allgemein zu bestimmenden Prinzip her zu definieren"* (ebenda, S. 597).

Damit könnte, als umständliche Metapher im Sinne WEBERs, BOURDIEUs oder PANOFSKYs Sinn gemeint sein. Sinn, der konstituierend für eine bestimmte Reihe bestimmter Einzelphänomene steht, dem sie sich verdankt, und den sie selbst erzeugt. EISEL hat aber etwas anderes im Auge, den professionellen Illusionismus einer ganzheitlich vernetzten Welt oder der Einheit von Geist und Leib oder der Notwendigkeit politisch angemessener Lösungen für die Umweltkrise. Das sind nun wiederum Sprechblasen und Zauberformeln der Elitedemokratie, mit denen nichts zu verstehen ist, mit denen um so besser Abweichler und Seitentänzer mittels der Lassomethode eingefangen werden können. Wir können also pointiert festhalten: Die Welt der pragmatischen Interdisziplinarität beschreibt die Welt der Datensammler und Fliegenbeinzähler, die Welt der euphorischen Interdisziplinarität beschreibt die Welt der professionellen Sprüchemacher und Propagandisten. Klar tauchen beide Ebenen in Praxis, genauso wie in Studienprojekten gemeinsam auf, weil sie, wie BOURDIEU sagen würde, 'epistemologische Paare komplementärer Positionen' darstellen, und nachvollziehbar ist die Übersetzung von Sprüchen in Sprüche schwieriger als der Austausch von und über Daten, denen wenigstens noch eine Spur von Substanz anhaftet.

### Bündnisse

Die 'Einheit' der Disziplin ist auch in der Differenz als Addition von Einzeldisziplinen nicht zu haben. Der Bodenkundler, Florist oder Zoologe, der sich als Bodenkundler, Florist, Zoologe versteht und nicht fragt, was die Bodenkunde, Floristik, Zoologie landschaftsplanerisch ausmacht, also nicht fragt, wie die Landschaftsplanung von der Bodenkunde, Floristik, Zoologie her zu verstehen wäre, also nicht unterscheidet zwischen den Absichten und Zielen, den Zwecken und Mitteln, die für die landschaftsplanerische Arbeit eingesetzt werden, der wird seine Bodenkunde, Floristik, Faunistik genauso weiter betreiben, wie der Soziologe seine Soziologie. Dies gilt vollkommen unabhängig davon, unter welcher Klammer und unter welchem Anspruch (dem der Einheit oder dem der Differenz) das Potpourri der Einzeldisziplinen zusammengestellt wird. Umgekehrt kann deshalb die Klammer auch nach Belieben und nach marktgängig erachteten Erfordernissen neu definiert werden: mal heißt das Ganze Landschaftsarchitektur, dann Landespflege, Landschaftsplanung, Landschaftsökologie, Umweltentwicklung. Solche Etikettenwechsel haben natürlich ihre professionelle Logik. Diese folgt am wenigsten professionellen Paradigmenwechseln, die lediglich als Behauptungen zur nachträglichen/begleitenden Legiti-

mation angeführt werden. Vielmehr geht es darum, den Folgen der Zerstörungen durch die professionelle Arbeit professionell zu entgehen. Was z.B. im Namen der Landespflege angerichtet wurde, hat sich im umweltwissenschaftlichen Kontext der Landschaftsökologie als Problem scheinbar längst erledigt.

Dieser Umgang macht in der Tat, was an professioneller Klärung möglich wäre, unmöglich. Er hebt die Vergewisserung über das, was gearbeitet wurde auf. Die Geschichte der Arbeit - in den einzelnen Disziplinen hat sich damit genauso erledigt, wie ihr Anlaß obsolet geworden ist.

De facto existiert deshalb die Landschaftsplanung als Fach (vgl. U. EISEL 1992b S. 710) schon länger nicht mehr. Die Aufhebung der Landschaftsplanung manifestiert sich formell im jüngsten Bundesnaturschutzgesetz. Danach fungiert die Landschaftsplanung als Instrument des Naturschutzes (vorher war es umgekehrt). Diese Umkehrung der Aufgabenstellung verurteilt jede sinnvolle landschaftsplanerische Arbeit von vornherein zum Scheitern. Diese formale Neudefinition 'landschaftsplanerischer' Aufgabenstellungen folgt der Aufspaltung des Faches in zwei Bündnislagern. Da gibt es das Bündnis der Natur- und Planungswissenschaften, die unter dem Segel der Umweltentwicklung/-sicherung ihren Interessen nachgehen und diese machtvoll über Verbünde wie dem BUND, den Naturschutzverbänden oder den Grünen, als neuer FDP de luxe durchsetzen. Da gibt es die Landschaftsarchitekten, die Kraft ihres traditionalen Gestaltungsanspruches im Bündnis mit den neuen Funktionären der unternehmerisch gewendeten Verwaltungsstadt versuchen, ihr Schäflein ins Trockene zu bringen. In diesem Konzert spielen die Geisteswissenschaften eine genauso marginale Rolle wie das Phantom der Interdisziplinarität. Der Umgang mit dem Unmöglichen beschreibt ein unmöglich gewordenes Fach. Nur hat der Autor dieses Problem nicht gefunden.

## Literatur

- AHREND CH. et al. 1990/91: Geschichte und Struktur der Landschaftsplanung. Projektbericht an der TU Berlin. Unveröffentl. Manuskrift. Berlin
- BÖSE H. 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Kassel
- BOURDIEU P. 1983: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a.M.
- BURCKHARDT L./ULLMANN G. 1981: Niemandsland - Stadtbrachen und wilde Gelände im Wohnbereich. In: Grün in der Stadt. Hrsg. ANDRITZKY M./SPITZER K. Hamburg
- EISEL U. 1992a: Über den Umgang mit dem Unmöglichen Teil 1. In: DAS GARTENAMT 9/92
- EISEL U. 1992b: Über den Umgang mit dem Unmöglichen Teil 2. In: DAS GARTENAMT 10/92
- GIONO J. 1989: Die Terrassen der Insel Elba. Frankfurt a.M.
- HARD G. 1981: Problemwahrnehmung in der Stadt. Osnabrücker Studien zur Geographie. Osnabrück
- HARD G. 1990: Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet. In: Notizbuch der Kasseler Schule 18. Kassel
- HÜLBUSCH I.M. 1978: Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum. Kassel
- HÜLBUSCH K.H. 1983: Landschaftsökologie der Stadt. ABN (Hrsg.). In: Naturschutz und Landschaftspflege zwischen Erhalten und Gestalten. Jb. Naturschutz und Landschaftspflege 33. Bonn
- HÜLBUSCH K.H. 1995: Bewährte Kritik gegen graue Propaganda. In: Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 35. Kassel
- HÜLBUSCH K.H. 1994: Von Omas Wiese zum Queckengrünland und zurück. In: Notizbuch der Kasseler Schule 32. Kassel
- SCHNEIDER G. 1989: Die Liebe zur Macht. Notizbuch der Kasseler Schule 15. Kassel
- ULLRICH O. 1979: Technik und Herrschaft. Frankfurt a.M.

**Drei Vorhänge, Drei Fälle und 'der Dritte'**

**Kurz-Schluß-Wissenschaft versus planerischer Arbeit** <sup>1</sup>

Es kommt relativ selten vor, daß einem innerhalb eines Nachmittags zwischen 16.00 Uhr und 20.00 Uhr der Querschnitt durch die ganze ideologische Propaganda der linken Stadtsoziologie einerseits und einem Stück professioneller Arbeit der Landschaftsplanung andererseits 'geboten' wird. Anlaß genug über Beides etwas genauer nachzudenken.

**Vorhang I**

Zunächst am Freitag um 16.00 Uhr Eröffnung der Tagung 'Zivile Stadt - Ziviles Land' durch Dekan K. P. (Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhK) und den Institutsleiter 'Empirische Planungsforschung' D. I. sowie Referat des 'Kulturosoziologen' P. A. (Kassel / Bremen).

Inhaltlich wird altbekannte, linke Stadtsoziologen - Propaganda geboten, die ein neues Ziel herbei schwadroniert: die 'zivile Gesellschaft'. Dafür müssen die Stadt- und Landschaftsplaner als 'kooperationsfähige Spezialisten Lösungen und Ratsschläge' (!) erteilen. Denn die BürgerInnen vor Ort 'wissen zu wenig', sind oft nicht fähig 'global zu denken' und brauchen daher 'Expertenwissen'. Mit diesem frischen Wind fürs erweiterte Berufsfeld im Nacken - oder ist es doch nur ein linksmiefiges, uraltes Lüftchen? - wird die Geschichte der BRD seit dem 2. Weltkrieg vom 'Kulturosoziologen' ideologisch aufbereitet. Ergebnis: Die Linken (das sind vor allem die 68er und Willy Brandt) und die Alten (die 1981 für Frieden in Bonn demonstrierten) sind die Träger der 'neuen Zivilität'. Genauer formuliert sind es bestimmte Teile der Administration (Linke) und bestimmte Teile der Bevölkerung (Alte, 'Couragierte'), die zusammenarbeiten müssen, zum gemeinsamen Dialog 'moderiert' werden, damit die Gesellschaft 'zivil' wird. Wie das gehen muß, ist bei der Tagung zu klären, daß es gehen muß ist kein Thema. Eine einfache Utopie also, mit der im Kopf alle Zuhörenden dann Kaffee oder Saft aus regionalem Anbau trinken. Vorhang.

**Vorhang II**

Um 18.30 Uhr dagegen der Stammtisch der AG 'Freiraum und Vegetation, Kassel'. K. H. H. erzählt Dramaturgisches und Inhaltliches von einem in Wetzlar bei einer 'Versickerungstagung' (Regenwasser) gehaltenen Vortrag. Hier ist der Gegenstand - das Regenwasser - Anlaß, um über administrative Zugriffe auf das Alltägliche und Kostenlose nachzudenken, die Geschichte dieses Zugriffs zu beschreiben. Es wird eine deutliche Trennung zwischen der privaten und der sozialen (kommunalen) Ökonomie der z.B. in einer Straße lebenden Menschen einerseits und der administrativen Verschwendungen von (Steuer-) Geld gegenseitig gezogen. Ein lehrreicher Beitrag zur Geschichte der Freiraum- und Landschaftsplanung, der das ökologische Mäntelchen der Propaganda für die 'dezentrale Regenwasserversickerung' lüftet und eine begründete Kritik führt. Vorhang.

In 2 Veranstaltungen sind 2 unterschiedlichere Überlegungen und Absichten und die dazu verwendete Methode kaum vorstellbar. Doch was unterscheidet die stadtsozio-

<sup>1</sup> Dieser Beitrag versucht bestimmte Debatten der mündlichen Prüfung von B. Gehlken (März '95), des Vortrags zum AG-Stammtisch von K. H. Hülbusch (Februar '96) und der mündlichen Prüfung von D. Hillje und W. Reisenauer (Februar '96) weiterzutragen. Ihnen allen sei so für die 'roten Fäden' gedankt.

logische Propaganda genau von der landschaftsplanerisch professionellen Arbeit? Hier muß es mehr geben, als nur das Hemd und das Jackett, das die Stadtsozis tragen, wogegen der Landschaftsplaner Pullover und Seidentuch bevorzugt.

### **Alles in einer Person: Der Fall H. P. Bahrdt<sup>2</sup>**

Das beschriebene Phänomen - professionelle Arbeit einerseits und ideologische Propaganda andererseits - gibt es durchaus auch in Texten einer Person nachzulesen. Und der Wechsel liegt dann sicherlich nicht an den Klamotten. Sonst hätte H. P. Bahrdt sich nach dem zweiten Kapitel seines Buches "Die moderne Großstadt - Soziologische Überlegungen zum Städtebau" eine komplett neue Garderobe zulegen müssen, nach dem Motto: Pulli und Seidentuch müssen weg, Jackett und Hemd müssen her. Möglich wäre das natürlich...

Zunächst kritisiert Bahrdt die pauschalen Verurteilungen der gründerzeitlichen Großstädte in der zeitgenössischen Literatur. Anhand ausgewählter Beispiele widerlegt er das Urteil von z.B. Riehl, der behauptet, in der Großstadt der Industrialisierung löse sich jegliche Familienstruktur auf (vgl. Riehl, W. H. 1954). Bahrdt hält dem eine veränderte Form der Familie entgegen, die aber immer noch dem alten Prinzip der Großfamilien 'vom Lande' entspricht:

"Der Inhalt des Familienlebens besteht nicht nur aus gemeinsamem Konsum, sondern zunächst aus gemeinsamer Arbeit (...) Die Tatsache ist so bedeutsam, daß der vor allem in der Zeit der industriellen Wanderungen bemerkte Trend zur "Kleinfamilie" gewissermaßen auf halbem Wege stehengeblieben ist" (Bahrdt, H. P. 1961: 33).

Über die Kritik an der falschen Deutung der großstädtischen Familienverhältnisse hinaus, belegt Bahrdt ein großstädtisches Verhältnis von öffentlicher und privater Sphäre, daß ebenfalls älteren (dörflichen) Prinzipien entspricht. Er belegt die These,

"daß in denjenigen gesellschaftlichen Verhältnissen, die uns hier vor allem interessieren, Öffentlichkeit und Privatheit in einem Wechselverhältnis stehen, ja geradezu einander voraussetzen" (ebenda: 56).

Und diese notwendige Wechselverhältnis von öffentlich und privat kommt Bahrdt zufolge auch in der Bauweise des Baublocks zum Ausdruck.

"Der Baublock schuf zwei Räume (...), die zwar innig aufeinander bezogen, aber deutlich voneinander getrennt existieren: erstens die Welt der öffentlichen Plätze und Straßen (...); zweitens die Welt der privaten Wohnbauten und ihrer Höfe und Gärten, deren privater Charakter dadurch gesichert war, daß der Zugang zu jeder Zelle auf einem Umweg über die öffentlichen Straßen erfolgte. (...) So wurde das Privatleben, sofern es sich unter freiem Himmel abspielte, durch die Häuser selbst von der Öffentlichkeit der Straße geschieden" (ebenda: 67).

Bis hier beschreibt und belegt Bahrdt sehr genau ein Stück städtischer Sozialgeschichte und der daran zu knüpfenden Baugeschichte und -formen. Dies tut er vor allem in einem Kontext des Alltags, der für das Private, wie für die Öffentlichkeit systematisch nachgezeichnet wird. Er steht darin in bester soziologischer Tradition eines Max Weber, dessen Stadtdefinitionen letztendlich aktuell ergänzt und erweitert werden (vgl. Weber, M. 1921). Bahrdt betreibt so methodisch wie inhaltlich eine 'Wissenssoziologie', wie sie von Berger / Kellner prinzipiell erläutert wird:

"Zu ihr gehört Respekt vor anderen Menschen, vor ihren Absichten, Hoffnungen und Lebensweisen. Dazu gehört ferner die Entschlossenheit, die soziale Welt so zu sehen, wie sie ist, unbeschadet der eigenen Wünsche und Ängste - daß heißt, zu unterscheiden

<sup>2</sup> Hans Paul Bahrdt, 1918 in Dresden geboren, studierte Philosophie, Soziologie und Volkswissenschaft und hatte ab 1959 einen Lehrstuhl für Sozialwissenschaften in Hannover inne, als er 1961 das erwähnte Buch 'Die moderne Großstadt' veröffentlichte, ab 1962 Ordinarius für Soziologie an der Universität Göttingen.

zwischen dem, was *ist*, und dem, was nach der eigenen Auffassung sein *sollte*" (Berger, P. L., Kellner, H. 1984: 17).

## Der Bruch in zwei Sätzen und die Folgen

Um so verwunderter ist der Leser / die Leserin dann am Ende des 2. Kapitels, in dem eine völlig verdrehte Kurzfassung neuerer Sozial- und Baugeschichte den Schwenk zur Ideologie der Moderne vollbringt:

"Der geschlossene Baublock erfüllte die Bedürfnisse der städtischen Lebensweise eine Zeitlang sehr gut. Erst in der Neuzeit, als mit dem Fall der Stadtmauern eine aufgelockerte Bauweise möglich wurde (...) und als schließlich der motorisierte Straßenverkehr eine größere Distanz der Wohnbauten von der Straße erforderte, wurde der geschlossene Baublock zur Sinnlosigkeit. Die Trennung und Verzahnung von Öffentlichkeit und Privatheit lässt sich heute nur durch andere Bauformen erreichen" (Bahrdt, H. P. 1961: 67f.).

Mit dem Bahrdt'schen Fall der Stadtmauern fallen auch seine genauen Beobachtungen des Alltags weg. Aus den alltäglichen 'Nachbarschaften', die im Wechsel von privat und öffentlich etabliert und in der reproduktiven Arbeit begründet sind, werden Nachbarschaftsbeziehungen, die 'nicht konstitutiv für eine kommunale Demokratie' (vgl. ebenda: 90) sind. Der Alltag entschwindet, der Verkehr nimmt zu und schon landet Bahrdt - im Stile linker Städtebausozioologie die immer communal und administrativ synonym setzt (siehe Vorhang I) - bei ideologischen Utopien und Forderungen für eine neue 'politische Öffentlichkeit':

"Soll die Untereinheit einer Großstadt eine Öffentlichkeit besitzen, so muß ihr gesellschaftlicher Inhalt einen öffentlichen, ja wir können sagen, politischen Charakter haben. Nachbarschaftliche Beziehungen, Gartenbaugenossenschaften und Siedlervereine haben einen solchen Inhalt nicht. Sie sind (...) deshalb auch nicht Keimzellen der Demokratie" (ebenda: 120).

Eine Feststellung, die den politischen Alltag negiert und verunglimpt und keinerlei Beschreibung der realen Verhältnisse mehr enthält, dies auch nicht beabsichtigt. Schlußendlich fordert Bahrdt 'Wohngemengen im Quartier', eine 'Wohnbedarfsermittlung', die Verkehrstrennung ('Fußgänger in die Innenstadt, Autoverkehr an die Peripherie') und 'Schulquartiere' als öffentliche und politische Einheiten zur Gliederung der Stadt und landet bei den modernen Großsiedlungen, wie z.B. Bremens Neuer Vahr, die Ernst May auch für 'Kindergarten- und Schulnachbarschaften' entworfen hat (vgl. Architektenkammer Bremen 1988, Ziff. 93). Das Leitbild der modernen Architektur wird nun bis zur Forderung der völligen Funktionstrennung nachgebetet: die untere Ebene für den Autoverkehr und die darüber für Fußgänger. Corbusier, Schwagenscheidt & Co lassen grüßen...

So endet Bahrdt mit einer Negation seiner (eigenen) soziologischen Betrachtungen zu Beginn des Buches:

"In vielen Fällen ist es unmöglich, das bereits Bestehende in ein neues System einzubeziehen, es gewissermaßen 'umzudeuten', oder ihm nachträglich einen Sinn zu verleihen, falls es vorher keinen gehabt hat. Den Mut und die Idee zu einer solchen 'Umdeutung' kann nur die Utopie, niemals die Erfahrung geben" (Bahrdt, H. P. 1961: 123).

Wenn aber Erfahrungen nichts taugen, keinen Mut geben, ist eine soziologische Beschreibung der alten Städte und deren Öffentlichkeits- und Privatsphäre ja wohl überflüssig. Eine absurdes Ende der (eigenen) soziologischen Professionalität wird herbeigezaubert und damit die Ära der modernen, linken Stadtsoziologie eingeläutet.

## **Erste Erklärungen**

Bahrdt bricht seine soziologischen Beschreibungen inhaltlich wie methodisch ab, um utopische Forderungen zu stellen und betreibt so moderne Städtebau-Propaganda. Sein Bruch besteht in einer Wertung des heutigen, 'modernen Alltags', der nach seiner Meinung ganz anders ist, im Gegensatz zum Alltag in den gründerzeitlichen Städten. Dabei handelt es sich tatsächlich um eine bloße Meinung, da sie weder methodisch hergeleitet, belegt oder geprüft wird (vgl. Troll, H. 1993). Dieser 'verstellte Blick' auf die reale Welt, der gleich wertend und niemals sehend ist, wird von Berger / Kellner mit dem professionellen Hang der Soziologie begründet, die Welt verbessern zu wollen, da die Soziologie eine moderne Wissenschaft sei und so immer den Fortschritt zur Verbesserung des Lebens mit im Kopf habe.

"Mit anderen Worten, die meisten Soziologen waren ständig in Versuchung, ihre Einsichten auf die rationale 'Verbesserung' der Gesellschaft anzuwenden - eine Anwendung, die sie zu der zuvor erwähnten Doppeldeutigkeit führte, nämlich Entlarver in der Rolle von Advokaten zu sein. Dieses 'stümpernde' Motiv in der Soziologie röhrt natürlich von ihrer Bindung an die Ideale der Aufklärung her, hängt zusammen mit dem Bestreben, eine rationalere und vermeintlich menschlichere Sozialordnung zu errichten" (Berger, P. L., Kellner, H. 1984: 13).

Da, wie H. P. Bahrds Utopie ja deutlich zeigt, dererlei Weltverbesserei immer scheitert und alle anderen Utopien immer nur von neuen Utopien abgelöst werden, wird neben den neuen 'Inhalten' der Utopie auch ein munteres Karussell neuer sogenannter 'Methoden' betrieben. Beides zu etablieren, kennzeichnet die Fortschriftlichkeit einer Disziplin, die mit diesem 'stümpernden Motiv' auf einen schnellen Erfolg zielt. Neben dem innersoziologischen Zwang, immer auf der Höhe der neusten Utopie zu sein (z.B. 'zivile Gesellschaft') wird auch 'eine fortwährende Strategie der Berufsfeldsicherung' in akademischen wie administrativen Kreisen betrieben (vgl. auch Appel, A. et.al. 1990). Die Anbiederung an die Städtebau-Propaganda, die bei Bahrdt bis zur Verwendung derselben Metaphern geht, ist damit Folge des 'stümpernden Motivs'. Und das gilt eben nicht nur für Stadtsoziologen.

## **Der zweite Fall: Biologen bewerten Grünland**

Der zweite Fall, der von Bernd Gehlken in seiner mündlichen Diplomprüfung kritisch berichtet wird, ist zugleich ein zweiter Schritt der propagandistischen Wissenschaften. In einem 'Gutachten' zu den Pflanzengesellschaften der nördlichen Wesermarsch von einem Oldenburger Biologen-Büro (IBL - Beratende Biologen und Ingenieure, vgl. Wiegbleb, G. et.al. 1993) werden, mit 'vulgärloristischen Forschungstechniken' (vgl. Sauerwein, B. 1989) garniert, zahlreiche Aussperrungen der Bauern von ihrem Grünland gefordert. Dabei steht der 'Gutachten'teil der technisch- biologistischen Pflanzensoziologie (vgl. Hillje, D., Reisenauer, W. 1996) völlig zusammenhangslos neben den administrativen Forderungen für Bewirtschaftungsauflagen. Gehlken folgert daraus, daß das Ergebnis

"- zumindest in den Köpfen - fertig war, bevor auch nur eine Botanikerin ihren Fuß in die Stollhamer Wisch gesetzt hatte" (Gehlken, B. 1995: 8).

Denn es werden keinerlei Schlüsse anhand der Vegetationsbestände gezogen, sondern einfach behauptet, daß die 'anarchische Nutzungsart der einzelnen Parzelle' als Mähweide falsch sei und verändert werden müsse. Damit wird ein Biotopmanagement erforderlich, das den Bauern mal ordentlich zeigt, warum sie seit Generationen ihr Grünland falsch bewirtschaften. Denn die Mähweide-Nutzung ist die traditionelle Weise der Bewirtschaftung von feuchten Grünlandstandorten, wie Gehlken belegt.

"Aber IBL hängt hier offensichtlich einem fiktiven Ideal reiner Wiese und Weide nach, was deutlich macht, daß sie weder die lokale Vegetation, noch die umfangreiche vorgeleistete Arbeit zum Grünland (z.B. Klapp, E. 1965) kapiert haben" (Gehlken, B. 1995: 9).

Diese modernen Forschungstechniken der Biologen sind, so Gehlken, in der Vorgehensweise technokratisch und in den Inhalten und Folgen faktenpositivistisch. "Die Dinge sprechen quasi selbst zu uns" (ebenda: 11), nach dem Motto: 'erst das Ergebnis und dann...'.

### **Der dritte Fall: Der programmatische Irrtum**

Neben der modern utopischen Schreibe des H. P. Bahrdt und dem Versuch eines harten faktenpositivistischen Ingenieurs-Gutachtens mit aktuellster Forschungstechnik gibt es noch einen dritten Fall, der uns auch wieder zurück zu unserem ersten Vorhang führt: die 'neue Urbanität' der Stadtsoziologie. Auch hier steht das Ergebnis von Beginn der 'Untersuchung' an fest: der beliebige Irrtum. Den haben H. Häusermann und W. Siebel, die beiden 'postmodernen Textakrobaten' (vgl. Hülbusch, K. H. 1990: 105ff.), für die LeserIn parat, nachdem sie ihr Buch 'Neue Urbanität' durchaus klassisch im alten 'Jargon der Eigentlichkeit' (vgl. Adorno, T. W. 1964) mit schlichten (oder besser: schlechten) Behauptungen beginnen:

"Es zeichnet sich ein Umbruch ab, der dazu zwingt, unsere Vorstellungen von Stadt und vom richtigen Stadtleben neu zu formulieren" (Häusermann, H., Siebel, W. 1987: 7).

Der alte H. P. Bahrdt und seine Utopien von der modernen Großstadt sind damit out. Ein neues 'Es' zeichnet ein neues Zeitalter, nach der Moderne wird hier die Postmoderne hofiert. Das sachzwanghafte Katastrophenszenario, der 'Umbruch, der zwingt alles neu zu formulieren', eignet sich hervorragend, um die angeblich neue Ideologie zu verkaufen und zu verbreiten. Doch besteht die von ihnen neu zu formulierende Stadt und das neue Stadtleben nach 250 Seiten 'soziologisch-provinzieller Blickenge' (vgl. Berger, P. L., Kellner, H. 1984) in einer Qualität von Planung, die sich darin erweist,

"ob sie es gegebenenfalls auch wieder rückgängig machen könnte, nicht der Grad der Gewissheit, sondern das Ausmaß, in dem Irrtum erlaubt wird, also der Grad der Revidierbarkeit bestimmt die Rationalität von Politik (und damit auch von Planung, Anm. d. Verf.). (...) Damit hält die Kritik an der Stadtkultur die Hoffnung wach, daß es auch immer ganz anders sein könnte" (Häusermann, H., Siebel, W. 1987: 250).

### **Ein Vorhang und drei Fälle: Die moderne Kurz-Schlüß-Wissenschaft**

Da haben wir nun ein hübsches Trio beieinander: den utopischen, modernen Großstadtsoziologen, ein ebenso technokratisches wie faktenpositivistisches Ingenieur-Biologen-Büro und die postmodernen Urbanitäter (zu denen auch die Tagung zur 'zivilen Gesellschaft' gehört). Alle drei Fälle - wir können diese auch trotz eines nicht explizit empirisch geführten Beweises als Typen bezeichnen - haben das Prinzip der Kurz-Schlüß-Wissenschaft, der die Prüfungsebene des Behaupteten methodisch fehlt und so inhaltliche Forderungen und deren Folgen postuliert werden, die auf von Beginn an feststehende administrative Zugriffe über 'Land und Leute' abziehen.

### **Die psychologische Seite**

Dabei wird die Prüfungsebene des Geschriebenen zunächst aus psychologischen Motiven 'vergessen' und statt dessen der Sachzwang und das Scheinargument harter Zahlen bzw. behaupteter Weisheiten und Notwendigkeiten eingeführt (vgl. Hülbusch, I. M., Hülbusch, K. H. 1980). Diese psychologische Seite des Faktenpositivismus und des Utopismus beschreiben Berger / Kellner:

"Positivismus wie Utopismus bieten Kurzschlüsse an, leichte Fluchtwege aus den Spannungen, sei es in der Rolle des 'bloßen Wissenschaftlers', der die normativen Dilemmas leugnet, oder in der Rolle des Propheten, der vermeintlich die letzten Lösungen des Dilemmas aus dem Ärmel schütteln kann. Beide Kurzschlüsse, und das ist unschwer zu erkennen, bieten psychologische Entlastung an, und dieser Umstand ist wahrscheinlich zum großen Teil für ihre anhaltende Attraktivität verantwortlich" (Berger, P. L., Kellner, H. 1984: 19).

Diese Attraktivität ist für alle drei Typen gut zu belegen. Sowohl die Stadtsoziologen wie die Landespflege-Biologen sind daher auch bemüht, immer neue Forschungstechniken einzuführen, die schon von sich aus, eine propagandistisch erfolgreiche Arbeit erhoffen lassen. Das 'bei Null anfangen' (vgl. Wolfe, T. 1984) - nicht nur des Bauhauses - zeigt sich als typischer psychologischer Trick, um möglichst ungebildet, ahnungslos und unkritisch arbeiten zu können, ganz nach dem Motto:

"Unsinn geht eben viel schneller in die Köpfe hinein als wieder hinaus" (Schwarz, R. 1953/1994).

## Die Folgen und die Forschungstechniken

Doch diese psychologische Legitimationsneurose der Ahnungslosigkeit hat heftige Folgen für den Alltag in Stadt und Land. Utopismus und Positivismus haben modern-fortschrittliche Konsequenzen. Die Kurz-Schluß-Wissenschaft verfolgt letztlich die Zerstörung alltäglicher und bewährter Produktions- wie Reproduktionsweisen und -verhältnisse. Die moderne Ideologie hat zerstörerische Folgen für das Grünland wie für die alten Quartiere. Es wird die industrialisierte, subventionsabhängige (Naturschutz-) Landwirtschaft bzw. der lohn- und konsumabhängige Geschosswohnungsbau entworfen. Und diese Fortschriftlichkeit für Land wie Stadt steht unabänderlich - 'quasi als Auftrag von ganz oben' - fest.

Allerdings bedienen sich unsere drei Typen von Kurz-Schluß-Wissenschaft dazu unterschiedlicher Techniken. Die Oldenburger Biologen gehen klassisch naturwissenschaftlich und faktenpositivistisch vor. Bei ihnen sind so weder erhobenes Material noch die daraus scheinbar abgeleiteten Forderungen brauchbar bzw. überprüfbar. Die 'Übersetzung' in vegetationskundlich zu interpretierendes Material ist fast unmöglich und keinesfalls von ihnen beabsichtigt (vgl. Gehlken, B. 1995).

Bei Bahrdt gibt es noch einen belegten und überprüfbaren Teil der Kritik an den Großstadttheorien und Modellen des 'organischen Städtebaus', die allerdings folgen- und wirkungslos neben seiner propagierten Utopie stehen. Oder umgekehrt formuliert: Wenn man H. P. Bahrdt von hinten nach vorne liest, bleibt der selbe Eindruck, den B. Gehlken für das Biologen - Gutachten formulierte. Auch sein flammendes Plädoyer für die moderne Großstadt stand bereits als utopisches Ergebnis weit vor seinem ersten Satz zum Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit in der Großstadt fest. So 'verkommen' die soziologischen Passagen des Buches zum Begleitwerk der Utopie. Sowohl die pflanzensoziologischen Aufnahmen der Oldenburger Biologen wie auch die soziologischen Betrachtungen Bahrds zur Einleitung seines Buches sind so funktionalisiert über die beabsichtigte Propaganda. Damit wird zugleich jede Möglichkeit einer Überprüfung der Propaganda obsolet, da es keine Prüfungsebene mehr gibt.

"In der Funktionalisierung wird vom Gebrauch abstrahiert und menschliche qualitative Verhältnisse werden quantifiziert" (Lorberg, F. 1995: 2).

Und was bei den Biologen quantifiziert ist, wird bei Bahrdt einfach behauptet. Der Funktionalismus wird zur fortschrittlich-inquisitorische Glaubensfrage: wer dran glaubt, glaubt dran, wer nicht, ist rückständig, verbohrt, konservativ, links, linkskonservativ oder je nach dem.

Häusermann und Siebel sind schon vom ersten Satz an auf der Seite dieser Ideologie. Sie behaupten kräftig drauflos, um am Ende auch noch den möglichen Irrtum einzuführen. 'Es könnte ja auch alles ganz anders sein' ist eine Moden- und Beliebigkeitsmetapher, die jedes zu beschreibende oder beschriebene Beispiel in's Nachsehen, in den Zwang des Beweises versetzt, der nie zu erbringen ist. Denn 'es könnte ja...'

Die Möglichkeitsform wird zur Ausflucht vor jeder Prüfbarkeit und jeder Kritik. Darüber ist aber - und das ist natürlich bewußte Absicht oder unbewußte Folge zugleich - jeder weitere Fall 'neu, gerade erfunden und auch ganz spannend'. Es gibt keine Professionsgeschichte, keine gelernte Tradition, sondern nur eine schnelle Abfolge modischer Wandlungen der Ideologie. War es gestern noch die 'neue Urbanität', ist es morgen das 'Wasser' oder die 'Ökologie' und übermorgen der 'Lärm', die 'Farbenlehre' oder die 'neue Kultur der zivilen Gesellschaft', die nach einem Umdenken schreit - zumindest in allen Drittmittel- Wissenschaftlerkreisen und im Karussell der Polit-Propaganda. Womit wir in der unendlichen Weite der Beliebigkeit des Kurz-Schlußes angekommen sind, die dann nur noch aus Kurz besteht und damit fatal mit der Dramaturgie des ersten Vorhangs der Stadtsoziologen-Tagung übereinstimmt. Dagegen sind die beiden ersten Kapitel von H. P. Bahrdt schon so verstaubt, weil sie eine prüfbare Qualität besitzen, daß wir dieser Qualität noch etwas Aufmerksamkeit widmen sollten.

### **Eine professionelle Arbeit hat Methode**

Wenn wir den Vortrag von K. H. Hübusch aus dem zweiten Vorhang noch einmal genauer erinnern, besitzt dieser eine bestimmte und genaue Methode, die ihn dazu befähigt, eine ebenso bestimmte und präzise Position zu formulieren, die dabei durchaus streitbar ist. Dem methodischen Schritt der Systematisierung und Typisierung verschiedener Fälle, um für sich und andere einen Überblick zu schaffen, geht eine eingangs überlegte (!) These / Frage voraus. Diese hilft dann auf den Weg der Systematisierung und Typisierung, die dann wiederum eine an den Beispielen vorgenommene Prüfung der These / Frage ermöglichen. Die Typisierung organisiert den merkbaren 'Vergleich der Fälle' (vgl. Bourdieu, P. 1974) und die Erinnerung.

"Ziel des Vergleichs ist nicht zu erklären, sondern zu regeln." (Alain 1924/1985: 196).

Die geregelte Reihe der Beispiele ist Grundlage der Interpretation. Der Interpretationsakt ist notwendig, um den Typen der Beispiele eine Bedeutung zu geben. Hier wird dann auf die anfängliche These oder Frage zurückgegriffen und diese an den Typen überprüft. D.h. der Akt der Interpretation ist ein den Beispielen und den gebildeten Typen verpflichtetes, bewußtes Konstruktionsunternehmen - ganz im Sinne der soziologischen Konzepte eines Max Weber (1921) oder der vegetationskundlichen Typusbildung eines Reinhold Tüxen (1974).

"Konzepte können keine Gedankenmodelle sein, die Dingen von außen aufgeprägt werden (wie dies die Positivisten jeglicher Couleur gewöhnlich tun), sondern sie müssen sich vielmehr auf die in der untersuchten Situation bereits wirksamen Typifizierungen beziehen" (Berger, P. L., Kellner, H. 1984: 41).

Am Beispiel des Vortrag zum Regenwasser ist die These die, der administrativen Enteignung von den Möglichkeiten der Regenwassernutzung und die Beispiele sind die zahlreichen Veröffentlichungen und Bauvorhaben zur Regenwasserbewirtschaftung. Über die Typisierung der heutigen Propaganda zur 'dezentralen Versickerung' wird der analoge Vergleich zum Versickerungsverbot vor ca. 100 Jahren möglich. Damit kann zugleich die administrative Propaganda von der alltäglichen Realität getrennt betrachtet und in ihrer jeweiligen Bedeutung interpretiert werden. Staatliche

Administration und die Kommune der BewohnerInnen sind nicht zu verwechseln - ja als Widerparte bewußt getrennt.

Die Methode des genauen Hinsehens und Nachdenkens folgt immer dem 'weichen Indizienparadigma' und birgt entsprechend einen persönlich zu verantwortenden 'Rest an Unsicherheit' (vgl. Ginzburg, C. 1983). Damit stehen Methode und Inhalte der Arbeit im krassen Gegensatz zu den bisher kritisierten Kurz-Schluß-Wissenschaften, die statt einer These oder Frage immer gleich ein Ergebnis parat haben und sich der Prüfung anhand von Beispielen (Typen) oder gar einer 'Restunsicherheit' in positivistischer Weise verweigern. So gegenübergestellt ist die professionelle Arbeit der Landschaftsplanung (oder der Soziologie nach Berger und Kellner) richtig altärtümlich, wie die Bauerei, die reproduktive Arbeit oder alle anderen dauernden, nachhaltigen und kontinuierlichen Arbeiten. Denn für alle diese Arbeiten, denen unmittelbare Planung eigen ist,

"zählt die Kontinuität, die Brauchbarkeit und damit die Alterungsfähigkeit eines Gedankens" (Lührs, H. 1994: 2).

Sonst würden Freiräume nicht altern, Bauern nicht ernten und kritische Überlegungen nicht in der zwanzigsten Auflage erscheinen (was allerdings schon eine/n gute/n VerlegerIn benötigt). Nun plant aber weder ein Bauer aus sich heraus seinen Acker und seine Ernte, noch weiß die Freiraumplanerin allein, wie ein Freiraum altern oder VerlegerInnen, welches Buch wieder und wieder aufgelegt werden kann. Das heißt, in der professionellen Arbeit steckt immer eine Portion gelernter Professionalität.

### **'Die Spielregeln der Profession'**

Wer sich an den Schreibtisch setzt, um ein Stück professioneller Arbeit zu vervollständigen, der ist mit verschiedenen 'Gegenständen' der Arbeit konfrontiert. Da ist zunächst der Anlaß einer Arbeit - bei Barhdt's soziologischem Beginn ist das die zeitgenössischen Großstadtkritik und das Verhältnis von öffentlich zu privat , bei Gehlken ist dies das IBL-Gutachten und die Vegetation der Wesermarsch und bei Hülbusch ist dies die Propaganda der 'Versickerer' und das Regenwasser. Diese Anlässe ermöglichen das Losdenken, -schreiben und -planen. Häufig stecken hinter den Anlässen oft auch eine oder mehrere Personen, gegen oder für die geschrieben wird. Im Anlaß ist zumeist der 'Gegenstand' der Beispiele, des 'Materials' enthalten, das zur Prüfung der These empirisch systematisiert und typisiert wird. Die verschiedenen sozialgeschichtlichen Bedingungen von Stadt und deren (bauliche) Ausprägungen, die Vegetation der Wesermarsch oder die niedergeschriebene Propaganda der 'Versickerer' geben das Material zur kritischen Prüfung der Thesen, zur Ergänzung oder Erweiterung bis hin zur Veränderung. Doch beide 'Gegenstände' der Bearbeitung, Anlaß/These und Material/Überprüfung gehen nicht ohne bewußte Professionalität, d.h. es gibt bestimmte innerprofessionelle Regeln, die zu beachten sind:

"Qua Soziologe bin ich auch expliziten und impliziten Regeln über die Art des Vorgehens verpflichtet - den "Spielregeln" der soziologischen Disziplin. Schließlich bringe ich in die Situation auch spezifische wissenschaftliche Relevanzstrukturen und Wissenssysteme mit, die sich von denen gewöhnlicher Menschen unterscheiden" (Berger, P. L., Kellner, H. 1984: 39).

Die 'Spielregeln' der Profession, die Methode also und die Relevanzstruktur, bestimmtes Wissen und bestimmbare Absichten der Arbeit, sind dabei ausdrücklich gelernte Regeln der Arbeit. So wie auch ein Tischler genau lernt, wie ein Tisch herzustellen ist. Mit diesen 'Spielregeln' ist nun aber die gesamte Profession und die gesamte Professionsgeschichte implizit anwesend. Sie bestehen aus der Methode, den Erfahrungen, dem Wissen und den Geschichte(n) der Profession. Der aktuelle

Anlaß der Arbeit wird damit zu einem Prüfstein für die Profession und umgekehrt, die Profession sitzt immer mit am Schreibtisch und ist immanente Schiedsrichterin, die auf die Einhaltung der 'Spielregeln' pocht.

### 'Der Dritte' bei der Arbeit

Beim Verfertigen eines Planes- nichts anderes ist ja auch das Schreiben eines Textes - wird ein Stück Professionsgeschichte geschrieben. Anlaß und Beispiel sind dabei zwei 'Gegenstände' des Planes. Alle weiteren Gedanken und die methodischen Schritte folgen dem dritten 'Gegenstand' der Arbeit : der Profession. Nur diese hält die 'Spielregeln', die Methode für eine selbstdisziplinierende Arbeitsweise bereit, die zugleich wieder Disziplingeschichte schreibt.

"Das Schreiben ist immer mehr oder weniger etwas an einen Dritten Gerichtetes (...) Ich kann es im Moment nicht besser erklären - der Dritte ist jedenfalls für mich enorm wichtig beim Schreiben, gerade weil er *nicht greifbar* ist" (Nadolny, S. 1990: 52).

Sten Nadolny weist mit seinen Überlegungen zum Dritten über die Profession als Schiedsrichterin noch hinaus. Der dritte 'Gegenstand' der Arbeit ist bei ihm der Wichtigste, da sein Schreiben an diesen Dritten, an die Profession gerichtet ist: jeder Text wird an und von der Profession geprüft und erweitert diese. 'Der Dritte' ist damit der Prüfstein für die Qualität und damit für die Zufriedenheit der AutorIn. Damit wird 'der Dritte' zum wichtigsten 'Gegenstand' beim Planen. Anlaß und Beispiele halten die Arbeit in einem überschaubaren Rahmen, die Arbeit findet aber in und an der Profession statt. Der Dritte bestimmt die Arbeit, die Methode und auch das Ende, die Fragen oder die Erkenntnisse zum Schluß. Wenn einem beim Planen, beim Schreiben, beim Zeichnen - also vor allem beim Nachdenken - die Profession über die Schulter schaut, ist sie Motiv und Korrektiv für die weitere Arbeit zugleich. So kommt in der Profession die 'Neugierde als Beruf', zur 'vorgeleisteten Arbeit', die entsprechend der 'Relevanzstruktur' mit 'indizienwissenschaftlicher Methode' den 'Zweifel plant' und das 'Nachdenken nachhaltig macht'<sup>3</sup>. Alle diese Begriffe der Profession 'sitzen' mit an meinem Schreibtisch. Mit 'dem Dritten' wird es also schon ganz schön voll bei mir zu Hause oder im Büro.

### 'Einfälle beim Rauchen'

"Der Dilettant unterscheidet sich vom Fachmann (...) nur dadurch, daß ihm die feste Sicherheit der Arbeitsmethode fehlt, und daß er daher den Einfall meist nicht in seiner Tragweite nachzukontrollieren und abzuschätzen oder durchzuführen in der Lage ist. Der Einfall ersetzt nicht die Arbeit. Und die Arbeit ihrerseits kann den Einfall nicht ersetzen oder erzwingen, so wenig wie die Leidenschaft es tut. Beide - vor allem: beide zusammen - locken ihn. Aber er kommt, wenn es ihm, nicht, wenn es uns beliebt. Es ist in der Tat richtig, daß die besten Dinge einem so, wie Ihering es schildert: bei der Zigarre auf dem Kanapee, oder wie Helmholtz mit naturwissenschaftlicher Genauigkeit für sich angibt: beim Spaziergang auf langsam ansteigender Straße, oder ähnlich, jedenfalls aber dann, wenn man sie nicht erwartet, einfallen, und nicht während des Grübelns und Suchens am Schreibtisch. Sie wären einem nur freilich nicht eingefallen, wenn man jenes Grübeln am Schreibtisch und wenn man das leidenschaftliche Fragen nicht hinter sich gehabt hätte" (Weber, M. 1917/19-1994: 6f).

Der Hinweis von Max Weber auf die zahllosen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten eine plausible oder auch 'verrückte' These für eine Arbeit zu bekommen oder nicht zu bekommen, wirft einen dann doch wieder auf sich selbst zurück. So hilft 'der Dritte' viel bei der alltäglichen Arbeit, bei der methodischen Genauigkeit und ist

<sup>3</sup> vgl zu den Begriffen: Jaeggi, E. 1991, Hübusch, K. H. 1976, Berger, P. L., Kellner, H. 1984, Ginzburg, C. 1983, Peirce, C. 1905/91, Lührs, H. 1994.

dafür auch unabdingbar. Doch die Kür der These, der 'Einfälle', die sicher nach jedem Pflichtprogramm leichter und präziser ausfällt, muß persönlich 'gelaufen' werden. Der kluge Gedanken zu Beginn wird häufig von der Neugierde gespeist, die eben nicht auswendig zu lernen ist. Und Neugierde schützt vor Orthodoxye und Schematismus. Daher ist sie im bürokratischen Arbeitsalltag in der Regel ausgesperrt.

### **Vereinzelung statt Anerkennungssucht**

Damit alle 'Gegenstände' an meinem Schreibtisch Platz haben - der Anlaß, die Beispiele und der dritte Gegenstand: die Profession - muß ich ihnen auch den angemessenen Platz geben. Wenn ich an meinem Schreibtisch sitze und z.B. diesen Text hier schreibe, dann nimmt notwendigerweise die Profession in meinem Kopf zur Zwiesprache Platz. Ich lese neugierig in der rumliegenden und -stehenden Literatur, suche nach Bestätigung oder Genauigkeit meiner Gedankengänge und bin ständig dabei, das mir zur Verfügung stehende Wissen zu prüfen und zu erweitern. Das geht natürlich nicht nur am Schreibtisch (siehe M. Weber), sondern auch draußen beim Spazierengehen, beim Sehen und Kartieren. Für diese Arbeiten des 'inneren Diskurses', des Nachdenkens, Sortierens und Ausformulierens brauche ich dann Ruhe. Das erfordert für die Arbeit was Thea Bauriedl - so Christine Anna Vetter bei der Balint- Nachbereitung im Frühjahr 1995 in Kassel - den 'Mut zur Vereinzelung' nennt (vgl. Bauriedl, T. 1984). Also auch mal in Ruhe alleine arbeiten, nicht einsam, nur einzeln. Einsam schon alleine deswegen nicht, weil doch die Profession mit am Tisch sitzt und für mehr reicht dann der Platz auch nicht aus.

Für die Ideologen und Utopisten ist diese 'Vereinzelung' dagegen bedrohlich und unmöglich. Denn ihre Propaganda ist beständig an einen konkreten Adressaten, eine Institution der Alimentierung gerichtet, denn Propaganda um der Propaganda willen macht keinen Sinn. Hier geht es um Erfolg, um Karriere, Macht und Anerkennung. Darum sind die Protagonisten dieser 'Profession' auch immer unterwegs, auf dem Sprung, können eine Rede nach der anderen halten, ja müssen das sogar, weil eine Stunde allein am Schreibtisch eine Einsame und Anerkennungslose ist. Und Zuhören brauchen sie erst recht nicht, weile es nichts zu lernen, sondern nur etwas zu propagieren gibt. Zuhören beschränkt sich auf das Aufschnappen modischer Metaphern, die sich erfolgreich verwursten lassen. Dem Mut zur Vereinzelung steht die Angst vor der einsamen Bedeutungslosigkeit gegenüber.

Das hat dann eben auch eine variable Methode auf der mutigen Seite und eine orthodoxe Technik auf der anerkennungssüchtigen Seite zur Folge. Die Orthodoxye der Kurz-Schluß-Wissenschaften betreibt z.B. Bahrdt in seinen Ausführungen zur modernen Großstadt. 'Es muß so sein, weil es so sein soll'. Ob Bahrdt damit reich oder glücklich wurde, weiß ich nicht. Anerkennung verfolgt ihn jedenfalls bis heute, vor allem von denjenigen, die ihn nicht gelesen haben.

### **Zum Schluß: Vorhang III**

*Die Szene spielte beispielsweise in einer ganz normalen Eckkneipe. Und da säßen sie alle: H. P. Bahrdt, die Biologen-Clique aus Oldenburg, Häusermann & Siebel sowie K. P., D. I. und K. H. H.. - Nur mal angenommen. -*

*'Dilettanten' und ein 'Fachmann', wie es M. Weber nannte, an einem Tisch, in ein Gespräch vertieft. Ein Gespräch? Nein - das ist wohl kaum möglich. Auch hier wäre Geschwätzigkeit gerne Trumpf. 'Fragen, die die Antwort schon parat haben', werden formuliert - der Streit, die Debatte um's Fragen beginnt. Zugleich beginnt die Propaganda, denn das 'Zuhören' der Dilettanten, die nur verwertern aber nichts lernen wollen und können, beschränkt sich schließlich auf das Okkupieren bestimmter*

*Begriffe zu modischen Metaphern. Und schon ist Arbeit nicht mehr Arbeit, Freiraum nicht mehr Freiraum. - Heftige Gegenwehr. - Doch Stadtsozis streiten ja nicht. Deswegen beginnen auch recht schnell die Aufbrüche der Beteiligten. D. I., K. P. und Häusermann & Siebel zählen schon bald ihre Rot- und Weißweine aus der Toskana. Ab.*

*Die Oldenburger trinken Tee, Pharisäer oder Pils. Sie sind hartnäckiger, aber ebenso verständnislos wie die Stadtsozis. Der Aufbruch erfolgt auch bald. Die Rechnung wird nachgerechnet, umgestellt und dann eben doch nicht bezahlt.*

*Einzig H. P. Bahrdt bleibt mit dem 'Fachmann' sitzen. Eine Debatte zu Öffentlichkeit und Privatheit in der Stadt und auf dem Land und die baulich-materiellen Voraussetzungen beginnt. Bahrdt jammert über die Verhältnisse, nicht dann immer öfter, schaut aber auch hilfesuchend umher. Als Häusermann noch mal zurückkommt, sein vergessenes Autorenexemplar der 'Neuen Urbanität', das er seit '87 mit sich rum-schleppt, zu holen, geht Bahrdt schnell mit ihm mit, - auch ohne zu bezahlen. Die Dilettanten treffen sich noch im Ratskeller...*

*"Zurück bleibt ein leichter Druck im Kopf, ein nachhallendes Stimmengewirr, wie von einer noblen selbstgefällig und manierlich konversierenden Salongesellschaft oder einer eitlen, wohlig gelangweilt und angestrengt schwadronierenden Kaffeehausrunde, deren Hinterzimmer ganz anderes mit der Welt im Schilde führt, als sich angeregt feinsinnig über die-selbe auszutauschen" (Troll, H. 1993:6).*

*Nachdem die Dilettanten raus sind, ändert sich die Szene. Die Profession, all' die Dritten, die eben noch an abgedunkelten Nachbartischen saßen, rücken zusammen. Es wird lauter, fröhlich; manch' wichtiger Gedanke geht über den Tisch, 'Einfälle' und die eine oder andere Runde machen dieselbe. An einem Tisch tobts ein heftiger Streit zum Begriff der Methode. Die Sperrstunde ist längst vorbei und es wird immer noch debattiert, gelacht, gestritten, gesessen und getrunken. Im Ratskeller ist dagegen längst schon das Licht aus. Und die Dilettanten sind zu früh gegangen, jetzt kommen sie nicht mehr herein. 'Hier ist geschlossene Gesellschaft'.* -

Tja, da haben sie mal wieder die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

## Literatur:

Adorno, Theodor W. (1964): Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt

Alain (1985): Spielregeln der Kunst. Frankfurt a. M..

Appel, Andrea et.al. (1990): Ob Öko, Deko, Psycho - Hauptsache Grün. Ein Überblick über 40 Jahre Berufsgeschichte der Landespflege anhand von Fachzeitschriften. Projektarbeit am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel. Kassel.

Architektenkammer Bremen, Senator für Umweltschutz und Stadtentwicklung (Hrsg.) (1988): Architektur in Bremen und Bremerhaven. Bremen.

Bahrdt, Hans Paul (1961): Die modernen Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Reinbek.

Bauriedl, Thea (1984): Beziehungsanalyse. Frankfurt a. M..

Berger, Peter L., Kellner, Hansfried (1984): Für eine neue Soziologie. Frankfurt a. M..

Bourdieu, Pierre (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a. M..

Gehlkien, Bernd (1995): Je größer die Tendenz, desto Hauptsache egal - Über Forschungstechniken und Arbeitsmethoden. verf. Mnskr. der mündlichen Diplomprüfung v. 21.03.1995. Kassel.

Ginzburg, Carlo (1983): Spurensicherungen. München.

Häusermann, Hartmut, Siebel, Walter (1987): Neue Urbanität. Frankfurt a. M..

Hillje, Detlef, Reisenauer, Wolfgang (1996): Vegetationskunde und Pflanzensoziologie. verf. Mnskr. der mündlichen Diplomprüfung vom 15.02.1996. Kassel.

Hüibusch, Inge Meta, Hüibusch, Karl Heinrich (1980): Aus- und Einsperrungen. In: Bauwelt Heft 36: 1530-1535. Berlin.

Hüibusch, Karl Heinrich (1990): Literaturhinweise - Rezensionen. in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 16 der Kasseler Schule: 104 - 108. Kassel.

Hüibusch, Karl Heinrich (1976/ 1994): Vegetationssystematik als vorgeleistete Arbeit. in: Coop Landschaft (Hrsg.). Schriften der Landschaft: 107 - 119. Wien.

- Hüibusch, Karl Heinrich** (1996): Was nützt der Natur und dem Leben in der Stadt die Bodenentsiegelung? Mnskr. eines Vortrags beim Stammtisch der AG 'Freiraum und Vegetation 2/96. Bremen / Kassel.
- Jaeggi, Eva** (1991): Neugier als Beruf. München.
- Lorberg, Frank** (1995): Das Maß der Dinge - Einige Gedanken zu Gebrauch und Funktionalisierung. verf. Mnskr. der mündlichen Diplomprüfung v. 21.07.1995. Kassel.
- Lührs, Helmut** (1994): Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. -Dissertation- . Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Kassel.
- Nadolny, Sten** (1990): Das Erzählen und die guten Absichten. München.
- Peirce, Charles, S.** (1905/1991): Kernfragen des Pragmatismus. in: Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus. S. 454 - 484. Frankfurt a.M..
- Riehl, W. H.** (1954): Die Naturgeschichte des Volkes. 1. Bd. 'Land und Leute'. Stuttgart und Tübingen.
- Sauerwein, Bernd** (1989): Die Vegetation in der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer. in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.).Notizbuch 11 der Kasseler Schule. Kassel.
- Schwarz, Rudolf** (1953): Bilde Künstler, rede nicht. Eine (weitere) Betrachtung zum Thema "Bauen und Schreiben". in: Conrads, U. et.al. (Hrsg.). Die Bauhaus-Debatte 1953. Bauwelt-Fundamente 100: 34 - 48. Braunschweig / Wiesbaden.
- Troll, Hartmut** (1993): Die allmähliche Verflüchtigung der Gedanken beim Lesen. in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Notizbuch 28 der Kasseler Schule. Die 'freie Landschaft': 3 - 6. Kassel.
- Tüxen, Reinhold** (1974): Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands. 2. völlig neu bearbeitete Auflage. Lehre.
- Weber, Max** (1917-19/1994): Wissenschaft als Beruf. Tübingen).
- Weber, Max** (1921/72): "Wirtschaft und Geschichte". Tübingen
- Wieglob, G. et.al.** (1993): Niedersächsisches Feuchtgrünlandschutzprogramm - Landschaftsökologische Untersuchungen im Gebiet Stollhammer Wisch, Landkreis Wesermarsch. Oldenburg.



Aussaaten in Lilienthal 1993, „Kabelfabrik Zimmermann“  
Foto: Bernd Burg

**Andrea Appel**

## **Freiraum und Vegetation - literarisch sortiert**

I.

### **Trittrasen - prosaisch**

Gras

Nicht fürchte ich,  
daß man mich niederträte.  
Gras, tritt man es nieder,  
wird ein Weg.

Blaga Dimitrowa \*1922

II.

### **Wiesen, Weiden, Wirtschaftsgeschichte - im Schweizer Bauernroman (1850)**

(...) Vor alten Zeiten, das heißt vor etwas mehr als dreißig Jahren, (...) käste man bloß auf den Alpen den Sommer durch, solange das Vieh zur Weide ging (...). In allen Landesteilen machte man auf den daselbst gelegenen Alpen eine eigentümliche Käseart von Ur-Ur-Ur-Vater her und glaubte diese Käseart durch den Boden und die darauf wachsenden Kräuter bedingt. In den Tälern machte man keine Käse, man glaubte die Grasarten der Täler dazu untauglich.(...)

Zu Ende des verflossenen Jahrhunderts und im Anfang des gegenwärtigen fand eine große Revolution in der Landwirtschaft statt. Bis dorthin weidete man viel im Feld, auf der Brache, in Wald und Weide, zog Rinder und Pferde auf, handelte stark, besonders mit den Letzteren, nach allen Weltgegenden. Da ward das sogenannte Kunstgras erfunden, das heißt Klee, Esparsette, Luzerne kamen ins Land, die Stallfütterung ward möglich, die Brachwirtschaft hörte auf, die Wälder wurden geschlossen, die Weiden urbar gemacht und Kartoffeln massenhaft gepflanzt, nicht bloß so gleichsam zum Dessert. Sobald das Vieh im Stalle war, gab es Dünger, dicken und dünnen(...). Das urbane Land erweiterte sich auch in dem Maße, als man Dünger hatte, ebenso mehrte sich der Viehbestand und namentlich die Kühne, welche Nutzung gewährten, während mit den verminderten Weiden die Zucht, namentlich die Pferdezucht abnahm. Mit den Kühen mehrte sich die Milch, (...)

Man hatte Milch bis über die Ohren, manches Weib ertrank fast darin, manches Weib schüttete soviel ins Mistloch, daß, wenn es sie im Fegefeuer hätte, es manches Jahr seinen Durst ziemlich löschen könnte. (...) Man kam auf den Gedanken, ob die Milch von Kühen, welche mit Gras in Ställen gefüttert würden, nicht ebenso gut zum Käsen tauge als die Milch von Kühen, welche auf Alpen zur Weide gingen. Da Gedanken unsichtbar sind, so kann man nicht sagen, wem er zuerst kam. (...)

Von da an mehrten sich die Käsereien ständig, hätten wir bald gesagt, sie schossen aus dem Boden herauf fast über Nacht wie die Pilze, trotz den großen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. (...) Es zeigte sich endlich eine ganz eigene Schwierigkeit: eine fast durchgängige Opposition der Weiber gegen die Käsereien, welche allerdings großen Einfluß auf das Haus haben und die Betreibung des ganzen Milchgeschäfts durchaus verändern. Die Milch war bis dahin durchgängig unter der Obergewalt des Weibes gestanden. Das Weib führte Milch- und Butterhandel (...). Das Weib nahm das Geld ein und händigte dem Manne ein, was ihm gut schien. (...) Es konnte einen Kaffee machen und ihn trinken mit goldgelber Nidle, wie kaum ein König sie hat, es brauchte der Mann es nicht allemal zu wissen; (...) Es konnte einer armen Frau helfen in der Not, brauchte nicht genau zu zählen oder zu messen. Und wäre auch dies nicht gewesen, so war es doch immerhin eine Freude, im Milchkeller zu stehen, Milchkacheln ringsum ein oder zwei Dutzend, bedeckt mit fingerdicker Nidle, geduldig auf die Bäuerin harrend, bis sie käme, den weichen, appetitlichen Pelz ihnen abzustreifen. So eine reiche Milchbäuerin hatte was zu bedeuten und Grund zu bedeutendem Selbstbewußtsein. Käsereien verändern dieses ganze Verhältnis durchaus. Die Bäuerin erhält nur das nötigste für den Haushalt, die Milch wandert geradenwegs in die Käserei, leer bleibt der Keller und leer die Hand der Bäuerin, welche nun nichts mehr zu verkaufen hat. Das Geld kommt in einem oder zwei Stößen dem Manne zu, (...).

Jeremias Gotthelf alias Albert Bitzius

1797 - 1854

ausgewählter Auszug aus: Die Käserei in der Vehfreude. Basel 1978: 20-33

### III. Der Garten - lyrisch (romantisch)

Ihr Paradies

Ein schlichter Garten, fern dem Straßenstaub.

Besteintem Acker fleißig abgewonnen.

Gemüsebeete.

Eine winzige Laube, von üppig blühendem Geißblatt umspunnen.

Am Wasser nippt die zahme Taube.

In Blumen liegt die Katze, sich zu sonnen.

Die Alte drüben mit der weißen Haube,

Tauscht diesen Winkel nicht mit Edens Wonnen.

Alice von Gaudn 1862 - ?

### IV. Der Landschaftspark - lyrisch (grotesk)

Der Park

Ein ganz kleines Reh stand am ganz kleinen Baum

Still und verklärt wie im Traum.

Das war des Nachts elf Uhr zwei.

Und dann kam ich um vier

Morgens wieder vorbei,

Und da träumte noch immer das Tier.

Nun schlich ich mich leise - ich atmete kaum -

Gegen den Wind an den Baum,

Und gab dem Reh einen ganz kleinen Stips.

Und da war es aus Gips.

Joachim Ringelnatz alias Hans Bötticher

1883 - 1934

### V. Zur Architektur - cartoonistisch



DIE LITERARISCHE WELT  
IST HINGERISSEN VON  
DER FORTSETZUNG VON  
SINA SYRUPS BUCH  
„HAMSTER HU UND  
DIE KLEBRIGE KUH.“



Bill Watterson: Calvin und Hobbes

## VI.

### Die Straße, der Reihe nach - in konkreter poesie Konstellationen

Hinter der Kirche 7

Straße  
Straße Rinne  
Rinne  
Rinne Gras  
Gras  
Gras Hof  
Hof  
Hof Baum  
Baum  
Baum Haus  
Straße Rinne Gras Hof Baum Haus

Wilhelminenstr. 67

Straße  
Straße Baum  
Baum  
Baum Weg  
Weg  
Weg Gras  
Gras  
Gras Zaun  
Zaun  
Zaun Laube  
Laube  
Laube Haus  
Straße Baum Weg Gras Zaun Laube Haus

Schöne Aussicht 14a

Straße  
Straße Straß Stra  
Gehweg  
ROT  
Grün GRÜN gRÜN  
GrÜN HÄNggrÜN ün  
GRÜN  
NÜRG  
Dach  
Stra gehRo gRün Ürg achwasfüreinesch ne Aus.

Nach einer Idee von eugen gomringer

## DIE MIT DEN FÖRMCHEN SPIELEN

über:

"Die Bühnenbildnerei in der Gartenarchitektur"

In diesem Vortrag<sup>1</sup> möchte ich mich mit aktueller Gartenarchitektur und deren Umgang mit Freiflächen auseinandersetzen. Ein Schwerpunkt, mit dem ich mich beschäftige, ist insbesondere die seit den 70er Jahren gängige Entwurfspraxis, die Werner Durth 1977 als das "Bühnen-Modell" oder "Urban-Design" bezeichnete (vgl. DURTH, W., 1977). Dies wird in der Gartenarchitektur an einem sichtbaren Wandel der Formensprache deutlich. Die Entwicklung des "Bühnen-Modells" als scheinbar neues Leit(d)bild in der Gartenarchitektur und den Wandel der 'Formensprache' habe ich während der letzten Jahre anhand von in Fachzeitschriften veröffentlichten Wettbewerbsentwürfen verschiedener Gartenarchitekten und insbesondere an den Entwürfen des Schweizer Gartenarchitekten Dieter Kienast verfolgt. Zuletzt beschäftigte mich das Thema aber auch in meiner Diplomarbeit am Beispiel der Freiflächen in neueren Blockbebauungen. Kienast ist gemessen an seinen Wettbewerbserfolgen mittlerweile wohl der bekannteste Gartenarchitekt der Schweiz, der auch internationale Erfolge aufweisen kann. Die neuesten 'großen Parkentwürfe', die ihm internationalen Ruhm brachten, sind aus Veröffentlichungen bekannt. Da diese und auch andere hier besprochene Parkanlagen teilweise noch nicht gebaut sind, kann ich keine in Folge einer Begehung beschreiben. Mir geht es auch vielmehr darum aufzuzeigen, wohin es führt, wenn GartenarchitektInnen sich wie Durth es nannte, als "Bühnenbildner" verstehen.

Zuerst werde ich kurz die ökonomischen Hintergründe darstellen in denen sich das "Bühnen-Modell" entwickelt hat, und wie dies durch die GartenarchitektInnen transportiert wurde.

Danach möchte ich aufzeigen, wo und wie dieses angewendet wird, und welches die Folgen für die Bewohner-/ NutzerInnen sind.

Die politisch-ökonomischen Veränderungen, die der gestalterischen Umwandlung der Städte und der Freiflächen im Sinne des "Bühnen-Modells" zugrunde lagen, beschreibt David Harvey 1987. Durch die Rezession in den Jahren 1973-75 bildete sich eine ganz andere Form der Kapitalakkumulation heraus, das sogenannte 'Regime flexibler Kapitalakkumulation'. Dies führte zu einer Umverteilung von Arbeitsmärkten, zu rapide sich verändernden Produktionsprozessen und zu einer steigenden Konkurrenz unter den Städten. Im Zuge dieser verschärften Konkurrenz entwickelten sich nach Harvey die bisher eher verwaltungstypisch tätigen Städte zu "Unternehmerstädten" (vgl. HARVEY, D., 1987). Um sie als investitionslohnende Finanzplätze auszuweisen, machten sich Stadtverwaltungen auf, ihre Innenstädte, Plätze, Freiflächen und Stadtränder ästhetisch aufzupeppen mit Promenaden, gläsernen Einkaufspalästen und großen Stadtparks. Dabei verwandelten sie laut Propaganda heruntergekommenne Quartiere in luxuriöse Wohnanlagen, um ihre Stadt für gehobenere BewohnerInnen und BesucherInnen herauszuputzen. Das dabei in der Regel eine Verdrängung ansässiger, meist ärmerer BewohnerInnen und ihrer sozialen Strukturen stattfindet, ein Zugriff auf ihre Lebensorte und Lebensverhältnisse organisiert wird,

<sup>1</sup> Vortrag zur mündlichen Diplom-Prüfung II gehalten am 23.09.1993 an der Gesamthochschule Kassel, Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung

bleibt hinter der Propaganda der von politisch-ökonomischen Interessen geleiteten Stadtverwaltungen verborgen.

David Harvey dazu:

"Die flexible Akkumulation hat ernstzunehmende Auswirkungen auf alle urbanen Ökonomien gehabt. Der wachsende Unternehmergeist vieler Stadtverwaltungen (besonders solcher, die die 'öffentliche- private Partnerschaft' betonten) tendierte dazu, diese Auswirkungen, und damit auch die sie begleitenden neokonservativen und postmodernen kulturellen Trends, zu verstärken. Der Verbrauch immer knapperer Ressourcen zum Anziehen wirtschaftlicher Entwicklung bedeutet, daß der soziale Konsum der Armen vernachlässigt wurde, um Bedingungen zu schaffen, die die Reichen und Mächtigen in der Stadt halten sollten." (HARVEY, D., 1987: 123) ... Dabei haben sie einem wichtigen Aspekt der Kapitalakkumulation erneut Nachdruck verliehen: Der Produktion und dem Konsum dessen, was Bourdieu (1976, S.171-197;1982) 'symbolisches Kapital' nennt.... 'Symbolisches Kapital' wird als 'Ansammlung von Luxusgütern definiert, die den Geschmack und die Besonderheit des Eigentümers bezeugen'(Bourdieu, 1976,188)." (HARVEY, D., 1987: 120/121)

Um die Städte als Erlebnisraum und Kulissenwelt darzustellen, damit sie sich von allem herkömmlichen unterschieden, bedurfte es einer aufwendigen, neuen stilistischen 'Formensprache'. Dieses neue Aufgabenfeld abzudecken, genau dazu fühlte sich die Profession berufen und stellte sich kritiklos in den Dienst der AuftraggeberInnen, um die Städte und Freiflächen neu zu inszenieren.

"...der Planer als Bühnen-Bildner tritt in Aktion und formt die Kulissen städtischen Lebens." (DURTH, W., 1977: 40)

In diesem Kontext sind die aufwendig inszenierten öffentlichen Freiflächen und Freiflächen an Wohnbebauungen zu sehen, die ich nachfolgend besprechen möchte.

#### These:

Im Gegensatz zur Freiraumplanung, die von der Organisation gebrauchsfähiger Arbeits- und Lebensorten ausgeht, um tragfähige Strukturen für die alltägliche Produktion der BewohnerInnen zu ermöglichen, beschränkt sich das Verständnis der Grünplanung und Gartenarchitektur auf die Inszenierung von Freiflächen für Freizeit- und Erholungsaktivitäten. Mit der Ausblendung häuslicher Produktion geht die Unterschlagung und Verdrängung jener BewohnerInnen einher, die gerade in ihren alltäglichen Lebenszusammenhängen auf brauchbare Freiräume angewiesen sind, da sie ihre Produktion (die Produktion der Reproduktion) täglich vor Ort in den Höfen, Gärten, Straßen, Plätzen und Quartiersanlagen leisten.

In Übereinstimmung mit ihren AuftraggeberInnen inszenieren die GartenarchitektInnen die Freiflächen als künstlerisch intendierte Bilder im Sinne des "symbolischen Kapitals", als Luxusgut für höhere Einkommensgruppen. Die neuere Gartenarchitektur ist sozusagen die grüne Verpackung der flexiblen Kapitalakkumulation.

Am Beispiel von Texten, Argumenten und verschiedenen Entwürfen von GartenarchitektInnen möchte ich diese Zusammenhänge nun darstellen. Dabei sind meine Aussagen und Beispiele als Zusammenfassung zum Studium der Texte zu sehen, da ich hier nicht alle erwähnen kann.

Zum größten Teil stammen die Entwürfe zu den öffentlichen Freiflächen, die ich hier bespreche, aus dem Ausstellungskatalog "zwischen Arkadien und Restfläche", der im Rahmen einer Vernissage über die Werke von Dieter Kienast veröffentlicht wurde. Es ist eigentlich schon bezeichnend genug, wenn GartenarchitektInnen ihre Entwürfe wie Bilder im Museum einem erlauchten Publikum präsentieren.

Die Entwürfe sind in dem von Harvey beschriebenen Kontext der Selbstdarstellung der Städte zu sehen; denn sie entstanden in der Regel im Rahmen von von Stadtver-

waltungen organisierten und immer beliebteren, internationalen Wettbewerben, Workshops und Entwurfsseminaren und entsprechen somit wohl dem Wunsch der AuftraggeberInnen nach der Inszenierung des Spektakels. Für eine werbewirksame, öffentliche Präsentation werden nebst spektakulären Entwurfsergebnissen bekannte Namen wichtig, die an den diversen Workshops und Wettbewerben teilnehmen. Als künstlerische Experten lassen sie in einer Allianz mit ihren AuftraggeberInnen deren Stadtentwicklungsprojekte als absolut notwendig erscheinen.

"In der Verkürzung des Bauens auf Bilder, Zeichen und Zitate treffen sich die Profilierungsversuche von Politikern, Investoren und Architekten... Nun gibt es ihn wieder, diesen Typus des hochgerühmten Künstlers, umworben von prestigebewußten Stadtvätern und von weiter eingeflogen, um durch große Entwürfe den Ruhm der Stadt zu mehren." (DURTH, W., 1985:21/22)

Das Studium der Entwurfsbeschreibungen im Ausstellungskatalog, die von ArchitektInnen und GartenarchitektInnen verfaßt sind, zeigte, daß die Texte sich keinesfalls mit Fragen der Organisation, der Zugänglichkeit, und Brauchbarkeit der Freiflächen für die NutzerInnen beschäftigen. Stattdessen offenbarten sie sich bezeichnenderweise als reine Beschreibungen von Formen, so als würden tatsächlich Gemälde präsentiert.

Dazu einige Auszüge:

"Das erste Stück der Achse wird einst durch einen lauschigen Hain schräggestellter, sich überschneidender Baumreihen verlaufen. Große und kleine, kugelige und säulenförmige Bäume erwecken in ihrer lockeren Anordnung das Spielerische eines Mikados und bringen die Ernsthaftigkeit der vordergründigen Linearität ins Wanken..."

..."Das Zentrum bildet der seitlich den Linden zugeordnete Brunnen: die Grenze des Machbaren erstend, dreissig Meter an einem Stück, ein schwelender Monolith..."

..."Der Weiher selber bleibt gebrochene Form, ein Ort, der vor dem Bild steht.." (HAGER, G., 1992:29/30)

"Durch den Miniatur-Dschungel hindurch, wo mit dem Rascheln des Bambus der Panda-Bär daran zu erinnern scheint, daß es ihn immerhin noch gibt, gelange ich im Zickzackkurs des neu angelegten Weges von einer Park-Bucht zur anderen." (WORMBS, B., 1992: 11)

Die Plangraphik veranschaulicht zudem, daß Grundriß, Schnitt und Ansicht nicht mehr dazu da sind, die Absichten kund zu tun, sondern durch ihre Überzeichnung nur noch als Gemälde wirken sollen.

Die zu diesen Entwürfen in Fachzeitschriften und den Entwurfsbeschreibungen geführten Debatten drehen sich mit großer Beliebtheit um Gegensätzlichkeiten oder Kontraste, z.B. zwischen 'Natur und Kultur', 'Stadt und Landschaft', 'ehrlichen Formen' und unehrlichen Formen', etc.. Dabei entdecken die GartenarchitektInnen 'Brüche und Widersprüche', welche sie nun ästhetisierend in einer aktuellen Formensprache darstellen wollen. Mit diesen Debatten wird die Aufmerksamkeit von den sozioökonomischen Lebensbedingungen der BewohnerInnen und der Nutzbarkeit der Freiräume für diese abgelenkt und auf eine Ebene umgelenkt, wo die Diskussionen sich eben nur noch um die ästhetische Visualisierung der 'Brüche und Kontraste' drehen. Die Formen sollen: ..."räumliche Verstärkungen und Klärungen" bringen, "Gegengewichte" formulieren, "Kontraste" (RÜEGG, A., 1992:44/45) schaffen etc.

In einer Entwurfsbeschreibung aus dem o.a. Ausstellungskatalog steht dazu:

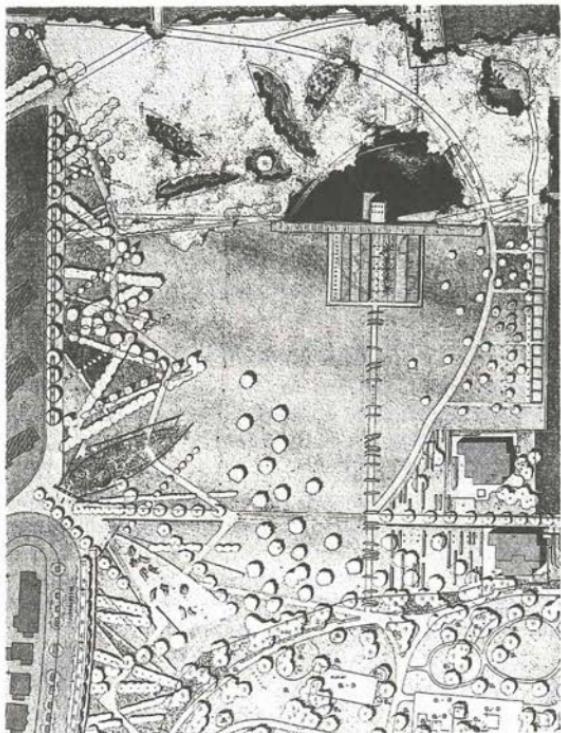
"Die stilistischen Mittel, die Kienast einsetzt, stützen sich vor allem auf den Kontrast von organisch bestimmter, freier Form zur geometrischen Setzung des Menschen." (RÜEGG, A., 1992:45)

Weiter Günther Vogt im selben Katalog:

"Gartenarchitektur als Ausdruck des Zeitgeistes hat die konträren, aktuellen gesellschaftlichen Positionen zum Inhalt." (VOGT, G., 1992:21)

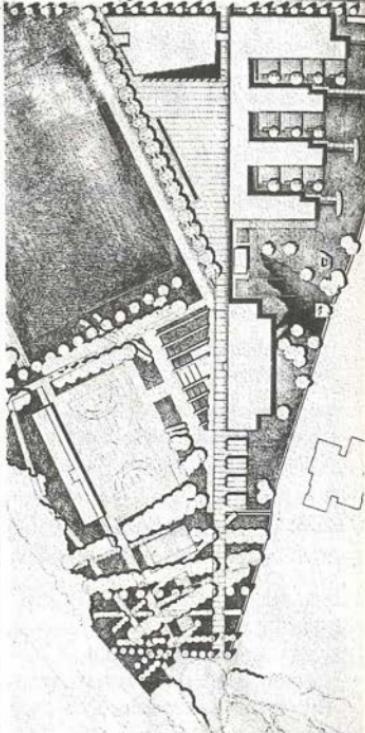
Mit dem Hinweis in den Entwurfsbeschreibungen, daß der Entwurf der objektive Ausdruck des Zeitgeistes sei, und der praktisch in allen Beschreibungen vorhandenen Erklärung, daß die 'Geschichte des Ortes' wegleitend gewesen sei, scheint nicht nur für die Gartenarchitekten sondern auch für die Wettbewerbsjurys der Nachweis gestalterischer Fähigkeiten erbracht.

Vergleichen wir die verschiedenen Entwürfe, so wird aber an dem verwendeten Formenrepertoire der beliebige Umgang mit den einzelnen Fällen und Orten deutlich. Kienast verwendet z.B. seit einiger Zeit diese merkwürdig in der Fläche angeordneten Baumreihen und Hecken, wie in dem Entwurf zum Günthersburgpark in Frankfurt auf Abb. 1 zu sehen. Diese können übrigens auch in den meisten Entwürfen von Peter Latz entdeckt werden.



Günthersburgpark Frankfurt -  
Wettbewerbsplan 1. Stufe

(Abb. 1. aus: KIENAST, D., 1992: 13)



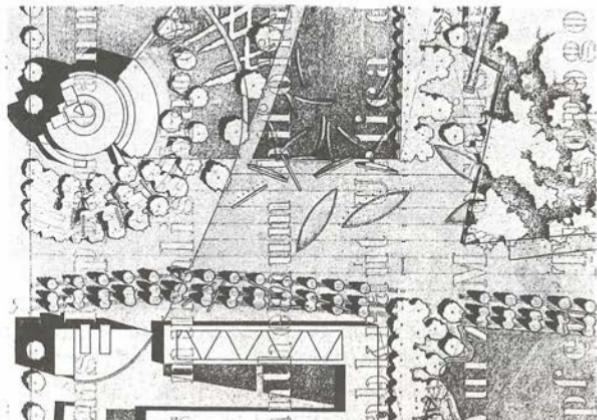
Ecole cantonale de la langue  
française, Schule und Sportanlage  
Bern - Wettbewerb

(Abb. 2. aus: KIENAST, D., 1992: 30)

Auf Abb. 2 ist als Vergleich zum Günthersburgpark der Entwurf zu einer Schule und Sportanlage in Bern zu sehen, wo die gleichen Baumreihen- und Heckenelemente verwendet wurden. In der von Kienast ursprünglich verfaßten und veröffentlichten Version dieses Entwurfs kamen diese nicht vor. Unabhängig vom Ort und der ursprünglichen Planungsabsicht wurde hier also eine nachträgliche modische Aktualisierung vorgenommen, da diese Formen heute gerade dem ästhetischen Ideal in der Gartenarchitektur entsprechen.

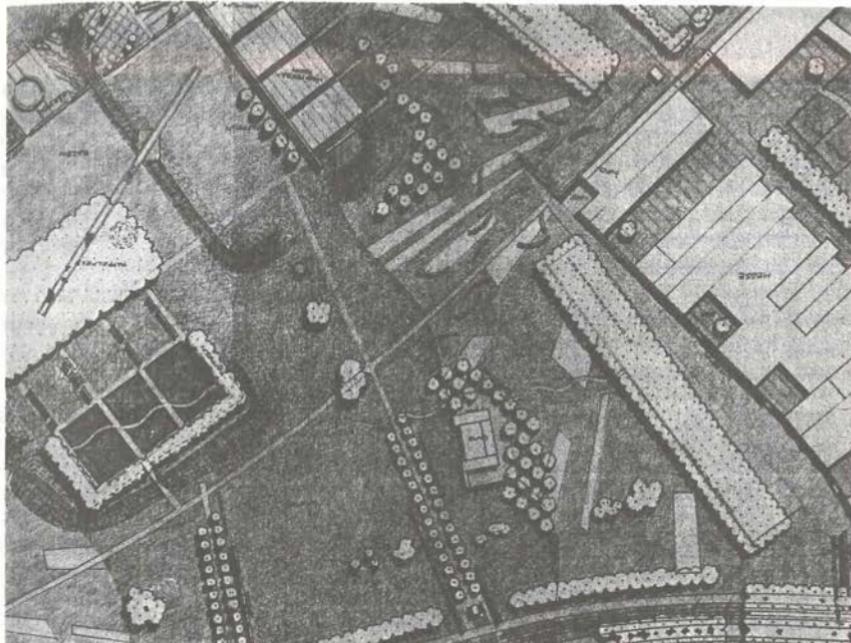
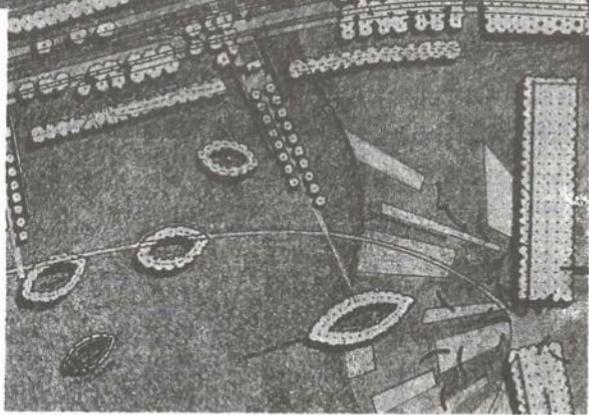
Parkanlage Mobiler Werder Berlin - Wettbewerb

(Abb 3. aus: KIENAST, D., 1992: 18)



Bundesgartenschau Magdeburg 1998 -  
Wettbewerb

(Abb 4. aus: LATZ, T., 1993)



Ein weiteres Beispiel für die beliebige Übernahme und die sich verselbständigende 'Formensprache' zeigt der Vergleich zwischen dem Entwurf von Kienast zum Moabitpark in Berlin (Abb. 3) und einem Entwurf zur Bundesgartenschau in Magdeburg (Abb. 4), der als Diplomarbeit von Latz, Tilmann 1993 am Fachbereich 13 der GhK entstand. Offenbar hat hier der Entwerfer der Buga Magdeburg einfach verschiedene Entwürfe Kienasts durchgezeichnet, obwohl auch er sich laut Entwurfsbeschreibung in erster Linie an der 'Geschichte des Ortes' orientieren wollte. Nach Dreieck, Quadrat und Kreis sind die von Kienast wieder eingeführten Ellipsen bzw. ellipsenartigen Gebilde der letzte Schrei auf dem Jahrmarkt des gartenkünstlerischen Eklektizismusses. Entgegen den vordergründigen Behauptungen, handelt es sich um eine Entwurfspraxis und Spielerei mit Formen und ästhetisierten Zeichen, die gleichgültig ist gegenüber jeglicher Unterschiede der lokalen Nutzungsgeschichte und zukünftiger Nutzungsansprüche, der Aufträge, der Orte und Bedeutungen.

Im weiteren will ich jetzt aufzeigen, woher die modernen GartenarchitektInnen diese Formensprache ableiten. Die Inszenierung fiktiver Parkbilder besitzt gerade in der Grünplanung und Gartenarchitektur eine lange Tradition, die bis zum Landschaftsgarten als künstlerische Realisierung einer Ästhetisierung der archaischen Agrarlandschaft zurück verfolgt werden kann (vgl. HARD, G., 1985). So neu ist das Bühnenbild-Modell also nicht. Auch die GartenarchitektInnen unserer Zeit rekrutieren ihr formales Repertoire wiederum aus der Landschaft. Moderne Agrarlandschaften, Industrielandschaften aber auch Wüsten, Brachflächen etc. werden ästhetisiert und gartenkünstlerisch interpretiert. Am deutlichsten spricht dies Peter Latz in der Entwurfsbeschreibung zum Hafeninselpark in Saarbrücken aus. An seiner Beschreibung der modernen Agrarlandschaft wird auch die rein formale Betrachtungsweise deutlich:

"Das von geraden, gerichteten Linien und Flächen geprägte Bild der Landschaft überzieht als geometrisches Muster auch hügeliges Land. In diesem Rahmen gilt es, die umgebende Landschaft zu interpretieren.... Aus einer solchen Nachbarschaft kann ein Parkbild entstehen, das dem geläufigen Puzzle aus intensiv-Ackerbauflächen und extensiv-Restflächen entspricht". (LATZ, P., 1981)

Um die ideologischen Bezüge aufzuzeigen müssen wir an dieser Stelle einen kleinen Rückblick machen. 1981 verfaßte eine französische Architekturzeitschrift (*L'ARCHITECTURE D'AUJOURD'HUI*) eine Sondernummer zum Thema Gartenarchitektur. Darin wurden Luftaufnahmen von modernen Agrarlandschaften, Wüsten etc. gezeigt und die Meinung vertreten, daß die Muster dieser Landschaftsbilder über eine künstlerische Interpretation zu neuen formalen Ausdrucksweisen verhelfen können. Auch Latz belegt seinen Text zur "Ideologie der Landschaft" mit Luftbildern moderner Agrarlandschaften,

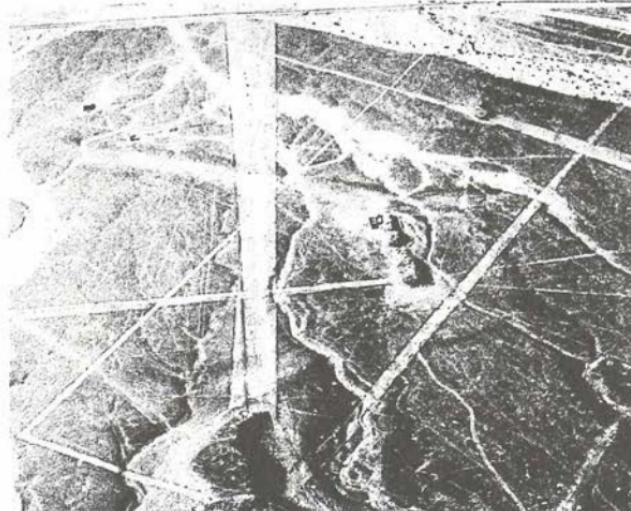
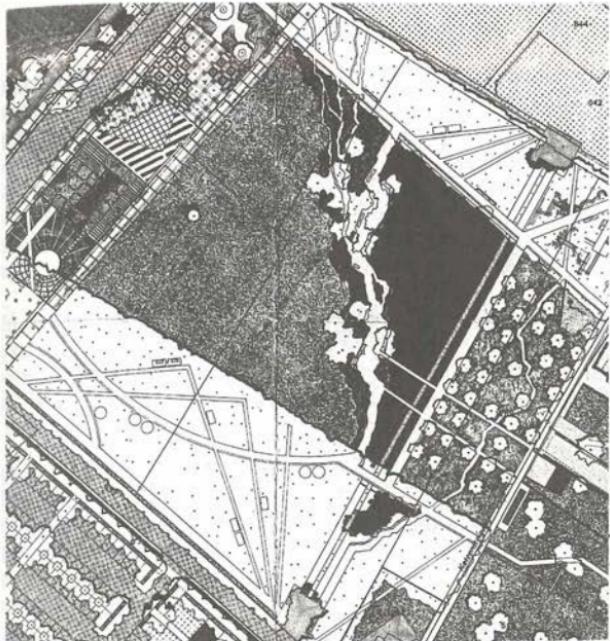


Photo Georg Gerster, Rapho. Civilisation Nazca Pérou  
(Abb. 5. aus: *L'ARCHITECTURE D'AUJOURD'HUI*, 1981:1)



(Abb.6)

#### Parkanlage Zurzach - Wettbewerb

sche Interpretation das scheinbar neue Leitbild 'Landschaft' in die neuere Gartenarchitektur umsetzte (Abb. 5/6). Die formalen Bezüge werden unter anderem an den inszenierten Trampelpfaden und den plötzlich endenden oder fast rechtwinklig abknickenden Wegen, die sich jeglicher Gebrauchserfahrung entziehen, deutlich.

Abgelöst von der produktionsbedingten Erscheinung wird Landschaft künstlerisch interpretiert, um die städtischen Freiflächen in einer neuen Sprache der Formen zu inszenieren. Gebrauchsspuren werden ausgelöscht und den Freiflächen ästhetisierte Zeichen aufgesetzt, welche die NutzerInnen nicht mehr über ihre bisherige sozial erlernte Nutzungserfahrung, Kenntnis und Routine lesen und als brauchbar interpretieren können.

Verdeutlicht werden kann dies am Beispiel der bereits erwähnten Baumreihen und Hecken im Entwurf des Günthersburgparks (Abb. 1).

Die herkömmliche Bedeutung der Baumreihe als straßen- oder wegbegleitende Pflanzung und die Hecke als Merkmal von Grenzmarkierungen (Gartengrenzen, Bewirtschaftungsgrenzen in der Landschaft, Bachlaufbegrenzungen etc.) wird hier einfach ausgeblendet. Aus Erfahrung wissen wir z.B., daß dort wo eine Baumreihe von weitem zu sehen ist, auch eine Straße oder ein Weg zu vermuten ist, den wir entlang gehen können. Wo also diese Merkmale uns im Alltag bisher zur Orientierung dienten, belehrt uns der Gartenkünstler nun eines besseren.

Eine Beschreibung von Latz zu einem anderen Entwurf, in dem er diese Baumreihen und Heckenformen auch beliebig anwendet, zeigt zudem wie unglaublich anmaßend die GartenarchitektInnen mit unserer Alltagserfahrung umgehen:

"'Kreuz und quer' stehend setzen sie unmerklich das Orientierungsvermögen herab und verleiten zu neuen Bewegungsmustern." (LATZ, P., 1993:30)

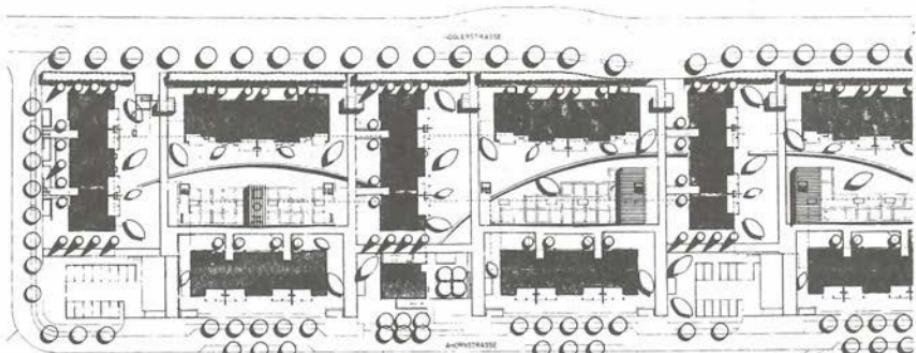
um daran auf " gegenwärtige Landschaftsformen" hinzuweisen (vgl. LATZ, P., 1981). Der oben erwähnte Zeitschriftenartikel mit den entsprechenden französischen Entwürfen zeigte 1981 für die GartenarchitektInnen gewissermaßen die aktuelle, anzustrebende Gestaltungsrichtung. Zur Veranschaulichung wird hier als Beispiel ein Luftbild aus dieser Zeitschrift und ein Entwurf Kienasts gegenübergestellt, um darzustellen, wie die gartenkünstlerische

Die gartenkünstlerische Intention stellt die Bedeutung uns bekannter und vertrauter Merkmale, die Dinge selbst, in einen völlig neuen Kontext, den wir über unsere Erfahrung nicht verstehen können, womit eine selbstverständliche und routinierte Nutzung permanent erschwert wird. In diesem Zusammenhang sind auch die beiden (laut Erläuterungstext) "Eingangshöfe" im Günthersburgpark zu sehen. (Der Begriff des Hofs wird einfach umgedeutet). In dem einen konfrontiert uns der Gartenarchitekt mit einem "fernöstlich anmutendem Bambusfeld" in dem anderen mit den "merkwürdig geformten Topiarys" (O-Text Erläuterung (1991) 1992:12) (das sollen aus Büschen geschnittene Fabelwesen sein) und verbindet beide über einen Zickzackweg.

Die materielle Ausstattung bewährter Beispiele können wir über unsere Erfahrung für den Gebrauch interpretieren. Eine Interpretation dieser von ihren Bedeutungen losgelösten Zeichen, kann im Alltagszusammenhang nicht geleistet werden. Diese Freiflächen entziehen sich einer sozialen Gebrauchsfähigkeit und alltagspraktischen Nutzung. Oder wer trägt schon seine Einkaufstaschen im Zickzakkurs nach Hause?

Mit dem nächsten Entwurf den ich vorstelle, möchte ich zu den Freiflächen an Wohnbebauungen übergehen. Ich spanne hier deshalb diesen Bogen, da ich aufzeigen möchte, daß die bühnenbildnerische Entwurfspraxis der Gartenarchitekten keinen Unterschied zwischen öffentlichen Freiflächen oder Freiflächen an Wohnbebauungen trifft. Indem der Raum als Bühnen-Bild zum Thema wurde, werden nebst der Architektur nun auch die direkt den Gebäuden und Wohnungen zugeordneten Freiflächen als Kulissen in Szene gesetzt.

Die Verfügbarkeit und Zuständigkeit für Freiräume muß in erster Linie über ein 'Innenhaus und Außenhaus', den Hof, Garten und Vorgarten, und im weiteren über gebrauchsfähige Straßenfreiräume und Plätze gewährleistet sein, deshalb ist die Diskussion der Freiflächen an Wohnbebauungen besonders wichtig. Eine Verhinderung des Gebrauchs der Freiflächen an Wohnbauten hat für die Alltagsbewältigung noch viel restriktivere Folgen, da hier die Freiräume betroffen sind, in denen sich die BewohnerInnen, welche die häusliche Produktion leisten, die meiste Zeit im Alltag aufzuhalten bzw. aufzuhalten könnten.



Wohnüberbauung Högler, Dübendorf

(Abb. 7. aus: ANTHOS, 1993/1)

Der Entwurf (Abb.7) stammt von dem Schweizer Gartenarchitekturbüro Stern und Partner, welches scheinbar durch die Kienast'schen Erfolge und die neu gesetzten 'gestalterischen Maßstäbe' sich stilistisch inspirieren ließ und kurzerhand ihre 'gestalterische Richtung' anpaßten. Dazu muß erwähnt werden, daß das Büro Stern

und Partner sich bisher durch eher naturnahe Gartengestaltungen einen Namen gemacht hatte. Wie wir sehen, wurde die zur Zeit hoch im Kurs stehende Formensprache Kienasts, die bereits angesprochene Ellipsen-Mode (ellipsenartige Gebilde) kurzerhand übernommen und auf die Freiflächen der Wohnbebauung übertragen. Offenbar ging es darum, sich durch die Übernahme des aktuellen Stils wieder auf dem 'Markt', bei den Autraggebern, gefragt zu machen und sich als 'zeitgemäß' entwerfende GartenarchitektInnen auszuweisen.<sup>2</sup>

Adorno dazu:

"Die Kanalisierung durch den Stil, die eingeschliffenen Bahnen, denen ohne zu große Anstrengung sich folgen läßt, werden mit der Sache selbst, der Realisierung ihrer spezifischen Objektivität verwechselt." (ADORNO, TH.W., 1967:10)

Der Entwurf macht deutlich, daß es nicht um die Organisation gebrauchsfähiger Freiräume ging. Diese werden bereits durch die teilweise nicht straßenorientierte Stellung der Gebäude, die Erschließung über Wohnwege oder von hinten verhindert. Zudem fehlt eine notwendige Parzellierung und Markierung der Grenzen, um Gärten und Höfe zu ermöglichen, die in häuslicher Zuständigkeit und Verfügbarkeit stehen. Auch die Vorbereiche der Gebäude werden nicht als häuslicher Gebrauchsraum vor der Tür verstanden. Entweder stehen die Gebäude abgerückt von der Straße und werden von hinten erschlossen oder dort, wo der Eingang zur Straße orientiert ist, wird der Zugang dennoch seitlich über einen Wohnweg hinter einer Hecke entlang geführt (siehe Abb. 7). Ein gebrauchsfähiger Aufenthaltsort, Zugangs- und Übergangsbereich zwischen Privatheit und der Öffentlichkeit der Straße wird dadurch verhindert. In der Entwurfsbeschreibung wird auch hier die Bühnen-Bild Intention deutlich:

Zitat: "Die vegetative Straßenfassade erscheint als gestaffelte Kulisse."

Zum Schluß möchte ich anhand einiger Photos zeigen, wie es gebaut aussehen kann, wenn GartenarchitektInnen Entwurfsdesign vorführen wollen, eine alltagspraktische Nutzung jedoch nicht zum Ziel haben. Mit den beiden Beispielen von Wohnbebauungen, bzw. mit ihren Merkmalen der Desorganisation, habe ich mich während meiner Diplomarbeit u.a. beschäftigt; an dieser Stelle gehe ich nun mehr auf die Freiflächen ein. Die zentral verwalteten Zeilenblöcke weisen durchgängig blocköffentliche Freiflächen auf. Durch eine fehlende Parzellierung und physische Grenzmarkierung und durch eine weitgehende Funktionalisierung der Freiflächen und der Erschließung werden die Freiflächen nicht hausbezogen organisiert, so daß die BewohnerInnen keine Zuständigkeit erkennen können. Die nach den Entwürfen vorgesehene 'blockgemeinschaftliche' Nutzung bewirkt im Alltag eine zu hohe soziale Überwachung, die private Gebrauchsmöglichkeiten kaum zulassen. Offene Zugänge durch die Gebäude hindurch und fehlende hausbezogene Abgrenzungen, machen die Blockinnenräume auch der Öffentlichkeit zugänglich, sodaß für die BewohnerInnen eine Zuständigkeit nicht erkennbar wird und eine Aneignung und private Nutzung der Freiflächen kaum möglich ist. Die durch die Desorganisation und fehlende Zonierung bereits äußerst eingeschränkten Nutzungsmöglichkeiten der Freiflächen werden in diesen Beispielen nun zudem durch das Gartendesign gänzlich verhindert (vgl. MEHLI, R., (1993)1995).

<sup>2</sup> Beispiele dieser Art sind durchaus keine Einzelfälle und es ließen sich beliebig viele aufführen. Seit gewisser Zeit grassieren in sozusagen billigen Kopien (Entwürfen) regelrechte Ellipsen-Epidemien, Topiaries-Herden und Mikado-Hecken. (vgl. ROTZLER, S., 1993:48-49)



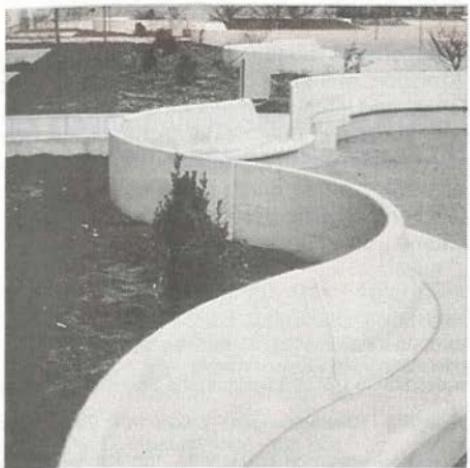
In diesem Beispiel unterteilt eine rasterartige Holzstegkonstruktion das ganze Arrangement in eine Ansammlung von Zitaten an Landschaftsbilder. Die aus Naturschutzgebieten bekannten Holzstege, von denen aus die Flächen zu betrachten sind, vermitteln die Botschaft: Fläche betreten verboten, Nutzung unerwünscht. Nach dem Motto: Treten sie ein, aber bitte nichts berühren!



Im zweiten Beispiel wird versucht, mit Grundrißgraphik zu glänzen. Formen wie Kreis, Quadrat und geschwungene Linien (in Anlehnung an Bilder von Wassily Kandinsky) kommen zum Einsatz. Um die erwähnten 'Widersprüche' der Formen zu formulieren,

schnieden im Raster gepflanzte Bäume die geschwungene Linie. Vom Südtrakt führt nur eine riesige Treppe zu der Freifläche. Zugänglichkeit für die BewohnerInnen ist anscheinend unwichtig, die Flächen sind ohnehin nur zum anschauen gedacht.

Das nächste Bild zeigt die Abgrenzung der privaten Erdgeschoßterrassen zu der blocköffentlichen Freifläche. Abgesehen davon, daß die Abgrenzung zu den Nachbarterrassen fehlt, wird ihre Nutzbarkeit dadurch beeinträchtigt, daß hier zwei unterschiedliche Öffentlichkeiten aneinandergrenzen. Wenn zudem die Grenzen wie hier



grün erklärt. In einer Betonwanne wird er da als ästhetisiertes Bild in 1m Höhe in der Tat auf einer Bühne präsentiert.

Für die von mir gezeigten Beispiele öffentlicher Freiflächen und Freiflächen an Wohnbebauungen bleibt zusammenfassend festzustellen, daß das zentrale Interesse der Gartenarchitekten einzig und allein die Entwurfsästhetik oder die Gartenkunst war bzw. ist.

Kunst, und damit meine ich nicht Gartenkunst, läßt immer auch die Möglichkeit, sich ihr zu entziehen. Gartenkunst hingegen mischt sich permanent bevormundend und pädagogisierend in unseren Lebensalltag ein, indem sie tradierte Gebrauchserfahrung negiert und somit eine selbstverständliche, alltägliche Nutzung der Freiräume nicht mehr möglich macht. Oder wie Adorno in Anlehnung an Adolf Loos dies ausdrückte: "Ein Kunstwerk habe niemandem zu gefallen, das Haus (und hier ließe sich noch ergänzen und der Freiraum A.d.V.) aber sei einem jeden verantwortlich." (ADORNO, TH.W., 1967:104)

Indem die gartenkünstlerische Interpretation die produktive Arbeit nicht berücksichtigt, wird diese zwangsläufig auch in den Freiflächen verhindert, um die Entwurfsidee, das ästhetisierte Bild aufrechtzuerhalten.

Jeglicher Gebrauch, der über eine Betrachtung hinausgeht, wird tendenziell als Zerstörung aufgefaßt und als Vandalismus hingestellt (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1987). Mit der Verdrängung der häuslichen Produktion und des Gebrauchs durch die ästhetische Inszenierung, geht die Okkupation der Freiflächen durch die Gartenämter oder Wohnbauverwaltungen einher. Als 'Meisterwerke' der Gartenarchitektur werden die Bilder dieser Freiflächen durch die Stadtgärtner oder Hausmeister pflegeintensiv aufrechterhalten und dennoch sichtbare Gebrauchsspuren schnellstens weggefegt. Eine sonst mit dem Gebrauch stattfindende Alterungsfähigkeit ist unerwünscht, die Freiflächen werden zum unveränderbaren Sonntagspark. (vgl. MIGGE, L., 1913)

Gerhard Hard schreibt dazu:

"Kunstwerdung bedeutet also normalerweise auch Unberührbarwerden: zumindest für alle alltagspraktisch - trivialen Verrichtungen, und das sind vor allem jene Zugriffe und Berührungen, die nicht ins Bild passen, d.h., die im Rahmen des Kunstwerks nicht in gleicher Weise ästhetisierbar sind wie sein beraster Boden und seine buschigen Kulissen. Mußvolles Lagern (ein altes arkadisches Motiv!), das geht eher als einfach 'den Arbeitsweg abkürzen', 'Fußball spielen' oder gar 'Motorrad reparieren'." (HARD, G., 1985)

als Sitzelemente ausgebildet werden, die Öffentlichkeit sozusagen dazu eingeladen wird, auf dem Gartenzaun zu sitzen, wird die Privatheit wohl endgültig aufgehoben.

Bei dieser Wohnbebauung wurde die künstlerische Intention auch zusätzlich noch im Hausvorbereich deutlich. Entgegen einer gebrauchsfähigen Organisation und Zonierung des Hausvorbereichs und des Straßenfreiraumes wurde das Gebäude zurückgesetzt und der 'Baumstreifen' zum Abstands-

Dieser beschriebene, neuere, gartenkünstlerische Zugriff auf die Freiflächen entspricht grundsätzlich grünplanerischer Tradition, er kommt hier nur in einem aktuellen gartenarchitektonischen Mäntelchen daher. Im Unterschied jedoch zum klassischen Abstandsgrün in Form von Rasenflächen, auf denen durch eine nachträgliche Übernahme minimaler Organisationsprinzipien eine Neuinterpretation der materiellen Ausstattung für den Gebrauch denkbar wäre, werden durch diese neueren gartenkünstlerischen Inszenierungen die Freiflächen endgültig besetzt, so daß eine spätere Veränderung zugunsten nutzbarer Freiräume wohl kaum mehr möglich ist.

Ende

### Literatur:

- ADORNO, THEODOR, W. - 1967 - Ohne Leitbild; Parva Aesthetica - Frankfurt a. M.
- DURTH, WERNER - 1977 - Die Inszenierung der Alltagswelt - Braunschweig
- DURTH, WERNER - 1985 - Die Dramaturgie der Städte / Stadtgestaltung als Showbusiness? - in: und hinter der Fassade - Frankfurt/Main
- DURTH, WERNER - 1985 - Architektur im Übergang / Beobachtungen - Zeichen der Zeit - in: und hinter der Fassade - Frankfurt/Main
- HARD, GERHARD - 1985 - Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet - Ein Kapitel aus der Geschichte der Verleugnung der Stadt durch die Städter - in: Klagenfurter Geographische Schriften Heft 6, Institut für Geographie der Universität für Bildungswissenschaften - Klagenfurt
- HARVEY, DAVID - 1987 - Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflexion über „Postmodernismus“ in amerikanischen Städten - in: Prokla 69, 17. Jahrg., Dez. - Berlin
- KIENAST, DIETER - 1992 - zwischen Arkadien und Restfläche - Katalog der Ausstellung - Luzern im gleichen Katalog: • ERLÄUTERUNGSTEXT (1991)1992 zum Günthersburgpark Frankfurt •
- HAGER, GUIDO - Pausenplatz, Ecole cantonale de la langue française • RÜEGG, ARTHUR - Vielfalt und Dichte - Zum Garten Medici in Erlenbach • VOGT, GUNTHER - Die Gleichzeitigkeit des Anderen - Friedhoferweiterung Baden-Rüthihof • WORMBS, BRIGITTE - Aussichten in Zwischenräumen
- HÜLBUSCH, KARL HEINRICH - 1987 - Der Park - Vandalen-fest und pflegeleicht? in: Garten und Landschaft 2
- LATZ, PETER - 1981 - Die Hafeninsel - Visionen vom Wandel - Saarbrücken
- LATZ, PETER - 1993 - Spielpark Heiligenstadt in: Stadt-PARK - Hrsg. Koenigs Tom - Frankfurt/M.
- LATZ, TILMANN - 1993 - Bundesgartenschau Magdeburg - Diplomarbeit am Fachbereich 13 - GhK - unveröffentlicht
- L'ARCHITECTURE D'AUJOURD'HUI - 1981 - Paysages - N. 218 Dez. - Paris
- MEHLI, RETO - (1993) 1995 - Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu -Ein Vergleich zwischen gründerzeitlichen und neuen Block-bebauungen- in: Notizbuch der Kasseler Schule, Nr. 37 - Kassel
- MIGGE, LEBERECHT - 1913 - Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts - Jena
- ROTLER, STEFAN / KREBS, MATTHIAS - 1993 - Hofgestaltung Verwaltungsgebäude Neuwiesen, Winterthur in: Garten und Landschaft, 10:48-49

## **"Es klappert die Mühle am rauschenden Bach" - von Lumpen, Papier und anderen (Alltags-) Geschichten**

### **Inhalt**

#### **O. Vorangestellt**

#### **A. Der konkrete Anlaß: Das Papiermühlenmuseum Alte Dombach**

##### 1. Die wesentlichen Vorstellungen seitens des RIM für die Außenanlagen

Exkurs: Musealisierung - ein Zeitphänomen

##### 2. Interpretation der Vorgaben des RIM

###### 2.1 Rekonstruktion von Nutzgärten

###### 2.2 Zur Idee der Rekonstruktion von Landwirtschaft

###### 2.3 Die Obstbaumwiese - ein Bild

###### 3. Die andere Geschichte der Alten Dombach

#### **B. Programmatisches zum Papiermühlenmuseum**

#### **C. Erläuterung des Konzeptes**

##### 1. Beiträge zur Organisation des Museumsbetriebes

###### 1.1 Wege-Erschließung

###### 1.2 Aufenthalt

###### 1.3 Gebäudeorganisation und Einfriedung

##### 2. Ausstellungseinheiten zur Papierproduktion

###### 2.1 Mühlgraben und Mühlrad

###### 2.2 Der ehemalige Klärteich

###### 2.3 Maschinenausstellung

###### 2.4 Lehrpfad 'Pflanzen für die Papierproduktion'

##### 3. 'Rekonstruktion' der Selbstversorgungswirtschaft

###### 3.1 Gärten

###### 3.2 Die Obstbaumwiese

###### 3.3 Tierhaltung

###### 3.4 Waldwirtschaft

###### 4. Sonstige Aspekte

###### 4.1 Extensiv genutzte und gepflegte Abschnitte

###### 4.2 Die Wasserläufe und der Gewässerschutz im Wandel der Zeiten

#### Literatur

#### **O. Vorangestellt**

Der nachfolgende Text beinhaltet die Auseinandersetzung mit den inhaltlichen Vorgaben und Vorstellungen bezüglich des geplanten Papiermühlenmuseums Alte Dombach in Bergisch Gladbach, die seitens der Verantwortlichen des Rheinischen Industriemuseums (RIM) bestanden. Den Rahmen für diese Auseinandersetzung bildete ein Werkvertrag, den ich im Frühjahr 1992 für das Büro für Freiraum- und Landschaftsplanung Lill/Sparla/Neumann in Köln bearbeitete. Ich war beauftragt, Konzept und Vorentwurf für die Außenanlagen des geplanten Papiermühlenmuseums Alte Dombach in Bergisch Gladbach zu erarbeiten. Meine Auftragsbearbeitung endete damals mit der Übergabe meiner Arbeitsergebnisse an das Büro Lill/Sparla/Neumann. Ich war nachfolgend weder an der Vorstellung des Konzeptes und des Vorentwurfs gegenüber den Leuten vom RIM beteiligt noch an weiterführenden Diskussionen.

Heute würde ich das 'Werk' weiter fassen, würde auf die Auseinandersetzung mit dem eigentlichen Auftraggeber nicht verzichten - und dafür im Text wohl auch mehr Gelegenheiten anbieten, vom Standpunkt der Museums-MacherInnen aus meinem gedanklichen und planerischen Weg zu folgen.

## **A. Der konkrete Anlaß: Das Papiermühlenmuseum Alte Dombach**

1987 wurde zwischen der in Bergisch Gladbach ansässigen Fa. Zanders und dem Landschaftsverband Rheinland (LVR) ein Schenkungsvertrag geschlossen, der den LVR zum Eigentümer der ehemaligen Papiermühle Alte Dombach machte: die Alte Dombach sollte ein Standort des Rheinischen Industriemuseums (RIM) werden.

1988 wurde der Verein der Freunde und Förderer des Industriemuseums Bergisch Gladbach - Papiermühle Alte Dombach e.V. gegründet, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, "die Entwicklung des Museums auf jede erdenkliche Weise zu unterstützen" (S.Schachtner, 1990:9).

Das Büro für Freiraumplanung wurde 1991 vom LVR mit der Planung der Außenanlagen für das Papiermühlenmuseum Alte Dombach in Bergisch Gladbach beauftragt.

### **1. Die wesentlichen Vorstellungen seitens des RIM für die Außenanlagen**

#### **a) die Papiermühle Alte Dombach**

- historische Rekonstruktion des Mühlgrabens und des Teiches
- Rekonstruktion des Mühlrades zur Energiegewinnung für das innen zu rekonstruierende Stampfwerk
- in räumlicher Nähe zum Mühlrad eine Ausstellungseinheit zum Thema "Energiegewinnung"
- westlich von Haus 1 im Hof eine Ausstellungseinheit zum Thema "Papier und Umwelt"
- Ausstellungsfläche für große Maschinen aus der Zeit der Fabrik-Produktion
- Lehrpfad "Pflanzen für die Papierproduktion"

#### **b) der Lebensort Alte Dombach**

- Rekonstruktion von Nutzgärten
- Rekonstruktion von Landwirtschaft
- Anlage einer Obstbaumwiese
- Tierhaltung (Hühner oder Ziege)
- Verzicht auf die Rekonstruktion der Wiesennutzung (die entsprechenden Flächen sind inzwischen bewaldet)

Bestandteil des Museumskonzeptes ist die Darstellung der Lebensbedingungen der Menschen, die in der Alten Dombach nicht nur Papier produziert, sondern auch gelebt haben. "Die Menschen stehen im Mittelpunkt: Wie sahen ihre Arbeitsplätze aus? ... Welche Auswirkungen hatte ... die Arbeit auf das Leben der Beschäftigten und ihrer Familien?" (aus einer Broschüre des LVR zur Papiermühle).

### **Exkurs: Musealisierung - ein Zeitphänomen**

"Seit den 1970er Jahren hat das öffentliche Interesse an Museen und Ausstellungen enorm zugenommen." (Schachtner, 1990:61). Diese Tatsache ist in einer Gesellschaft, die auch den Beinamen "Wegwerfgesellschaft" hat, sehr bemerkenswert.

Verschiedene Erklärungsansätze lassen sich für dieses Phänomen finden.

"Je rascher sich unsere Zivilisation über technische Transformation und wirtschaftliche Nutzung unseres naturwissenschaftlichen Wissens ändert, umso größer wird zugleich unsere Angewiesenheit auf die ... Leistungen des historischen Bewußtseins. ... Komplementär zur Expansion derjenigen Vergangenheit, die wir ohne spezielle Bemühungen, in diesem Falle des historischen Bewußtseins, als eigene Vergangenheit gar nicht mehr identifizieren und verstehen können, expandiert auch der Zeitraum der Zukunft, für die wir mit anderen, uns gegenwärtig noch fremden Le-

bensverhältnissen rechnen müssen. ... Beide Bemühungen - die historiographischen ebenso wie die prognostischen - sind Versuche der künstlichen Expansion des Gegenwartshorizontes unter Bedingungen eines Prozesses objektiver Schrumpfung dieses Horizonts." (Lübbe, 1990:43 ff).

Die historischen Kulturwissenschaften und ihre Institutionen leben also ähnlich der Disziplin der Landespfelege, (vgl. SCHNEIDER, G., 1989) vom Fortschritt und seinen Zerstörungen. Die immer rascher fortschreitende Entwertung von Fähigkeiten und Erfahrungen produziert Bedarf an "historischer Vergewisserung" durch ExpertInnen. Je rascher die Gegenstände zu überkommenen Gegenständen werden, desto größer wird der musealisierende Handlungsbedarf.

In ähnlicher Weise - als Kompensation - wird die emsige Musealisierung von J. RITTER analysiert, auf dessen bereits 1974 veröffentlichte Arbeit sich G. FLIEDL bezieht: "Die "reale Geschichtslosigkeit der (bürgerlich-industriellen; G.F.) Gesellschaft" treibt als Kompensation des Geschichtsverlustes "Erinnerungsorgane" hervor. Diese, die historischen Geisteswissenschaften, das Museum, die Denkmalpflege ermöglichen über den Traditionssabbau hinweg (vielmehr dadurch bedingt, d.V.) "historischen Sinn"." (FLIEDL, 1990:168).

Auch hier wird die Abgabe der "Geschichtsbildung" an die ExpertInnen formuliert. Gegenwart und Vergangenheit sind nicht mehr über Einnerung, Erfahrung und Geschichten miteinander verbunden - und als Verbundenes bewußt, sondern dem arbeitsteilig professionalisierten "historischen Bewußtsein" anvertraut (das sich dann pädagogisch aufschwingen kann).

Die materielle und immaterielle Zerstörung von Vertrautem, von Gewußtem geht mit zunehmender Geschwindigkeit voran: permanenter Umbau der Lebensorte in den Städten und Dörfern, technische und funktionale Veränderungen in der Erwerbs-Arbeitswelt und Umstrukturierung der (sozialen) Verwaltung. Darin kommt die industrielle Form von Geschichtslosigkeit zum Ausdruck, die in historischen Institutionen zu kompensieren versucht wird.

Einen anderen Zusammenhang zur Musealisierung stellt laut M. STURM Baudrillard her: " Die Zunahme an museifizierenden Tendenzen wäre somit ein Indiz für zunehmende Realitätsferne. und als Mittel gegen Realitätsferne eingesetzt, treibt die Museifizierung diese doch nur weiter voran." (STURM, 1990:112).

### Wohin führt die Musealisierung?

Im Museum werden die Dinge zu Objekten. "Das Objekt wird zu einem solchen durch Entfernung aus dem ihm zugehörigen Milieu." (PAZZINI, 1990:93). Die zu Ausstellungsstücken erkorenen Gegenstände sind in der Regel aus dem aktuellen Gebrauch - trotz noch vorhandener Gebrauchsfähigkeit - genommen. Sei es, weil sie technisch überholt und abgelöst sind, sei es, weil die Tätigkeiten, für die sie gebraucht wurden, nicht mehr ausgeübt werden. Den Sinnzusammenhang seines Gebrauches kann ein Gegenstand aber auch auf einem Dachboden behalten (sofern dieser noch nicht zu Wohrraum ausgebaut wurde), nämlich als ausrangierter Gebrauchsgegenstand eines z.B. kleinbürgerlichen Haushaltes oder eines westfälischen Bauernhofes oder oder. Im Museum wird der Gegensatz zum zeitlosen, geschichtslosen, zur Betrachtung durch Subjekte präparierten Objekt.

Dies geschieht im Museum mit der Intention, die Dinge auf Dauer zu bewahren, sozusagen, als der Ewigkeit verpflichtete Werte. Es gilt also, die Vergänglichkeit der Dinge - in der sich die Vergänglichkeit der Menschen spiegelt, aufzuheben. Darin scheint einer der Widersprüche der Musealisierung enthalten zu sein: daß die Dinge im Moment der musealen Verewigung ihre reale Existenz verlieren.

Je mehr Gegenstände ihre reale Existenzberechtigung verlieren, desto mehr ziehen in die Museen ein. In dem Maße, in dem eine Gesellschaft an Fähigkeiten, Fertigkeiten und Tradition ärmer wird, werden ihre Museen reicher an Objekten.

Ein weiterer grundsätzlicher Widerspruch der Musealisierung ist die von ihr ausgehende Aufhebung von Geschichte: "Die angebliche Ehrfurcht vor der Geschichte wird so leicht zu einer Art Eliminierung von Geschichte, denn Geschichte heißt ja auch Vergänglichkeit." (PAZZINI, 1990:96). Die Rekonstruktion ist die Absage an die Kontinuität von Geschichte, an das Prinzip des Werdens und Vergehens und ist als Reaktion zu werten auf die Verunsicherung, die der rasche Wandel mit sich bringt, dem unsere materielle und immaterielle Umgebung unterliegt. Dem wird die Versicherung mittels dem Dauerhaften, dem Ewigbeständigen entgegenzusetzen versucht. "Das Museum bewahrt 'auf Dauer'. Als Ewigkeitswerte negieren die Museumsdinge aber ihre eigene geschichtliche Wandelbarkeit, im Grunde auch künftige Veränderung im Gebrauch, Verwahrung und Deutung." (FLIEDL, 1990:173).

Museifizierung heißt, etwas in einen Zustand versetzen, in dem es sich nicht mehr verändern und in dem es nicht sterben kann:..." (STURM, 1990:110). Die Abwehr des Sterbens, die hier benannt wird, deutet noch einmal den Zusammenhang an, der zwischen der Vergänglichkeit der Dinge und der damit vermittelten Vergänglichkeit der Menschen besteht. Hier erfährt das Zusammengehen von Industrialisierung und Museifizierung einen Erklärungsaspekt, der sich zu zahlreichen Phänomenen jenseits des musealen Kontextes fügt. Die Verdrängung des Sterbehvorganges aus unserem alltäglichen Leben (einhergehend mit der Verdrängung des Geburtsvorganges), der Kult um die ewige Jugend, die technokratischen Auswüchse der Apparatemedizin sind ebenso wie die Konsevierung des Historischen Bemühungen, die menschliche - Vergänglichkeit zu verdrängen. Sterben ist aber die Voraussetzung für das Leben: "Alles Lebendige hat Anfang und Ende, ..." (STOPCZYK, 1988). Die Abwehr des Todes ist also letztlich auch die Abwehr des Lebens. Unversehens erstarren somit nicht nur die Dinge, sondern auch die in ihrer Veränderungsdynamik so sehr beschleunigte Industriegesellschaft.

## **2. Interpretation der Vorgaben des RIM**

Auf die unter 1 a) genannten Vorstellungen zur musealen Darstellung der Papiermühle wird hier nicht näher eingegangen, da das Konzept noch in der Erarbeitung ist. Das Augenmerk der folgenden Auseinandersetzung liegt also auf den unt 1 b) aufgeführten Punkten, die auf die 'Darstellung des Lebensortes Alte Dombach' abzielen. Die Möglichkeit, daß sich einige der grundlegenden Gedanken auch auf Teil a) anwenden lassen, ist denkbar.

### **2.1 Rekonstruktion von Nutzgärten**

Die Museumsleitung in der Alten Dombach sieht für das Außengelände die historische Rekonstruktion der "Gartennutzung durch die Arbeiterinnen und Arbeiter" auf der Alten Dombach vor. Diese Art der Ausstellung hat Vorgänger in der Geschichte. Der Landschaftsgarten kann als historischer Vorläufer des Museumsvorhabens insofern angesehen werden, daß mit der Imitation der notwendigen Arbeit ein bestimmtes Bild erzeugt werden soll: hier die bäuerliche Landschaft, dort der kleinbäuerliche oder ArbeiterInnen-Nutzgarten. "Die öffentlichen Parkanlagen fallen unter dieselbe Kategorie wie der Rasen; auch sie sind bestenfalls Nachahmungen von Wiesen, die dann am gepflegtesten aussehen würden, wenn man Vieh darauf weiden ließe, ..." (VEBLEN, 1899/1989:135). Ihren hohen Wert haben aber die Parkanlagen eben dadurch erhalten, daß sie jeden "Verdacht der Nützlichkeit" abwehren und für ihre Besitzer Müßiggang und Luxus demonstrieren konnten.

Für den ArbeiterInnen-Nutzgarten à la 1840 trifft in größter Deutlichkeit zu, was G. FLIEDL unter Berufung auf RITTER formuliert hat: "Daß aber der Verwandlungsprozeß ins Historische das "reale Nichtsein" des Verandelten notwendig nach sich zieht" (FLIEDL, 1990:173). Ein ArbeiterInnengarten verliert im Museum notwendig seine reale Existenz, er wird unverrückbar zum Ausstellungsstück des Museums. Das ist denn auch beabsichtigt. Ein internes Konzeptpapier besagt, "daß der vorliegende Garten ein museales Kunstprodukt ist und nur ein Beispiel darstellt" (S. 10). Diese Maßnahme läßt sich demnach als eine der demonstrativen Verschwendungen verstehen (vgl. VEBLEN). Die mit den Gärten getroffene Aussage ist die, daß man sich diese Arbeit als eine nutzlose leisten kann. Zwar darf die Ernte bei Bedarf auch verzehrt werden, die Arbeit wird aber eben nicht getan, um von den Früchten zu leben. Die Arbeit wird zum "demonstrativen Müßiggang" der gehobenen Klasse.

"Diese auserlesene Klasse ist so sehr daran gewöhnt, nicht sparen zu müssen, daß die Verschwendungen viel von ihrem Nutzen als Grundlage der finanziellen Wohlständigkeit verloren hat. Aus diesem Grunde legen die Geschmacksvorschriften der jüngeren Oberklasse weniger Wert auf das andauernde Zurschaustellen großen Reichtums und weisen auch einen leisen Verdacht von Sparsamkeit nicht mehr mit derselben Empörung von sich. So entsteht allmählich auf dieser höheren sozialen und intellektuellen Ebene eine Vorliebe für das Bäuerliche und 'Natürliche' in Gärten und Anlagen." (VEBLEN, 1899/1989:137).

In dieser Vorliebe lassen sich dann auch Federvieh und Ziegen unterbringen, obwohl sie 'ihrem Wesen nach produktive Güter sind und einem nützlichen, oft gewinnbringenden Zweck dienen, weshalb man ihnen nicht ohne weiteres Schönheit zuspricht' (vgl. ebda:140). Die Demonstration des Reichtums gelingt also auch vermittelt durch ArbeiterInnen-Nutzgärten und Ziegen- oder Hühnerhaltung, da als allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann, daß niemand im Museum ökonomisch auf die Ziegenhaltung oder der Gartenertrag angewiesen ist.

Das Wesen des ArbeiterInnengartens wird also auf dem Weg vom Original zum Ausstellungsstück ein diametral entgegengesetztes: vom Ort lebensnotwendiger Nahrungsmittelproduktion zum Ort demonstrativen Müßiggangs.

Die im Garten abgebildete Arbeit wird dabei zweifach entwertet: sie wird zunächst zur disponiblen Beschäftigung, zu Mode, zur zeitweiligen Vorliebe derer, die sie ausstellen. Was passiert aber nun mit den Ausstellungsobjekten, d.h. den Nutzgärten in den Köpfen der Besucherinnen und Besucher? Vorrangig verbinden wir mit Museum Gegenstände, die "für einen gegebenen kulturellen oder natürlichen Rahmen dysfunktional oder gar irrelevant geworden sind" (FEHR, 1985:114; Fehr benutzt den Begriff dysfunktional hier in einem anderen Verständnis, als dies gemeinhin in der Kasseler Schule der Fall ist, nämlich im Sinne von 'ohne Funktion' oder 'ohne sinnvolle Funktion', Anm.d.V.). Mit dieser Botschaft, der natürlich oder kulturell bedingten Irrelevanz, sind also die Objekte des Museums verbunden und etablieren sich als solche in unseren Köpfen. Das ist die zweite Entwertung der sowohl im Museum als auch außerhalb des Museums im Garten geleisteten Arbeit. Gartenarbeit wird - unter Umständen, die den BesucherInnen nicht durchschaubar sind, zum ausstellungswürdigen, auf jeden Fall aber - zum antiquierten, überkommenen Verhalten.

"Das Museum verdinglicht dann die im musealen Objekt 'inkorporierten' Erfahrungs- und Leidensspuren, verwandelt lebende in tote Arbeit und inszeniert Wahrnehmungsprozesse, die das Vergangene nur als endgültig Vergangenes zulassen." (FLIEDL, 1990:173).

## **2.2 Zur Idee der Rekonstruktion von Landwirtschaft**

Die Rekonstruktion von Landwirtschaft verdeutlicht schon in der Begrifflichkeit, daß sie nur schwer ohne die Wirtschaft gelingen kann. Die Wirtschaft, das meint hier die Wirtschaftsweise der ländlichen Bevölkerung um 1840 ist aber - kulturell bedingt - irrelevant gemacht worden. Insofern ein ideales Objekt für's Museum (vgl. FEHR, 1985). Aber eine Wirtschaftsweise läßt sich nicht ausstellen - allenfalls die von ihr erzeugten Gegenstände und Bilder: Kleidung, Gebäude/Bauweise - und Landschaft. Während die Rekonstruktion von Gebäuden und Gebrauchsgegenständen unter heutigen Produktionsbedingungen technisch immer ausgefeilter gelingt, gestaltet sie sich bezüglich der Landschaft mit Flora und Fauna bedeutend schwieriger, da diese 'der Zeitdimension unterliegt', "d.h. sie wächst und altert gemäß den Gesetzen der Vegetationsentwicklung" (VETTER/SCHÜRMEYER, 1985:8). Das erschwert insbesondere die Konservierung.

Die These hier ist, daß der Gedanke 'Rekonstruktion der Landwirtschaft' nicht die Rekonstruktion einer Land-Wirtschaftsform, sondern eines Landschaftsbildes zum Ziel hat. Nun ist aber die Rekonstruktion selbst nicht unproblematisch: "Die Arbeitsweise der Rekonstruktion besteht im Nachvollzug des (historischen, Anm.d.V.) Plans, nicht in der Weiterentwicklung auf des Basis des Zustandes" (ebda.:16).

Die Rekonstruktion eines 'historischen Zustandes' - egal welchen - leugnet stets die Geschichte zwischen dem Rekonstruktionsdatum und der Gegenwart. Man könnte sogar sagen, daß sich das Maß der Zerstörung/Verdrängung von Geschichte proportional verhält zum Umfang der Rekonstruktion. Auf "Kontinuität als Verbindung von Geschichte und aktueller Interpretation und Nutzung" (ebda.:17) wird leichtfertig verzichtet zugunsten der Herstellung eines "geschichtslosen Urzustandes auf der Basis eines historischen Plans" (ebda.:9).

## **2.3 Die Obstbaumwiese - ein Bild**

Während im Konzept stets den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts historische Treue gezielt wird, bildet die Idee der Obstbaumwiese hier eine Ausnahme. Weder zu der angesprochenen Zeit noch irgendwann später gab es in der Alten Dombach eine Obstbaumwiese. Zwei Motive kommen für dieses Abweichen vom Konzept in Frage.

**1)** Die Ökologie- und Naturschutz-Propaganda kommt darin zum Ausdruck. Verschiedenste ökologische Nützlichkeiten werden gemeinhin angeführt, um den Streuobstbau zu hofieren: Artenvielfalt, Klimaverbesserung, Ausgleich von Landschaftsschäden, Erosionsschutz u.am.. Einzige Nützlichkeit, die nicht angeführt wird, ist die der Obstproduktion. Das darf auch nicht sein, denn: der Haupterwerbsobstbau fürchtet die Konkurrenz durch den Streuobstbau. Es wird nicht nur genauestens darauf geachtet, daß nicht zu sehr auffällt, daß da genießbares, verwertbares Obst produziert wird, sondern die Nicht-verwertbarkeit des Streuobstes wird auch gesetzlich sichergestellt (vgl. HEIMER/RIEHM, 1989). So taucht denn auch im Museumskonzept mit keinem Wort das Obst auf - was, mit Vorsicht, als Indiz zu werten ist, daß hier der Naturschutzgedanke Pate gestanden hat.

**2)** In dem Landschaftsbild, das - wider alle historischen Belege - mit der Dombach des letzten Jahrhunderts verbunden wird, bzw. das davon besteht, ist eine Obstbaumwiese einfach enthalten. Das kann passieren, wenn

- Bilder von anderen Orten - wo es eben Obstbaumwiesen gegeben hat - ins Strudetal und auf die Alte Dombach übertragen werden;
- Bilder, die sich irgendwann - vorzugsweise in der Kindheit - ins Gedächtnis der Handelnden eingegraben haben, auf die Alte Dombach projiziert werden.

Nun ist die Untreue an der historischen Priorität nicht das Problem. Problematisch ist an dieser Bildübertragung die Ausblendung der in der Landschaft enthaltenen Arbeit. "Es besteht eine enge Beziehung zwischen der Form der Arbeit = Naturaneignung und dem Landschaftsbild, oder: die Landschaft bildet die an ihr geleistete Arbeit ab." (SCHÜRMEYER/VETTER, 1985:12).

Weder die Arbeit, noch die Motivation dafür wird aber im Konzept thematisiert. "Der einzig vernünftige und wirkungsvolle Weg zur Erhaltung alter entaktualisierter Kulturformen wie dem Streuobstbau ist es, Möglichkeiten einer wirtschaftlichen Nutzung zu finden." (HEINER/RIEHM, 1989:60). Mit wirtschaftlich kann dabei durchaus die Selbstversorgung gemeint sein. D.h., die private Nutzung der Obstbäume und idealerweise auch der Wiesenfläche ist ausreichende und notwendige Voraussetzung für die nachhaltige Sicherung der Obstbaumwiese durch Bewirtschaftung. Wenn sich das Konzept privater Nutzung nicht umsetzen lässt, entsteht ein erheblicher Pflegeaufwand. Erfahrungen mit Naturschutz- und Streuobstprojekten haben gezeigt, daß den Pflegenden i.d.R. nötiges Wissen und aufgrund der 'künstlichen' Motivation v.a. auch die Kontinuität fehlt. Von der Überprüfung der Pflanzware bis zum Schnitt werden immer wieder viele Fehler gemacht, die nicht nur Material achtlos verschleißt, sondern die praktische Durchführbarkeit der Projekte langfristig in Frage stellen (vgl. HEINER/RIEHM, 1989 und SCHNEIDER/KASPER, 1990). Eigentlich gänzlich paradox wird die Herstellung und Erhaltung von Streuobstwiesen durch Pflege angesichts der Tatsache, daß sie Abfall in Form von Obst, Schnittgut und Laub produzieren und so unter dem Etikett des Naturschutzes zur Verschärfung des Abfallproblems beitragen.

### **3. Die andere Geschichte der Alten Dombach**

Das Gelände wurde mitsamt den Gebäuden 1987 von der Fa. Zanders an den Landschaftsverband Rheinland verschenkt.

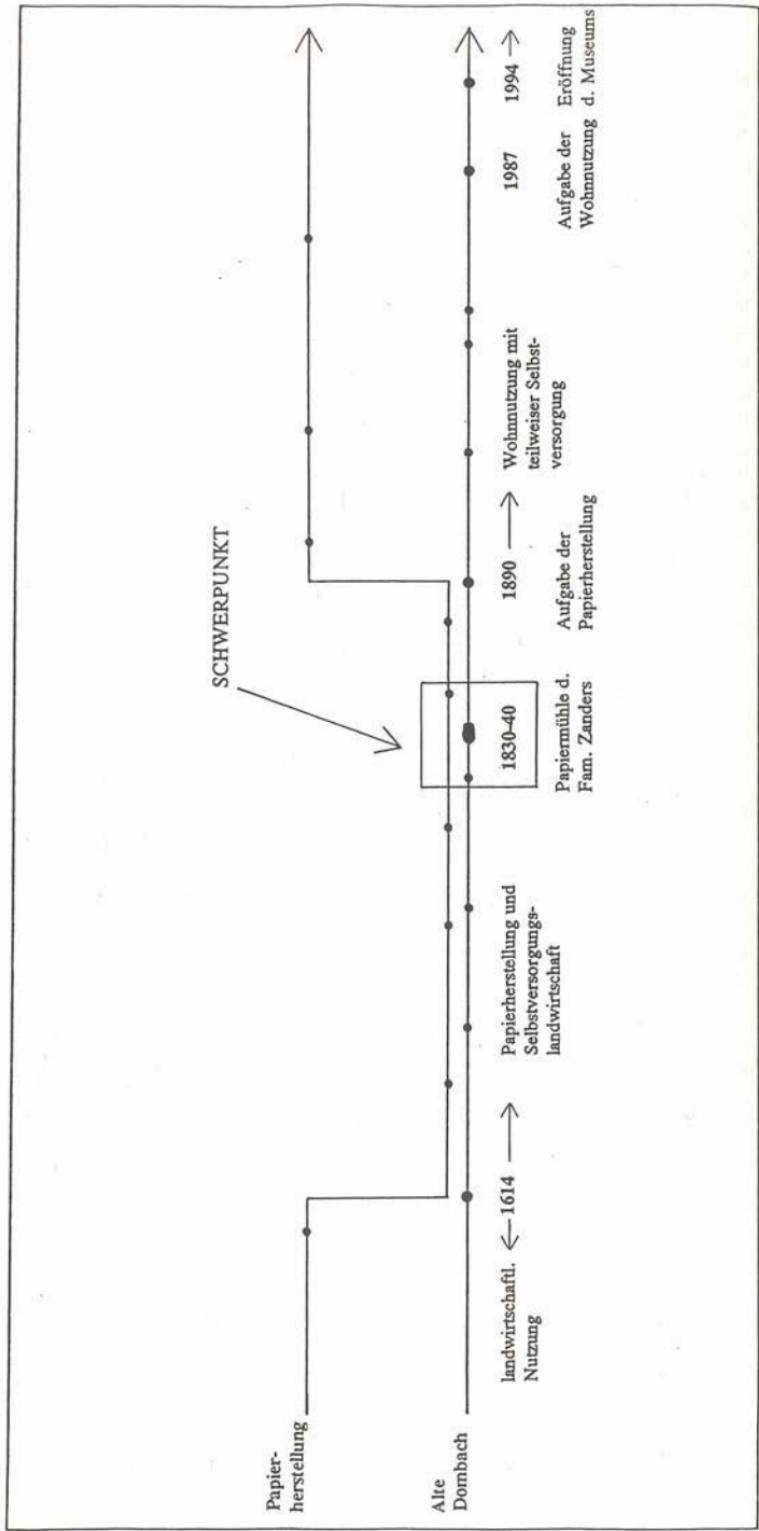
Während Haus 5 als restaurierter Rohbau unbewohnt gewesen ist, waren bis zur Schenkung die anderen Häuser fast ausschließlich von türkischen Familien bewohnt. Mündlichen Auskünften zufolge war wohl sonst niemand, der nicht mangels Alternativen dazu gezwungen war, bereit, in den stark vom Verfall gekennzeichneten Häusern zu wohnen.

Warum hat die Fa. Zanders nicht die notwendigen Instandhaltungsmaßnahmen durchführen lassen? In bester Spekulationsmanier wurde so die Umnutzung nach der Totalsanierung vorbereitet. Die Vertreibung der BewohnerInnen verliert somit nach außen an sozialer Schärfe, wird fast zur Befreiung angesichts des schlechten Zustands der Häuser. Die für jedermann einsichtig notwendige Sanierung - hier verbunden mit Rekonstruktion - löscht die Geschichte der 1952 zu Wohnzwecken umgebauten Gebäude und des Abwirtschaftens aus.

Nach dem zweiten Weltkrieg gab es Notunterkünfte für Flüchtlinge in der Alten Dombach. Wie hat die Alte Dombach den Faschismus, den Krieg erlebt? In der Dombach haben Menschen den ersten Weltkrieg miterlebt, die Revolution, die Weimarer Republik. Sicher sind in der Vermittlung von Geschichte Schwerpunkte setzbar, Schwerpunkte löschen aber nicht das sie Umgebende aus.

Im Außengelände ist bereits beim Aufspüren der Historie die Geschichte zerstört worden. Die Vorarbeiten für die schallseismischen Untersuchungen auf der Suche nach dem historischen Mühlgraben, dem historischen Klärteich, den historischen Fundamenten haben viel von der an der an der Vegetation ablesbaren Geschichte zur Seite geschoben. Im wahrsten Sinne des Wortes. Hier wurde die Notwendigkeit der Totalsanierung gleich doppelt hergestellt: mit dem Brachfallen der Nutzgärten (!) vor einigen Jahren und dem völligen Verzicht auf Pflege seitdem wurde die Sanie-

DER INHALTLCHE RAHMEN DES PAPIERMÜHLEMUSEUMS IN DER ALTEN DOMBACH



rung zwar unbeabsichtigt auch erschwert, aber auf jeden Fall legitimiert. Wenn die Planierraupe dann kommt, schiebt sie ja nur noch Brennesseln und Disteln zusammen - wenig Anlaß zum Widerspruch. Wo im Gelände 'historisch' Gärten waren, kann jetzt mit Hilfe originärer Quellen rekonstruiert werden; auf Kontinuität als Verbindung zwischen Gestern und Heute kann dann im Gelände großzügig verzichtet werden.

## B. Programmatisches zum Papiermühlenmuseum

Das Papiermühlenmuseum in der Alten Dombach hat bei näherem Hinsehen zwei Themen zum Gegenstand: die Papierproduktion von der Manufaktur bis zur (heutigen) Fabrik und die Alte Dombach als Lebensort von 1614 bis heute. Zu leisten ist mit diesem Museum also die Verknüpfung der Inhalte eines Industriemuseums mit denen eines Heimatmuseums. Wenn diese Verknüpfung glückt, ist sie eine ideales Instrument zur anschaulichen, nachvollziehbaren Vermittlung eines Stücks lokaler Geschichte der Industrialisierung (vgl. Schaubild).

Das Programm des Museums ist zu orientieren an der dem Museum zufallenden Aufgabe, Lernangebote an die Besucherinnen und Besucher zu machen: der im Museum ausgestellte "Gegenstand war in der Vergangenheit zugegen, er war Zeuge der Ereignisse, er verbirgt Botschaften, was und wie was geschehen ist: das Museum, konkret: Ausstellungs- und Museumsdidaktik haben die Aufgabe, den Besucher (und die Besucherin, Erg.d.Verf.) zu befähigen, diese Erkenntnisse dem Gegenstand abzugewinnen, ..." (D. HOFFMANN, 1985: 130).

Lernen setzt voraus, daß die Lernenden mit ihren je ganz unterschiedlichen Erfahrungen an das zu Lernende anknüpfen können.

Indem die Papierproduktion bis heute thematisiert wird, läßt sich die Schwelle, an der die BesucherInnen anknüpfen können, relativ niedrig ansetzen: wer verfügte heutzutage nicht über Erfahrungen mit dem Produkt Papier. Von da aus gelingt leicht der Weg nicht nur zu der Frage 'Wie wird eigentlich Papier gemacht?', sondern auch zum Interesse daran, 'wie das früher gemacht wurde?'. Didaktisch anspruchsvoller wird die Vermittlung zwischen diesen beiden Fragen, die Vermittlung des wirtschaftlichen Kontextes, in dem die technische, organisatorische und soziale Entwicklung der Papierproduktion stattgefunden hat. Nicht zuletzt also ist die Papierproduktion in der Alten Dombach im Kontext der Papierproduktion im gesamten Strundetal darzustellen.

Das Museum in Bergisch Gladbach kann dabei mit dem unschätzbaren Vorteil arbeiten, die Darstellung des gesammelten Wissens mit Hilfe der Authentizität des Ortes ungeheuer lebendig gestalten zu können. Dafür ist es keineswegs nötig, die BesucherInnen mittels aufwendiger Rekonstruktionen quasi in die museal präferierte Zeit zurückzuversetzen, so daß sie beim Durchschreiten des Eingangs in diese eintauchen zu können. "Das Museum sollte kein Fluchtraum sein, es sollte ein Ort sein, in dem man Material erfährt, an dem man Perspektiven entwickelt." (ebda.:139).

Die Alte Dombach kann als ein Lehrstück dafür verstanden und zur Vermittlung gebracht werden, wie Menschen ihren Lebensort an die sich wandelnden Lebensbedingungen, z.T. auch gezwungenermaßen, aktiv und handelnd angepaßt, ihn verändert haben, ohne ihn zu zerstören. Die sehr umfang- und zahlreichen Umbaumaßnahmen und die Umnutzungen in der Alten Dombach sind - historisch - Ausdruck von Veränderungen bezüglich:

- gesellschaftlich bedingter Anforderungen (Manufakturbetrieb und -stilllegung, Kriege, Wohnungsnot, Flucht),
- technischer Entwicklung (Energiegewinnung und -versorgung, Abwassertechnik etc.) und
- gesellschaftlicher Werte (Normen und Standards).

So interessant und aufschlußreich also die Vermittlung eines Bildes der Papierproduktion in einer Manufaktur um 1840 und der dabei vorherrschenden Lebensbedingungen der Menschen ist, so notwendig bedarf sie an einem so von der Geschichte gezeichneten Ort der ergänzenden Vermittlung der vorangegangenen sowie der weiteren Entwicklung und deren wirtschafts- und gesellschaftshistorischer Zusammenhänge. Statt einer statischen Kulisse ist eine Ausstellung erforderlich, die sowohl für die Papierproduktion als auch für die Lokalgeschichte der Alten Dombach den Bogen zum Heute schlägt. Dann können die MuseumsbesucherInnen sich - und ihren Museumsbesuch - zum Ausgangspunkt nehmen und sich vom Bekannten zum Unbekannten vortasten, vorarbeiten.

Besondere Aufmerksamkeit erfordert im Rahmen der Lokalgeschichte die Tatsache, daß sich kleinbäuerliche Arbeit und Wirtschaftsweise nicht ausstellen, sondern allenfalls vermitteln lassen. "Bauern leben ständig, täglich, jahrein, jahraus, von Generation zu Generation mit der Veränderung. Es gibt kaum eine Konstante in ihrem Leben außer der konstanten Notwendigkeit zu arbeiten. ... Seine Treue zur Tradition ist niemals mehr als eine Annäherung." (J. BERGER, 1984: 284/5). Diese der (klein-)bäuerlichen Arbeit und auch der Produktion zur Selbstversorgung innewohnende Veränderung begründet ihre Nicht-Ausstellbarkeit. Die Arbeit kann nicht ohne die Arbeit ausgestellt, sie kann aber dargestellt und kontextualisiert werden. Die Darstellung bedient sich der Gegenstände, die als Produkte der Arbeit die Zeit bezeugen und durch museumsdidaktische Arbeit den BesucherInnen Geschichte vermitteln können.

## C. Erläuterung des Konzeptes

### 1. Beiträge zur Organisation des Museumsbetriebes

#### 1.1 Wege-Erschließung

Das am östlichen Rand von Bergisch Gladbach an der Kürtener Straße (L 286) gelegene Museum wird durch drei Eingänge erschlossen: von der Kürtener Straße über den 'alten' Zugang zur Dombach; von der geplanten Buswendeschleife (am östlichen Rand des Grundstücks) bzw. dem Wanderweg von Osten kommend und am nördlichen Rand vom Wanderweg von Westen, d.h. von Bergisch Gladbach, kommend. Ein kleiner, zusätzlicher Zugang ist am westlichen Rand für die BearbeiterInnen der Nutzgärten vorgesehen. Alle Wege zur Erschließung der Gebäude und Ausstellungseinheiten sowie die Höfe im Kernbereich des Museumsgeländes werden mit Bruchsteinen aus Grauwacke gepflastert. Die Grauwacke kommt hier als ein für Pflasterungen gut geeigneter, lokal vorzufindender und dementsprechend häufig verarbeiteter Stein zur Verwendung.

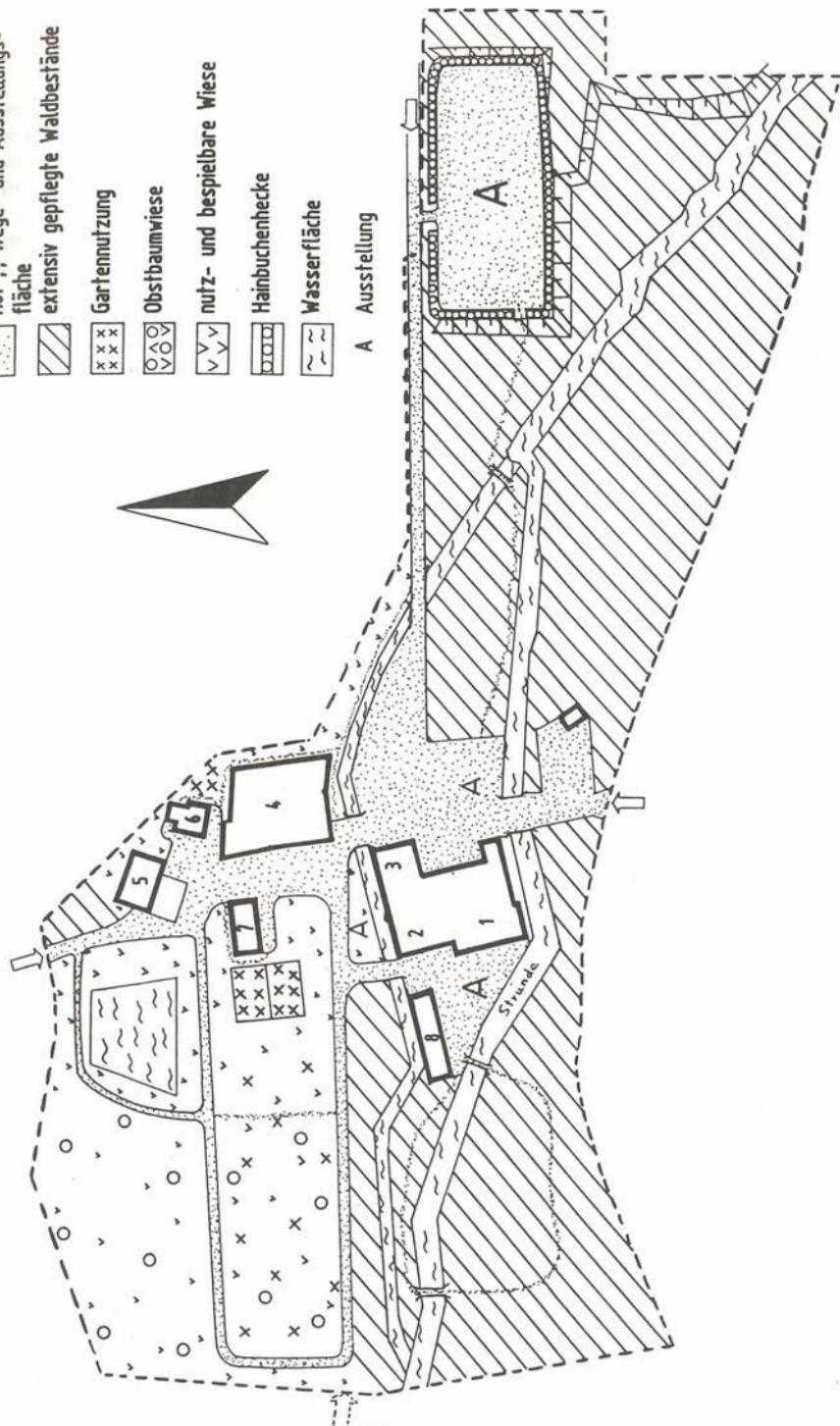
Die Wege im weiteren Gelände, die Randbereiche von Hofflächen sowie Wege, die Wahlmöglichkeiten, d.h. sowohl 'Abkürzungen' wie 'Umwege' bei der Erkundung anbieten, werden mit einem belag aus gestampftem Kalkschotter befestigt. Diese Art der Befestigung ist an einigen Stellen im Museumsgelände vorzufinden und das Material wird durch die häufige Verwendung an den Gebäuden und die lokale Herkunft nahegelegt.

Das Nachlassen der Nutzungsintensität der erschlossenen Bereiche ist zuletzt über die Ausbaubreite der Wege mitteilbar: schmale Kalkschotterwege, eher Pfade, stellen ein Angebot dar, durch die Auwaldabschnitte des Geländes zu spazieren und 'in Tuchfühlung' mit den unbefestigten Abschnitten des Strundeufers zu kommen. Die Strunde ist im Verlauf dieser 'Pfade' mit kleinen Brücken zu überqueren.

## KONZEPTPLAN

### LEGENDE:

- [■] Hof-, Wege- und Ausstellungsfläche
- [■] extensiv gepflegte Waldbestände
- [■] Gartennutzung
- [○△○] Obstbaumwiese
- [○○○] Hainbuchenhecke
- [VVY] nutz- und bespielbare Wiese
- [VVY] Wasserfläche



## **1.2 Aufenthalt**

Da durch die Art der Bebauung und die Erschließung der Gebäude mehrere Höfe bzw. hofähnliche Situationen entstehen, bieten sich für Besuchsgruppen immer wieder Treffpunkte an. Südlich von Haus 7 lädt die Rasenfläche zumindest bei trockener Witterung auch zum Hinsetzen, zu einer kleinen Rast ein. Die Obstbaumwiese im Nordwesten des Museumsgeländes soll ausdrücklich ein Angebot für Schulklassen/Gruppen mit Kindern darstellen, sich zu sammeln, eine Pause, eine Diskussionsrunde, Zeit mit Spielen und Toben dort zu verbringen.

Bänke sind an verschiedenen Orten im Gelände aufzustellen: an den Eingängen zumindest der größeren Gebäude, in Wassernähe (Mühlgraben, Teich), und an 'beschaulichen' Plätzen (Grotte, Obstbaumwiese).

## **1.3 Gebäudeorganisation und Einfriedung**

Da sich das gesamte Gelände nur schwerlich wirksam einfrieden lassen wird, ist im Konzept vorgesehen, nur einen sog. Kernbereich intensiv zu sichern und das übrige Gelände, zu dem dann auch das Café-Gebäude gehört, lediglich zu begrenzen, aber auch außerhalb der Öffnungszeiten des Museums nicht zu verschließen. Die Sicherung des Kernbereichs wird über einen stabilen Zaun und entsprechend große Türen und Tore erfolgen. Für das weitere Gelände sollte die Begrenzung an die je verschiedenen Gegebenheiten und Nutzungen angepaßt sein.

Von Süden her kann die Strunde als 'natürliche' Einfriedung aufgefaßt werden, die Brückchen sind mit verschließbaren Toren zu sichern.

Südlich entlang des Wanderweges ist die freiwachsende Hecke als Einfriedung 'am Waldrand' eine angemessene Form. Der ehemalige Reitplatz ist mit der vorhandenen und zu ergänzenden Hainbuchenhecke nicht nur optisch als Ausstellungsort gefaßt (s. Pkt. 2.3), sondern auch gesichert (evtl. ist die Hecke auch mit einem einfachen Drahtzaun in ihrer Funktion zu stärken).

In den Bereichen, wo die Obstbaumwiese und die 'freieren Gärten' an die Grundstücksgrenze anschließen, kann eine ca. 1,30 m hohe geschnittene Hecke aus Weißdorn oder Hainbuchen die Grenze bilden, ohne den Blick von außen in das Museumsgelände zu versperren. Lediglich im Bereich der Übergänge von einer Art der Einfriedung zur anderen bzw. an den Rändern der Eingänge sind evtl. Zaunabschnitte erforderlich.

## **2. Ausstellungseinheiten zur Papierproduktion**

### **2.1 Mühlgraben und Mühlrad**

Zur Veranschaulichung der Energiegewinnung für den Produktionsprozeß in der Papiermühle werden der Mühlgraben und das Mühlrad an der Nordseite von Haus 3 rekonstruiert. Die historischen Quellen belegen für den Mühlgraben verschiedene Verläufe. Im Konzept ist der in den Karten der Jahre 1808 und 1927 sowie in einer dem 1. Viertel des 19. Jahrhunderts zugeordneten undatierten Karte belegte Verlauf enthalten. Hier verläuft der Graben im Hofbereich zunächst in östlicher Richtung parallel zur nördlichen Hauswand der Häuser 2 und 3 und knickt erst östlich von Haus 4 nach Süden ab. Dieser Verlauf, den auch die schallseismischen Untersuchungen belegen, ist für die Freiraumsituation im Hof vor Haus 1 und 2 am vorteilhaftesten: der Hof wird nicht von dem Graben durchschnitten, sondern bleibt in seiner Großzügigkeit begehbar und benutzbar und behält die Linde als Ausstattungselement mit hoher Freiraumqualität.

Die Schachtung des Grabens wird im Wurzelbereich der Linde in Handarbeit ausgeführt werden müssen. Um die Beschädigung des Baumes zu vermeiden, wird es u.U. erforderlich sein, das Wasser in diesem Bereich auf einige Meter verrohrt zu führen.

Obwohl Quellen existieren, die für die Zeit, in der es in der Alten Dombach zwei Papiermühlen gab, auch zwei Mühlräder belegen (vgl. Veröffentlichung d.d. Förderverein), wird in Anlehnung an die Phase des Ein-Mühlen-Betriebs nur ein oberschlängiges Mühlrad rekonstruiert und betrieben werden.

Die Berücksichtigung relativ alten Baumbestandes - in dem Fall Erlen - bedingt, daß der Abzweig des Mühlgrabens nicht an der 'historischen' Stelle, sondern ca. 20 m weiter strundeaufwärts liegen wird.

## **2.2 Der ehemalige Klärteich**

Wasser ist einer der wesentlichen Rohstoffe für die Papier-Produktion und auch maßgeblich für die Qualität des Produktes gewesen. Das erklärt, daß in der Alten Dombach ein Teich existierte, in dem das Produktionswasser geklärt wurde. Zwar hat dieser Klärteich eine vermutlich bewegte Geschichte gehabt (er findet u.a. als Fischteich Erwähnung, wurde später verfüllt), dennoch soll er im Zuge des Papiermühlenmuseums aufgrund der genannten Bedeutung für die Produktion rekonstruiert werden. Die im Konzeptplan dargestellte Lage und Form des Teiches sind an den historischen Bedingungen, die schallseismisch und mit Karten ermittelt wurden, orientiert.

Auch um nicht der reinen Rekonstruktion anzuhängen, soll der Klärteich als solcher einer aktuellen Nutzung zugeführt werden: Nach Durchlaufen eines Filters ist das Wasser geeignet, eine Brauchwasseranlage zu speisen.

## **2.3 Maschinenausstellung**

Auf der Fläche des ehemaligen Reitplatzes ist die Ausstellung von Maschinen vorgesehen, die geeignet sind, den Produktionsprozeß in einer Papierfabrik zu veranschaulichen; als Kernstück soll eine ca. 40 m lange Papiermaschine aufgestellt werden (Zur Ermittlung der erforderlichen Fundamente ist ein Gutachten in Auftrag gegeben worden.) Die Ausstellungsfläche wird mit Grauwacke befestigt und von der vorhandenen und in Teilen zu ergänzenden Hainbuchenhecke begrenzt. Diese Hecke ist als 'Knick' zu pflegen, d.h. alle 4 - 5 Jahre auf den Stock zu setzen. Um die Maschinenausstellung ausreichend zu sichern, ist in die Hecke hinein evtl. noch ein einfacher Zaun zu setzen und die Zugänge sind mit verschließbaren Toren herzustellen.

Alternativ zum 'Hauptweg' führt von der Ausstellungsfläche ein Pfad die BesucherInnen über den Mühlgraben hinweg an der Strunde entlang zum Hof vor den Häusern 1 und 2 zurück.

## **2.4 Lehrpfad 'Pflanzen für die Papierproduktion'**

In der Mitte des letzten Jahrhunderts wurde nicht nur entschieden an der Erfindung der Papiermaschine gearbeitet, sondern auch nach einem Ersatz für die Lumpen als bis dahin alleinigem Ausgangsmaterial gesucht.

Die Ausstellungseinheit soll sowohl Pflanzen darstellen, mit denen Versuche zur Papierherstellung unternommen wurden, als auch solche, die aktuell zur Produktion verwendet werden.

Der Lehrpfad soll entlang des Weges verlaufen, der vom Hof vor Haus 1 und 2 zum ehemaligen Reitplatz führt und wird hinter der Brücke über den Mühlgraben beginnen. In den anstehenden Boden angepflanzt werden die heimischen Bäume: Fichte, Linde, Kiefer, Lärche, Buche, Birke, Pappel, Weide, Erle und Rosskastanie. Einige der Pflanzen werden nur in Kübeln gepflanzt und in frostgefährdeten Zeiten geschützt überwintern können: Espartograss, Zuckerrohr, Bambus. Und für einige der Versuchs-Rohstoffe werden Schaukästen mit Verarbeitungsproben die geeignete Form der Darstellung sein: Baumwolle, Tannenzapfen, Moos, Kartoffelkraut und Hopfenranken.

Anhand der vom RIM erstellten Pflanzenliste werden die Ausstattung und die darür erforderlichen Pflege- und Unterhaltungsmaßnahmen detailliert auszuarbeiten sein.

### **3. 'Rekonstruktion' der Selbstversorgungswirtschaft**

Die hier erläuterten Maßnahmen sind als Ergebnis der Verständigung zwischen den Planenden und den VertreterInnen des RIM zu verstehen. Sie stehen daher z.T. im Widerspruch zu weiter vorne dargelegten Positionen.

#### **3.1 Gärten**

##### **3.1.1 Die 'historischen Nutzgärten'**

Da man davon ausgehen muß, daß sich nur wenige Menschen finden lassen, die die Bereitschaft, das nötige Wissen und die Kontinuität im Interesse haben, um 'museumsfähige' historische Nutzgärten zu bewirtschaften, wird zunächst von einer eher kleinen Flächenverwendung in diesem Sinne ausgegangen.

Erfahrungen mit Schulgärten haben gezeigt, daß Schulklassen nicht die erforderlich Ausdauer über Jahre mitbringen und die LehrerInnen mit der Pflege überfordert sind, sodaß von einem solchen Modell der Pflege-Trägerschaft abzuraten ist. Wahrscheinlicher gelingt es, Einzelpersonen - etwa aus dem Förderverein des Museums - zuverlässig für die Aufgabe zu gewinnen.

Unmittelbar westlich an Haus 6 anschließend, in dem die Ausstellung zur Selbstversorgungswirtschaft untergebracht sein soll, werden demnach zunächst zwei bis drei Nutzgärten (insgesamt ca. 200 qm) eingerichtet. Mit einem Nebenweg abgetrennt schließt weiter westlich eine Erweiterungsfläche in etwa gleicher Größe an. Diese könnte, mit einem Zaun versehen, für die Zeit der Nicht-Inanspruchnahme mit relativ geringem Aufwand als Rasenfläche gepflegt werden.

##### **3.1.2 Die 'freieren' Nutzgärten**

Mit geringeren Ansprüchen an die Historizität und dementsprechend weniger Auflagen an die früher mit Gärten genutzte Fläche westlich der 'historischen' Gärten erneut zur Gartennutzung angeboten werden. Diese Parzellen können sukzessive von östlicher in westlicher Richtung an den aktuellen Bedarf angepaßt vergeben werden. Die Lage dieser Gärten ist weniger zentral innerhalb des Museumsgeländes, d.h. die NutzerInnen sitzen weniger auf dem 'Präsentierteller' und leisten dennoch einen Beitrag zur lebendigen Gestaltung der Museumsausstellung und zur Pflege des Geländes.

Auflagen bezüglich der Einfriedung und Ausstattung (Lauben, künstlerische Anlagen, Möblierung) dürften sinnvoll und zumutbar sein. Frei dagegen bleibt die Einteilung der Parzelle und die Wahl der (Nutz-) Pflanzen.

##### **3.1.3 Der Repräsentationsgarten**

Es kann ziemlich sicher davon ausgegangen werden, daß es auf der Alten Dombach einen repräsentativen Garten gegeben hat: die Platane südlich der Strunde, die geschnittene Kastanie am westlichen Grundstücksrand, das westlich des Weges zu findende Lindenrondell und die Grotte zeugen davon. Von einer Rekonstruktion dieses Gartens wird nicht nur aufgrund fehlender historischer Quellen abgesehen: die erforderliche teilweise Rodung des inzwischen aufgewachsenen Auwaldes würde einen unangemessen hohen Auwand darstellen, um das Repräsentationsanliegen einer nicht mehr ansässigen Fabrikantenfamilie nachzustellen.

Ein kleiner Weg wird diesen Bereich südlich der Strunde (westlich Haus 1 und 3) für die BesucherInnen erschließen und erfahrbar machen. Die Reste der Grotte sind als Dokument zu erhalten und mit Hilfe einer kleinen Hinweistafel ist der gartenhistorische Zusammenhang ihrer Entstehung zu erläutern.

### **3.2 Die Obstbaumwiese**

Seitens des RIM wird die Herstellung und Unterhaltung einer Obstbaumwiese auf dem Museumsgelände gewünscht. Ähnlich wie bei den Gemüsegärten ist beim Obstbaumgarten die Pflege durch den Ernteertrag motiviert. Auch wenn der hier vorgesehene Streuobstbau eine pflegeextensive Wirtschaftsweise darstellt, ist diese doch mit einem gewissen Pflegeaufwand verbunden.

Um im Museum eine Obstbaumwiese zu unterhalten, wäre entweder ein Teil einer Bediensteten-Stelle explizit für die Pflege festzuschreiben oder die Verpachtung an Privatpersonen vorzunehmen. Private Nutzung kann - wie in manchen Regionen historisch und aktuell auf Allmendwiesen verbreitet (vgl. KASPER/SCHNEIDER, 1990) - auch parzelliert sein. Je nach Größe des Obstgartens und orientiert am Interesse der PächterInnen werden - nicht sichtbar von einander abgegrenzte - Parzellen vergeben.

Zweifellos müßten auch hier Personen gefunden werden, die Zugeständnisse an die Museumsnutzung zu machen bereit sind. Niedergetretenes Gras (Mähgut) und von den Besucherinnen und Besuchern verzehrtes Obst müssen in Kauf genommen werden; die Pachtsumme sollte daher eher symbolischen Charakter haben.

Bei Ergänzung/Ersatz der im Zuge des baus der Museumsanlage zu erstellenden Erstanpflanzung ist zur Auflage zu machen, lokal verbreitete Obstsorten aus ortsässigen Baumschulen zu verwenden.

### **3. 3 Tierhaltung**

Die Haltung von Tieren (gedacht war seitens des RIM an Hühner oder eine Ziege) stellt ausgesprochen hohe Anforderungen an die Organisation eines Museumsbetriebes. Benötigt werden neben einem Stallgebäude und Auslauffläche kontinuierliche und sachkundige Pflege der Tiere. Da insbesondere Letzteres voraussichtlich nicht gewährleistet werden kann, wird die Tierhaltung in der weiteren Planung zunächst nicht mehr berücksichtigt.

### **3.4 Waldwirtschaft**

Der nördlich an die Alte Dombach angrenzende Wald ist zur Papiermühlenzeit relativ intensiv bewirtschaftet worden. Da diese Arbeit einen nicht unerheblichen Beitrag zur Selbstversorgung der damaligen BewohnerInnen geleistet hat, ist eine Hinweistafel her- und aufzustellen, die Formen der intensiven Waldnutzung (Hutewald, Schneitein, Leseholz, Laubstreu) darstellt und erläutert und ihren Stellenwert innerhalb der Ökonomie der Selbstversorgung vermittelt. (Der Wald wird heute als Laubmischwald im Eigentum der Fa. Zanders bewirtschaftet.)

## **4. Sonstige Aspekte**

### **4.1 Extensiv genutzte und gepflegte Abschnitte**

Die hauptsächlich östlich der Häuser 1-3 und südlich der Strunde, südwestlich der Häuser 1-3 gelegenen Geländeabschnitte, in denen Auwald aufgewachsen ist, werden weitgehend unverändert bleiben. Lediglich schmale 'Pfade' erschließen diese Bereiche für BesucherInnen, die eine Besichtigungs-Pause in Form eines kleinen Spaziergangs einlegen möchten.

Für die Bestandspflege wird ein Pflegeplan zu erarbeiten sein. Unter Umständen kann ein Pflegevertrag mit der Fa. Zanders, die den nördlich angrenzenden Wald besitzt und bewirtschaftet, vereinbart werden.

### **4.2 Die Wasserläufe und der Gewässerschutz im Wandel der Zeiten**

Die Wassernutzung hat im Strundetal historisch und z.T. noch aktuell große Bedeutung: zur Energiegewinnung für den Betrieb der Mühlen, als wichtiger Rohstoff für die Papierproduktion und als Nährstofflieferant für die Wiesen. Daher haben die Regelung der Wasserrechte und der Gewässerschutz eine lange Geschichte im Strun-

detal. Die Verrohrung des Baches, die erneute Offenlegung, der Bau des Mühlgraben und auch dessen Verschüttung sind Ausdruck unterschiedlicher Phasen des Wirtschaftens und Wertens im Bereich der Alten Dombach. Die Geschichte(n) der Gewässer in der Alten Dombach - inclusive der Teiche (es hat neben dem unter Pkt. 2.2 thematisierten Klärteich vermutlich später noch weitere gegeben) - können ergänzend zu den geplanten Ausstellungseinheiten 'Energiegewinnung' und 'Papier und Umwelt' eine eigene Ausstellungseinheit bilden, die möglichst am Strunde-Ufer zu plazieren wäre.

## LITERATURVERZEICHNIS

- BAYERL, GÜNTER/PICHOL, KARL, 1986, Papier. Produkt aus Lumpen, Holz und Wasser, Reinbek bei Hamburg
- BERGER, JOHN, 1984, Sauerde. Geschichten vom Lande, Frankfurt/M., Berlin, Wien
- FEHR, MICHAEL, 1985, Museum oder Müllhalde - Endstation der Industriegesellschaft, in: LOCCUMER PROTOKOLLE 52/85, Museum - Verklärung oder Aufklärung, Ev. Akademie Loccum, Rehberg-Loccum
- FLIEDL, GOTTFRIED, 1990, Testamentskultur: Musealisierung und Kompensation, in: ZACHARIAS, WOLFGANG (Hg), 1990, Zeitphänomen Musealisierung, S. 166-179, Essen
- FRÄNKISCHES FREILANDMUSEUM (Hg), 1984, Mühlen und Müller in Franken, Bad Windsheim
- GINZBURG, CARLO, 1983, Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis, Berlin
- GRONEMEYER, MARIANNE, Die Macht der Bedürfnisse. Reflexionen über ein Phantom, Reinbek bei Hamburg
- HEIMEN, HUBERT/RIEHM, PETER, 1989, Der Streuobstbau, Arbeitsbericht des Fachbereiches Stadtplanung und Landschaftsplanung der GhK, Heft 71, Kassel
- HOFFMANN, DETLEF, 1985, Museum als Grab der Geschichte, in: LOCCUMER PROTOKOLLE 52/85, a.a.O.
- LA LANDE, JOSEPH, 1984, Die Kunst Papier zu machen, Münster
- LÜBBE, HERRMANN, 1990, Zeit-Verhältnisse, in: W. ZACHARIAS, a.a.O., S. 40-49
- PAZZINI, KARL JOSEF, 1990, Tod im Museum, in: W. ZACHARIAS, a.a.O., S. 88-98
- PEITZ, BEATE/LEOPOLD, 1987, Hühner halten, Stuttgart
- SCHACHTNER, SABINE, 1990, Die Papiermacherei und ihre Geschichte in Bergisch Gladbach, herausgeg. v. Verein der Freunde und Förderer des Industriemuseums Bergisch Gladbach  
Papiermühle Alte Dombach, Bergisch Gladbach
- DIES.:, 1991, Beiträge zur Geschichte der Papiermühle Alte Dombach in Bergisch Gladbach, a.a.O.
- SCHNEIDER, GERDA, 1989, Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege, Notizbuch Nr. 15 der Kasseler Schule, Kassel
- SCHNEIDER, HEIKE/KASPER, URSULA, 1990, Die Obstwiese Kugeleck, Diplomarbeit am FB  
Stadtplanung und Landschaftsplanung der GhK, Kassel
- SCHÜRMEYER, BERND/VETTER, CHRISTINE ANNA, 1985, Die Landschaftsgärtnerei, Arbeitsbericht des Fachbereiches Stadtplanung und Landschaftsplanung der GhK, Heft 58, Kassel
- SCHWARZE, BIRGIT/SCHNEIDER, GERDA, 1991, Entwicklungsplan für forstliche Maßnahmen im Rahmen des Pilotprojektes 'Sanfter Tourismus' für die Forstämter Homburg und Blieskastel, Gutachten im Auftrag des Ministeriums für Wirtschaft, unveröffentlichtes Manuskript, Saarbrücken
- STOPCZYK, ANNEGRET, 1988, Welche Bewegung macht das Leben?, in: taz v. 30.7.1988
- STURM, EVA, 1990, Museifizierung und Realitätsverlust, in W. ZACHARIAS, a.a.O., S. 99-113
- TROBAS, KARL, 1982, ABC des Papiers, die Kunst Papier zu machen, Graz
- VEBLEN, THORSTEIN, 1899/1899, Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen, Frankfurt/M.
- WEISS, WISSO, 1983, Zeittafel zur Papiergechichte, Leipzig
- WILKE, EBERHARD/KIELWEIN, GERHARD, 1983, Ziegen. Eine Alternative, Gießen

## **Der neue Gemeindefriedhof in Oyten - Vorentwurf<sup>1</sup>**

Vor rund zehn Jahren begann die Gemeinde Oyten nach einem Entwurf eines Bremer Büros einen kommunalen Friedhof zu errichten. Der im Herbst 1993 beabsichtigte Bau einer Kapelle ist Anlaß für eine Überarbeitung des vorliegenden Entwurfs und für die Vergabe einer Planung zur Friedhofserweiterung, in deren erster Phase die Verwirklichung des Bauvorhabens und somit die Klärung des Kapellenstandortes im Vordergrund steht. Doch bevor wir uns dieser konkreten Frage zuwenden, uns des Problems annehmen, wie mit dem Bestand plausibel umzugehen und wie eine schrittweise Erweiterung (drei Bauphasen) vorzunehmen ist, müssen wir, um dazu überhaupt in der Lage zu sein, die Bedeutung eines Friedhofs und das Wesen seines Gebrauchs beschreiben und aufgrund dessen und anhand bewährter Beispiele und Vorbilder die Prinzipien seiner Organisation, der Randausbildung und Zonierung sowie der Ausstattungselemente formulieren und klären, wie aufgrund dieser Erfahrungen ein Friedhof in dieser speziellen Situation grundsätzlich zu planen und herzustellen ist. Nichts anderes, nicht mehr und nicht weniger, hat dieser Text als Grundlage und Vorbereitung des 'Vorentwurfs' zu leisten.

Beginnen wir mit einem kurzen Rückblick, der es uns erlaubt, die verschiedenen Bedeutungsebenen und Gebräuche dieses spezifischen Ortes und ihrer Kontinuität im Laufe der Geschichte anzudeuten und nachfolgend zu präzisieren, quasi das Thema zu formulieren.

### Vom Kirchhof zum kommunalen Friedhof

Der mittelalterliche Kirchhof, der die Bestattung im Kirchenraum selbst ablöste, war über viele Jahrhunderte hinweg allgemeine Begräbnisstätte inmitten der Kommune. Er "war jedoch nicht nur eine Stätte der Toten, sondern auch (...) ein öffentlicher Platz, ein Mittelpunkt des religiösen Lebens und des weltlichen Handelns." (Bauer W.T. 1988). "Die Promiskuität von Lebenden und Toten existierte bis ins 18. Jahrhundert und fand Ausdruck in der Sprache der Worte und der Bilder." (ebd.) So nannte man die Begräbnisstätte noch recht zwanglos Leichhof, Leichen- oder Gottesacker, poetische Grabschriften avancierten im 17. Jahrhundert zu einem beliebten und populären (vgl. Segebrecht W. 1987). Im ausgehenden 18. Jahrhundert, als die Aufklärung auf den Plan trat, lenkten ihre Vertreter und die Hygieniker die Aufmerksamkeit auf die Gerüche und Ausdünstungen der Stadt. Die Furcht vor etwaigen Gefährdungen wechselte ebenso schnell wie die abenteuerlichen Theorien darüber (vgl. Corbin A. 1984; Mang u.a. 1993). Die Strategien der Desodorierung der Stadt führte gegen heftigen Widerstand u.a. zum Hinausdrängen der Friedhöfe aus den Siedlungen. Parallel dazu kam ein neuer Friedhofstyp auf. Den "alle gleichmachenden Karner" (Bauer W.T. 1988; Beinhau, Anm. d. V.) löste der Friedhof mit individuell gekennzeichneten Einzelgräbern ab. Die kommunalen und später die Zentralfriedhöfe wurden in Großstädten planmäßig und unter Einfluß der jeweiligen Gartenarchitekturmode angelegt, die Suche nach dem idealen Friedhof begann (z.B. Friedhof St. Marx in Wien 1784, Begräbnisplatz in Dessau 1787, Zentralfriedhof in Wien 1874, Ohlsdorfer Friedhof bei Hamburg 1880, Friedhof Osterholz in Bremen 1910).

### Kontinuität und Brüche

Was trotz beträchtlicher Änderungen im wechselvollen Lauf der Geschichte blieb, ist die diesen Orten innenwohnende doppelte Bedeutung, einerseits die persönliche, fast intime Seite und an-

<sup>1</sup> Der Auftrag wurde vom Autor als freier Mitarbeiter im Planungsbüro Collage Nord bearbeit

dererseits der Charakter einer spezifischen Öffentlichkeit. Die Individualität der Gräber existierte nachweislich auf den Landfriedhöfen der Merowinger im 4. - 8. Jahrhundert (Ariès Ph. 1984:14), verlor bei dem städtischen, christlichen Friedhofstyp des Mittelalters an Bedeutung zugunsten der Bestattung in der Nähe der Heiligen (*ad sanctos*), der Übereigung des Leichnams an die Kirche. Der individuelle Aspekt der Trauer wurde über die hygienisch argumentierte Einführung des Einzelgrabs (Corbin A. 1984:138) wieder gestärkt (Grabschriften werden persönlicher und treten an die Stelle des in den barocken Grabschriften verfaßtem "Theatrum mundi"). Die Öffentlichkeit (von der Kirche zur Kommune) blieb in ihrem Wesen dieselbe, nämlich die Trauergemeinde. Seit dem Hochmittelalter hat das Totengeleit die funktionale Schlichtheit eingebüßt und wurde - verstärkt über die Kommerzialisierung der Bestattung - von teilweise feierlichen Prozessionen abgelöst (vgl. Ariès Ph. 1984:126), was aber gleichzeitig den Charakter der Öffentlichkeit als spezifischer Ort des Rituals unterstreicht (s.u.).

Was sich geändert hat, ist vor allem das Prinzip der planmäßigen Anlage und die Institutionalisierung des Grabbesuches durch das Seßhaftmachen der Toten (Einzelgrab). Am schwerwiegendsten aber ist das "moderne" Selbstverständnis der Verwaltungen, die den Friedhof als "Grünfläche" begreifen, als "öffentliche Sanitätsanlage" (Wiener Friedhofsordnung) deklarieren und so seiner Voraussetzungen als kommunaler Ort angeblich enthoben zentralisieren und auslagern. Was wieder wurde, ist der Friedhof innerhalb oder am Rand der Städte; die Bebauung holte diese "Außenstellen" im Laufe der Zeit einfach ein, was aber an der Zentralisierung, wenn sie denn geschehen ist, nicht ändert. In kleineren Städten und Dörfern blieb die Vertrautheit mit dem Tod, die Selbstverständlichkeit dieses Ortes häufig erhalten, der Zusammenhang zwischen Siedlung und Friedhof sowohl örtlich als auch in der alltäglichen Bedeutung länger und z.T. bis heute bestehen.

Doch versuchen wir die Bedeutung und deren Dualität (persönlich - kommun) und die möglichen Gebräuche näher zu präzisieren und, davon ausgehend, die Ausstattungselemente der Vorbilder und deren Übertragbarkeit zu prüfen.

#### Friedhof - Ort des Abschieds und der Erinnerung

Hier erhält das Einzelne - das individuelle Schicksal des Verlusts - seinen zugestandenen Platz in der Kommune, was das Gemeinsame und die Möglichkeit der Anteilnahme, des Mitgefühls und der Linderung macht. Es nimmt dem Schmerz seine Verlassenheit, macht die Trauer erträglich. Dieses Selbstverständnis der Gemeinsamkeit zeigt sich auch in der umgangssprachlichen Ausdrucksweise. Der Einzelne erzählt von sich als Teil der Kommune, im "pluralis communis". "Wir (gemeint ist die Trauergemeinde) haben gestern den soundso beerdigt." Die individuelle Machtlosigkeit angesichts dessen, was einem angetan wird, wird gemildert durch das Bewußtsein, das Tragische als tragisch deklarieren zu können (vgl. Berger J. 1992 u. 1993) und durch einen institutionalisierten Ort, an dem dies geschehen kann. Diese Form der Öffentlichkeit des Friedhofs ist vergleichbar mit dem Chor in der griechischen Tragödie, der die Ereignisse, die Nachrichten kommentiert, keine Lösungen sucht, sondern nur Ausdruck für das, was geschehen ist, und mehr nicht. Diese gemeinsame Übereinkunft, daß das Tragische vor und von "Zeugen" eben an diesem Ort als solches benannt werden kann, berührt die Vorstellung des Mitgefühls und ergibt die Würde des Ortes.

Das Wesen der "kommunen" Öffentlichkeit weist noch einen zweiten, nicht minder bedeutenden Aspekt auf. So wie das Dorf ein lebendes Portrait seiner selbst ist, ist der Friedhof so etwas wie dessen Chronik, zumindest eine mögliche Form, wenn auch nicht die einzige. Ein Friedhof ist eigentlich als Archiv angelegt.

Hier erhält das Abwesende seine Anwesenheit, das Vergangene seine Niederschrift, die Geschichte ihr bleibendes Recht, ihre Zugehörigkeit zum Jetzt. Der "Friedhof" erzählt viele Geschichten, deren mögliche Summe die Geschichte des Dorfes ist und die Erinnerung an sein Geheimnis, und die wie jede Geschichte für den Erzähler mit dem Ende beginnen, Spiegelgeschichten sind (vgl. Aichinger I. 1978). Eine Chronik "bezieht sich nachdrücklich auf etwas, was vorüber ist, aber sie tut es in einer Art und Weise, daß es, obgleich es vorbei ist, doch im Gedächtnis behalten werden kann. Und dieses Behalten ist nicht so sehr eine Frage des Gedächtnisses als vielmehr der Koexistenz von Vergangenem und Gegenwärtigem." (Berger J. 1982/1990:260) Nur ist hier nicht die ganze Geschichte Wort für Wort niedergeschrieben wie in einer "richtigen" Chronik. Auf dem Friedhof sind die handelnden Personen und die Zeit der Handlung festgehalten, die Überlieferung der dazu gehörigen Ereignisse erfolgt mündlich, immer von neuem und als Summe einzelner Erinnerungen. Doch ohne das niedergeschriebene Ende und ohne diese Form des öffentlichen Geheimnisses könnten die Geschichten nicht entziffert, nicht gelesen und nicht erzählt werden. Die Geschichten an diesem Ort sind der kollektive Aspekt der Erinnerung, das sich stets erneuernde Gedächtnis der "Kommune", und stehen im selben Verhältnis zur Grundfrage jeder Tragödie wie der oben beschriebene antike Chor (Unverdientheit des Schicksals und Rückbezug auf den Anteilnehmenden; vgl. Fuhrmann 1982:162). Jede Geschichte ist ein Kommentar zu eben diesem Rätsel des Lebens, im Lichte der besonderen Ereignisse der Erzählung. Jede Geschichte enthält eine Teilantwort auf diese Fragen (so könnte es geschehen sein) und wirft neue Fragen auf. "Die Erinnerung", ebenso wie die hier erzählte Chronik, "begreift sich nicht zu Ende" (Aichinger I. 1987), und das macht die Kontinuität. Die Bedeutung der Geschichten und der Glaube an die Bedeutung lassen sich teilen (Chor der griechischen Tragödie), gerade an diesem Ort. "Solche Geschichten beginnen mit der Sterblichkeit, enden aber niemals in der Einsamkeit" (Berger J. 1982/1990:261) und dies bewahrt die Würde der Menschen.

Diese Zusammenkunft des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, des "Weggegangenen" mit dem "Dagebliebenen", das Zwiegespräch zwischen Abwesenheit und Anwesenheit, das Eingebettetsein des einzelnen Schicksals in die Allgemeinheit, in die Gemeinsamkeit und Kontinuität des Lebens, diese Gleichzeitigkeit macht den besonderen Charakter dieses Ortes, bedeutet auch, daß man allein sein kann, aber nicht allein gelassen wird.

#### Friedhof - eine Stätte des Besuchs und der 'gewöhnlichen' Tätigkeit

Der Friedhof hat aber nicht nur die skizzierte besondere Bedeutung im kommunalen und einzelnen Leben, sondern spielt auch eine erhebliche Rolle im sogenannten gewöhnlichen Alltag, was mit obigem naturgemäß zusammenhängt. Ein Friedhof muß ein ganz normaler Ort werden können und sein, eine Stätte des Besuches und der Arbeit (Grabpflege), ein Bestandteil der täglichen Wege. Selbst der Gang zum Friedhof spielt im sozialen Leben (gerade älterer Menschen) eine wichtige Rolle, man trifft unterwegs Bekannte, die gerade von der Arbeit kommen, Dinge erledigen, ebenfalls zum Friedhof spazieren oder von dort gerade zurückkehren. Anlaß und Gelegenheit, Geschichten und Erfahrungen, Nachrichten und Ereignisse auszutauschen, ein Stück des Weges gemeinsam zu gehen usw. usf.

Der Friedhof ist also auch ein Ort des Lebens, ein kommunaler "Arbeitsplatz", aber auch ein Ort, an dem das tägliche Leben innehält, die Welt ausruht oder anders zum Ausdruck kommt, der Friedhof ist beides, und für beides muß Platz sein. Es sind ja u.a. auch die "gewöhnlichen" Sorgen und Erlebnisse, die hierher mitgetragen werden und die dann im Lichte der auf den Friedhof niedergeschriebenen Chronik erzählt werden können, und umgekehrt, und beides erträglicher machen.

## "Adresse" eines Friedhofs - angemessen und selbstverständlich

Aus all dem geht hervor, daß der Friedhof zum einen einer selbstverständlichen (normaler Ort) und zum anderen einer angemessenen "Adresse" (besonderer Ort) bedarf, so wie es die Kirche immer war, und wie es der Würde einer Ruhestätte zukommt. Nur so kann dieser Ort analog zur Kirche und dem Kirchhof den Schauplatz für Rituale (Chor) abgeben. Es ist ja nicht der Ort an sich, der schützt, sondern das Einverständnis, was diesen Ort ausmacht, die gemeinsame (Kommune) Übereinkunft. Und gerade die Besonderheit dessen, was hier passiert, ist es, was die Eingebundenheit in den Alltag verlangt. Denn wenn der Friedhof durch die Lage einzig und allein seine Sonderstellung proklamiert, wird er zur Bühne reduziert, der Tod und der individuelle Verlust als etwas Teilbares begriffen und folglich verbleibt als Möglichkeit der Erinnerung nur noch das Pathos oder die Sentimentalität, und keines von beiden vermag zu trösten. D.h., nur eine selbstverständliche Adresse innerhalb der Kommune ist auch eine angemessene im Sinne der besonderen Bedeutung eines Friedhofes (Tragödie und Chronik).

## Lage des Friedhofs oder das Phänomen der Zeit als Nach- und Nebeneinander der Orte

Alles weist mit Nachdruck auf die Notwendigkeit eines Standortes innerhalb der Ortschaft hin. Er gehört ebenso zum und ins Dorf wie die Kirche, die Schule und die Orte der täglichen Be- sorgungen und Begegnungen (Geschäfte, Wirtshaus).

Eine Verwaltung, die ihren Friedhof versteckt oder weit nach außen in die Gemarkung verlagert, versteckt die Geschichte, will die Erinnerung ihrer BewohnerInnen und ihre eigene auslöschen, nimmt den Menschen die Möglichkeit, den Tod als Teil des Lebens zu begreifen und über die öffentliche Deklarierung des Tragischen den Ereignissen ihr Schweigen zu nehmen und ihn in Würde ertragen zu können, und bürdet den Menschen die Last der Entfernung und die Mühen der langen Wege auf, verhindert die Wahrnehmung dieses Lebensbereiches als Alltag und das im doppelten Sinne (real über den zeitlichen Aufwand, im Bewußtsein durch die räumliche Abgeschiedenheit). "Isolierstationen" isolieren die Menschen, die dort verkehren (müssen) und sie erschweren die Tätigkeiten, die dort verrichtet werden müssen. Die Gräberpflege benötigt Handwerkszeug, als Ergänzung zum entsprechenden Angebot auf dem Friedhof (Gießkanne), wie beispielsweise eine Bürste, Schere, kleine Gießkannen und manchmal noch Utensilien (Steckvase, Blumentopf), die von den vornehmlich älteren Menschen hingebracht, also i.d.R. getragen werden. Dies unterstreicht die Notwendigkeit der kurzen Wege, wie es übrigens als Prinzip für jede Ökonomie und speziell für jene der Alltagsarbeit gilt. Analog ist die Möglichkeit, Tätigkeiten nebenher, neben und im normalen Tagesablauf zu verrichten, gleichermaßen Ausdruck dieses gebrauchsökonomischen Prinzipes und ergo sind Zentralfriedhöfe das Gegenteil davon. Das Prinzip der Optimierung unterschiedlicher Nutzungen und Ansprüche ist sowohl auf den konkreten Ort als auch auf die Abfolge der Tätigkeiten im Alltag (Zeit) anwendbar und steht im krassen Widerspruch zur Ideologie der Trennung und Maximierung von Einzelfunktionen. Neben der alltagspraktischen Relevanz ist in diesem Gegensatzpaar noch ein ander ökonomischer Unterschied enthalten, nämlich jener zwischen Sparsamkeit und Verschwendungen (vgl. Mang u.a. 1993).

Den Friedhofbesuch mit dem Einkauf oder mit dem Nachhauseweg von der Arbeit oder mit einem abendlichen Spaziergang zu verknüpfen, verbindet Tätigkeiten in der Zeit, was ein Neben- und Nacheinander der Orte voraussetzt (Parzellierung und Zonierung). Deshalb sollen die Wege zum Friedhof nicht durch "Niemandsländer" oder private Bereiche führen, sie sind öffentlich. Das Leben jedweder Person mit seinen Bedarfen und Notwendigkeiten betrifft unterschiedliche Orte, die über und in der Zeit miteinander verbunden werden, ihren selbstverständlichen Sinn und Bezug erhalten. Auch der Spaziergang spielt sich nicht im irgendwo ab, son-

dern ist Alltagsarbeit mit notwendigen Anlässen (Ortsmitte, Ortsränder). Die im Zusammenhang mit einem Friedhof stehende gewerbliche Arbeit, also die Gärtnerei und das Handwerk der Steinmetze, muß gleichfalls im direkten örtlichen Zusammenhang des Friedhofes Platz finden, wo denn sonst.

Daß der Friedhof wie die Kirche im Dorf zu lassen ist, um die Nutzungen und Bedeutungen nebeneinander verbinden zu können, muß nicht mehr weiter ausgeführt werden, entspricht der Ökonomie der Optimierung in der Zeit. Heimat wurde einmal als ein Ort definiert, an dem die Entfernung keine Rolle spielt. Dort wo die Entfernung, also die Trennung der Orte, nicht in Erscheinung tritt, nicht zählt, sind alle Wege von Anlässen, Gelegenheiten und Gewohnheiten, also von Bedeutung gesäumt, sind alle Wege Orte. Doch wie ist der Friedhof selbst zu organisieren und auszustatten, daß er den spezifischen Gelegenheiten entspricht, und wie gestaltet sich die Gleichzeitigkeit, das Nebeneinander am konkreten Ort?

#### Organisation und Ausstattung eines Friedhofs oder das Phänomen des Ortes als Neben- und Nacheinander der Zeiten

Ein konkreter Ort muß aufgrund seiner Organisation und Ausstattung die verschiedenen Gebräuche und Bedeutungen (s.o.) aufnehmen können, also Tätigkeiten, die unterschiedlichen Situationen und Zeiten angehören, aber den selben Ort betreffen.

Beginnen wir mit dem Rand. Schon die mittel- bzw. althochdeutschen Bezeichnungen "vrithof" bzw. "frithof" bedeuteten einen "eingehegten Raum" und bezeichneten den Vorhof eines Hauses oder der Kirche (Duden Band 7 1963:186), wohlgemerkt den Vor- und nicht den Hinterhof, was die Verbindung und Ausrichtung zur öffentlichen Straße, seine Zugänglichkeit zeigt. Die Einfriedung weist uns gleichzeitig auf den geschützten Charakter dieser kommunen Ruhestätte hin. Dieses Zusammentreffen von "Privatheit" und "Öffentlichkeit" muß der Friedhof gewährleisten. Doch worin unterscheidet sich seine "Öffentlichkeit" von anderen öffentlichen Plätzen und seine "Privatheit" von anderen privaten Bereichen? Beides läßt sich anhand der Randausbildung illustrieren.

Die Intimität dessen, was an diesem Ort vorgeht (individuelle Trauer), und die Würde einer Ruhestätte erfordern eine harte, schützende Grenze (Mauer wie die Galerie beim alten Kirchhof, geschnittene Hecke oder Zaun wie beispielsweise bei den alten Friedhöfen in der Wesermarsch). Ganz in Gegensatz dazu wird beispielsweise bei einem öffentlichen Quartiersplatz der Rand idealtypisch durch eine offene und durchlässige Markierung der Grenze gebildet (Baumreihe). Dieser Unterschied in der materiellen Ausstattung und in der damit zusammenhängenden Art der Zugänglichkeit und Einsehbarkeit hat seine Gründe. Der Friedhof ist kein erweiterter Freiraum der gegenüberliegenden Bebauung, sondern für die ganze Gemeinde gleichermaßen da, ein Ort mit einer spezifischen Form der "öffentlichen Privatheit", die durch eine Ansammlung von privaten Dingen, Angelegenheiten und Zeichen bestimmt ist. Die Öffentlichkeit ist hier die Gemeinsamkeit des "Persönlichen" und dessen Summe an diesem Ort. Ein Quartiersplatz trägt keine Symbole des Privaten, hat keine abgesteckten, im individuellen Besitz und Pflege befindlichen Bereiche. Der Grad an Öffentlichkeit ergibt sich dort über die Anzahl der Beteiligten und die Gemeinsamkeit des "persönlichen Gebrauches" (Böse-Vetter H. 1989). Dieses Wesensmerkmal eines öffentlichen Freiraumes trifft auch auf den Friedhof zu, aber nicht nur. Er ist in viel stärkerem Maße von einem Hauptgebrauch bestimmt, in dem Neugebräuche enthalten und möglich sind, wie etwa bei einem Schulhof. Der Friedhof ist eben ein Hof und kein Platz und dies macht den Unterschied und somit die Notwendigkeit einer harten Grenze, also die platzökonomische Herstellung sozialer Distanz, die beide Seiten deutlich macht, diese gleichzeitig verbindet und nicht trennt.

Die Zugänglichkeit ist an ganz bestimmten Stellen über Eingangstore organisiert. Der Friedhof kann zugesperrt und abgeschlossen werden, wie man es macht, wenn alle das gemeinsame "Haus" verlassen. Die Ausgestaltung der Eingangsbereiche und deren Anknüpfung an die öffentlichen Wege außer- und innerhalb sollen ein zwangloses Eintreten für alle ermöglichen und die Durchlässigkeit herstellen (Hübusch u.a. 1979:177), der Friedhof als Bestandteil der Wege innerhalb einer Gemeinde. Dies macht den Unterschied zu einem normalen Haus mit dem dort stattfindenden klaren Wechsel der Zuständigkeit und der Zahl der Beteiligten (öffentliche - privat, viele - wenige). Beim Friedhof wechselt nur die Form der Öffentlichkeit. Aus diesem Grund führen auch beidseitig öffentliche Wege entlang.

### Organisationsprinzip - Kontemplation versus Zerstreuung

Die harte Grenze in Verbindung mit einem klaren Organisationsprinzip auf dem Friedhof selbst entspricht "dem ursprünglichen Charakter der Friedhöfe, dem architektonischen." (Migge L. 1913:49) Die Schlichtheit, die Zurückhaltung und die selbstverständliche Lesbarkeit lässt Platz und Luft für die Erinnerung, ist Voraussetzung dafür, lenkt nicht ab, sondern ermöglicht Kontemplation. Allzu großartigen Gesten der Gestaltung nehmen das Tragische und das Leid, die Erinnerung und die Hoffnung nicht ernst, machen sie nebensächlich und lächerlich. Diese Landschaftspark mit Gräbern, welche uns vor der Gewaltigkeit der Natur, der Inszenierung der Geschichtslosigkeit erschauern lassen sollen, um Ergriffenheit buhlen, dulden nur sich und nichts anderes. Die neuen Naherholungsgebiete, wo die Leichen die geschmäcklerische Zutat für den sonntäglichen Spaziergang hergeben, sind Orte trostloser Geschwätzigkeit, die jede Geschichte im Keim erstickt, "Zeitungen sind" und keine Chronik (Alain 1985).

Doch wie ist ein Friedhof, der sich in seiner selbstgefälligen Bedeutung zurücknimmt und deshalb Bedeutung zuläßt, vom Prinzip her organisiert? Ziehen wir einen naheliegenden Vergleich zu Rate, nämlich das vertraute Bild einer Stadt. Ariès (1984:14) beschreibt die Merowinger Friedhöfe gleichfalls als Abbild der Welt, die in ihrem rasterförmigen Organisationsprinzip der römischen Stadt ähnlich sind.

### Der Friedhof als Stadt

Anhand dieser Analogie sind wir in der Lage, uns dem Wesen und dem Nebeneinander der unterschiedlichen Orte innerhalb eines Friedhofs weiter zu nähern, den Ausprägungen des "Privaten" und jenen des "Öffentlichen", indem wir die Ähnlichkeiten und Unterschiede beschreiben. Es handelt sich in unserem Fall um eine besondere Stadt, der Friedhof als Stadt der Erinnerung, eingefäßt von einer Stadtmauer, die wie es sich für einen solchen Ort geziemt, Chronik ist, einen Teil der Erinnerungen trägt.

Das "Stadttor", die Adresse des Friedhofs, stellt den Übergang dar. Vor den Toren befindet sich der Markt für die BewohnerInnen und BesucherInnen dieser Stadt. Hier haben Geschäfte ihren festen Sitz (Gärtnerei, Steinmetz), hier wird an besonderen Tagen ein Markt abgehalten (Maroniverkäufer, Stände mit gebackenen Kartoffeln, Blumenhändler), hier ist ein potentieller Versammlungsort, an dem die täglichen Geschäfte, Angelegenheiten, Nachrichten u.v.m. ausgetauscht werden können. Hier kommen die Wege zusammen und führen wieder auseinander. Hier ist der öffentliche Treffpunkt für spezielle Anlässe (Prozession), von hier aus begibt man sich zu den Plätzen in der "Stadt der Erinnerung", um an den "öffentlichen Zeremonien" teilzunehmen. Der Weg vom "Stadttor" zum "Stadtplatz" macht einen wesentlichen Teil der Friedhofsöffentlichkeit als spezifischem Ort des Rituals aus. Er ist Voraussetzung, um überhaupt ankommen zu können, ist die notwendige Zeit, die zwischen Zerstreuung und Kontemplation liegt. Der Platz ist ebenfalls ein Versammlungsort, aber ein anderer als vor dem

"Stadttor", der Weg liegt dazwischen und das ist entscheidend, aber beide sind gleichermaßen wichtig. Der "Stadtplatz" wird über die besonderen Gebäude und Einrichtungen definiert. Kapelle, Aufbahrungshalle (Kirche, Kirchhof) zeigen die Bedeutung dieser Situation an. Hier wird öffentlich Abschied genommen, hier werden die Toten der Stadt, also der Gemeinsamkeit, und der Erinnerung anvertraut. Der Charakter dieses Platzes ist vergleichbar mit eben dieser Form des öffentlichen Freiraums. Der Ort soll folglich die Merkmale und Vorteile eines öffentlichen Platzes aufweisen: Übersichtlichkeit; Möglichkeit, vorbei- bzw. durchzugehen und bei entsprechendem Anlaß dann auch einzutreten; sichere Annäherung von den Rändern; viel Platz, also insgesamt betracht- und begehbar; eine unprätentiöse Ausstattung; eine Architektur, die mit wenigen Mitteln, wie Fußboden, Dach und offener, durchlässiger Markierung der Grenzen arbeitet; materielle Ausstattungen, die verschiedenen Situationen und Anlässen dienen können und gleichzeitig eine einfache Erhaltungs- und Sauberkeitspflege garantieren (vgl. Bäuerle u.a. 1993).

Gemäß dem Vorbild des bewährten Organisationsprinzips einer Stadt (Parzellierung, Zonierung) folgt die Erschließung einem regelmäßigen, hierarchischen Muster, das sowohl in der Art der Wegeführung als auch in der jeweiligen Ausstattung und Dimensionierung die Bedeutung und den Charakter der einzelnen Bereiche spiegelt. Dies erleichtert die Orientierung, ermöglicht eine platzökonomische, also sparsame Herstellung des Friedhofs und bietet einen Rahmen, innerhalb dem der individuelle Aspekt dieses Ortes (das einzelne Grab) als auch die unterschiedlichen Formen der Öffentlichkeit (Begräbnis, Spaziergang, "nachbarschaftlicher" Plausch) nebeneinander Platz finden. Die Abstufung in der Bedeutung der einzelnen Wege, die verschiedenen Kategorien (Haupt-, Nebenerschließung, Grabreihen) sind vergleichbar mit dem orthogonalen Erschließungsprinzip beispielsweise der gründerzeitlichen Bebauung in Bremen. Die Straßen dieser Stadt sind, wie überall sonst auch, Wege und Orte zugleich (vgl. Gründler/Lührs 1983), beidem muß die Dimensionierung, Zonierung und Ausstattung Rechnung tragen. Durchgehen, sich aufhalten, innehalten, sich erinnern, ausruhen von der Erschöpfung des Weges, zufällige und vereinbarte Begegnungen, Gespräche und vieles mehr machen deren Bedeutung im "Friedhofsalltag" aus.

Die weitmaschige Haupterschließung nimmt alle Besucher und wie in jeder Stadt den Durchzugsverkehr auf, führt vom Tor der Erinnerung zu den anderen Toren, all die 'zentralen' Einrichtungen eines Friedhofs, wie Kapelle, Aufbahrungshalle usw. liegen an diesem "linearen Ort". Im Friedhof hat dieser Weg zusätzlich die Bedeutung einer Promenade, ist fast mehr "Veranstaltung" als Ort. Er ist dementsprechend breit angelegt und wird von einer Allee gesäumt. Er muß gleichzeitig den "Arbeitsverkehr" (Fahrzeuge der FriedhofsgärtnerInnen) aufnehmen. Von den Hauptwegen zweigen die "Quartiersstraßen" ab, welche die einzelnen Grabfelder erschließen. An bestimmten Kreuzungspunkten befindet sich die diesbezügliche Infrastruktur für den täglichen Bedarf. Gemeint sind in erster Linie die Friedhofsbrunnen für die tägliche Grabpflege, die normale Tätigkeit an diesem Ort. Aus diesem Grund müssen sie auch von den einzelnen Grabstellen gut und ohne längere Umwege erreichbar sein. Der Ort um und an den Brunnen ist gleichzeitig Kristallisierungspunkt der "Quartiersöffentlichkeit", Treffpunkt und Arbeitsplatz, vom Charakter her dem Bereich der alten Dorfbrunnen ähnlich. Im Quartier kennt man schon die Leute, die hier ihre regelmäßigen Besuche abstimmen, es ist schon ein vertrauterer Ort, der trotzdem Fremde, BesucherInnen nicht ausschließt. Jeder kann vorbeispazieren, das ist die Bedeutung des Ortes als Weg für Fremde, und schauen, wie denn die anderen Quartiere so sind, Anlaß, um darüber Gespräche anzuknüpfen und den Weg dadurch zum Ort zu machen. Den Schlußpunkt in der Erschließungshierarchie bilden die Wege zu den Grabreihen (Parzellen), die "Wohnstraßen" des Friedhofs. Hier bestehen richtige Nachbarschaften, werden soziale Vereinbarungen und Absprachen getroffen, man schaut auch ein

bisschen auf die anderen Gräber, wechselt sich mal im Blumengießen ab usw. Die Öffentlichkeit an diesem Ort ist jene einer Wohnstraße mit ihrer Form der sozialen Kontrolle und Sicherheit, die private Zuständigkeit betrifft aber ausschließlich den "Vorgarten", der ja nur von der Straße her erreichbar und zu pflegen ist. Die Parzelle ist mit niedrig geschnittenen Hecken, kleinen Zäunen, Steinfassungen und Ähnlichem mehr eindeutig abgegrenzt. Das "Private" ist vor allem die Erinnerung, das Zwiegespräch zwischen Anwesenden und Abwesenden. Ein Eintreten in das Haus ist nicht vorgesehen (alte Grabstätten weisen zum Teil noch solche Merkmale auf: Zaun mit richtigem Eingang und Weg ins Haus). Auf dem Grabstein stehen die "BewohnerInnen", all die persönlichen Zeichen an diesem Ort (Grabschrift, Blumen, Ausstattung) sind Ausdruck der Verbundenheit und stehen für die Dauer und die ständige Erneuerung der Erinnerung. Da die "Privatheit" außen, auf der "öffentlichenWohnstraße" stattfindet und nicht innen im Haus ist, müssen die Wege schmal sein, um die Intimität dieses Ortes zu bewahren. Diese Wege sind mehr Orte als Wege.

### ... und der Gemeindefriedhof in Oyten

Der neue "Gemeindefriedhof" in Oyten ist rund zehn Jahre alt. Aber selbst nach dieser relativ langen Zeitspanne, in der er altern und sich über den Gebrauch und die notwendige Pflege konsolidieren hätte können, gibt es immer noch keinen kommunalen Friedhof in Oyten, zumindest nicht im beschriebenen Sinne. Es gibt einige neue Gräber, es gibt ein Hinweisschild, es findet sich ein "Friedhof" auf den topographischen Karten und in den Gemeindeplänen, nur in der Gemeinde befindet er sich nicht. Dieser offensichtliche Widerspruch zwischen der in Kartenserunterlagen und auf Hinweistafeln verkündeten Realität, die durch hohe Herstellungskosten und einen beträchtlichen Pflegeaufwand, also durch Gemeindeausgaben, unterstrichen, quasi amtlich beglaubigt wird, und dem tatsächlichen Vorhandensein, also dem selbstverständlichen Gebrauch durch die BewohnerInnen Oytens, hat seine Gründe.

### Lage und Ausstattung

Der Gemeindefriedhof liegt nördlich der alten Hauptstraße, die in diesem Abschnitt neuerdings zur Sackgasse gemacht wurde. Die Neuplanung der B 75, an deren Böschung sie jetzt und hier endet, schnitt diese alte Wegeverbindung ab. Der Friedhof selbst weist von außen alle Merkmale eines Schutzgebietes auf. Fehlende Zugänglichkeit und der Standort mitten im sprichwörtlichen Acker, die Art des Zaunes (Maschendraht) und die randliche, waldähnliche Abpflanzung lassen diesen Eindruck entstehen und auf dem Grundstück nichts weiter als Bäume, die irgendwas schützen, vermuten. Das Schutzgebiet, das der Friedhof ist, eine Insel, die mit dem Rest nichts zu tun hat und offensichtlich, so der Eindruck, nichts zu tun haben will, die eigentlich überall stehen könnte, so vereinzelt. Eine öffentlicher Weg ist von der alten Hauptstraße aus nicht zu sehen. Es führt kein Weg daran vorbei, aber auch keiner hin. Die Botschaft ist: "Achtung. Hier ist ein Schutzgebiet". Die Bestimmung und besondere Bedeutung dieses Gebietes ruht in sich und offenbar nur und ausschließlich in sich, der Zweck scheint außerhalb des Dorfalltages, abseits der üblichen Wege zu liegen.

Wie kommt man tatsächlich zum Friedhof, wie kann man sich diesem Ort nähern? Die „Zufahrt“ führt über ein kleines Einfamilienhausquartier, vorbei an den rückwärtigen Gärten, ein Stück über einen Acker und endet eigentlich - wenn man das Dorf als Ausgangs- und Mittelpunkt begreift - auf der Rückseite des Friedhofs. Die Ausstattung dieser einzigen Zufahrtsstraße ist schlicht und besteht nur aus einer Asphaltfahrbahn, von der Zonierung her eine Überlandstraße, allerdings zu schmal und ohne Rand (Allee), ein asphaltierter Wirtschaftsweg. Der Friedhof wird also in Ermangelung einer Vorderseite „heimlich“ durch die

Hintertür betreten. Ein Zusammenhang mit dem Dorf wird kategorisch zurückgewiesen, wie auch das Dorf den Friedhof von sich weist. Der Friedhof steht mit dem Rücken zum Dorf und umgekehrt.

Auf dem Friedhof selbst setzt sich das Prinzip der Zurückweisung fort. Der Parkplatz, in den die Zufahrtsstraße unvermutet mündet, nimmt üppige Ausmaße an, die Grenzen und Übergänge sind wie sein „flächiger“ Rand dicht, hermetisch abgegrünt. Der große Flächen in Anspruch nehmende Baumbestand ist größtenteils unterpflanzt und mit Rindenmulch unterlegt. Der Pflegeaufwand, der vom Entwurf hier inszeniert wurde, ist immens und muß das entwerferische Bild, Eichenhain mit Gestrüpp, gegen den Gebrauch, d.h. gegen die logische Wegeführung zum Friedhof hin, aufrechterhalten. Die Auffindbarkeit und Zugänglichkeit des eigentlichen Friedhofstores ist selbst vom Parkplatz aus noch erschwert, ständig steht undurchsichtiges und undurchlässiges Gestrüpp im Blick und Weg. Der dichte Abschluß sowohl nach innen (Friedhof) als auch nach außen (Acker) und die diversen flächigen Trennpflanzungen innerhalb dieses "Vorplatzes" machen ihn zu einem unsicheren Ort. Besucher zu Fuß, die alle durch diesen unübersichtlichen Parkplatz-Park müssen, sind im Entwurf (Ausstattung der Straße) nicht vorgesehen. Der Entwurf weist sich schon vor dem Betreten des Friedhofs als funktionalistisch (nur eine Fahrbahn) und zentralisierend aus (nur ein einziger Um-Weg).

Der Friedhof selbst zeichnet sich durch allzu große Gleichmäßigkeit und üppige Platzverschwendungen aus. Die Grabreihen sind wie eine klassische Zeilenbebauung organisiert, alle Gräber sind gleich orientiert, es dominiert das Abstansgrün, der Rasen. In der Erschließung fehlt die Hierarchie, die Unterscheid- und somit Orientierbarkeit. Es gibt weder die "Wohnstraßen" als Orte noch die Promenade als "Veranstaltung". Auf der Haupterschließung tritt man schon beinahe auf die Grabreihen, an den Gräbern hat man den Hauptweg immer noch nicht richtig verlassen. Die vier bis fünf Meter Abstandsfläche erlauben keine sichere Annäherung vom Rand her, man kann nicht eintreten, sonder nur drübergehen. Der Friedhof vermag keine der beiden Situationen und deren implizite Bedeutung aufzunehmen. Die materielle Ausstattung und die Platzverschwendungen spiegeln die Unverständigkeit (viel Fläche und wenig Platz). Die bei der Herstellung eines Friedhof zur Verfügung stehende "Architektur" (Wegebeläge, Grenzen/Ränder und Dach mit Bäumen) wird nicht gemäß ihrer Vorteile verwendet, nämlich den Ort mit seinen unterschiedlichen Bedeutungen sparsam so zu organisieren, daß er sozial besetzbar ist. Der Kanon ist aufgelöst, die einzelnen Bestandteile tauchen als Accessoires, als formale Zitate auf, die die Fläche besetzen aber ohne praktische Bedeutung sind.

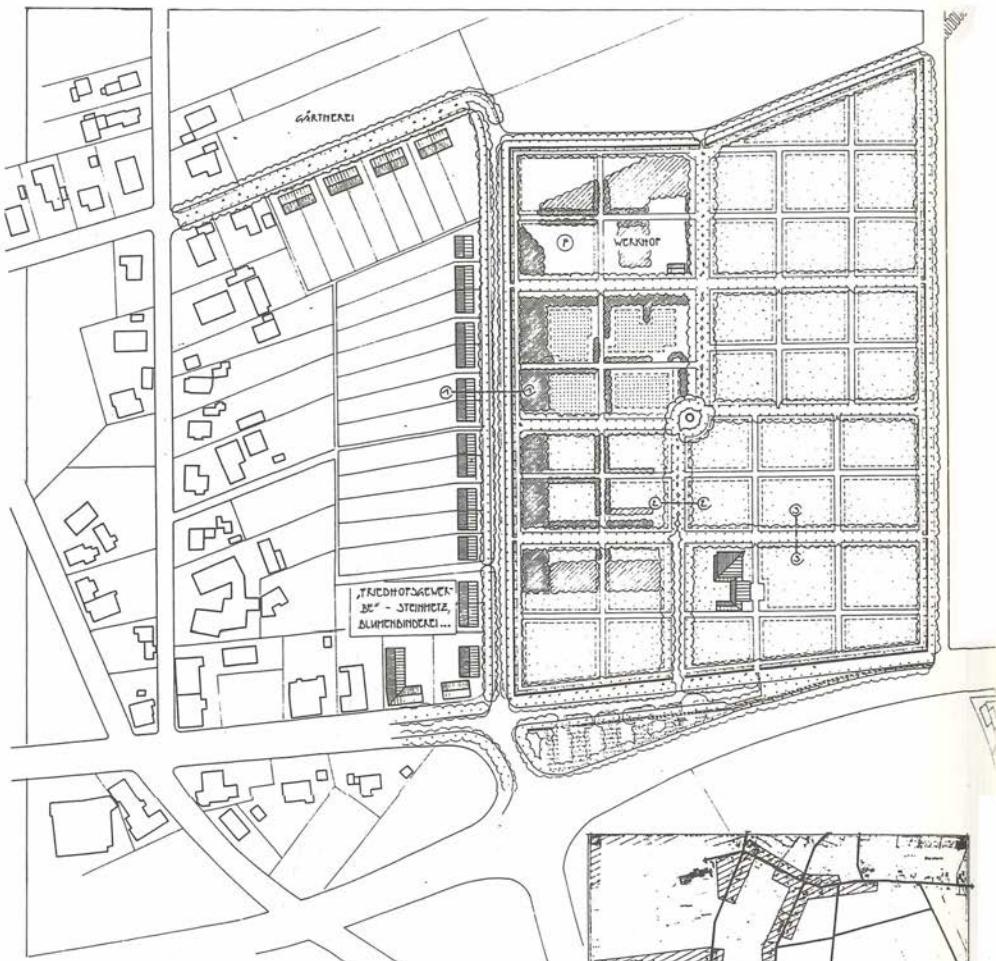
Der Entwurf dieses Friedhofs hat nicht nur die Zugehörigkeit zu einem Dorf übersehen, sondern auch die diesen Ort bestimmenden Hauptgebrauch (Begräbnis, regelmäßige Grabpflege) und möglichen Nebenbenutzungen (Spaziergang etc.) ignoriert, ist nicht nur verschwenderisch mit der Fläche umgegangen (z.B. Parkplatz, Rand- und Grenzausbildung), sondern produziert in der Inszenierung einer Isolierstation, quasi unter Ausschluß der Öffentlichkeit, ungeheuerliche Pflegekosten, die just diese ausgeschlossene Öffentlichkeit zu tragen hat. Von außen schützt der Zaun mit Wald, vor FußgängerInnen die fehlenden Wege, vor Ueingeheimten die Unauffindbarkeit, von innen die Pflege, alle schützen gemeinsam vor einer Nutzung dieses Ortes als Friedhof und als selbstverständlicher Teil einer Gemeinde. Der Friedhof ist nicht als Archiv angelegt, sondern auf Liegezeiten. Es fehlt die kommune Öffentlichkeit (Chor, Chronik), es mangelt an „Intimität“ (individuelle Trauer) und es hapert an jeglicher Adresse.

### Bestandsänderung

Die Kosten der Bestandsänderung, die einen alterungsfähigen und über die gewohnte Nutzung als Friedhof einen im Bewußtsein der Menschen und des Ortes akzeptierten Platz dieser Gemeinde machen soll, sind als Folgekosten diesem unverständigen Entwurf anzurechnen. Der

# GEEMEINDEFRIEDHOF OYSEN

# ENTWURF



**COLLAGE NORD**

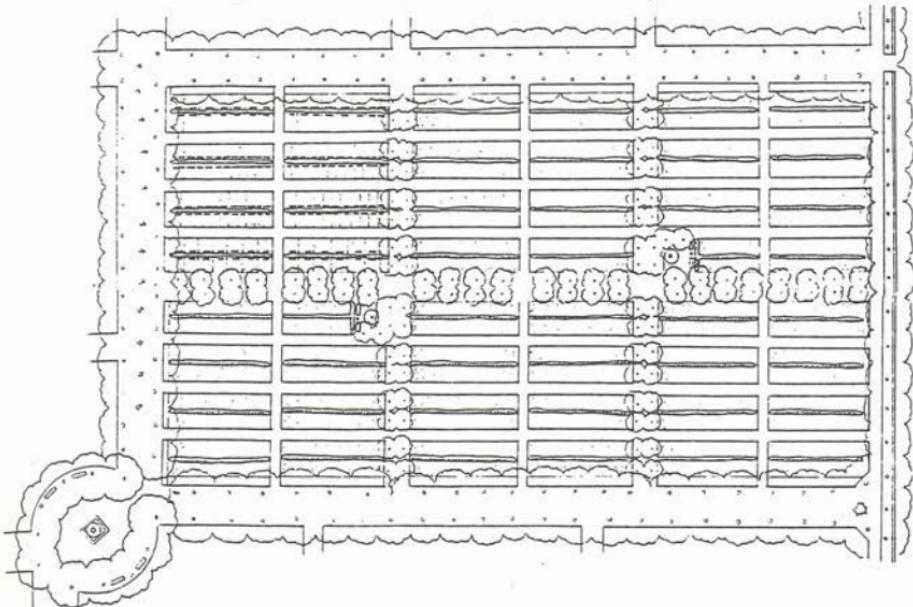
PLANUNGSBÜRO FÜR FLÄCHENRAUM-  
LANDSCHAFTS- UND STADTPLANUNG  
H. BAUERLE, DPL. ING.

CELLER STRASSE 46  
2800 BREMEN 1  
TELEFON (0421) 44 50 05

PROJEKT	GEEMEINDEFRIEDHOF OYSEN		
BAUMERR	GEEMEINDE OYSEN		
ORT	OYSEN		
BAUTEL	ENTWURF		
MASSSTAB	(1:1000) Verk.	BEARBEITET	TRÖLL
BLATTGROSSE	90 x 95	DATUM	16/01/1994
PROJ./BLATT NR.	2	<i>Bäume</i>	



# GRAHFELDERSCHLIESUNG M = 1:500



## LEGENDE

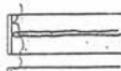


GEHÖLZBESTAND: UNTERWUCHS RODEM, BAUMBESTAND IN ABHÄNGIGKEIT VOM DER NUTZUNG AUSLICHTEN, FLÄCHE MUSS BEGEHT-, BETRETBAR UND DURCHLÄSSIG HERGESTELLT WERDEN



### BELEGTE GRAHFELDER

FRIEDHOFSEINTERNE HAUPTERSCHLIESUNGSWEGE MIT FREIWACHSENDER LINDENALLEE (*TLIA CORDATA*), PLATZARTIGE AUFWEITUNG MIT ROSENKRÄUTER (*RESCULUS HIPPOCASTANUM*); BEFESTIGUNG: WASSERABGÜNDENDE DECKE



HECKE: *LIGUSTRUM VULGARE „ATROVIKENS“*, HÖHE 1,10 M.  
SÄMTLICHE WEGE MIT WASSERABGÜNDENDER DECKE BETESTIGT



GRAHFELDEINRICHTUNGEN: WASSERZAPFSTELLE, BEHÄLTER FÜR GRABABFÄLLE, SITZMOGLICHKEIT, PAPIERKORB



FRIEDHOFSEINRIEDUNG: KLINKER - BZW. PLASTERSTEINMAUER IM SÜDEN,  
ANSONSTEN SOCKEL MIT METALLSTAKENZAUN



GRAHFELDERSCHLIESUNG MIT RODORN (*CRATAEGUS LAEVIGATA*)



PARKPLATZ AN DER ALTEN HAUPTSTRASSE: RUND 75 STELLPLÄTZE



HERSTELLUNG EINER VERBINDUNG ZWISCHEN ZWEI BESTEHENDEN LANDWIRTSCHAFTLICHEN WEGEN. VERBESSERUNG DER ERREICHBARKEIT UND ZUGÄNGLICHKEIT FÜR DIE ORTSTEILE BOCKHORST, MÜHLENGRABEN UND MÜHLENTOR



FRIEDHOFSRUNDSTRASSE (BEIDSEITIG MIT SCHWIEG, BYUM- UND PARK- STREIFEN) UND WOHNBEBAUNG

Aufwand für die Herstellung einer weniger aufwendigen und verständlicheren materiellen Ausstattung ist eine typische Altlast, wie sie unbedachte Grünplanung immer hinterläßt.

### Planung der Erweiterung

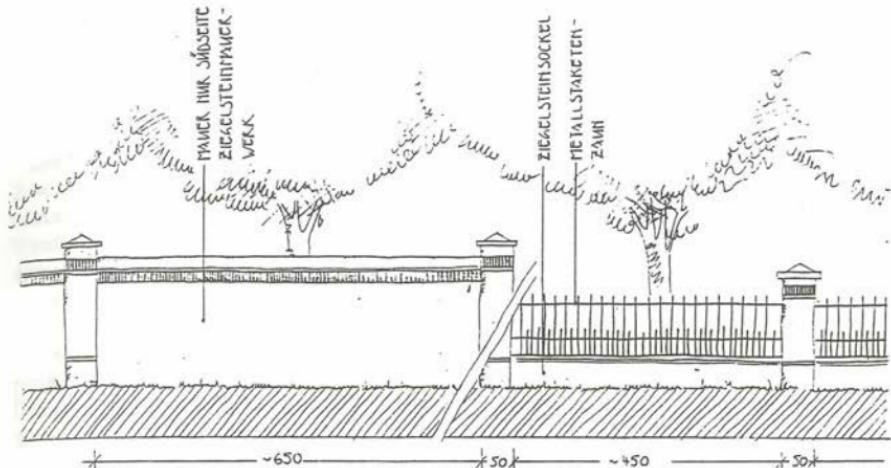
Der Standort des Friedhofs ist über die Realisierung des ersten Entwurfes vorgegeben. Die Erweiterung ist in drei Bauabschnitten vorgesehen, wobei der Friedhof als erstes bis zur alten Hauptstraße hergestellt und anschließend in zwei Phasen Richtung Bassen bis zu einem bestehenden landwirtschaftlichen Weg geführt wird. Dieser Weg ist gleichzeitig als endgültige Grenze gedacht. Der Friedhof steht sowohl Oyten als auch Bassen zur Verfügung, was bei der Orientierung der Hauptschließung natürlich bedacht werden muß. Der Friedhof gehört nichtsdestotrotz zu Oyten (Adresse).

Beginnen wir von draußen, vom Rand. Die ausführlich dargestellte, mehrfache Bedeutung eines Friedhofs für die Gemeinde und seine BewohnerInnen erfordert eine verstehbare öffentliche Zugänglichkeit, eine selbstverständliche Verbindung mit dem und eine Eingliederung ins Dorf. D.h., das westlich gelegene Einfamilienhausquartier wird bis zum Friedhof erweitert und mit ihrer Vorderseite zum selben hin orientiert. Diese öffentliche Straße wird gleichzeitig als neue Friedhofsrandstraße ausgebildet. Das Haupttor wird an die alte Hauptstraße verlegt, dies kommt als "Adresse" gleichzeitig der Gemeinde Bassen entgegen. Außerdem muß die derzeitige Sackgassensensitivität wieder aufgehoben und die Erreichbarkeit für RadfahrerInnen und FußgängerInnen auch für diese Gemeinde verbessert werden. Der Bereich des Haupteingangs muß der doppelten Bedeutung als Straße und als Vorplatz gerecht werden. An der alten Hauptstraße liegen öffentliche Einrichtungen wie das Rathaus. Hier münden die Erschließungen für die jüngeren Quartiere und der Weg aus dem alten Dorf mit der Kirche samt altem Friedhof, Schule, Gemeindehaus und Kindergarten, als die wesentlichen Bezugspunkte. Sie kommt folglich als Adresse sowohl dem Kriterium der Angemessenheit als auch jenem der Selbstverständlichkeit entgegen. Die friedhofseigene Infrastruktur kann in unmittelbarer Nähe des Haupteinganges untergebracht werden. Als Standort bietet sich die Hauptstraße mit ihren unbebauten Parzellen östlich des Rathauses an.

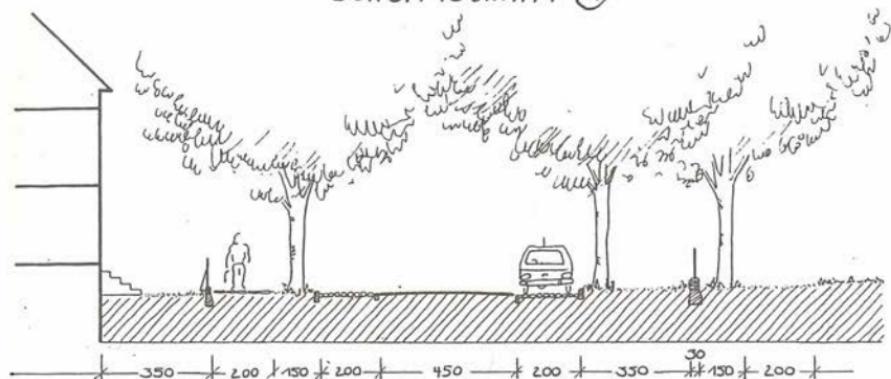
Die Zugänglichkeit (FußgängerInnen, RadfahrerInnen) ist für alle Ortsteile Oytens herzustellen, wie auch auf die Weiterführung der Wege in die Gemarkung und nach Bassen zu achten ist, was gleichzeitig den Friedhof durchlässig macht. D.h., er liegt dann auch auf den üblichen Wegen zwischen den einzelnen Ortsteilen und Oyten. Sowohl an der Randstraße als auch an der Hauptstraße ist beidseitig längsparken zu ermöglichen, damit die flächenverschwenderische Inanspruchnahme dieser öffentlichen Nahtstelle zwischen Dorf und Friedhof durch unnötige zentralisierende Parkplätze, die gleichzeitig die Eingänge besetzen, vermieden werden kann. Die Randausbildung (Mauer, Zaun) hat den unterschiedlichen Situationen Rechnung zu tragen (Wohnstraße im Westen, alte Hauptstraße ohne Bebauung in diesem Abschnitt und öffentliche Wege als Übergang zur Gemarkung). Jeder Rand hat einen Weg (vgl. Bogner et al., 1993), so auch der Friedhof. Für den Umgang mit dem Bestand bedeutet dies, daß der "Randwald" ausgelichtet und vom Unterwuchs befreit wird. So wird er wieder betret- und begehbar. Direkt im Anschluß daran wird der neue Friedhofsrandweg angelegt.

Die Organisationsprinzipien für die Erweiterungsplanung wurden schon dargelegt. Ein Standort des Kapellenplatzes im vorderen Friedhofsgebiet, also in der Nähe des Haupteinganges an der Hauptstraße, würde die Öffentlichkeit dieser Situation stützen und gleichzeitig noch einen Weg vom Tor zum "Ort der Zeremonie" mit seiner spezifischen Bedeutung belassen. Die materielle Ausstattung des Friedhofs (Befestigung der Wege, Ausbildung der Grenzen und Übergänge) orientiert sich an bewährten Vorbildern (z.B. Friedhof in Plau, Mecklenburg), an der Angemessenheit für die spezifischen Gebräuche (Begräbnis, Friedhofsarbeit usw.). Sie soll

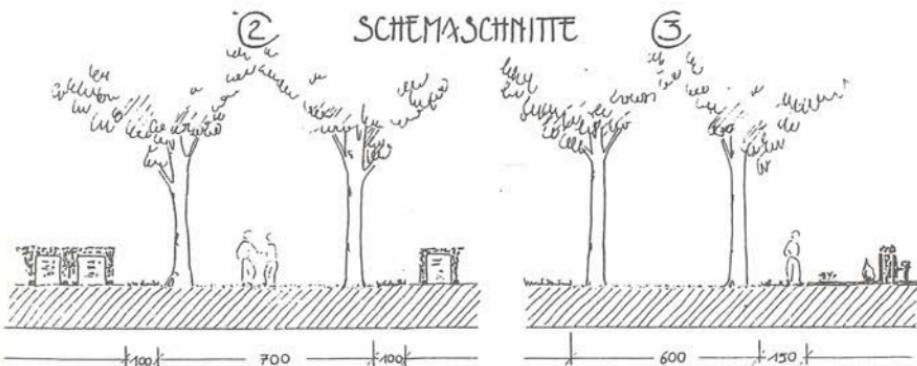
# SCHEMAANSICHT EINFRIEDUNG M=1:50



## SCHEMASCHNITT ①



## SCHEMASCHNITTE



sowohl in der Herstellung als auch in der Pflege dem Kriterium der Sparsamkeit (Platz, Material) genüge tun. Und vor allem muß der Ort mit seiner "Erstausstattung" altern können. Die Wege werden mit wassergebundener Decke befestigt. Die Unterschiede in der Hierarchie der Wege ergeben sich über die Dimensionierung und Bepflanzung. Die Hauptachsen und die Grabfelderschließung werden mit Alleen bepflanzt. Der Unterschied wird über die Baumwahl und die Art der Pflege abgebildet. So wird ein Dach hergestellt, das bei engen Pflanzabständen beinahe zu einer gotischen Kathedralen ähnlichen Form heranwachsen kann (siehe z.B. Plau), was dem kontemplativen Wesen dieses Ortes entspräche. Gleichzeitig stellen die Bäume eine durchlässige und offene Markierung der Grenze zu den "Wohnstraßen" dar, die den Gebrauch beider Seiten sichert und nebeneinander den Unterschied ermöglicht. Der Aspekt der Promenade verlangt, ebenso wie der Friedhof als normaler Ort, Plätze zum Ausruhen, Innehalten und Betrachten, also Sitzgelegenheiten.

Die Organisation der Grabfelder hängt im Detail mit der Art der Bestattung zusammen (Urnengräber, Sarggräber). Es ist aber auf eine relativ dichte Belegung (Kopf an Kopf) zu achten, damit sich die einzelnen Grabstellen nicht in der Weite verlieren, sondern durchaus den Charakter von Quartieren annehmen und im Laufe der Zeit über den Gebrauch und die Pflege ihre Patina und "Unverwechselbarkeit" erhalten können.

Dies ist der Vorentwurf. Bremen, am 14. 9. 1993

#### Literatur

- Aichinger, Ilse (1987): Kleist, Moos, Fasane. Frankfurt a. M.
- Aichinger, Ilse (1978): Meine Sprache und ich. Erzählungen. Frankfurt a. M.
- Alain (1940/1985): Spielregeln der Kunst. Frankfurt a. M.
- Ariès, Philippe (1984): Bilder zur Geschichte des Todes. München, Wien.
- Bäuerle, Hülbusch, Mang - Collage Nord (1993): Der Liegnitzplatz. Bremen.
- Bauer, W. T. (1988): Vom Freythof zum Friedhof. In: ders.: Wiener Friedhofsführer. Wien.
- Berger, John (1982): Der Sekretär des Todes. In: ders. (1990): Das Sichtbare und das Verborgene. München, Wien.
- Berger, John (1992): Gute Nachrichten, schlechte Nachrichten. Leipzig.
- Berger, John (1993): Das Begräbnis von Nevers. Eine Totenrede. In: Frankfurter Rundschau vom 14.5.1993
- Bogner, E. et al (1993): Stadtränder. Am Beispiel der Handelsstadt Miltenberg u. der Ackerbürgerstadt Bürgstadt. Studienarbeit am Fb 13, Landschaftsplanung, der GhK. Kassel.
- Böse-Vetter, Helmut (1989): Migge im Nachfüllpack - Anmerkungen aus aktuellem Anlaß. In: Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Corbin, Alain (1984): Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruches. Frankf. a. M.
- Duden, Band 7 (1963): Etymologie - Herkunftswörterbuch. Mannheim.
- Grundler, Hubert und Lührs, Helmut (1983): Straßenbegleitgrün in der Krise. In: Notizbuch 27 der Kasseler Schule. Hg. AG Freiraum und Vegetation. Kassel 1993.
- Hülbusch K. H. u.a. (1979): Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schlewig. Kassel.
- Fuhrmann, M. (19982): Nachwort zu Aristoteles Poetik. Stuttgart.
- Mang u.a. - Collage Nord (1993): Möglichkeiten der Verwendung des Niederschlagswassers in der Stadt. Bremen.
- Migge, Leberecht (1913): Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.
- Segebrecht, Wulf (Hg.) (1987): Poetische Grabschriften. Frankfurt a. M.

## **„Rückbau heißt Rückgabe“**

### **Eine Objektplanung im Mietwohnungsbau der Gründerzeit<sup>1</sup>**

Die hier dargestellte Planung für einen Gründerzeitbock in Kassel wurde als Vorplanung 1990 und 1991 im Auftrag der Vereinigten Wohnstätten Kassel eG. bearbeitet. Text und Zeichnung werden unverändert wiedergegeben - quasi unplugged. Der Titel nimmt einen Gedanken von Karl Heinrich Hülbusch auf. Bei einer Debatte um den Rückbau von Straßen im Zuge von Verkehrsberuhigungen merkte er an, daß es überhaupt noch nichts heißt, etwas zurückzunehmen. Es zeige sich doch, daß Rückbau eben nicht automatisch bessere Planung bedeutet - sondern das Debakel noch vergrößert und garniert. Die Enteignung wird erneuert und unkenntlicher gemacht, aber sie bleibt. Wenn Rückbau im freiraumplanerischen Sinne gemeint ist, dann müsse von Rückgabe der Freiräume an und in die Kompetenz der Bewohner die Rede sein.

Diese Metapher ist hier auf die Situation der Flächen im Geschoßwohnungsbau übertragen. Der 'Rückbau' der grünen Wiese heißt: Rückgabe der Flächen an die Bewohner. Also ein Wechsel der Kompetenz und der Zugriffsmöglichkeiten. Und auch: Die Leute sind in der Lage ihre 'kommunalen' Angelegenheiten selber und ohne 'Instanzen' zu regeln, wenn jeder über eigene sichere Spielräume verfügt.

#### **Einleitung**

##### **1.0 Unterschiede der Gebäudeorganisation als Ausgangsbedingungen**

###### **1.1 Der Block Schmerfeld./ Zentgrafenstr.**

###### **1.2 Die Zeile an der Gerlandstr.**

###### **1.3 Flächenzugehörigkeiten zur Randbebauung**

###### **2.0 Freiraumplanerische Zielsetzung und Kriterien**

###### **3.0 Freiraumorganisation im Plan**

###### **3.1 Höfe**

###### **3.2 Hausübergreifende Wiesenstücke, Wäscheplätze, Vorplätze**

###### **3.3 Private Gartenhöfe, "Bastelgärten"**

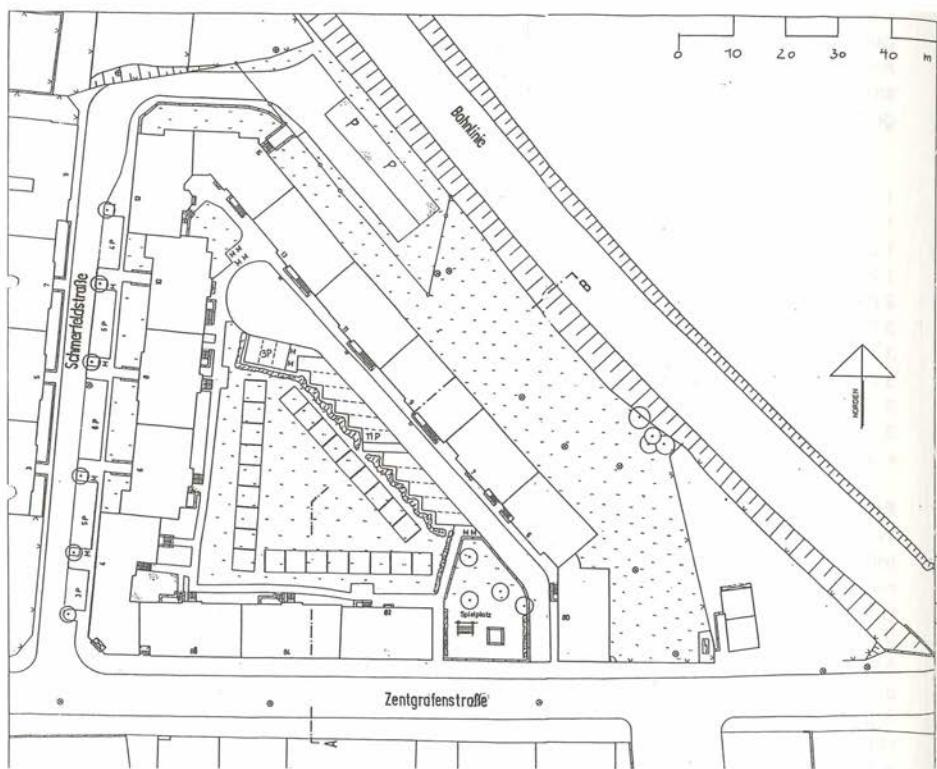
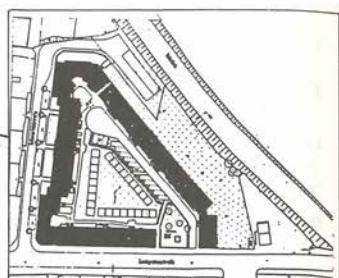
###### **3.4 Straße, Eingangsplätze/ Vorgärten , Wendeplatz**

###### **4.0 Realisierung**

#### **Einleitung**

Wenn über die Verbesserung der Freiraumqualität der Blockrandbebauung Schmerfeldstr./Zentgrafenstr./Gerlandstr. nachgedacht werden soll, ist es ratsam, den Blick nicht alleine auf den Innenhof zu beschränken. Da die Struktur der Bebauung deutliche Unterschiede im Hinblick auf Hauserschließung, Gebäudeorientierung, Zuordnung von Innen und Außen aufweisen, bestehen für die jeweiligen Häuser unterschiedliche Zugänglichkeiten zu den Grundstücksflächen. Oder einfacher gesagt: Da es unser Ziel ist, die Freiräume der Bewohner zu verbessern (also deren alltägliche Handlungs- und Spielräume zu erweitern), ist es ganz entscheidend, wie und ob die Bewohner aus den Häusern diese Freiräume erreichen, wie leicht oder umständlich dies ist und ob es nur auf eine oder auf verschiedene Weise möglich ist. In dieser Hinsicht gibt es doch einige deutliche Unterschiede, die in der Organisation der Gebäude selber begründet sind. Von

<sup>1</sup> Freiraumplanung des Blocks Schmerfeldstrasse, Zentgrafenstrasse, Gerlandstrasse in Kassel. im Auftrag der Vereinigten Wohnstätten von 1889 e.G. Planung: BSL-Kassel, Verfasser: Helmut Böse-Vetter, Heike Lechenmayr, Thomas Weiland. April 1991



B E S T A N D      1990

einem allen Anliegern gleichartig zugeordneten bzw. 'zugehörigen' gemeinsamen 'Hof' können wir deshalb nicht ausgehen. Das Vorhandensein von zwei -von wesentlichen Prinzipien her- ganz unterschiedlich organisierten Bauformen innerhalb einer Blockrandbebauung hat auch etwas mit der abschnittsweisen Realisierung in zeitlich versetzten Bauabschnitten zu tun, bei denen ein Wechsel der Bauform stattfand. Den Gründen für die Unterschiede bzw. den Wechsel der Bauweise muß hier nicht näher nachgegangen werden. Für das Verständnis als unterschiedliche Ausgangssituationen ist es jedoch nötig, den jeweiligen Zusammenhang von Gebäude- und Freiflächenstruktur, wie er sich zur Zeit darstellt, mit den wichtigsten (Unterscheidungs-) Merkmalen darzustellen. Dies ist von grundlegender Bedeutung für das Verständnis der aktuellen Situation und der Ausgangsbedingungen, die ja die Anknüpfungspunkte für die weiteren freiraumplanerischen Überlegungen darstellen.

## **1.0 Unterschiede der Gebäudeorganisation als Ausgangsbedingungen**

Der von seiner Grundrißform her dreieckige Block weist in seiner geschlossenen Randbebauung im Prinzip zwei ganz unterschiedlich organisierte Hausgrundrisse und Gebäudeorientierungen auf:

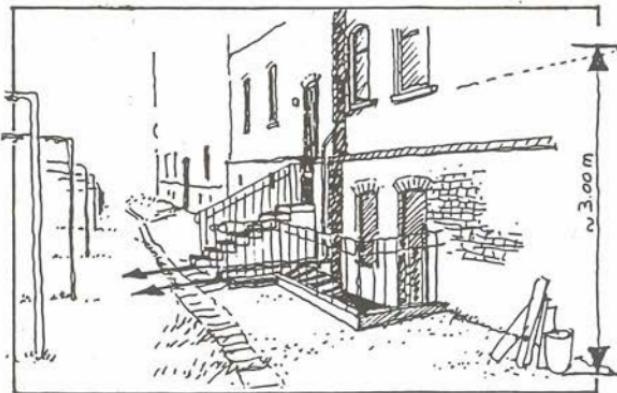
- 1.) Die Randbebauung an der Zentgrafen- und Schmerfeldstraße in der Tradition gründerzeitlicher Bauweise der durchlässigen Blockrandbebauung mit zweiseitiger Orientierung "Vorne-Hinten".
- 2.) Die Randbebauung Gerlandstrasse, parallel liegend zur Bahnstrecke, mit den Merkmalen des "Zeilenbaus" mit fehlender Durchlässigkeit und einseitiger Orientierung auf die "Vorderseite" reduziert.

### **1.1. Der Block Schmerfeldstr./Zentrafenstr.**

Die ältere Bauphase aus der Jahrhundertwende (Schmerfeldstr./ Zentgrafenstr.) entspricht in wesentlichen Merkmalen der Grundrissstruktur und Erschließung dem Typus des gründerzeitlichen Mietwohnungsbau in 3-4 geschossiger Blockrandbebauung:

- a) die eindeutige Unterscheidung einer straßenorientierten Vorder-/ Eingangsseite und einer rückwärtigen Hofseite;
- b) Hausdurchgang im Erdgeschoß mit Verbindung Vorder-Rückseite. Diese Durchlässigkeit der Häuser im Erdgeschoß bedeutet, daß für die Bewohner sowohl vorne (Straße) als auch hinten (Hof) gleichwertig oder gleich gut erreichbar sind. Es gibt keine bevorzugte Hauseite, was die Erreichbarkeit von den Wohnungen aus angeht.
- c) Von den rückwärtigen Ein-/Ausgängen (Hoftür) führen Treppen in den Hof hinunter, während die Vordereingänge nahezu ebenerdig liegen. Der Innenhof liegt insbesondere an der Zentgrafenstraße deutlich niedriger als das Straßenniveau, so daß das Kellergeschoß hofseitig höher herausragt und die Keller direkt -ohne Lichtschächte- belichtet sind. Die Fenster der Erdgeschoßwohnungen liegen entsprechend reichlich über Kopfhöhe vom Hofgelände aus (bis ca.3.00m über Gelände)
- d) Von den Kellern führt je Haus zusätzlich eine Außentreppen in den Hof; die Kellerräume (Abstellmöglichkeiten, Waschküchen etc.) sind also direkt an den Hof angeschlossen. Da Erdgeschoß und Keller quasi halbgeschossig gegenüber dem Hof versetzt sind, sind die Kellertreppen relativ kurz und die Räume weniger umständlich erreichbar als bei langen Treppenläufen. Die Verbindung Keller - Hof ist also i.d.R. ziemlich günstig.

- e) Die Hausgrundrisse weisen die für den gründerzeitlichen Mietwohnungsbau typische Zonierung in straßenorientierte größere "Hauptwohnräume" mit ("Schaufassade") und hofseitige Küchen, Bäder, Schlafräume auf; am Hof liegen ebenso die Treppenhäuser. Durch das 'hinten' liegende Treppenhaus bleibt im Erdgeschoß ein breiterer bzw. geräumigerer Eingangsflur oder innenliegender Vorplatz an der Eingangstür der Straße.
- f) Die Häuser an der Schmerfeldstraße haben im Gegensatz zu denen an der Zentgrafenstraße (noch ?) eine relativ breite Vorgartenzone (5.00m) mit Ausnahme der vorspringenden Eckhäuser. Diese Vorgärten waren ursprünglich mit Zäunen gegen die Straße abgegrenzt, die beidseitig schön breite Gehwege hatte (ca.2-3m). Die Grenzen einschl. der Zaunsockel und der Gehweg vor den Häusern wurden im Zuge des "verkehrsberuhigten" Straßenumbaus entfernt, und durch Parkplätze in Senkrechtaufstellung ersetzt. Die Qualität des Straßenraumes, die in den verschiedenen Orten und Übergängen bestand, also der Abstufung von der Haustüre über den Vorplatz, den Vorgarten, das Vorgartentor, den Rand am Zaun bis zur Hauptgehfläche des Gehweges mit Distanz und Randsteinschutz zur Fahrspur, diese Qualität wurde mit dem Umbau aufgehoben.
- g) Von den Hinterausgängen tritt man über die Treppenabgänge unmittelbar auf einen zusammenhängenden Blockinnenbereich. Die Treppen sind mit einem Plattenweg verbunden, der eine plausible rückwärtige Erschließung hinter den Häusern entlang ist. Zwischen Weg und Hauswänden verbleibt eine bestimmte Distanz, die von der Tiefe der Treppenabgänge definiert wird. Die Fläche neben den Treppen bildet teilweise so etwas wie reduzierte 'Höfchen', bzw. randliche Türplätze. Die Treppen bilden dabei zumindest zu einer Seite eine Grenze zum Nachbarhaus. Hier sind Abstellmöglichkeiten für Spielzeug, Fahrräder und stellenweise auch Bastelplätzchen erkennbar, die sich aber immer auf Hauswandnähe beschränken, da unmittelbar an den Plattenweg eine durchgehende Zone mit Wäsche verläuft.



### Zusammenfassung

Zusammenfassend zeichnen sich diese Gebäude durch eine gute Zugänglichkeit aus, bei gleichwertiger Erschließung der benachbarten Flächen von den Wohnungen aus. Die kurzen Distanzen bzw. direkteren Verbindungen von drinnen nach draußen sind natürlich in erster Linie Vorteile für die unteren beiden Geschoße; die Gelegenheiten nach draußen zu wohnen, oder besser: Tätigkeiten von drinnen nach draußen zu verlagern oder nur beiläufig 'wahrnehmen' zu können, nehmen 'natürlich' mit zunehmender

Geschoßhöhe ab. Die Erdgeschoßwohnungen sind nicht nur in dieser Hinsicht besonders begünstigt.

Im Gegensatz zur 'klassischen' Gründerzeitarchitektur gibt es jedoch bei unseren Gebäuden keine sonst üblichen Hausgrundstücke oder Höfe hinter den einzelnen Häusern, die als begrenzte Parzellen eindeutig zum Haus gehören. Es gibt also hier keine Grenzen, die den häuslichen Freiraum kennzeichnen, der auch für individuelle oder im Haus vereinbarte Nutzungen verfügbar wäre.

(benachbarter Kontakt "über'n Zaun" von den Höfen aus, aber auch Rückzugsmöglichkeit und Bewegungsspielraum im 'eigenen Hof', ohne mit Nachbarhäusern in Berührungsängste zu geraten: "Bleibt mal bei euch vor der Tür"...)

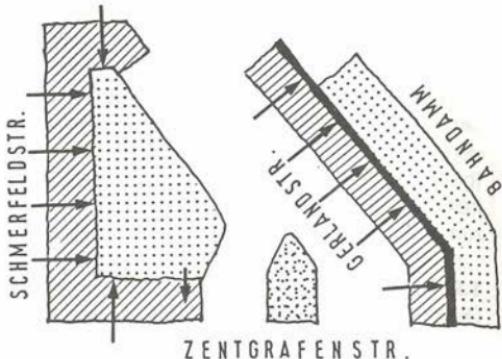
## **1.2 Die Zeile an der Gerlandstraße**

Die etwas jüngere Bebauung parallel zur Bahnstrecke bietet vom Innenhof aus gesehen zunächst ein ganz ähnliches Bild einer Hausrückseite mit Erdgeschoßausgängen, Kellertreppen daneben und Treppenhausfassaden. Die vor diesen Häusern verlaufende Erschließungsstraße mit Parkplätzen paßt nicht zu diesen Merkmalen, die für eine rückwärtige Hofseite sprechen. Diese irritierende Situation, einerseits von den baulichen Merkmalen eine Rückseite zu haben, die aber andererseits von der Erschließung her die Bedeutung einer Vorderseite besitzt, ist von wesentlichen Merkmalen her für den Zeilenbau der späten 20er bis 60er Jahre charakteristisch.

- a) Die Häuser haben nur eine Erschließungsseite. Für die Bewohner bedeutet dies, daß die Eingangsseite mit Funktionen der Rückseite zusammenfällt: Die "klassisch" nach hinten liegenden Kellerausgänge führen hier vorne auf die Straße. Zum Wäscheaufhängen gibt es keine andere Möglichkeit, als die Straße zu überqueren und die zur Gründerzeitbebauung gehörende Wiese mitzubenutzen.
- b) Es gibt zwar noch "Vorne" und "Hinten", aber die Rückseite bleibt die grüne Wiese als Distanzfläche, zu der es keinen häuslichen Zugang (mehr) gibt. Wir haben es hier mit einer hoforientierten Vorderseite zu tun.
- c) Die Eingänge liegen nahezu ebenerdig; entsprechend sind die Kellertreppen relativ lang, bzw. tief. Dem Gehweg kommt die Bedeutung von "Vorplätzen" vor den Eingangstüren und Kellertreppen zu. Die Treppen markieren eine ca. 1 m breite Zone am Haus, an die nur eine schmale durchgehende Gehzone (ca. 70-80 cm) anschließt. Vor den Türen ist also so wenig Distanz und Platz, daß dieser wichtige Übergangs- und Vorplatzbereich kaum Spielräume enthält.
- d) Im Gegensatz zur durchlässigen Bebauung an der Schmerfeld-/Zentgrafenstraße ist die Verbindung Haus-Hof nur eine "Notlösung". Eine Zuordnung und Zugehörigkeit besteht nicht. Die zur Bahn hin liegenden potentiell zum Haus zugeordneten Flächen sind dagegen nicht erreichbar, also unzugänglich.
- e) Mit der Umkehrung von Hofrückseiten zu Vorderseiten ist auch eine neue Orientierung der Wohngrundrisse verbunden. Die Treppenhäuser, Küchen, Bäder und Schlafräume liegen zur inneren Erschließungsstraße, Wohnräume zur rückwärtigen Wiese orientiert.

## **Zusammenfassung**

Die Bebauung folgt noch dem vorgegebenen Gründerzeitblock als Randbebauung; repräsentative Schmuckfassaden und die Grundrisszonierung der Häuser entsprechend der Erwartung und der Voraussetzung, daß die Erschließungsseite mit der Straße auf der Bahnseite erfolgt und der Hof die geschützte innere Rückseite bildet. Da diese äußere Straße nicht realisiert wurde - obgleich beim Bau der Häuser offenbar davon ausgegangen wurde - entfielen mit der Straße auch die Eingangstüren auf dieser Seite. So



"wanderte" die Straße auf die Rückseite in den Hof und bildete hier zusammen mit der Erschließung der Hausrückseiten eine Vorderseite. Die hinteren Hausausgänge werden zu Eigangstüren. So kommt es, daß diese Häuser weder hinten noch vorne stimmen, keine erreichbaren oder zumindest zugeordneten Grundstücke oder Flächen existieren. Unter der Voraussetzung, daß die Straßenerschließung über den Hof beibehalten wird, kann diese Situation nur verbessert werden, indem einmal die relativ große Fläche nach hinten (ursprünglich als Gerlandstraße vorgesehen) von den Häusern aus zugänglich gemacht wird und andererseits die Eingangsseiten vor den Eingängen verbesserte Vorplätze erhalten.

### 1.3 Flächenzugehörigkeiten zur Randbebauung

Die Situation der Blockrandbebauung insgesamt muß vor dem Hintergrund der jetzigen Baustruktur bzw. der organisatorischen Vorgaben so interpretiert werden, daß die Bebauung, was den Zusammenhang von Gebäude und dazugehörigen Flächen angeht, in zwei "Einheiten" getrennt behandelt werden müssen; wobei die in den Block führende Gerlandstraße als Trennlinie von zwei separaten Baublöcken anzusehen ist.

Damit sind auch die Voraussetzung bzw. die baulichen Anknüpfungspunkte für die sinnvolle Zuordnung von brauchbaren Freiräumen völlig unterschiedlich. Die günstige Durchlässigkeit der Gebäude an der Schmerfeld- und Zentgrafenstr. sind in der Gerlandstraße nicht vorhanden und lassen sich in vergleichbarer Qualität auch nicht nachträglich anfügen. Eine minimale Zuordnung und Erreichbarkeit der Rückseite ließe sich - mit vertretbarem baulichen Aufwand und ohne Nachteile für die Wohngrundrisse- mit dem Anbau von außenliegenden Kellertreppen als Zugang von jedem Gebäude nach 'hinten' herstellen.

Diese Zuordnung ist von besonderer Bedeutung, weil damit bisher nicht nutzbare Flächen dazugewonnen werden können. Diese rund 2000 qm große Fläche entspricht der Größe des Blockinnenhofes, verdoppelt also die möglichen Freiräume auch quantitativ (auf rund 4.000 qm). Dies spielt auch eine Rolle für den Innenhofbereich, denn wenn die Fläche zur Bahnstrecke für die Anlieger verfügbar wird, entfällt die bisher zwingende Notwendigkeit, die Hofwiese auch von der Gerlandstraße aus als Wäschetrockenplatz mit entsprechend fest installierten zusätzlichen Gerüsten nutzen zu müssen. Mit Herstellung der 'naheliegenden' (auch von den Distanzen her) Zugänglichkeit auf die Rückseiten der Gebäude (Gerlandstraße) wird nicht nur qualitativ die Organisation dieser Flächen erst möglich, sondern es ist damit auch eine Entlastung der Blockinnenwiese verbunden, und damit ein potentiell größerer Spielraum für die Bewohner der Zentrafen- und Schmerfeldstraße.

## **2.0 Freiraumplanerische Zielsetzung und Kriterien**

Das Ziel freiraumplanerischer Überlegungen ist darauf gerichtet, häusliche Tätigkeiten nach draußen "zu verlängern" bzw. den Spielraum (verstanden auch als Entscheidungsspielraum) für die Bewohner zu vergrößern.

Die grüne Wiese, das hat sich mittlerweile herumgesprochen, ist nicht geeignet "besetzt" zu werden. Die Ausgangsfrage ist, wie läßt sich nachträglich ein breiteres Spektrum von praktischen Nutzungsmöglichkeiten und Gebrauchssituationen organisieren? Organisieren meint, daß es Freiräume für unterschiedliche persönliche und sozial vereinbare "Besetzungen", Kompetenzen und Nutzungen geben muß. Freiräume, die unterschiedliche Möglichkeiten und Orte sind: die ich selber 'besetzen' kann (für mich selbst entscheiden, was ich tue oder lasse) und Freiräume, die ich nutzen kann, weil sie praktisch zu gebrauchen sind und die Situation mir die Möglichkeit gibt, durch Erproben und informelle Übereinkünfte mit anderen Beteiligten, die Toleranzen und Möglichkeiten auszuloten. (Als einfachstes Beispiel sei hier nur das Verabreden der Zeiten und Orte für das Wäscheaufhängen genannt.)

Es gibt nun eine ganze Menge brauchbarer Beispiele in ähnlichen baulichen Situationen speziell in Gründerzeitquartieren, auf die wir als bewährte Prinzipien und Vorbilder zurückgreifen können.

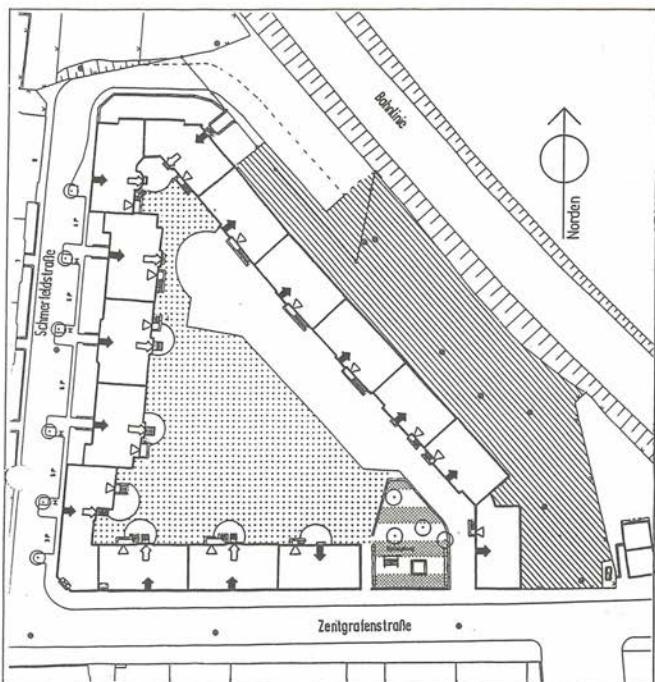
Alle Beispiele lehren uns, daß Freiräume nie mit Begriffen wie "einheitliche Fläche", "zusammenhängend und großzügig gestaltet" oder "gegliederte Grünfläche", "Grünraum" usw. zusammengehen. Bei diesen Begriffen ist kennzeichnend, daß niemand recht weiß was gemeint ist, um was es geht, welche Situation dabei herauskommt und was sie bedeutet. Es sind Vokabeln, die mit dem Repertoire der sogenannten "Formensprachen" verbunden sind, die sich bewußt von alltagssprachlichen und -praktischen Zusammenhängen absetzen wollen.

Die grünen Wiesen stehen dafür stellvertretend indem sie in mehrfacher Hinsicht über die reale Situation hinweg täuschen:

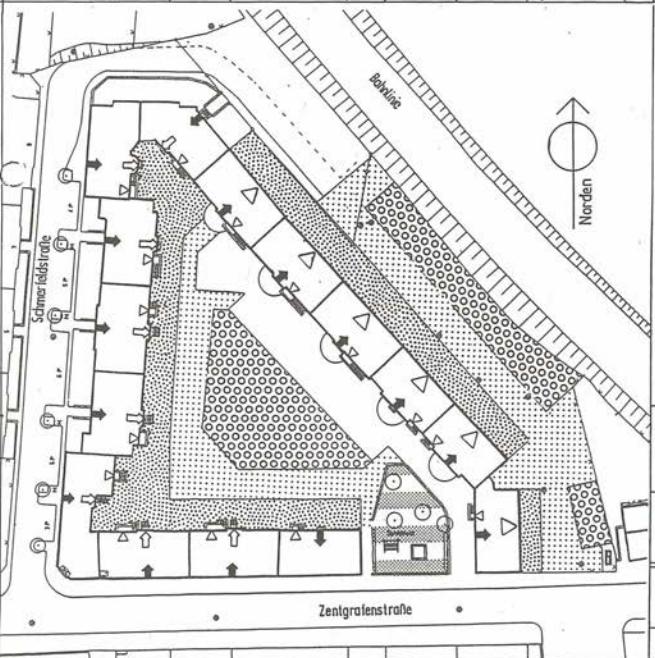
1. denn sie spiegeln mehr Platz vor, als tatsächlich für ganz unterschiedliche Zwecke in Gebrauch genommen werden kann und wird.
2. Ist damit (häufig selbst bei den Bewohnern) die Illusion einer "Offenheit" verbunden, die real nicht besteht, und im Gegenteil auf Distanz hält, weil jeder Schritt auf die Wiese zum Spießrutenlauf gerät.
3. Täuscht das "gemeinsame Grün" eine "Gemeinschaftlichkeit" der Bewohner vor, die nur unter der Voraussetzung entstehen könnte, wenn jeder auch draußen die Chance hat, für sich selbst zu sein und Rückzugsmöglichkeiten zu haben, da Annäherungen und schrittweise Ausprobieren erst "von sicherem Terrain aus" Verhaltensspieldräume schafft und ermöglicht.

An allen guten und brauchbaren Freiraumbeispielen lassen sich dagegen Begriffe anwenden, die solche "sicheren Orte" benennen: Vorgarten, Hinter- oder Vorhof, Garten, Gartenweg, Gehweg, Gartenplatz, Eckplatz usw. Darunter kann sich jeder etwas vorstellen, jeder hat sozusagen eine bestimmte Situation mit Merkmalen im Kopf (Art der Grenzen, Lage, Verbindung, Benachbarung ...), damit etwas ein Garten, ein Hof etc. genannt werden kann. Diese Orte zeichnen sich durch unterschiedliche Möglichkeiten aus und durch die Anzahl an Personen, die einen jeweiligen Zugang haben bzw. die dazugehören.

Dies gilt auch im Mietwohnungsbau. Hier ist die Zugehörigkeit ebenfalls nur gewährleistet, wenn einmal individuell sinnvolle und praktische Tätigkeiten möglich sind, und an-



PLAN: Freiraumzonierung Bestand



PLAN: Freiraumzonierung Planung

BAUHERR / AUFTRAGGEBER :  
VEREINIGTE WOHNSTÄTTEN 1889 EG  
GEYSOSTRASSE 9, 3500 KASSEL



BÜRO FÜR STADT UND  
LANDSCHAFTSPLANUNG  
DIPLOMINGENIEURE

0561 - 775309 EILBUCHENSTRASSE 18  
3500 KASSEL

dererseits die Orte den allgemein-verständlichen und bekannten Gebrauchs-Situationen entsprechen, in denen die Bewohner für sich selbst, neben und mit anderen Bewohnern umgehen können. Anders gesagt: Situationen, in denen ich Platz und Gelegenheiten "für mich" habe, in denen ich mich 'sicher bewegen' kann und weil Distanzierungsmöglichkeiten bestehen, die Annäherungen und Kontakte unterschiedlicher Art erlauben. Situationen also, die mir auch eine Wahl ermöglichen.

Kennzeichen von diesen Freiräumen sind zunächst einmal die Grenzen, mit denen Zuordnungen und Unterscheidungen in Zugehörigkeiten zu den Bewohnern der Wohnungen, der Häusern, von Hausgruppen oder von Hausblöcken hergestellt werden, die miteinander in Verbindung treten können und "Ortswechsel" erlauben.

Im Gegensatz zur Gestaltung, die an den persönlichen und sozialen "Spielräumen" nichts ändert, zielt Planung auf eine strukturelle Differenzierung unterschiedlich verfügbarer Freiräume.

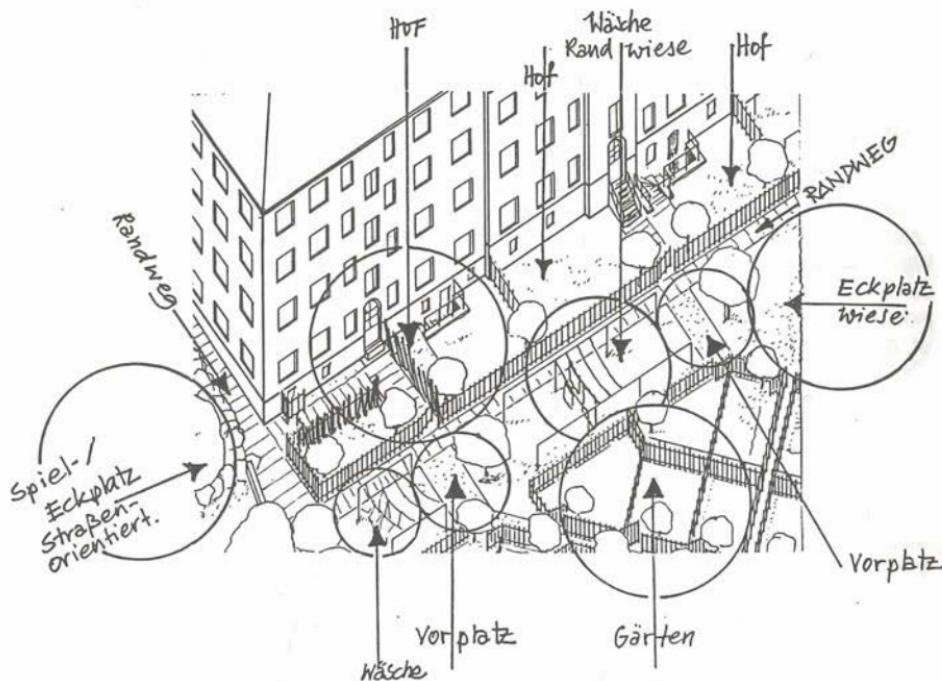
Für unseren Planungs-Fall läßt sich dies im Vergleich zu zeitgleich entstandenen Bauten nachvollziehen, bei denen es solche Freiräume gibt, und von deren Prinzipien wir nicht nur für unseren Fall lernen können.

Es wurde eingangs schon ein sehr einfaches und altbewährtes Beispiel genannt; den Zusammenhang von Haus mit Hof. Wir sprechen zwar auch hier bei diesem Beispiel von einem "Innenhof", aber wenn wir an die Gründerzeitblöcke denken, so bestehen hier die Innenhöfe aus vielen einzelnen Höfen, die zu den Häusern gehören, aufgeteilt und parzelliert sind. In unserem Fall gibt es keine Höfe, sondern eine einzige große "Hofwiese". Wir können diese Situation mit dem Begriff "Block-öffentliche" Wiese charakterisieren, da alle Bewohner des Blockes gleichermaßen zu dieser Fläche gehören. Und es ist für jeden einzelnen eben dieses Problem, daß die Anzahl der zugehörigen Leute so groß ist, die Situation insgesamt also "so öffentlich" ist, daß sich keiner für sich zugehörig "fühlen" kann, weil es weder die dafür nötige Nähe und Distanz noch Sicherheit eines Hofes gibt, in der die Anzahl der beteiligten Leute für den einzelnen überschaubar bleibt. Zu dem Blockhof gehören rund 70 Wohnungen. Wenn wir nur einmal gut 2 Bewohner je Wohnung rechnen, gehören zu diesem "Hof" rund 150 Leute; jedes Haus hätte entsprechend rund 17 Bewohner. Gäbe es hinter jedem Haus einen kleinen dazugehörigen Hof, wäre die Situation sofort völlig anders: Dann bestände zumindest die Möglichkeit, in diesem Hof "häuslich" werden zu können, weil jeder einzelne sich "nur" mit den Bewohnern seines Hauses arrangieren muß und Toleranzgrenzen ausgelotet werden können und Vereinbarungen möglich sind. Das kennen wir aus den vielen "Hinterhofgeschichten", wie es sie auch in Kassel gibt. Mit solchen Haushöfen kann man als Bewohner umgehen, weil die Zahl der Beteiligten überschaubar und vertrauter ist, und weil die Grenzen sichere Verhältnisse von "Benachbarungen" ermöglichen.

Unsere Planung ist der Versuch einer Differenzierung der jetzigen beiden großen blocköffentlichen Wiesen hinter den Gebäudereihen durch Unterscheidung in:

1. Hauszugehörige Höfe mit Hoftüren zu einem verbindenden Randweg
2. Hausübergreifende Wäscheplätze bzw. Wiesenzone mit Plätzen dazwischen und an den Ecken, die als Vorplätze an den Hofausgängen orientiert sind.
3. Einzelnen privaten Gäßchen oder Bastelhöfchen mit Distanz zu den Häusern und geschütztem höheren "Rücken" zur Gerlandstraße, bzw. zum Bahndamm.
4. Eine mittlere verkleinerte Blocköffentliche Wiese, die bei größerer Nachfrage nach Gäßchen weiter parzelliert werden kann.
5. Vergrößerte Eingangsplätze vor den Haustüren der Gerlandstraße als Übergangs- und Türplätze durch Differenzierung in eine häusliche "Vorplatz/ Vorgartenzone" und eine Gehweg-Durchgangszone, durch verschmälerte Fahrbahn.

6. Zur Straße orientierte blocköffentliche Eckplätze, wie z.B. den sehr schönen und im Bestand zu erhaltenden etwas höher liegenden Platz an der Ecke Gerlandstraße/Zentgrafenstr., der sehr geschickt Sichtschutz und Schatten durch die Bepflanzung und die Mauerkante hat, sichtbar von allen Flächen am intensivsten nicht nur von Kindern genutzt wird, weil dies genau die Situation ist in der Kinder noch in ihrem Hof sind, aber gleichzeitig auch mitbekommen, was sonst noch spannendes auf der Straße vor sich geht. Und dies ist nicht nur für Kinder eine angenehme Situation. Dies alles ist mit einfachen Mitteln, die den Rahmen herstellen, gemacht. Bis auf Kleinigkeiten ist diese "Ecke" nicht zu verbessern. Zur Straße sollte die Mauer einen Zaun erhalten, der den Schutz (auch vor Einblicken) vergößert und auch für Kinder "Anlehn-" und Spielmöglichkeit ist. Ein schönes Beispiel für Platz und Freiraum.



Aber gehen wir der Reihe nach die einzelnen Freiräume im Plan durch:

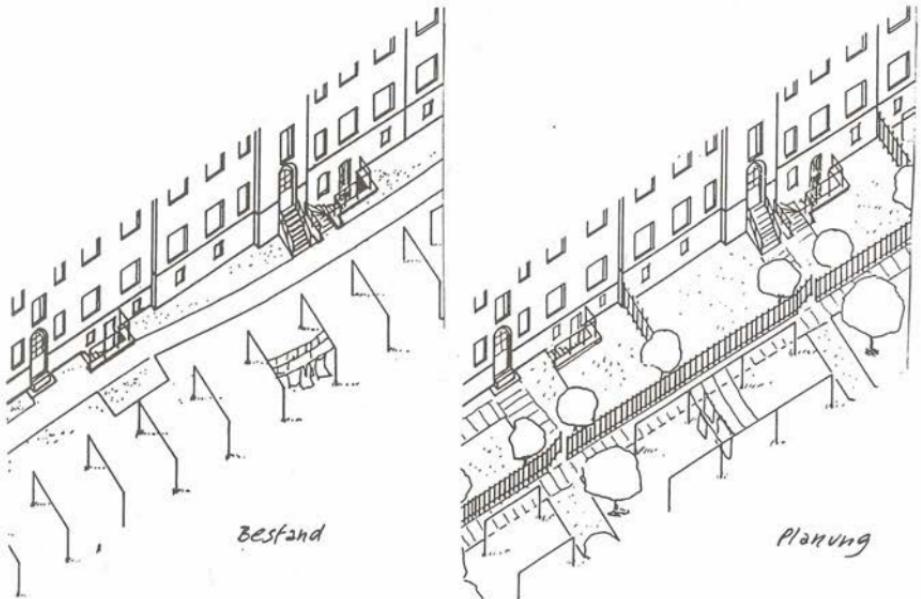
### 3. Freiraumorganisation im Plan

#### 3.1 Höfe

In der Beschreibung wurde bereits auf bestimmte Merkmale der Situation unmittelbar hinter den Häusern hingewiesen. Wenn man über die Treppen hinter das Haus tritt, reduzieren sich alle Tätigkeiten auf den schmalen Bereich an der Hauswand entlang und auf das Wäscheaufhängen auf der anderen Seite des Weges. Daß ich hier mein Fahrrad anlehnen kann oder reparieren, ist möglich, weil ich dabei den Bewohnern der Erdgeschosswohnung nicht zu nahe komme (quasi vor deren Fernstern und Augen) und deshalb "Abstand nehme". Denn die Erdgeschossfenster liegen so hoch (mindestens 3,00

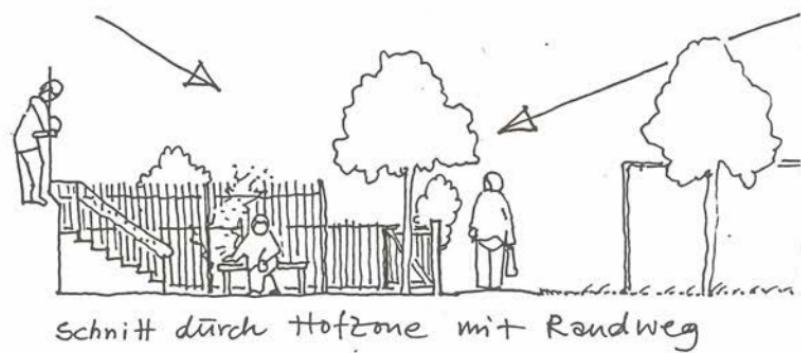
m) daß ich Abstand nach oben habe und mir der hohe Kellersockel den Rücken freihält. Es gibt also einen geschützten Rand, eine Situation die ich nutzen kann. Diese Möglichkeit ist aber nur auf diesen relativ engen Bereich am Haussockel beschränkt und geht selten weiter über den Weg hinaus in die Fläche, da hier ein "Halt" fehlt und sowohl Vorbeigehende als auch die Wäsche zusätzlich Abstand gebieten.

Dieser Platz hinter den einzelnen Gebäuden läßt sich relativ einfach so organisieren, daß am Rande vorbeigehen und Wäscheaufhängen weiter möglich bleibt und der Platz hinter dem Haus als kleiner Hof vergrößert werden kann und damit mehr Möglichkeiten für den "Hausgebrauch" gewonnen werden. Diese Höfe lassen sich als Zone hinter den Gebäuden leicht abteilen und zuordnen, weil sie günstig vom Treppenhaus und den Kellern erreichbar sind. Eine Tiefe von ca. 6.00m ist ausreichend, um Platz zum Basteln, Reparieren, Abstellen von Sachen und ein Platz zum Spielen und Sitzen zu haben. Die Treppen teilen jeden Hof in zwei Hälften, die auch eine Zuordnung zu den beiden Haus-hälften eines Hauses andeuten (Möglichkeit unserer und eurer Hälfte). Um einen wirk-samen Schutz für das persönliche Tun und Lassen zu haben und sich auch tatsächlich ausbreiten zu können, müssen die Grenzen einen Rücken bieten, also die Qualität einer Anlehnungsmöglichkeiten von außen wie von innen haben. Der Zaun ist dafür das be-währte Mittel, weil er nicht nur abschottet, sondern auch Durchblicke gewährt; man be-kommt etwas davon mit, was auf der anderen Seite noch vor sich geht. Die Höhe des Zaunes ist dabei nicht unwichtig. Um dahinter 'verschwinden' zu können und nicht zwangswise Blicken ausgesetzt zu sein, wenn man z.B. mal für sich Sitzen will, ist eine Höhe von ca. 1,25 bis 1,35m notwendig. Die seitlichen Grenzen zu den Nachbarhöfen müssen entsprechend höher ausfallen - etwa 1,60m- weil die unmittelbare Benachba-rung die notwendige Distanz durch eine "Seitenwand" herstellen hilft. Ein ähnlicher Zu-sammenhang läßt sich an den Balkonverkleidungen erkennen, die sich die Bewohner selber herstellen: Nach Vorne werden die Balkongitter verkleidet, um gegen die Blicke von unten "Beinfreiheit" zu bekommen. Zu den Seiten wird die Verkleidung höher gezo-gen, um sich den Blicken -quasi mit "Scheuklappen"- von den Nachbarbalkonen aus entziehen zu können.



Um in den Höfen auch Schutz nach oben zu haben, also zumindest teilweise auch sich den Blicken aus den oberen Stockwerken entziehen zu können, stehen an den Hofzäunen kleine Bäume und Sträucher, die selber keinen Platz wegnehmen und an den Rändern ein Dach über den Kopf machen.

Damit wird aber nicht nur der innere Rand geschützter, sondern auch vorbeiführende Randweg und die daran anschließende Zone.



### 3.2 Hausübergreifende Wiesestücke, Wäsche, Plätze

Hinter den Höfen verläuft weiterhin ein rückwärtiger Verbindungsweg, an den sich die Wäscheplätze als Reihe anschließen. Die Wäschergerüste sollten parallel zum Weg aufgestellt werden, damit die Fläche zwischen den Gerüsten "durchgängig" frei bleibt, wenn dort keine Wäsche hängt. Die Gerüste sind zur Zeit so quer gestellt, daß sie den Platz besetzt halten, selbst wenn keine Wäsche dort hängt.

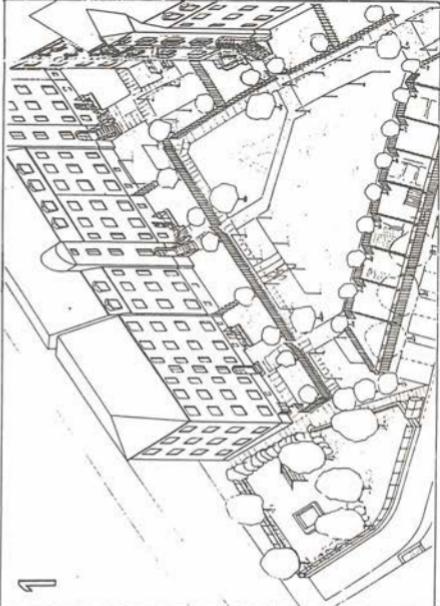
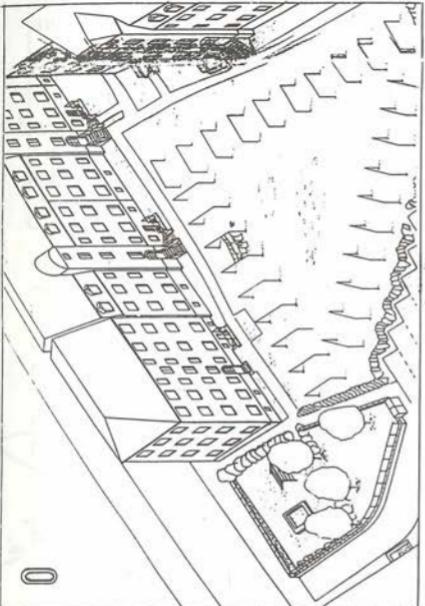
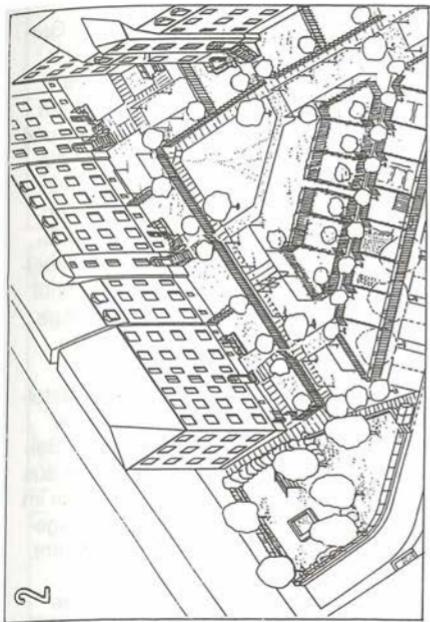
Vor den Ausgangstüren der Höfe sollte die Wäscherreihe unterbrochen werden und Platz lassen. Einmal liegen hier die Anknüpfungspunkte für Verbindungen über die Wiese, zum anderen können sich hier Tätigkeiten über den Hof hinaus ausbreiten. Auch lassen sich Spiele oder Dinge, die etwas mehr Platz brauchen (Federball, Grill aufstellen etc.) im Bereich des eigenen Hauses realisieren. Dabei können dann auch -da ja nicht immer Wäsche aufgehängt ist- die seitlichen Rasenflächen miteinbezogen werden.

Bei vergleichbaren Beispielen hat sich bewährt, statt einer einzigen größeren Fläche, lieber mehrere kleinere Plätze als Ausweichsmöglichkeit und Ergänzung z.B. für größere Gruppen zu haben.

Zur Zeit beträgt die mittlere Wiesenfläche (ohne Wäscheplätze) ca. 300 qm. Die Planung enthält 4 Platzbereiche, die an die Hofflüren anschließen, und die zusammengenommen etwa 250 qm groß sind. Wenn man hier noch die seitlichen Flächen für die Wäsche dazuzählt, die ja von Zeit zu Zeit einbezogen werden können, ist die verfügbare Fläche nicht nur um einiges größer als im jetzigen Zustand, sondern auch qualitativ nutzbarer zugeordnet.

### 3.3 Gartenplätze

Unter den eingeschränkten Bedingungen des Geschoßwohnungsbau stellen die häuslichen Höfe ein Minimum an Bewegungs- und Entscheidungsspielraum dar, der im günstigen Fall auch private und persönliche Anteile möglich macht. Damit kann der Hof aber nicht den privaten Freiraum ersetzen, der in eigener Kompetenz je nach Bedarf und Gusto genutzt werden kann. Auch bei begrenzten Platzverhältnissen und unter den Bedingungen einer "ungewöhnlichen" Baustuktur lassen sich in diesem Fall kleine Gar-



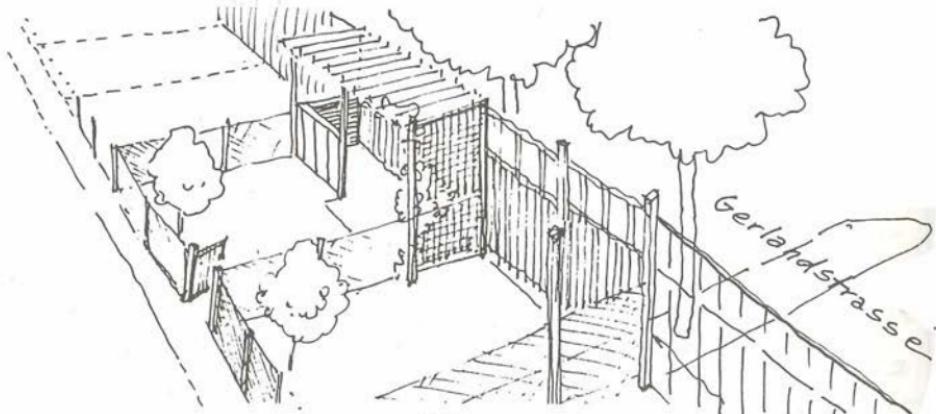
tenplätze so organisieren, daß Selbstgemachtes und private Freiräume sich nach draußen verlängern können und nicht nur auf die Innen-Wohnung beschränken.

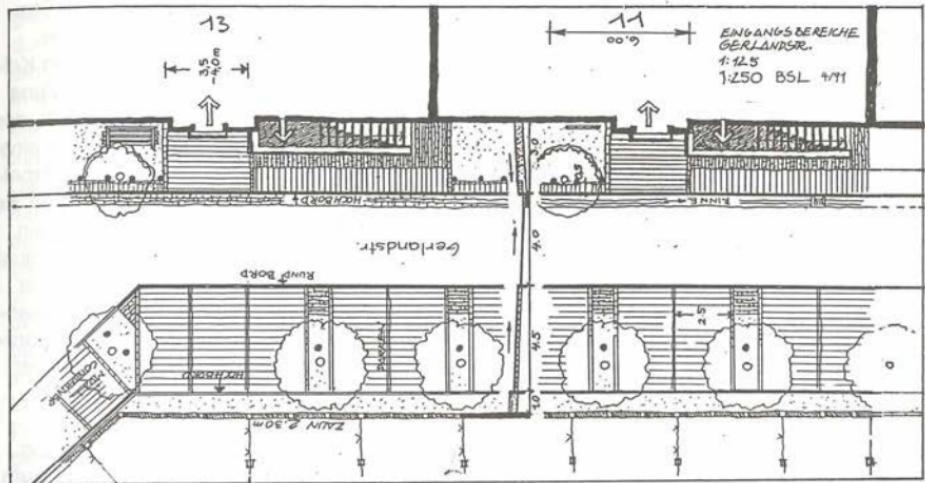
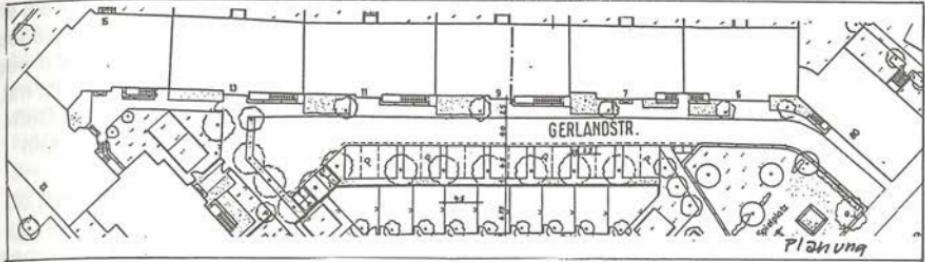
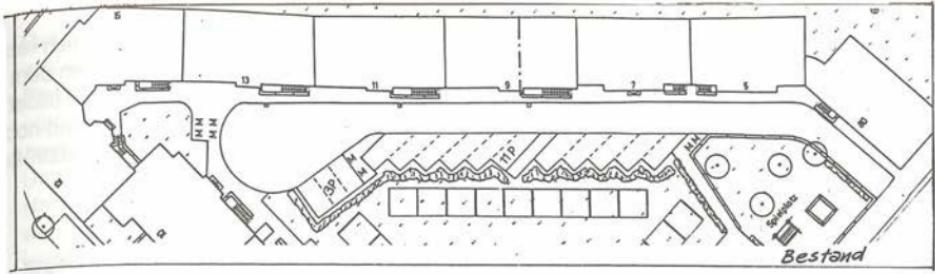
Im Block-Innenhof kann zu den neuen Häusern mit rund 60 bis 70 Wohnungen ein Gartenquartier mit 19 Gartenhöfen abgeteilt werden. Die Erschließung verläuft mit einem schmalen Gartenweg (1,5 m Breite) der von den Hofausgängen mit der rückwärtigen Randerschließung hinter den Höfen einen inneren Randweg schließt. Über die Gärten erhalten auch die öffentlichen hausübergreifenden Rasenzonen mit Wäscheplätzen und Vorplätzen Anlieger auf beiden Seiten, und bilden damit jeweils auch Vorplätze für die angrenzenden Höfe und Gärten. Die vielen einzelnen häuslichen und darüber hinaus individuellen Nutzungen am Rande bilden auch Anknüpfungspunkte für mögliche Kontakte die darüber entstehen können, weil plötzlich Bewohner in unterschiedlichsten Situationen draußen für sich werkeln, sich sonnen, spielen, also im weitesten Sinne arbeiten und stellen damit erst Anlässe her auch für Bewohner, die selber keinen Gartenhof haben möchten. Man kann gucken, was in den Gärten vor sich geht, es gibt beiläufige Kontakte und darüber werden oft auch erst aus den vielen unbekannten Leuten des Wohnblocks bekannte Gesichter, die sich zuordnen lassen.

Da die Bewohnerdichte relativ hoch ist, ist es wichtig, viele kleine Gärten oder Bastelhöfe anzulegen (statt nur einige größere) um damit möglichst vielen Wohnungen die Möglichkeit zu geben, einen privaten Platz zu bekommen. Es gibt in vielen Städten Beispiele für solche Blockhöfe (z.B. Karlsruhe), die fast völlig auf der gesamten Fläche aus kleinen und kleinsten Gärten und Höfen bestehen und es gibt auch beispielsweise im Ruhrgebiet Fälle, in denen kleine private Laubenhöfe den einzelnen Wohnungen zugehören, in denen mehr das Werkeln und Basteln als das Pflanzen im Vordergrund steht.

Zu Anfang wird es bei Rundfragen, wer einen Garten möchte, immer eine bestimmte Anzahl von Bewohnern geben, die eher zurückhaltend und abwartend reagieren. Oft gibt es nur eine Handvoll "Mutige", die den Anfang machen. Und es sind häufig Bewohner, die Gartenerfahrungen haben und relativ selbstverständlich damit umgehen können. Von der evtl. anfänglich kleinen Zahl sollte man aber nicht ein fehlendes Interesse oder eine Ablehnung anderer ableiten. Gerade Beispiele wie am Hüttenplatz in Kassel belegen, daß viele erst einmal gucken wollen, "ob das geht", und wenn der Anfang von anderen gemacht wurde, später nachziehen.

Die Lage der ersten Gärten ist von besonderer Wichtigkeit, da diese sozusagen den Anfang machen und dabei selber nicht nur einen freien geschlossenen Rücken brauchen, damit sie nicht isoliert oder offen in der Fläche liegen, sondern auch für die darauf folgenden weiteren Gärten den Schutz und die Anlehnung bilden. Das spielt zumal in unserem Fall eine Rolle, da es sich hier nicht um einen (geschützten) Innenhof handelt, weil die Gerlandstrasse in den Block verläuft und von vornherein mehr "Öffentlichkeit"





mit sich bringt. Dabei ist gerade der Rand der Wiese mit den Parkplätzen die vergleichsweise öffentlichste Zone im Blockinnenbereich.

Um die unmittelbare Benachbarung von Eingangsseite auf der einen und Hinterhof auf der anderen Seite eindeutig als zwei unterschiedliche Seiten und damit auch Situationen mit unterschiedlicher Bedeutung zu unterscheiden, ist hier eine höhere Grenze als "Rückwand" nötig, die durch eine dichte Baumreihe über den Parkplätzen zusätzlich nach oben als schützendes Dach erweitert wird.

Dieser geschützte Rand ist nunmehr die Voraussetzung für die Anlehnung einer Reihe kleiner Gartenplätze, die privat gepachtet und den Wohnungen zugeordnet werden können. Die erhöhte Rückwand kann nach dem Motiv eines Zaunes mit verlängerten Pfosten und Spalierfeldern bis auf rund 2,30 m Gesamthöhe verlaufen und bildet damit auch die Möglichkeit, kleine private Lauben anzubauen oder die Ecken zu geschützten gedeckten Plätzen auszubauen. Die weiteren Gärten können dann als parallele an-

schließende Reihen an diese erste Reihe zur Mitte hin anschließen. So lassen sich hier bis zu 20 Gartenplätzchen organisieren. Die Rückseiten zur Gerlandstraße folgen dem gleichen Prinzip, wobei hier der Bahndamm bereits einen "schützenden" Rücken bildet und die Parzellen etwas tiefer ausfallen können. In dieser rückwärtigen Zone sind noch einmal mindestens 17 Privatgärtchen realisierbar, die den 6 Häusern der Gerlandstraße mit ihren ca. 45 bis 50 Wohnungen zugeordnet werden.

### **3.4 Straße, Eingangsplätze/Vorgärten und Wendeplatz**

Da die Gerlandstraße als Stichstraße in den Hof führt und ausschließlich die Anlieger von 6 Häusern erschließt, hat sie mehr die Bedeutung eines befahrbaren Weges als einer öffentlichen Straße. Somit steht auch die sonst wichtige Bedeutung des Gehweges in diesem Fall nicht im Vordergrund, da in der Regel auf der "Fahrbahn" gegangen wird, und man nur eben zur Seite tritt, wenn ein Auto vorbeifährt. Der jetzige Gehweg ist mit einer durchgängigen Breite von ca. 80 cm auch mehr ein Distanzstreifen, als ein Gehweg. Entsprechend kommt dieser Zone zwischen Hauswand, Haustür und Bordstein mehr die Bedeutung eines "Vorgartens" zu, als der eines Gehweges.

Mit einer vergrößerten Tiefe der Haustürplätze (Vergrößerung um 1 m auf 2,5 bis 3,00 m) kann dieser wichtige Platz vor der Haustür mit seinen vielen kleinen Tätigkeiten als Übergangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür quantitativ und qualitativ verbessert werden. Dazu ist es nötig, diesen "Vorgarten" auch im Material deutlich vom Straßenbelag bzw. üblichen Gehwegbelägen her zu unterscheiden und damit auch die Grenze des häuslichen Vorgartens zu markieren. Die parallel zum Haus liegenden Kelleraufgänge neben den Eingangstüren definieren in etwa bereits jetzt solch eine Zone am Haus, die nicht durchgängig begangen wird. Dieser jetzt ca. 1 m breite Bereich, der neben den Türen seitlich durch den Sockel mit Geländer der Kellertreppen bereits eine Grenze hat, lässt sich auf mindestens 2 m Tiefe vergrößern, und durch einen kleinkronigen Baum auf der anderen Seite markieren. Baum und Geländer stellen sozusagen die Eckpunkte eines geschützten Türvorplatzes her, der durch den Baum gleichzeitig ein schützendes Dach nach oben bekommt. So erhält der "Platz vor der Tür" nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ einen größeren Spielraum, um sich neben und vor der eigenen Tür aufzuhalten, Sachen abzustellen und Autos und vorübergehende Passanten auf größere Distanz zu halten - man fällt nicht mit der Tür auf die Straße. Der Bordstein stellt dabei die "Vorgartengrenze" dar, die aber nicht verhindert, daß Fußgänger gelegentlich hierhin zur Seite ausweichen können.

Im Sinne einer ökonomischen Ausnutzung von Platz zugunsten von Bewegungsmöglichkeiten vor und hinter den Häusern, sollte die Fläche für den Fahrverkehr (rangieren, parkende Autos oder wenden) so gering wie möglich bzw. nötig gehalten werden. Die Senkrechtaufstellung von Parkplätzen ist beispielsweise von der Platzökonomie her sparsamer, als die jetzige Schrägaufstellung. Bei Senkrechtparken ließen sich auf der jetzigen Fläche nicht nur 15 Fahrzeuge (statt jetzt 11) aufstellen, sondern auch eine Überstellung mit einer Baumreihe realisieren, die wesentlich zur klimatischen und Aufenthaltsqualität des Straßenraumes beiträgt und gleichzeitig auch für die Eingangsbereiche vor den Türen und den angrenzenden Hinterhof eine angenehme schützende Grenze als Dach bildet.

Entsprechend diesen Überlegungen lässt sich auch der Wendeplatz, der z.Zt. bis vor die Haustüren verläuft, reduzieren unter Berücksichtigung der Bewegungsfläche für Müll- und Notfahrzeuge. Die Verkleinerung des Wendeplatzes ist auch Voraussetzung dafür, auf der einen Seite die Hinterhofreihe und den Randweg durchgängig zu realisieren und auf der anderen Seite den "Vorgartebereich" in einer Breite von 2,5 bis 3,00 m nicht zu unterbrechen.

Gerade die Situation des Blockes als Dreieck macht eine Zurücknahme des Wedeplatzes aus dem engen Bereich in der "Spitze" des Dreiecks sinnvoll, um hier etwas mehr Platz und "Luft" zu bekommen. Da diese Hofsituation zwar eng begrenzt ist, aber relativ günstig belichtet wird (südexponiert), ließe sich hier bei Verlegung der Müllplätze ein für zwei Gebäude zusammengefaßter kleiner Hinterhof abgrenzen. Eine weitere hausweise Unterteilung wäre hier aufgrund der Enge und der notwendigen Wegerschließung nicht sinnvoll, aber es ließe sich hier auch ein kleiner Wäscheplatz unterbringen, der den Bewohnern ein bisher langen Weg erspart. Die Abgrenzung ist auch aus dem Grunde wichtig, da hier der Hinterhof von Nr. 12 und 15 unmittelbar neben der Eingangstüre von Haus Nr. 13 liegt; hier also eine Vorder- mit einer Rückseite nebeneinander zusammentreffen. Die Grenze zwischen Haustürplatz und Hof sollte also unmittelbar neben der Haustüre von Nr. 13 verlaufen. Um im Bereich des offenen Wendeplatzes Distanz zu den anschließenden häuslichen zu schaffen, wird der Randweg auf 2-3m verbreitert und erhält eine Baumreihe. Diese Überstellung mit Bäumen ist nicht nur als Sichtschutz für die Höfe und die Ränder am Wege von Bedeutung, sondern überdeckt auch den Wendeplatz in den Randbereichen, der damit die Qualität als Spiel- und Aufenthaltsort im Sinne einer ruhigen Straße erhält.

#### **4.0 Realisierung**

Voraussetzung für die Verbesserung der Freiraumsituation im Sinne dieser Überlegungen, ist die Realisierung der 6 Kellerausgänge der Gerlandstraße Nr. 5-13 und 80. Erst durch die Erschließung der ca. 2000 qm großen Grundstücksfläche an der Bahn, wird eine Zuordnung möglich und z.B. die Verlagerung der Wäscheplätze vom Innenblockhof in diese Fläche möglich.

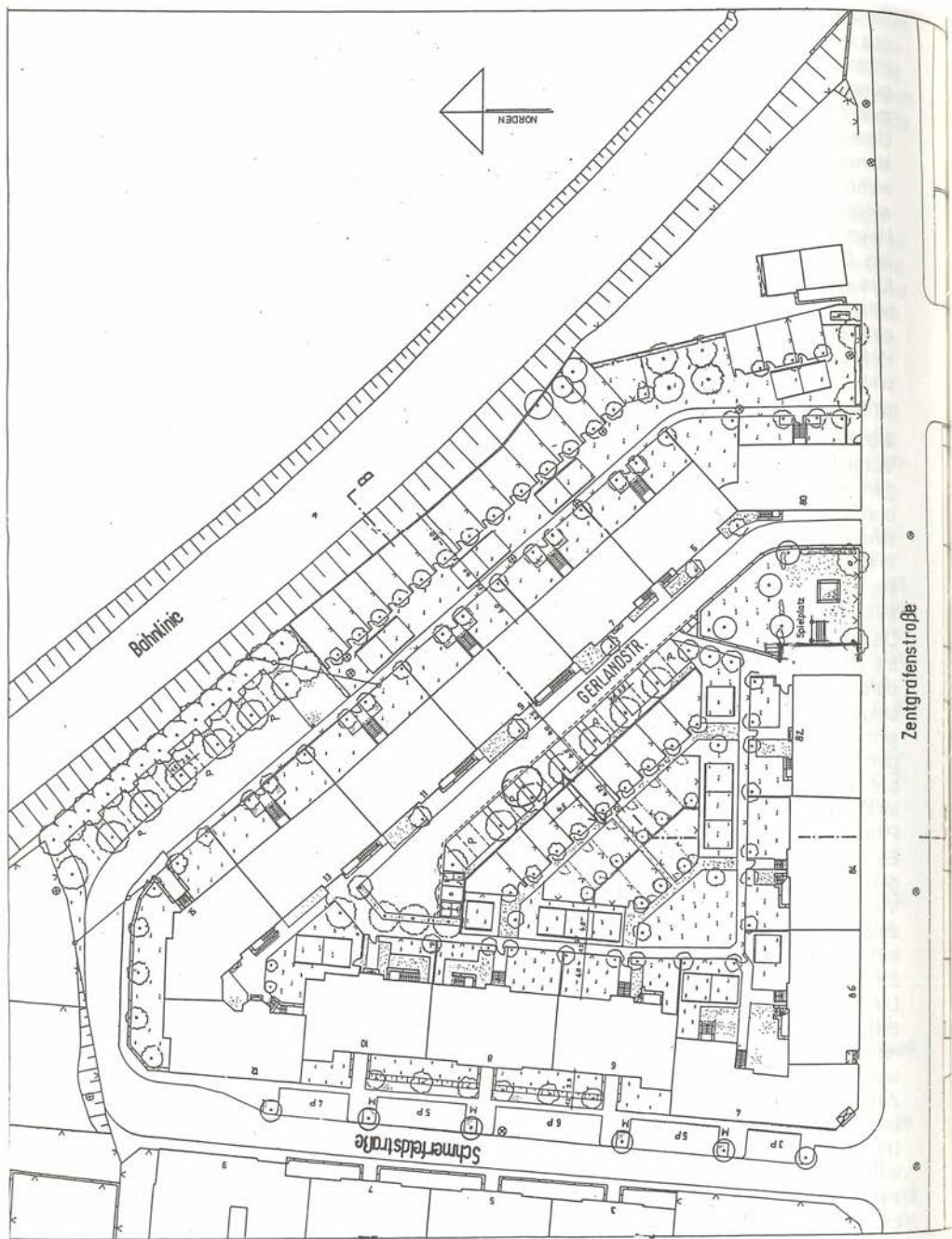
Mit den Kellerzugängen wäre also die wichtigste Voraussetzung für die Organisation des Innenhofes und hätte insofern Priorität.

Da die vorgeschlagenen Ziele sich im wesentlichen auf die Organisation der Grenzen mit Hof- und Gartenzäunen unterschiedlicher Höhe und "Transparenz" beziehen, die durch Baumpflanzungen begleitet werden, kann der Bereich des Wegebaus und der flächigen Erd-/Rasenarbeiten auf ein Minimum beschränkt bleiben. Es wäre beispielsweise sinnvoll, den jetzigen Plattenweg aufzunehmen und nur zu verlegen. Die Flächen hinter den Häusern könnten dabei im Belag unverändert bleiben. Dabei wäre es sogar denkbar, auch einschließlich des Plattenweges diesen Bereich bis zu den Wäscherüsten im Belag völlig unverändert zu lassen und "nur" die Grenzen aufzustellen und die Pflanzarbeiten durchzuführen.

Es ist unbedingt ratsam, diese Arbeiten ohne Einsatz von schweren Baustellenfahrzeugen durchzuführen, um nicht Flächen nachträglich wiederherstellen zu müssen und Verdichtungen der Böden auszuschließen. Erfahrungen in vergleichbaren Baustellen zeigen, daß der differenzierte Einsatz von Kleingeräten und Handarbeit letztlich wesentlich kostengünstiger ist, als der Einsatz von Großgerät, der die flächige Bearbeitung und z.T. irreparable Schäden der Rasenflächen (Bodenverdichtung etc.) zur Folge hat.

Die Anlage der "Vorgartenzone" an der Gerlandstraße läßt sich durch parallele Versetzung des Bordsteines (Anschniden der Fahrbahn) und Versetzen der Abläufe realisieren, ohne die Fahrbahndecke neu herstellen zu müssen. Dieses läßt sich unabhängig von den anderen Maßnahmen durchführen, mit Ausnahme des Wendeplatzes, der in Zusammenhang mit der Anlage der angrenzenden Höfe steht und durch Randschnitte und neue Borde auch in der Höhenlage den Rändern angepaßt werden muß.

Da wesentliche Teile der Leistungen vorgefertigt werden können und die Pflanzarbeiten im Winter stattfinden müssen, ist auch die Beeinträchtigung durch eine längere Baustelle zeitlich relativ kurz zu halten. Wir gehen von einer Bauzeit von insgesamt ca. 8-10 Wochen aus, wobei die Kellerausgänge parallel hergestellt werden können.



Zentgrafenvorstadt

## Vom Blauregen in der Dachtraufe zur Glyzine am Stock - Der Hausstock als Vorbild für die Verwendung und die Pflege von Glyzinien

Kletterpflanzen erfreuen sich seit Jahren zunehmender Beliebtheit. Eine gern gesehene Pflanze ist dabei die Glyzine, ein besonders prächtig blühender, üppiger Schlinger. Von den verschiedenen Spezies wird bei uns am häufigsten *Wisteria sinensis* angepflanzt. Dieser sommergrüne Linkswinder beeindruckt wegen seiner hängenden bis 30 cm langen dichten Blütentrauben, die vielfach vor dem Laub erscheinen. Der blauvioletten Farbe der Blüten verdankt die Glyzine ihren deutschen Namen Blauregen. Bis 10 m hoch kann sie unterstützt von Kletterhilfen wachsen. Die schnellwüchsigen Triebe sind in der Jugend dünn und biegsam, bevor sie nach wenigen Jahren hart und knorrig werden. Die schlingenden, kräftigen Triebe können dann Regenrohre und Dachrinnen zusammendrücken.



Foto von Norbert Kustos, Postkarte

### Erfahrungen mit den Glyzinien am Holländischen Platz

Im Zuge des Ausbaus der Gesamthochschule Kassel am Standort Holländischer Platz (1985) wurden 1987 rund 100 Wisterien im Rahmen der objektplanerischen Ausführung zur Freiraumplanung HoPla<sup>1</sup> gesetzt. Von 1990 bis 1995 wurden diese im ausgehenden Winter von der AG Freiraum und Vegetation im Zusammenhang mit der gebrauchsbestimmten Pflege der Freiräume geschnitten (vgl. AUERSWALD, B. 1993).

Glyzinien können während einer Vegetationsperiode mühelos einige Meter lange Triebe ausbilden. Falsche Ausführungsplanung und die Fassadenarchitektur am HoPla sorgen dafür, daß die Triebe sich ganz nebenbei unter Dachziegeln schieben

<sup>1</sup> Der Auftrag des Hochschulbauamtes erging an das Büro Kreikenbaum + Heinemann (Bremen) und die Planungsgruppe Stadt + Land (Kassel), die in einer Arbeitsgruppe tätig wurden.

und in sämtliche zur Verfügung stehende Ritzen oder Nischen, derer es zahlreiche gibt, hineinwachsen. Dabei nehmen die Wisterien jede Gelegenheit wahr, die als Rankhilfe taugt, um daran emporzuwachsen. Auf dem Hochschulgelände waren einige Pflanzen unbedachterweise neben die Fallrohre der Dachrinnen gepflanzt worden, wo sie Regenrohre ebenso wie Blitzableiter schnell umwunden haben. Bald schon zeigten sich leichte Verbiegungen der Rohre, so daß wir die entsprechenden Glyzinien entfernten.

Als Kletterhilfen sind an den meisten Gebäuden kunststoffummantelte Drahtseile mit Spannvorrichtungen verwendet worden. In der Senkrechten wurden zwei Schnüre oft bis direkt unter die Dachrinne angebracht, unabhängig davon, wie hoch ein Gebäude ist. Mit Ausnahme weniger Pflanzorte gibt es in der Horizontalen ebenfalls zwei Seile, die über die ganze Gebäudefront reichen. An manchen Stellen wurden die Wände auch mit festverankerten Eisengittergestellen als Kletterhilfen versehen. Diese Metallkonstruktionen werden voraussichtlich nach einigen Jahren durch den Druck der verholzten Schlingen verbogen werden.



Abb. 2



Abb. 3

In den ersten Jahren unserer Pflegearbeit gestaltete sich das Schneiden zu einem mühevollen und dabei wenig nachhaltigem Unterfangen. Die Wüchsigkeit der Glyzinen innerhalb einer Vegetationsperiode ist so groß, daß sie mit ihren Trieben jährlich wiederholt die Dachrinnen erreichten und die Dachziegeln zum weiteren Emporranken nutzten (s. Abb. 2). Zunächst beschränkte sich unsere Pflege darauf, die einjährige Langtriebe auf wenige Augen einzukürzen und gleichzeitig die Schlingen im Dachrinnenbereich zur Vermeidung von Schäden zu entfernen. Bei manchen Gebäuden mit hohen Fassaden ergaben sich Arbeitshöhen von über 5 m, die im Prinzip mit einer Schiebeleiter, zu deren Handhabung immer zwei Personen benötigt werden, nicht mehr zu bewältigen sind. Die tatsächlich notwendigen Arbeitshöhen hätten den jährlichen Einsatz eines Hubwagens erforderlich gemacht, der allein schon wegen des Personal- und Zeitaufwandes unökonomisch wäre. So sind wir an diesen Standorten rasch dazu übergegangen, die Pflanzen in einer Höhe von ca. 5 m zu kappen, bis wohin mit einer dreiteiligen Angelegten Aufsteckschiebeleiter noch gut zu arbeiten ist.

Bis zu diesem Zeitpunkt herrschte unter uns eine gewisse Unzufriedenheit mit dem Ergebnis der Schnittmaßnahmen, schließlich war unsere Absicht, vergleichbar der flächenhaften Freiraumpflege und der Baumpflege (vgl. AUERSWALD, B. 1993, GRANDA ALONSO, M.E. 1993), vom Ertrag der investierten handwerklichen Arbeit langfristig durch Arbeitersparnis und gleichzeitig Stabilisierung alterungsfähiger Pflanzen zu profitieren. Es war vorhersehbar, daß die baulichen Gegebenheiten und die artspezifischen Notwendigkeiten der Wisterien dauerhaft erheblichen Pflegeaufwand hervorrufen. Deshalb gingen wir der Frage nach, wie gärtnerische Arbeit in diesem Kontext ohne unnötige Mühsal, sparsam und gleichwohl erfolgreich eingesetzt werden kann. Das Aufgreifen gelungener Beispiele, um von diesen Vorbildern zu lernen, ist eine erprobte und auch in diesem Fall bewährte Arbeitsweise kluger handwerklicher und planerischer Arbeit.

### **Der Hausstock als Vorbild**

Das heutige Fassadengrün hat sein Vorbild in der Produktion von Wein und Spalierobst im Hausgarten. An sonnigen Hauswänden kann ausgesuchtes Tafelobst gezogen werden. Dabei dient die Hausfront zusätzlich als Wärmespeicher und beeinflußt die klimatischen Voraussetzungen einer Region günstig. In milden Lagen können Weintrauben oder Pfirsiche, in ungünstigeren Lagen Birnen oder Äpfel am Spalier geerntet werden. Mit dem Aufbau von Spaliereien ist der Garten als Produktionsort auf ganz praktische Weise in der Vertikalen fortgesetzt und darüber erweitert.

In den traditionellen Weinbaugegenden finden sich des öfteren außer Hausrebstöcken auch alte Wisterienstücke (s. Abb. 4). Vermutlich haben die Glyzinen hier den zusätzlichen Produktionsort für Obst und Wein abgelöst. Interessant ist, daß sie vom Prinzip her wie Weinstöcke am Haus gezogen werden, also die handwerklichen Regeln zur Pflege auf die Glyzinen übertragen worden sind. Häufig steht neben dem Hauseingang der verholzte, baumartige Grundstock der Glyzine, der eine Höhe von



Abb.4

ca. 2,50 - 3,50 m aufweist. Erst in dieser Höhe beginnen die waagerechten Verzweigungen, die in eine oder beide Richtungen entlang der Hauswand gezogen werden. Sie tragen die jungen grünen Triebe einschließlich der Blütentrauben. In der Regel befindet sich dieser Aufbau der Glyzine zwischen dem Erdgeschoß und dem ersten Stock eines Hauses, so daß die Pflegearbeiten durchaus mit einer einfachen Anleiterleiter auszuführen sind. Gleichzeitig werden Teile des Hauses, wie Eingangsreich und erstes Obergeschoß, durch die Einrahmung der Pflanze betont und besonders hervorgehoben. Eine Beobachtung, die an die Herausstellung des Portals und der Belle Etage (als repräsentatives Wohngeschoß) in der Fassadenornamentik, beginnend im Barock, erinnert (vgl. AUTORiNNENGRUPPE 1995).

#### Aufbau und Pflege der Glyzinen

Die Kenntnis der Hausstockerziehung diente uns als Beispiel für die Verwendung und die Pflege von Glyzinen mit nachhaltigem Erfolg. Den erforderlichen Aufbau- und Erhaltungsschnitt (s. Abb. 5) haben wir daraus abgeleitet und inzwischen auf die Glyzinen des Hochschulgeländes übertragen (s. Abb. 6). Beim Erziehungsschnitt geht es zunächst darum, einen Stamm ohne Seitenverzweigungen heranzuziehen. Deshalb werden von unten her alle Augen am Trieb bis in die vorgesehene Stammhöhe entfernt. Erneute Stammaustriebe werden ebenfalls geschnitten, bis die Pflanze nach einigen Jahren keine weiteren Sprosse mehr am Stock hervorbringt. Am Stammende (ca. 2,50 m) wird der Verlängerungstrieb waagerecht weitergezogen und gegebenenfalls ein Seitentrieb in die entgegengesetzte Horizontale geführt. Damit alle Augen am Verlängerungstrieb zum Austreiben gebracht werden können, ist der Trieb anzuschneiden. Dies ist in den nächsten Jahren jeweils im Spätwinter

zu wiederholen, bis der sogenannte Schenkel seine endgültige Länge erreicht hat. Alle auf dem Schenkel sich entwickelnden Triebe werden beim nächsten Winterschnitt auf 2 Augen zurückgenommen und weiterhin im Zapfenschnitt gehalten. Hier bilden sich fortan die Sprosse mit Blättern und Blüten am zweijährigen Holz. Über das Schneiden wird das Zapfen tragende Holz mit den Jahren kontinuierlich verlängert, so daß schließlich eine Erneuerung des ganzen 'Zapfenträgers' und somit ein Rückschnitt ins ältere Holz erforderlich werden wird.



Abb. 5

Diese Schnittmethode ist vergleichbar mit der Erziehungsform des waagerechten Schnurstocks für Weinreben (vgl. HERTEL, F. o. J.: 47), wie sie für den Weinstock am Haus und entlang von Mauern im einstöckigen Aufbau literarisch mitgeteilt wird. Das Schneiden der Stöcke in der beschriebenen Form sorgt für regelmäßige Verjüngung der Pflanzen und Sicherung der Erträge. Während beim Wein der Fruchtsatz über die Schnittmaßnahmen gefördert wird, wird bei der Glyzine die Blühfähigkeit und -willigkeit über viele Jahrzehnte stabilisiert. Außerdem schafft das Schneiden nach dem Vorbild des Hausstocks hinsichtlich Arbeitsmenge und -organisation günstige Bedingungen.

Während des mehrjährigen Aufbaus erhält der üppig schlingende Blauregen ein Grundgerüst, das kontinuierlich wiederhergestellt wird und darauf angelegt ist, Bauschäden beständig auszuschließen. Der jährliche Arbeitsaufwand für den Rück-

schnitt ist kalkulierbar und zudem mit verhältnismäßig einfachen Mitteln zu bewältigen. Eine Anlegeleiter, die von einer Person gut zu handhaben ist, genügt für die notwendige Pflege vollkommen und ermöglicht ein zügiges Arbeiten.

Am besten eignet sich für den Rückschnitt der ausgehende Winter bzw. das zeitige Frühjahr, kurz vor dem Austrieb der Knospen, zumal zu diesem Zeitpunkt die größeren runderen Blütenknospen leicht von den kleineren länglichen Blattknospen zu unterscheiden sind.



Abb. 6

### Kletterhilfen und Alterung der Pflanzen

Im verholzten Grundstock der Glyzine ist ein weiterer Vorteil mitenthalten. Handwerklich klug aufgebaute ältere Wisterien können auf Stamm gezogen ihre Eigenlast selber tragen und benötigen senkrechte Kletterhilfen deshalb nur in der Jugend. Zur Stützung des Grundstocks reichen flexible Befestigungen, etwa plastikummantelte Drahtseile oder kräftige Schnüre, deren Verbindungen mit der Hauswand nach einigen Jahren gelöst werden können, wenn der verholzte Stamm genügend Stabilität aufweist. Diese anfängliche Kletterhilfe sollte nur bis zur gewünschten Stammhöhe angebracht werden, um ein Weiterwachsen der Pflanze in die Höhe nicht unabsichtlich zu fördern. Bei der Stützung der horizontalen Verzweigungen ist die endgültige Länge des Schenkels von Bedeutung. In beide Richtungen geführte Seitentriebe ohne große Ausdehnung, bedürfen dauerhaft allenfalls einer am Haus befestigten einfachen Spalierlatte zur Unterstützung. Dagegen werden ausladende Seitenverzweigungen gealterter Pflanzen ein Gewicht hervorbringen, das nicht ohne weiteres

zu tragen ist. Es ist deshalb empfehlenswert, den Aufbau und damit die kontinuierliche Pflege der Pflanzen vorauszuplanen und bei der Wahl der Rankhilfen entsprechend zu berücksichtigen. Pflanzen auf große Breite herangezogen, erfordern aufwendige Konstruktionen, um das hohe Gewicht zu halten. Stabilere Halterungen in die Wand eingelassen, z. B. Metallverstrebungen oder dicke Drähte, sind in diesen Fällen sicher eher angebracht. Trotzdem können Verankerungen in der Hauswand mit den Jahren durch Druck zumindest verbogen werden.

Auf dem Hochschulgelände kündigt sich dieses Phänomen bei den wenigen Glyzinen, die an festverankerte Eisengittergerüste gesetzt wurden, bereits an. Durch die einschnürenden Kräfte der Pflanzen sind einige Metallstäbe inzwischen verbogen (s. Abb. 3). Darüber hinaus können derartige Konstruktionen, wenn die gealterten Pflanzen ohne senkrechte Kletterhilfen auskommen, nicht problemlos entfernt werden. Diese scheinbar robusten Rankgerüste sind unnötig aufwendig und verursachen erhebliche Investitionskosten. Sie gehören zweifellos in die Kategorie 'demonstrativer Aufwand' (vgl. VEBLEN, T. (1899) 1989) und sind insofern bloßem ästhetischen Empfinden gezielt. Unserer Meinung nach ist es klüger, schmale Hausstöcke zu ziehen, die langfristig mit einfachen waagerechten Halterungen auskommen und lediglich in der Jugend Drähte zur Unterstützung in der Senkrechten benötigen. Wird trotzdem Wert darauf gelegt, breitere Hausfassaden von Wisterien bewachsen zu lassen, ist es günstiger mehrere Exemplare zu nehmen und diese jeweils als schmale Stöcke aufzubauen. Dabei ist die künftige Arbeit im Vorfeld zu bedenken und einzuplanen.

### **Die Glyzine als Solitär**

In vielen Fällen ist es deshalb ratsam, als PlanerIn sparsam in der Verwendung von Kletterpflanzen zu sein und gleichzeitig das Augenmerk auf die Wahl geeigneter Pflanzorte zu richten. Für Glyzinen sind Standorte nie neben den Fallrohren der Dachrinnen zu wählen. Die sonnigen Mauern und Wände sollen über eine gute Zugänglichkeit mit der Leiter verfügen und darüber die mühelose Erreichbarkeit der Pflanzen für die Pflegearbeiten gewährleisten. Wenige Glyzinen am richtigen Ort, beispielsweise zur Betonung von Hauseingängen eingesetzt, haben freiraumplanerische Qualitäten, weil sie die Orientierung erleichtern und den Alltagsgebrauch unterstützen. Nebenher sind sie ein schöner Blickfang, unter Umständen mit größerer Wirksamkeit als eine Fülle von Glyzinen, die fast schon erschlagen in ihrer Üppigkeit. Ein Meer von Glyzinen über die ganze Fassade verteilt, schafft keine Betonung und hebt letztlich nichts mehr hervor, organisiert aber gleichzeitig ein hohes Maß an gärtnerischer Arbeit.

In der Planung von privaten wie öffentlichen Freiräumen ist die erforderliche Pflege der Kletterpflanzen als Verfertigung der Planung vorausschauend mitzudenken. Für private Freiräume gibt es eine klare Zuständigkeit und Entscheidung in der Herstellung, d. h. hier entscheiden jene Leute über die Verwendung von Kletterpflanzen, die künftig auch die notwendige Pflege übernehmen. Bei der Ausstattung öffentlicher

Freiräume ist dieser Zusammenhang aufgehoben. Die Ebene der planerischen Entscheidungskompetenz ist losgelöst von jener der gärtnerischen Ausführung. Zudem ist die Organisation der Pflege in der Planungsphase häufig ungeklärt, so daß die Einbeziehung von Kletterpflanzen in die Objektplanung sparsam und in der Artenauswahl mit Bedacht erfolgen sollte, um die erforderlichen Pflegearbeiten möglichst gering zu halten.

### **Zusammenfassung**

Durch unsere gärtnerische Arbeit mit den zahlreichen Glyzinen der Gesamthochschule, über deren Anzahl wir im Zusammenhang mit den Schnittmaßnahmen und den örtlichen Gegebenheiten gerade am Anfang verärgert waren, haben wir wichtige Erfahrungen für die planerische Arbeit gewinnen können. Dazu gehören neben Kenntnissen geeigneter Pflanzorte auch der sparsame Einsatz von Solitärn am richtigen Ort. Ebenso wichtig ist das Wissen darum, daß Wisterien in der Jugend besondere Aufmerksamkeit und handwerkliches Geschick erfordern, damit die investierte Arbeit dauerhaft und produktiv sein kann. Hier findet sich eine Analogie zur Jungwuchs- und Herstellungspflege der Bäume und deren Bedeutung für die Alterungsfähigkeit und Nachhaltigkeit von Baumpflanzungen (vgl. GRANDA ALONSO, M.E. 1993, AUTORINNENGRUPPE 1996). So konnten wir die aus der Objektplanung vorgegebene Situation mit viel zu vielen Glyzinen, gepaart z. T. mit ungünstigen Voraussetzungen baulicher und materieller Art (Kletterhilfen bis zur Dachrinne, hohe Fassaden), an vielen Standorten nachträglich konstruktiv wenden. Mit der Schnittmethode 'à la Hausstock', also dem Aufbau der Pflanzen mit Stamm und einstöckigen Seitenverzweigungen, haben wir eine Weg eingeschlagen, der die gärtnerische Arbeit unter den vorhandenen Bedingungen erleichtert, den geringsten Aufwand bedeutet und Pflanzen hervorbringt, an denen man sich nachhaltig erfreuen kann.

### **Literatur**

- AUERSWALD, B. 1993: Gärtnerische Erfahrungen mit selektiver Freiraumpflege. In: Notizbuch der Kasseler Schule 29. 153-176. Hrsg.: AG Freiraum u. Vegetation. Kassel.
- AUTORINNENGRUPPE 1995: Der Stil der Ökonomie. Studienarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung d. Gesamthochschule Kassel. Unveröffentl. Manuscript. Kassel.
- AUTORINNENGRUPPE 1996: Vertrauliche Mitteilungen über Bäume. Notizbuch der Kasseler Schule 38. Hrsg. AG Freiraum u. Vegetation. Kassel.
- GRANDA ALONSO, M.E. 1993: Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr! Diplomarbeit am Fachbereich Stadt- u. Landschaftsplanung d. Gesamthochschule Kassel. Unveröffentl. Manuscript. Kassel.
- HERTEL, F. o .J. : Der Weinstock am Haus und im Garten und seine Pflege. In: Lehrmeister-Bücherei Nr. 113. Minden/Westf..

## Von Druck- und Zugholz - Beobachtungen an Laubbäumen

Bei unseren Spaziergängen im Vorfrühling 1993 bei denen wir Baum-Aufnahmen zur Diplomarbeit 'Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr' (Granda Alonso, M. E. 1993) sammelten, beobachteten wir an einigen älteren Platanen auffällige Borkenbildungen an den unteren Astansätzen.

### Das Phänomen

Bei der Präzisierung des Phänomens gilt es den deutlichen Unterschied zwischen Astober- und Astunterseite zu beschreiben. Die Unterseite der untersten Äste war zum Stamm hin mit einer dicken Borke besetzt, die bei den ansonsten fast glatten Stämmen und Ästen der Platanen stark auffiel. Zudem wirkten die Astunterseiten an diesen Stellen gestaucht, was durch Querwülste und Verdickungen auf den Unterseiten zusätzlich betont wurde. Oberseits waren die Äste dagegen glatt, hatten kaum Schuppenborke und schienen eher gestreckt in den Stamm zu verlaufen, so daß es wie Versteifungen zwischen den Stämmen und den mächtigen weit ausladenden unteren Ästen aussah. Wenn wir uns nun einen Querschnitt durch diese Äste denken, wird eine ovale Form erkennbar. Diese konnten wir uns zunächst nur so erklären, daß der Zuwachs an diesen Astabschnitten stark unterschiedlich erfolgt war und zwar derart, daß die Oberseiten gegenüber den Unterseiten einen wesentlich stärkeren Zuwach aufwiesen.



oben: Borkenbildung an Astunterseite bei Platane  
rechts: Protzige Platane



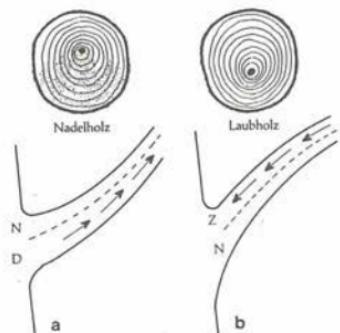
Die hier beobachteten Platanen hatten ausgesprochen grobstige, weit ausladende Kronen und sehr niedrige Kronenansätze von ca. 2m. Besonders im unteren Bereich - etwa bis in 4m, zum Teil auch 5m Höhe - waren die Kronen aus sehr wenigen und mächtigen Seitenästen aufgebaut, die insgesamt den größten Teil der Krone stellten. Kleinere Verzweigungen und Feinäste fehlten völlig und kamen gera demal an den Treibspitzen vor. Wie sich bei genauerer Prüfung herausstellte, waren

die protzigen unteren Äste durch kontinuierlich erfolgte Entastungen in diesem Bereich vollständig kahl. Das konnten wir sehr anschaulich an den vielen Schnittnarben und -wunden verfolgen.

Plausibel erschien uns weiters die Überlegung, daß die kontinuierlich aufgeputzten Äste neben der Kompensation der zu niedrigen Kronen auch eine Reaktion auf den statisch extremen Kronenaufbau darstellten. Daß dieses Problem allerdings hergestellt und durch die erfolgten Schnitte nicht nur nicht aufgehoben, sondern zudem verschärft wurde, schien die Gärtner nicht zu stören, stellten die erfolgten Schnitte doch zumindest in ihrer Wahrnehmung eine Art psychologischer Entlastung dar.

### Ein Vergleich mit der Literatur

Da bei den beobachteten Platanen die unteren Äste ein Gutteil der Krone ausmachten, lag die Vermutung nahe, daß das zuvor beobachtete Phänomen eine Reaktion auf die starken Zug- und Druckkräfte im Bereich der Astansätze sein könnte. Wir vermuteten also, daß die Bäume im Bereich starker dauerhafter Belastungen mit einem entsprechenden Wachstum reagierten und darüber auftretende Lasten auf größere Stamm- bzw. Astquerschnitte verteilen.



Reaktionsholz. a Druckholz (D) und b Zugholz (Z) mit Normalholz (N). aus: Bartels, H. 1993: 301

Die Literaturrecherche brachte die Bestätigung und die Erklärung zum 'Reaktionsholz'. Bei Straßburger (1978: 453) und Bartels, H. (1993: 301) konnten wir folgende Regel nachlesen: Die Laubgehölze reagieren zum Ausgleich ungleicher Lastverteilung mit Zugholz, also mit verstärktem Wachstum an den Astoberseiten, während Nadelgehölze hingegen mit Druckholzbildung, also mit verstärktem Wachstum der Astunterseiten reagieren. Unsere Beobachtungen an den Platanen folgten uneingeschränkt dieser Regel.

### Reaktionsholz bei Linden

Etwa ein Jahr später beobachteten wir an wesentlich jüngeren ca. 40jährigen Linden ein rascheres Wachstum der Astunterseiten. Durch unterseitige Verdickungen am Astansatz hinterließen sie einen aufgeblähten Eindruck. Demnach ein vergleichbares Phänomen, allerdings in entgegengesetzter Richtung. Die genaue Beobachtung der Borkenbildung ließ denn auch den Schluß zu, daß bei den Linden die Unterseite schneller zugewachsen war. Die Borke war infolge des raschen Dickenwachstums der Unterseiten stark längsrissig, so daß die Astansätze von unten gesehen durch viele helle Längsstreifen junger Borke auffielen. Im gedachten Querschnitt durch den Ast, zeigte sich wieder deutlich eine ovale Fläche, wobei, wie bereits erwähnt, das verstärkte Wachstum auf die Unterseite konzentriert war.

Ein Widerspruch also zu den bisherigen Beobachtungen an Platanen und auch zur literarisch belegten Beschreibung, bei der für Laubgehölze nur Zugholzbildung zum Ausgleich ungünstiger statischer Verhältnisse angegeben wird. Das machte uns stutzig, zumal hier offensichtlich 'Reaktionsholz' zu beobachten war, das in der Logik der Botaniker nur Druckholz sein konnte. Wir zollten diesem Widerspruch allerdings erst mal wenig Aufmerksamkeit und beließen es dabei. Wichtiger war uns die Ursache für dieses Phänomen, das einige Parallelen zu den Beobachtungen an den Platanen zeigte.

Neben den wieder viel zu niedrigen Kronenansätzen, fiel uns der kandelaberartige Wuchs auf - den wir auch an einigen Platanen beobachtet hatten -, bei dem durch Schnitte stark vergröberte untere Äste den Leittrieb umwuchsen. Die unteren Kronenbereiche waren ebenfalls durch kontinuierliche Schnitte stark ausgekahlt. An den unterschiedlichen Schnittaltern wurde erneut das systematische 'Aufputzen' der Kronenansätze ersichtlich. Feinere Äste und Zweige waren nur noch an den Triebspitzen vorhanden, so daß auch hier wieder lichte Kronen bis in ca. 4m bis 5m durch aufwendige und falsche Arbeit hergestellt wurden. Das Kronengerüst war insgesamt stark vergröbert. Im unteren Bereich entsprechend schwer und den Kronenaufbau bestimmend.

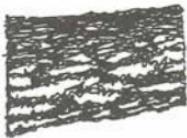
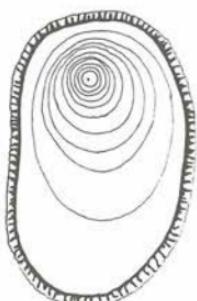
### **Der Widerspruch zur Literatur**

Bei unserer zweiten Aufastungsaktion - Nachholende Fertigstellungspflege - im Vorfrühling 1995 an Eichen und Linden an der Ingenieur Schule in Kassel wurde der bereits beobachtete Widerspruch zur Literatur offensichtlich.

Die dort im Frühjahr 1984 vom Baumbüro »7 000 Eichen« gepflanzten Bestände sind von ihrer Verzweigung (Aststärke und Astansatz) sehr inhomogen. Neben sehr feinastig garnierten Eichen und Linden sind grobastige vertreten. Besonders an den grobastigen Linden und hier ebenfalls an den Eichen fiel uns das bereits beobachtete Phänomen der starkwüchsigen Astunterseiten in Stammnähe wieder auf. Diese grobastigen Exemplare, in der Forstpartie als Protzen bezeichnet, (vgl. Hülbusch, K.H. 1996), zeigten an den Schnittflächen beim Aufasten nun deutlich den unterschiedlichen Zuwachs zwischen Unter- und Oberseite.

Entgegen der in der Literatur harträckig repitierten Regel wiesen sowohl die Linden, wie auch die Eichen ein verstärktes Wachstum der Astunterseiten, also Druckholz zum Ausgleich ungünstiger statischer Verhältnisse auf, wie sie bei den grobastigen Protzen bereits in jungen Jahren auftreten.

Damit war nun eindeutig die Frage zum Druck- und Zugholz geklärt bzw. zumindest die uneingeschränkte Gültigkeit der in der Literatur harträckig wiederholten Regel widerlegt. Beides kommt bei Laubgehölzen vor und ist scheinbar von den Botanikern bisher übersehen worden. Das hat wohl eher damit zu tun, daß dies keiner mehr nachgeprüft hat und alle nur von einander abschreiben. Dies gilt sowohl für die neuere 'baumbiologische' Literatur (Shigo, A. 1992: 116), wie auch für Baummechaniker wie C. Mattheck (1992: 19, 20).



oben: Astschnitt und Rindenbild bei Linde;  
unten: Astschnitt und Rindenbild bei Eiche

Die Frage zur Ursache des Reaktionsholzes taucht hier entweder als Lehrbuchbeispiel - an instabilen Hängen stehende Bäume - oder aber als Sammelsurium einzigartiger Fallgeschichten auf, bei denen in der Geschwäztigkeit der Anekdoten jede behaltbare und auf städtische Beobachtungen übertragbare Regel untergeht. Handreichungen und schlüssige Regeln zur Stadtbaumerziehung am Standort sind davon jedenfalls nicht ableitbar. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, denn die Kunde als akumulierter Erfahrungsschatz steht dem Verkauf von Vergurtungen, Kronenankern und sonstigen Mätzchen diametral gegenüber. Die Kundigkeit lässt sich weder verkaufen noch abschöpfen (Hübusch, K.H. 1989; AutorInnengruppe 1991/92).

### Protzen und Parkbäume oder: Anmerkungen zum Leitbild

Der Vergleich der Fälle verweist auf zwei wesentliche Prinzipien. Erstens die viel zu niedrigen Kronenansätze und zweitens der stark vergrößerte Kronenaufbau. Was die Entstehung betrifft, können wir zwei Gruppen unterscheiden. Erstens der durch das falsche 'Aufputzen' der unteren Seitenäste sekundär hergestellte Protz und zweitens der genetisch dazu veranlagte. In beiden Fällen wird, insbesondere wenn die Bäume nicht aufgeastet werden, der Leittrieb konkurriert und ein Guteil der Last auf die untere Verzweigung, d. h. auf die Äste des Kronenansatzes verlagert. Dies sind in der Hierarchie der Verzweigung ohnehin die ältesten Seitenäste und damit auch immer die dicksten bzw. stärksten. Dadurch wird die Bildung von Reaktionsholz - je nach Baumart Druck- oder Zugholz - gefördert. Das ist wiederum ein Indiz für den Protz.

Ob die protzigen Bäume genetisch bedingt oder sekundären Ursprungs sind, also durch die versäumte Stammerziehung und falsche Schnitte in den Kronen hergestellt wurden, ist für die Folgen zunächst ohne Belang. Denn in beiden Fällen wird der Versuch einer nachholend wirksamen Fertigstellung des Stammes unnötig erschwert. Und je nach Dauer des Versäumnisses gegebenenfalls sogar verunmöglicht.

Interessant ist der Hinweis, den die jungen Eichen und Linden an der Ingenieur Schule enthielten, weil dieser den Kreis zum Anfang dieser kleinen Passage schließt.

In der Tendenz enthält das protzige Wuchsverhalten, d.h. die starke Konkurrenz der Seitenverzweigungen zum Leittrieb bereits den Habitus des landschaftlichen Baumes, des Solitärs mit weit ausladender Krone und einem kurzen Stamm. Die Selektion des Protzen (K.H. Hülbusch, 1995) wäre damit im Sinne der 'Schlüssel-fertig-Grün-Ideologie' verstehtbar (Grundler, H. und Lührs, H. 1983). Die Auslese der Grünämter und Baumschulen würde damit genau diesem Leitbild folgen. Zwar unreflektiert aber dennoch gezielt, denn der Zeitraum zur Herstellung eines gealtert aussehenden Stadtbäumes wird scheinbar erheblich verkürzt. Tatsächlich sind die Bäume lediglich - quasi im Zeitraffer - enorm vergreist bzw. frühzeitig gealtert. Mit dem Ergebnis, daß die Alterungsfähigkeit, als Qualitätsmerkmal handwerklich-gärtnerisch solider Arbeit enorm geschmälert wird. Real verhält es sich also genau anders rum, oder: Nur Bäume, die nicht schon in der Jugend 'alt aussehen', können wirklich reifen und alt werden.

### **Die adäquate Stadtbaumerziehung - Regeln**

Unsere Beobachtungen zum Zug- und Druckholz verdeutlichen nicht nur die, in ihnen zum Ausdruck kommende kontraproduktive Arbeit, sondern die Selektion ungeeigneter Pflanzqualitäten und die Unfähigkeit adäquate Stadtbäume zu erziehen. Damit wäre auch die Frage der 'richtigen' Statik längst geklärt, denn diese ist in Abhängigkeit der Ausgangsbedingungen (Pflanzqualitäten) und der Erziehung zu betrachten (Granda Alonso M. E. 1993). Die handwerkliche Unfähigkeit, d.h. mangelnder Sachverstand und Borniertheit hofiert den Baumstatiker zum neuen Wissenschaftsexperten der grünen Riege. Wenn wir von dem Nebenschauplatz auf den eigentlichen Kern der Stadtbaumerziehung zurückkommen, bestätigt sich folgende Regel: Der geeignete Stadtbau zeichnet sich in seiner Jugend durch eine ausgesprochene Terminaldominanz, eine feinastige Garnierung und flach ansetzenden Seitenverzweigungen aus, die über die kontinuierliche Stammerziehung (Fertigstellungspflege) durch Aufastungen in den ersten zehn Standjahren gefördert werden.

### **Literatur**

- AutorInnengruppe 1991/92: Das Ablasswesen Bd. I & II. Projektarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung an der Gesamthochschule Kassel.
- Bartels, Horst 1993: Gehölzkunde: Einführung in die Dendrologie. Stuttgart: Ulmer
- Granda Alonso, Maria Elena 1993: Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr. Diplomarbeit am Fb 13 der Gesamthochschule Kassel.
- Grundler, Hubert; Lührs, Helmut 1983/93: Straßenbegleitgrün in der Krise. Diplomarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. in: Notizbuch 24 der Kasseler Schule, 1992, (Hrsg.) AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1989: Stadtgrün ohne Stadtgärtner. In: Nachlese Freiraumplanung. In: Notizbuch 10 der Kasseler Schule. (Hrsg.) Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1996: Protzen und Stammurfänge in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.) Die Stadt-Baum-Schule. Notizbuch der Kasseler Schule. Kassel. Veröffentlichung in Vorbereitung.
- Mattheck, Claus 1992: Die Baumgestalt als Autobiographie. Einführung in die Mechanik der Bäume und ihre Körpersprache. Bernhard Thalacker. Braunschweig
- Shigo, Alex L. 1992: Die neue Baumbiologie - Fachbegriffe von A bis Z. Bernhard Thalacker. Braunschweig
- Strasburger, E. et al. 1978: Lehrbuch der Botanik. 31. Aufl. Gustav Fischer Verlag. Stuttgart

## **Rheinisches Schwarzbrot**

Als ich eines Morgens im Sekretariat nach der Post für Kiwi und die AG Freiraum und Vegetation sah, lag ein rheinisches Schwarzbrot in unserem Fach.

Meine Verwunderung ob dieser ungewöhnlichen Postsendung klärte Kiwi schnell auf. Eine der Damen im Sekretariat käme vom Niederrhein, kenne seine Vorliebe für dieses typisch rheinische Schwarzbrot und würde ihm eben solches von ihren Besuchen gelegentlich mitbringen. Für den Fall, daß dieser Transfer einmal in's Stocken gerät, möchte ich einen Beitrag leisten, der außerdem von den Einheits- und Standardbackmischungen der Bäckereien unabhängig machen kann:

Meine Mutter pflegt eine mehr als 30jährige Freundschaft zu der Bäckerin unseres Dorfes am Niederrhein. Vermutlich habe ich es dieser alten Verbindung zu verdanken, daß mir die Bäckerin nach und nach ihr Rezept für das Brot preisgab. Natürlich ist daraus nicht das übliche Kochbuchrezept mit exakt abzuwegenden Zutaten geworden, dafür läßt es aber den BäckerInnen künftig ein weites Feld an Spielräumen, was die Mischung und die Mengenverteilungen anbelangt.

Man nimmt eine Portion Sauerteig, der zuvor mit Roggenmehl, Wasser und Buttermilch (Joghurt, Kefir oder sonstigen milchsauren Produkten) selbst angesetzt wurde. Sollte er einmal mißlungen sein, was in den Sommermonaten gelegentlich passiert, weil es ohne Heizung/Ofen schwierig ist, eine gleichbleibend hohe Temperatur über 3 Tage und Nächte zu gewährleisten, dann kann man vielleicht auch mal einen guten Bäcker nach einer kleinen Schale Sauerteig fragen.

Dieser Sauerteig wird mit Roggenschrot, etwas Roggenmehl, Wasser und Salz verknetet. Die Menge des Mehls richtet sich ein bißchen danach, wie grob das Roggenschrot ist, je größer, desto mehr Mehl ist nötig. Es wird aber nur soviel Mehl genommen, daß das Schrot eine gewisse 'Bindigkeit' erreicht und nur so viel Wasser, bis ein Teig entsteht, für den man beim Kneten schon ein wenig Mühe aufwenden muß. Kräftig kneten, ruhen und gehen lassen.

Dann den Teig 'aufmachen', d. h. formen, in Kartoffelmehl wälzen, in eine (Kasten)-Form legen, und wieder gehen lassen. Bei den kleinen Portionen für den Eigenbedarf empfiehlt sich die Verwendung einer Kastenform, damit das Brot nicht breit läuft. Die Bäckerin sagte mir, in der Kastenform müsse man leider eine scharfe Kruste in Kauf nehmen, vielleicht ließe sich diese aber vermeiden, wenn das Brot während des Backens ab und zu mit in Wasser aufgelöstem Kartoffelmehl bestrichen, oder wenn der Teig an den Seiten mit Holzbrettchen abgestützt wird. Die Bäcker haben natürlich ovale Brotlaibe mit einer glatten runden Oberfläche geformt, diese Schwarzbrote dicht aneinander auf's Blech gesetzt und sie zusammen abgebacken, so daß sie nicht das Problem mit der Kruste hatten und vor allem die lange Backzeit über Nacht ökonomisch nutzen konnten.

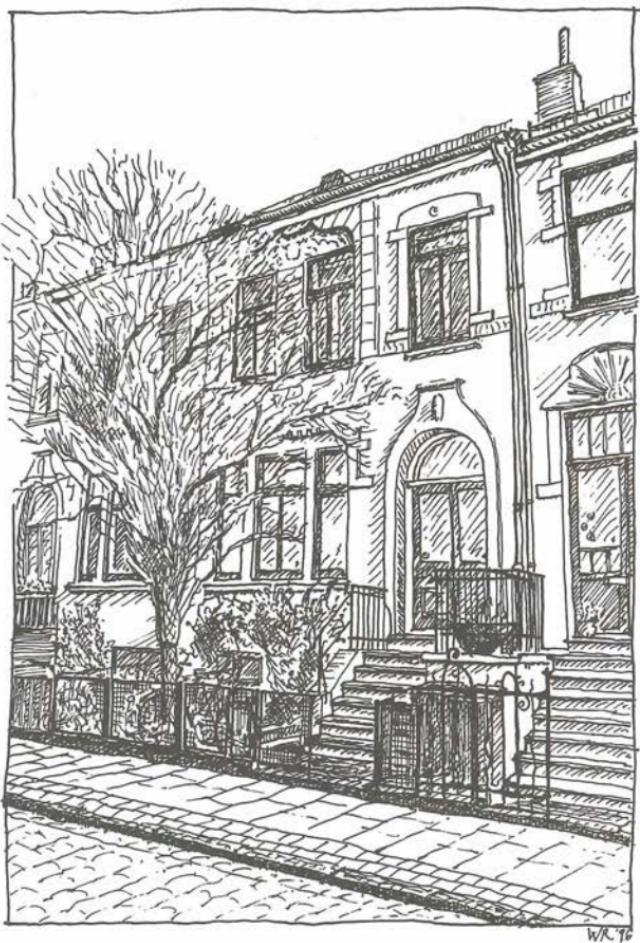
Für den Hausbedarf wählt man eine mittlere Temperatur und legt die Backzeit bei ca. 1 ½ bis 2 ½ Stunden, wobei sich die Dauer nach der Teigmenge im Ofen und der Feuchtigkeit des Backguts richtet. Das Brot ist fertig, wenn es sich beim 'Anklopfen' auf den Laib hohl anhört.

Viel Spaß beim Mischen, Kneten, Formen, Backen und beim verdienten Schmauß!

**Wilfried Ring**

**„Der hier im Reihenhaus sitzt...“**

„Der ‚Wegeberater‘ ist gut beraten, wenn er nicht nur Berater-Seminare über alternative Wegsysteme abhält, sondern sich selbst für ganz bestimmte Wege und die sie tragenden Werte entscheidet.“      Sigmar Groeneveld, Agrarberatung und Agrarkultur, S. 23



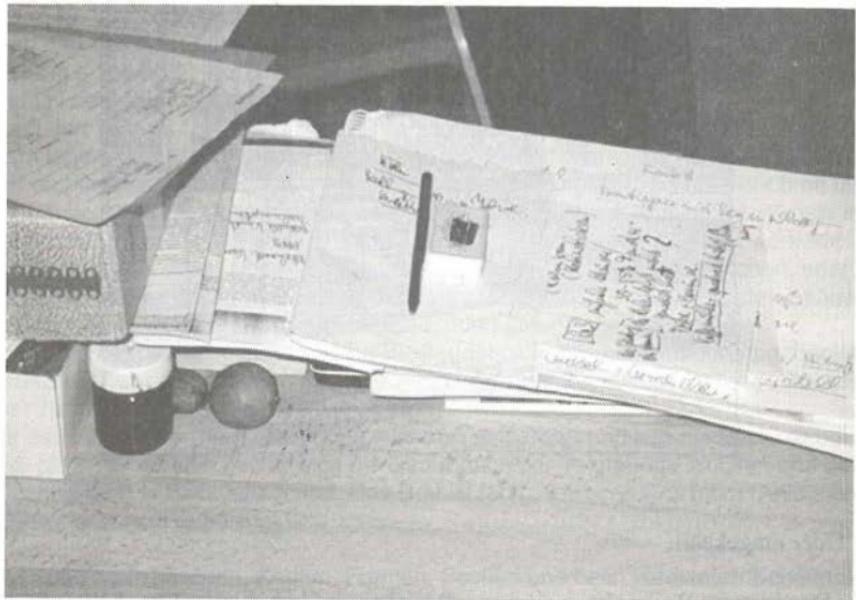
Oder umgekehrt:

„Der hier im Reihenhaus sitzt, wirft nicht mit Heil-durch-Ziegel-Steinen!“



Ferdinand, Helga und Gabi gratulieren recht herzlich und zum Wohlsein.  
Neuhauer, Roßschlachterei, Kastenalsgasse 8, Kassel. Foto: Christoph Theiling

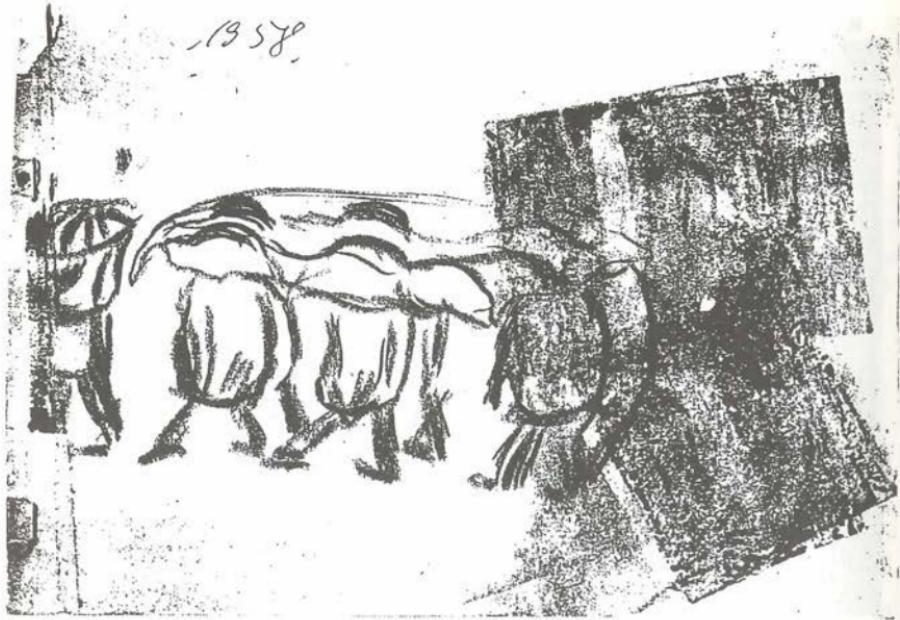
Stillleben 13.09.1995 Miltenberg (Foto: H. Böse-Vetter)



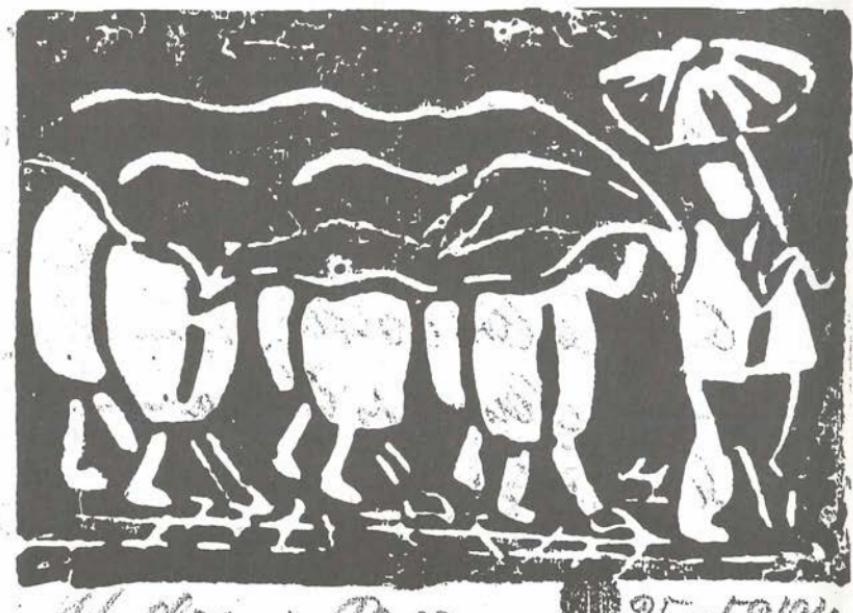
Kleine Galerie: Zeichnungen und Bilder von Karl Heinrich Hülbusch



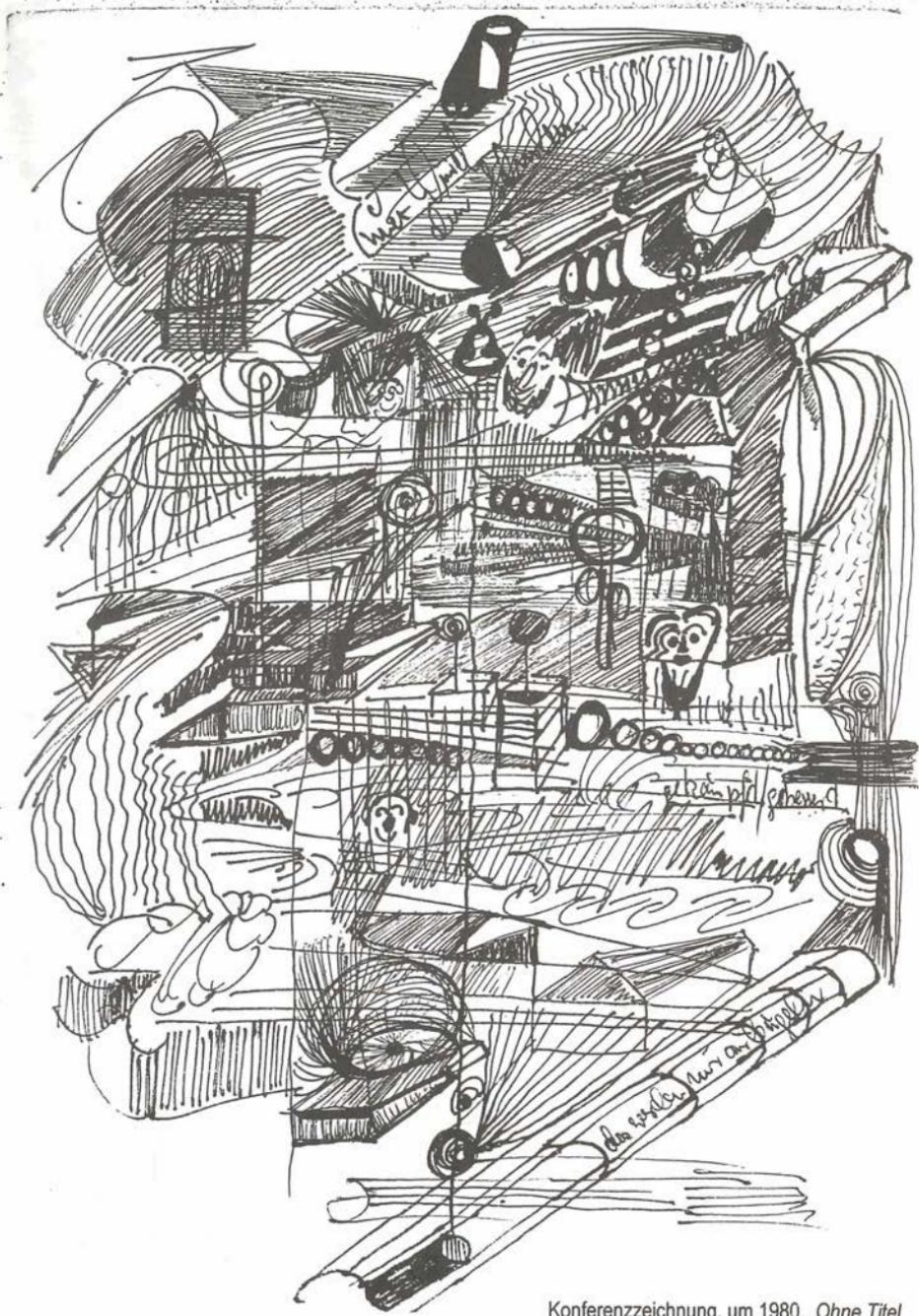
Karl Heinrich Hülbusch, Bleistift, 1958, *Ohne Titel*



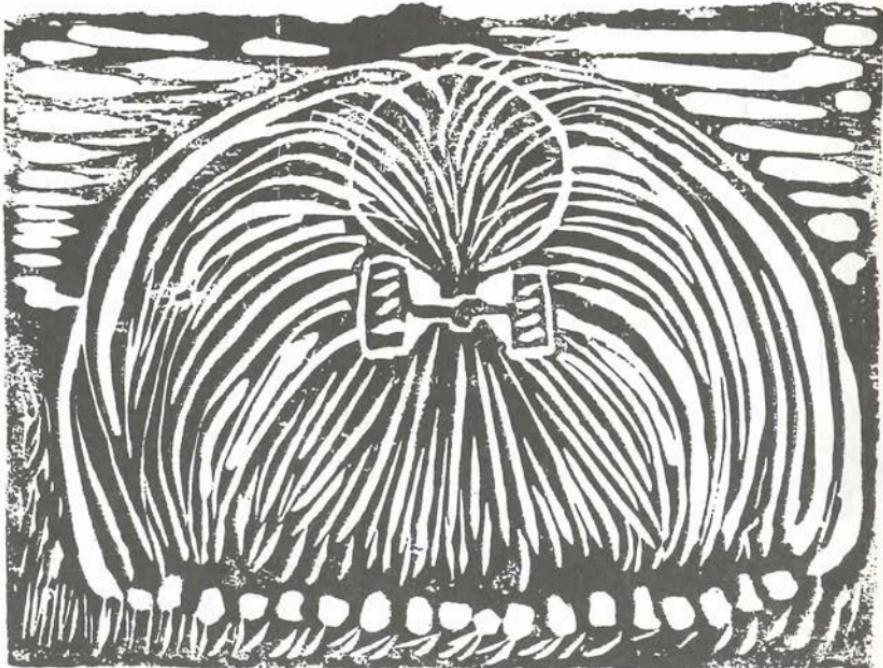
Karl Heinrich Hülbusch, Bleistift, 1958, Ohne Titel



Karl Heinrich Hülbusch, Linolschnitt, 1959, Studis im Regen (Titel von 1994)



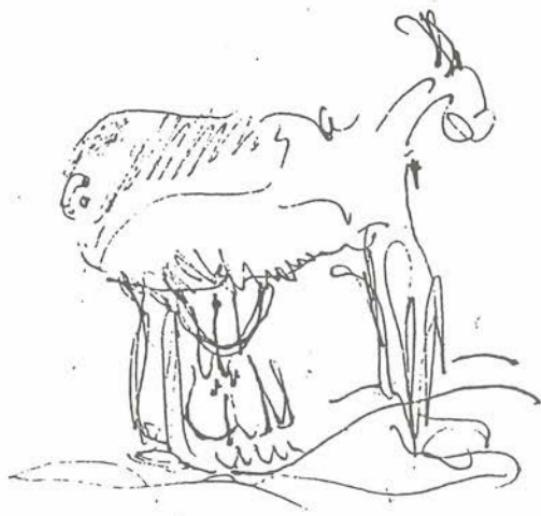
Konferenzzeichnung, um 1980, *Ohne Titel*



Linolschnitt coloriert, 1986, *Die neue Landschaft*

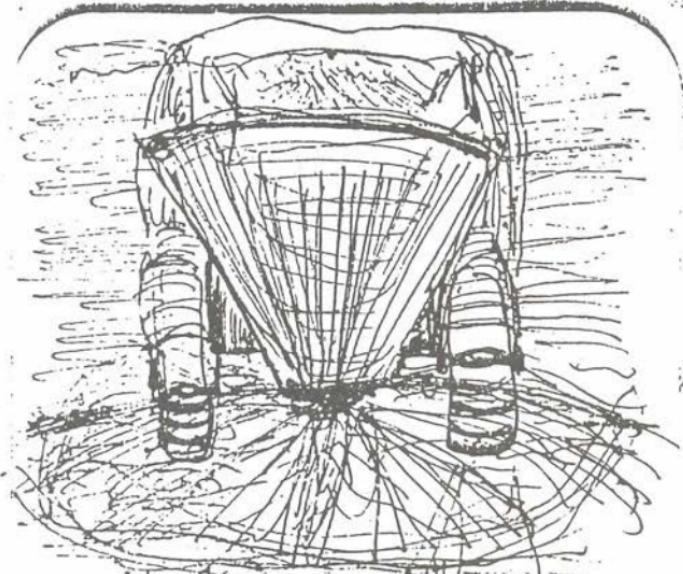


Linolschnitt coloriert, 1986, *Ein Büroemblem*



ohne Titel;

Bierdeckel-Bilder aus dem „Cha-Cha“, 1986

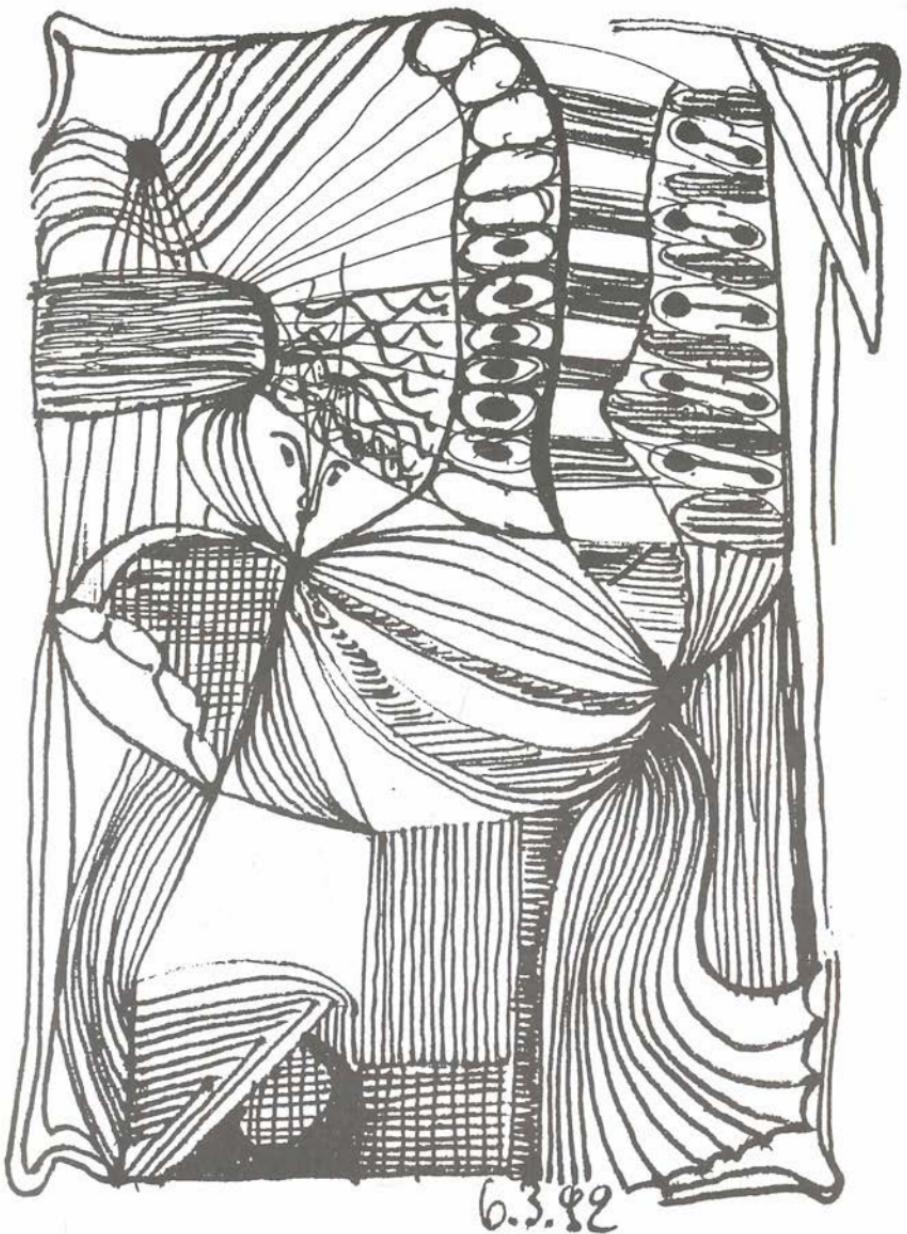


Der Kreis wird enger: Der rationalisierte Regen.

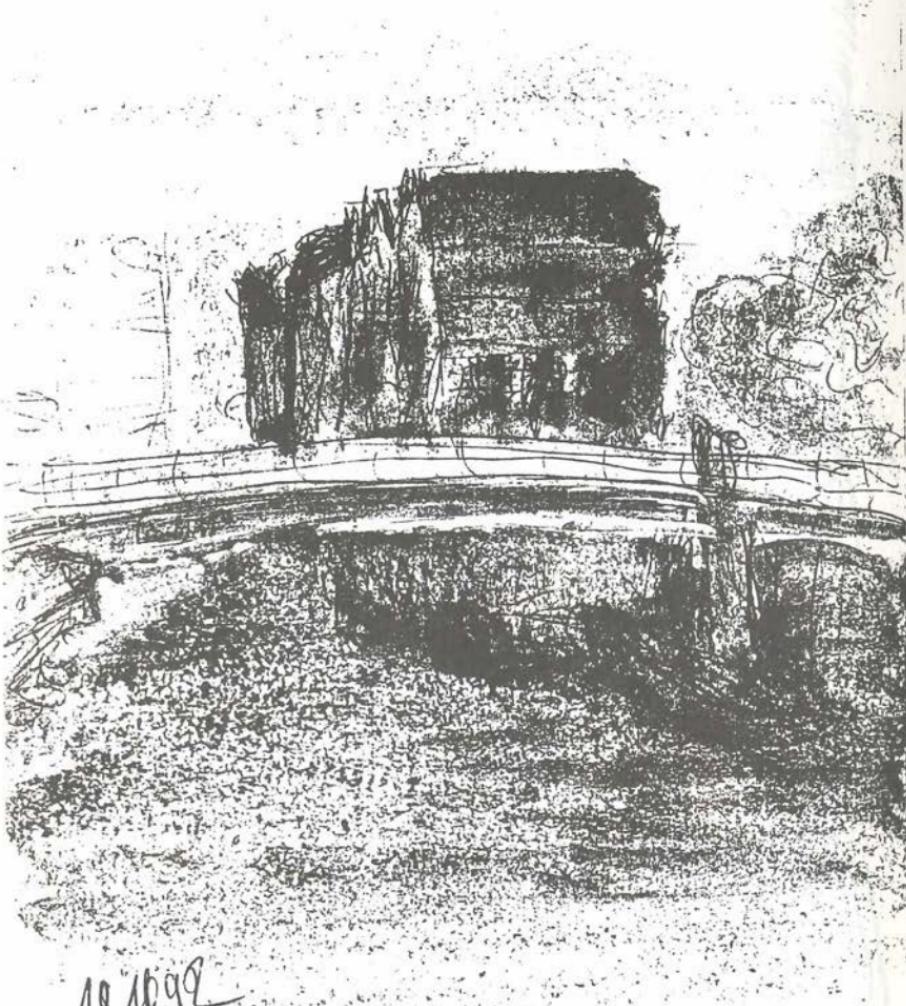
„Der Kreis wird enger:  
Der rationalisierte Regen“



Kugelschreiber-Karikatur, 1989, KP's Vorbehalte



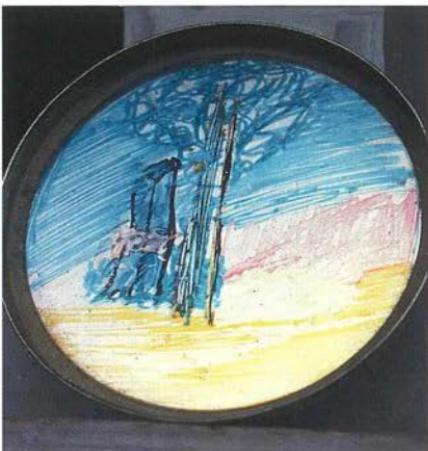
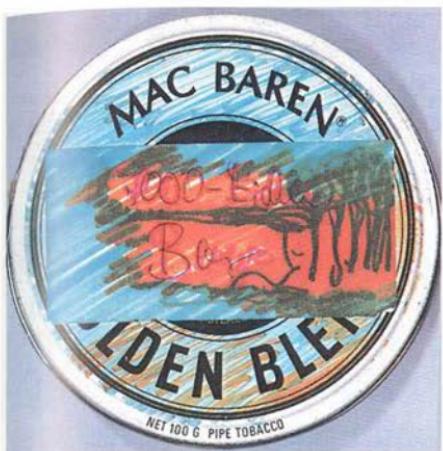
Füllfederhalter, 1992, Ohne Titel



18.10.92

Kugelschreiber und Aquarell, 1992, Ohne Titel

A



Karl Heinrich Hülbusch, Filzstift auf Tabaksdosendeckel, um 1983, 7000-Eichen Beuys



Karl Heinrich Hülbusch, Fülfederhalter und Aquarell auf Bierdeckel.  
Bierdeckel-Bild aus dem „Cha-Cha“, 1986, Ohne Titel



B



Karl Heinrich Hülbusch, Füllfederhalter und Aquarell, 1992, *Bohnenessen*



Karl Heinrich Hülbusch, Bilder aus dem Zugfenster, Kugelschreiber und Aquarell, 1993, *vor Göttingen*



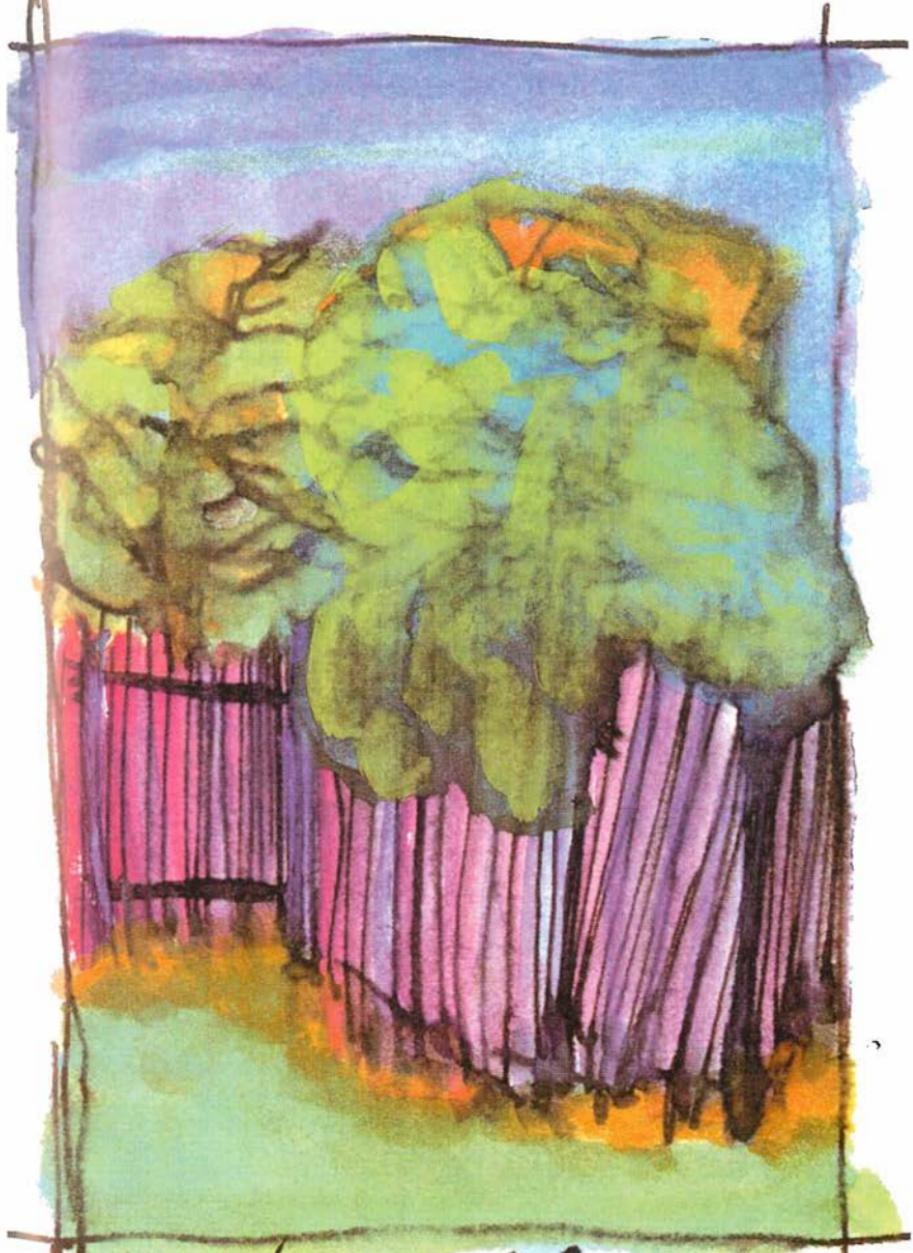
C



Karl Heinrich Hülbusch, Kugelschreiber und Aquarell, Miltenberg 1992, (Bürgstädter Kirche mit Gärten)



D



88.10.90 / regenwolde Amt  
in Kirchditzmold

Karl Heinrich Hülbusch, Füllfederhalter und Gouache, 1990, Vergammelnde Gärten in Kirchditzmold



## Von Parzellen und ihren Reihungen - z.B. der Ackerbürgermarkt Schwanberg

### Inhaltsverzeichnis

1. **Einleitung**  
1.1. Die Methode des 'planerischen Vergleichs' bei Parzellenreihungen  
1.2. 'Lernen aus Beispielen' und 'Verstehen von Prinzipien'
2. **Das Beispiel: Der Markt Schwanberg**  
2.1. Die Bebauungen des 'alten' Marktes  
2.1.1. Die erste Reihe - Die ursprünglichen Marktplatzparzellen  
2.1.2. Das Prinzip von räumlichen Abfolgen - Zonierungen und Abteilungen  
2.1.3. Das Verhältnis von Weg- und Parzellenzonierungen  
2.2. Die zweite Reihe  
2.2.1. Bauernhofparzellen  
2.3. Nachverdichtungen  
2.3.1. Bebauungen an Tiefenerschließungen  
2.3.2. Rückwärtige Bebauung der Marktplatzparzellen durch Querteilung  
2.3.3. Längsteilung von Bauernhofparzellen - Handwerkshöfe  
2.4. Die dritte Reihe - Der Ortsrand  
2.5. Parzellenreihen und ihre Reihung zu einem Verband  
2.5.1. Der Parzellenverband des alten Ortsteiles  
2.5.2. Prinzipien im Verband  
2.5.2.1. Parzellenteilungen und Nachverdichtungen  
2.5.2.2. Parzellenbreiten im Zusammenhang mit unterschiedlichen Lagegunsten  
2.5.2.3. Das rasterartige Wegenetz 'sozialisiert' unterschiedliche Lagegunsten
3. **Parzellen und Grundstücke außerhalb des 'alten' Verbandes**  
3.1. Verlust der Zonierungen in die Tiefe  
3.1.1. Arbeiterbauern- und Kleinhandwerkerparzellen  
3.2. Verlust der hinteren Quererschließung  
3.2.1. Die Reihung von Arbeiterbauern- und Kleinhandwerkerparzellen  
3.3. Verlust der Zonierungen - Von der Parzelle zum Kleingrundstück  
3.3.1. Villen und freistehende Einfamilienhäuser  
3.3.1.1. Reihung von Villen und freistehenden Einfamilienhäusern  
3.3.2. Die Villen sind ab dem 19. Jahrhundert ein Freizeitsitz  
3.3.2.1. Die Villa steht auf einer zu einem Grundstück transformierten Parzelle  
3.3.2.2. Das freistehende Einfamilienhäuser ab den 70ern - die Vergesellschaftung der Villa auf kleinem Grundstück
- 3.4. Verlust von Kleingrundstücken und privat verfügbarem Außenhaus  
3.4.1. Verlust des Kleingrundstücks - Verdichteter Flachbau  
3.4.2. Verlust des privat verfügbaren Außenhauses - Geschoßwohnbau  
3.4.2.1. Die Geschoßwohnungsbauten stehen auf Großgrundstücken
- 3.5. Verlust des Verbandes - Ansammlung von Bauten auf Grundstücken  
3.5.1. Verlust der rasterartigen Erschließung - Der 'neue' Ortsteil um die Radpaßstraße und den Limberger Weg
- 3.5.2. Verlust des Randes - der Nicht-Rand
4. **Prinzipien von Parzellen und ihren Reihungen zu Verbänden**
5. **Zusammenfassendes Resümee**  
Literaturverzeichnis  
Karten- und Plangrundlagen

## **1. Einleitung**

1994 hatte ich die Gelegenheit, gemeinsam mit Kolleginnen und StudentInnen in der Marktgemeinde Schwanberg/ Weststeiermark Aufmerksamkeiten im Siedlungsbereich zu sammeln<sup>1</sup>. Ausgangspunkt der Betrachtungen waren die verschieden ausgestatteten und bebauten Parzellen. In den unterschiedlichen Parzellen- und Bebauungsorganisationen vom Marktplatz bis zum Ortsrand spiegeln sich sowohl die Siedlungs- und Sozialgeschichten, aber auch die Veränderungen der Gebrauchsökonomien der Hausparzellen im Siedlungsgrundriß wider. In diesem Text greife ich das Thema der Organisation von Parzellen und ihre Reihung zueinander auf. Anfangs beschreibe ich kurz die Methode des 'planerischen Vergleiches'. In den folgenden Beschreibungen der einzelnen Beispiele werden die wesentlichen Merkmale der unterschiedlichen Parzellen aus verschiedenen Entwicklungs- und Wachstumsphasen des Marktes vom Hauptplatz bis zum Ortsrand und darüber hinaus dargestellt. Daran anschließend vergleiche ich bei weiteren Ortserweiterungen die Organisationen der Parzellen sowie ihre Anordnungen und zeichne die Unterschiede und ihre Folgen nach. Über die Darstellung, wie bei den Erweiterungen jeweils parzelliert und bebaut wurde und wie heute 'gelebt' werden kann, soll gezeigt werden, wie die Qualität eines Siedlungsgrundrisses mit seiner Erschließung von Prinzipien der Parzellenorganisation abhängt<sup>2</sup>. Im Beitrag gehe ich explizit kritisch mit Flächenwidmungs- und Bebauungsplanungen vor allem der letzten 20 Jahre um. Das ist auch meine Absicht.

### **1.1. Die Methode des 'planerischen Vergleichs' bei Parzellenreihungen**

Wenn wir uns als PlanerInnen an einen fremden Ort begeben und versuchen, die Siedlungs geschichten und Qualitäten unterschiedlicher Parzellenorganisationen zu betrachten, sollen wir aufmerksam sein, damit wir nicht die bereits an anderen Orten erkannten Qualitäten und Prinzipien aus der Erfahrung heraus schematisch verwenden und auf den neuen Ort übertragen. "Wichtiger ist das, was wir sehen, und nicht das, was wir mitbringen" (BERGER/ KELLNER 1984: 30f). Das ist kein Appell an die Vergesslichkeit. Es ist aber eine methodische Vorsicht gegenüber dem Mitgebrachten und eigenen (Vor-)Urteilen. Zuerst muß ich das Neue genau prüfen, um es erst dann mit dem bereits Bekannten zu vergleichen und daraus meine Schlüsse zu ziehen. Dies ist eine Herangehensweise, die sorgfältig 'über den Vergleich' des Neuen mit dem Bekannten gemeinsame Prinzipien herausarbeitet, um damit das Individuelle, Typische an einem Ort zu verstehen (vgl. LÜHRS 1994: 11ff). Damit Vergleiche angestellt werden können, müssen zunächst die Beispiele abgebildet und beschrieben werden. Die Beschreibungen der Bebauungstypen versuchen über die Synthese von funktionalen und formalen Merkmalen die Bedeutungen ähnlicher Beispiele zusammenzufassen. Sie erfolgen im Zusammenhang mit haus- und subsistenzwirtschaftlichen Gebrauchsmöglichkeiten sowie weiterer ökonomischer Spielräume auf den Parzellen. So werden sie Hilfsmittel der Erinnerung und des Vergleiches sowie erklärender Bezugsrahmen für weitere Beispiele (siehe AG FREIRAUM UND VEGETATION/ COLLAGE NORD 1991, BOURDIEU 1991, PANOFSKY 1979). Gemeinsame Merkmale unterschiedlicher Einzelfälle lassen gemeinsame Prinzipien vermuten. Um sie aufzeigen zu können, werden kleinmaßstäbliche Typenbeispiele dargestellt. Die jeweils enthaltenen Typendifferenzierungen zwischen den unterschiedlichen Typen werden benannt, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede erkennbar zu machen. Die Bebauungstypen enthalten je nach der unterschiedlichen Parzellen- und Lagegunst (z.B. Lage am Markt oder am Ortsrand) verschiedene Variationen bzw. Ergänzungen und Überlagerungen der prägenden Prinzipien. Diese sind Ausdruck der Spielräume und Qualitäten

1) Übungen zu Landschaftsplanung II 1994 an der Universität für Bodenkultur, gemeinsam mit Pachinger Hermann und 16 StudentInnen. Diese Reise wurden gemeinsam mit Stefan Novak und Martina Schmidthaler durchgeführt, die 21 StudentInnen betreuten. Ich danke den beiden für die Bereitstellung der von ihrer Gruppe durchgeführten Aufnahmen.

2) Wesentlich für diesen Text sind neben vielen anderen vorgeleisteten Arbeiten (vgl. Literaturliste) der Text "Hof und Haus - Zum Beispiel Worpswede" (BÖSE-VETTER 1989) und der Reader zum PlanerInnenseminar Miltenberg 1992 (AUTORInnenKOLLEKTIV 1992b).

der Verfügung über eine Parzelle. Sie geben weiters Individualgeschichte(n) der Menschen wieder. Ihre Qualität zeigt sich in der Breite bzw. Aufnahmefähigkeit eines Organisationsprinzips für die unterschiedlichen individuellen 'Gebräuche', Benutzungen und deren Wandel.

Die Bebauungstypen werden von der Vergleichsbasis des 'vollständigen Hausens' (vgl. ZIMMERMANN 1978) ausgehend näher beschrieben und verglichen. Das Prinzip des 'vollständigen Hausens' bedeutet die durch Bau- und Freiraumstruktur sowie private Zuständigkeitsverhältnisse organisierten Verfügungen über "*Innenhaus und Außenhaus*" (vgl. HÜLBUSCH, I.M. 1978). Das 'Außenhaus' meint neben den nicht überbauten parzellenbezogenen Freiräumen wie Vorgarten, Hof und Garten gleichzeitig den darüber hergestellten Zusammenhang der Parzelle mit den Straßenfreiräumen, Plätzen und weiteren öffentlichen Freiräumen. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, einerseits die baustrukturellen Vorbedingungen der Alltagsorganisationen, ihre Spielräume und Restriktionen im privat verfügbaren Innen- und Außenhaus zu betrachten. Andererseits müssen die Zusammenhänge mit der (Produktions-)Öffentlichkeit (vgl. NEGT/ KLUGE 1993) hergestellt werden. Es werden daher die Aufmerksamkeiten auf die Organisation von 'Haus und Hof' über die Gebäudestellungen, die Verfügbarkeiten über Innenhaus und Außenhaus sowie über die Freiräume im Zusammenhang mit öffentlichen Freiräumen und deren jeweiligen Erschließungen gerichtet. Weiters werden organisatorische und morphologische Ausstattungen benachbarter Parzellenfreiräume sowie innere und äußere Parzellenerschließungen und das Erschließungsnetz der Parzellen im Verband genauer betrachtet.

## **1.2. 'Lernen aus Beispielen' und 'Verstehen von Prinzipien'**

Die An-, Zu- und Umbauten, also bauliche Zutaten am privat verfügbaren Haus, erzählen uns von unterschiedlichen Gebrauchsqualitäten der Parzellen und von den Handlungs- und Entscheidungsspielräumen, von „*Eigen-Macht*“ (vgl. SCHNEIDER 1989: 133) der Menschen an ihrem Lebensort. Im Gegensatz dazu gibt es Situationen, die 'stumm' sind und machen. Sie erzählen 'Geschichten' der Ohnmacht und „*Ent-Eignung*“ (A.a.O.: 6). Frei nach J. ZIMMERMANN (1978) könnten wir sagen: wo nicht gearbeitet und verändert werden kann, kann nicht auf Dauer 'gehaust' werden. Diese Kenntnis der 'Geschichte und Geschichten' über „*das Sichtbare und das Verborgene*“ (vgl. BERGER, J. 1990) wird herangezogen, um über den Vergleich der Beispiele, deren Interpretation und des Erschließens der jeweiligen Bedeutungsebenen Prinzipien von Parzellenreihungen zu verstehen. Arbeitsthese ist dabei, daß über den geschichtlichen Zugang der Parzellenentwicklungen Vorbilder für Bebauungserweiterungen gefunden werden können.

*"An den altgewordenen Siedlungen, Quartieren und Freiräumen lässt sich nachvollziehen, was sich an Freiraumplanung und -architektur bewährt hat, wie in und mit Freiräumen gelebt werden kann und wird, wie Verhaltensspielräume durch Ausstattung und Struktur beeinflusst und stimuliert werden und wie die Aneignungsformen lesbare Spuren (Zutaten und Veränderungen) produzieren. Die Beobachtung und Analyse solcher alltäglicher Akte und Beispiele ist die empirische Grundlage einer Theorie der Freiraumplanung"* (BÖSE 1981: 16).

Das meint Lernen aus Beispielen. Die Frage 'wie sollen Siedlungen wachsen' ist zunächst die Frage nach den Prinzipien, wie Parzellen organisiert sind, die sich weiterentwickeln und altern konnten und heute noch brauchbar sind. Sie ist gleichzeitig neben der Frage nach der Qualität der Parzellenausstattungen eine Frage nach bleibenden Qualitäten der Freiräume bei sich verändernden Bebauungsdichten (An- und Zubauten, Nachverdichtungen). Weiters stellt sich die Frage, wie höhere Wohndichten entstehen können, ohne die Qualitäten der Verfügung über Innenhaus und Außenhaus und von Rändern (Parzellen- und Ortsrändern) zu zerstören. Diesen Fragen möchte ich in diesem Text nachgehen.

## **2. Das Beispiel: Der Markt Schwanberg**

Die Marktgemeinde Schwanberg mit ungefähr 2100 EinwohnerInnen liegt am Fuße eines Mittelgebirges in der Weststeiermark. Dort tritt die Schwarze Sulm von der Koralpe in eine Ebene. Die Lage am Fuße eines Passes, der land- und forstwirtschaftliche Reichtum der



Abb. 1: Marktplatz Schwanberg

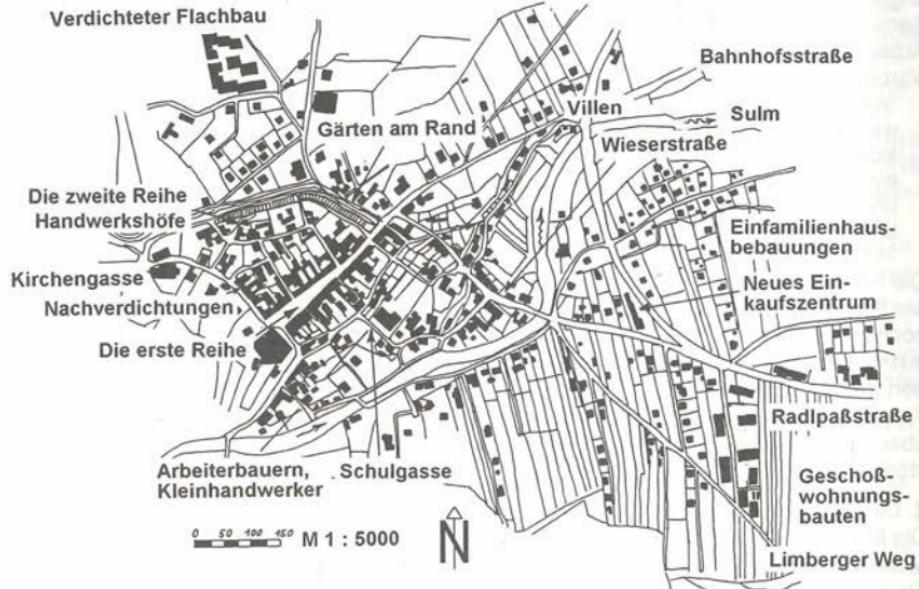
Zeichnung M. Machatschek 1992

Gegend sowie der langwährende Bergbau haben diesen Ort in mehreren Entwicklungsschüben wachsen lassen. Er erhielt Mitte des 13. Jahrhunderts das Marktrecht zugesprochen. Dies begünstigte die Entwicklung eines Ackerbürgermarktes um einen angerörmigen Platz. Die AckerbürgerInnen hatten ein ökonomisches Standbein in einem 'bürgerlichen'

Geschäft oder Gewerbe und bewirtschafteten gleichzeitig Land.

Der Marktplatz, Hauptplatz von Schwanberg, liegt auf der Hochterrasse der Sulm. Von der Hochterrasse aus wurden bei den älteren Eweiterungen die Mittel- und Niederterrasse der Sulm bzw. der Schwemmkessel des Weiherbaches, der am Ende des Marktplatzes die Hochterrasse durchschneidet, bebaut. Nach Osten öffnet sich ein Becken, das von Schottern der Sulm und weiterer Bäche von der Koralpe zu einer Schotterebebene aufgefüllt wurde. Hier liegen die Bäche begleitende Wiesen auf den Niederterrassen und auf den etwas höher gelegenen Flächen Streifenäcker. Auf den schlechten Böden der Ebene stocken kleinflächige Wälder. Die sanften Hänge in den sonnigsten Bereichen um Schwanberg

Abb. 2: ÜBERSICHTSPLAN SCHWANBERG



werden mit Wein kultiviert, mit Zunahme der Höhe und Steilheit der Hügel wird er von Edelobstanlagen, Wiesen und Weiden sowie Wäldern abgelöst. Das Schloß Schwanberg liegt auf einem Hügel oberhalb des Marktes und zeugt wie viele Prunk- und Herrschaftsbauten der Umgebung (Schloß Limberg, Stift Stainz, Burg Landsberg) vom Reichtum der Landschaft und der herrschaftlichen Ausbeutung der Menschen (vgl. AUTORInnenKOLLEKTIV 1992a). Der Umgang der Leute mit den natürlichen Grundlagen und der Produktionsgunst lässt sich hier anhand der Parzellenbebauungen und -nutzungen gut nacherzählen. Beginnen möchte ich mit den Parzellen entlang des Marktplatzes.

## 2.1. Die Bebauungen des 'alten' Marktes

### 2.1.1. Die erste Reihe - Die ursprünglichen Marktplatzparzellen

Wenn wir die Beispiele der Marktplatzparzellen miteinander vergleichen, so treten viele Gemeinsamkeiten auf. Trotz eines unterschiedlichen Angebotes an Parzellengröße und obwohl die baulichen Gegebenheiten auf den ersten Blick unterschiedliches Aussehen haben,

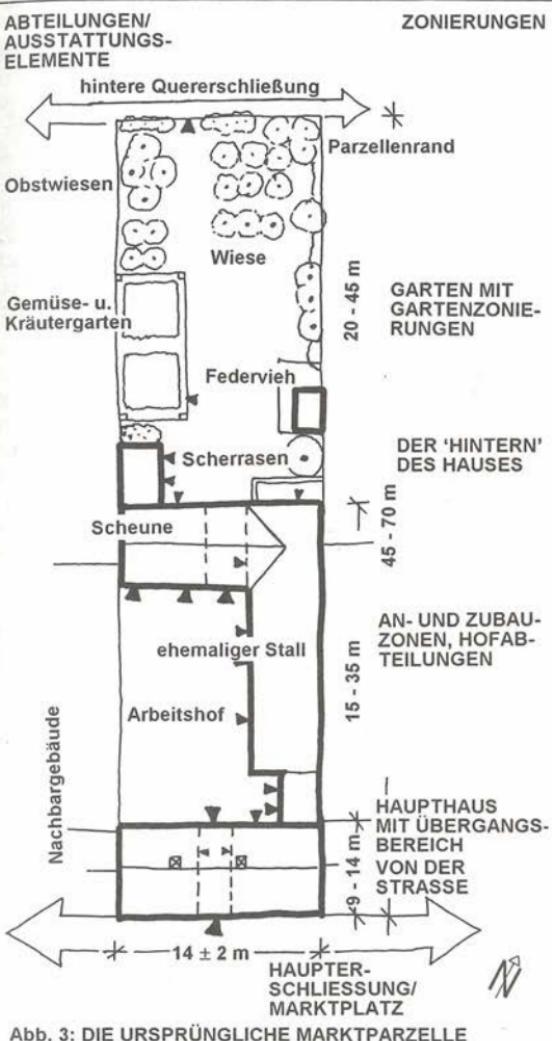


Abb. 3: DIE URSPRÜNGLICHE MARKTPARZELLE

finden sich auf allen Parzellen trotz der Veränderungen und Zuständen baulich-räumlich wiederkehrende Zonierungselemente und Ausstattungen.

### Parzelle und Haus

An den sich angerörmig erweiterten Marktplatz angrenzend liegen Rechtecksparzellen, die mit zwei- bis dreigeschoßigen, teilunterkellerten Häusern bebaut sind. Sie sind zwischen  $14 \pm 2$  Meter oder doppelt so breit und zwischen 45 bis 70 Meter tief (540 bis 1800 m<sup>2</sup>). Die 9 bis 14 Meter tiefen Häuser stehen alleamt traufständig und grenztandig zum Marktplatz und sind mittig oder seitlich über eine mehr als 2 Meter breite Tordurchfahrt erschlossen. Das 'Haupthaus' am Marktplatz beherbergt im Erdgeschoß durchwegs gewerbliche Nutzungen und Dienstleistungsangebote (Kaufhäuser, Fleischhauerei, Schuster, Bank, Post, Gasthäuser, Uhrmacher, Gemeindeamt...). Oberhalb des Geschäftsgeschoßes liegen umbaute Hauswirtschafts- und Wohnräume.

### Der Arbeitshof

Durch ein Tor und die befestigte Durchfahrt, die als Übergangsreich zwischen Straßenfreiraum und privater Parzelle fungiert, gelangt man fußläufig in das Haus oder auf die Hinterseite des Hauses. Hier folgt ein nutzungsoffener, befestigter Be-

reich, von dem aus Haus, Nebengebäude und Garten schnell erreicht werden können. Mit Ausnahme von Brunnen und/ oder Wasseranschlüssen bzw. -abflüssen gibt es keine weiteren Grundausstattungselemente. Rechts und/ oder links begrenzen als Seitenflügel angeordnete Zubauten mit einer größeren Anzahl von Türen die Parzellen. Die Zubauten sind über viele Türen im Erdgeschoß und über außenlaufende Treppen im Obergeschoß erschlossen. Der Arbeitshof ist neben der fußläufigen Erschließung über den Hausflur/ Durchfahrt auch für Fahrzeuge erreichbar. Die An-, Zubauten und Nebengebäude werden als weitere Wohnräume, Werkstätten, Gaststuben und Lagerräume oder Kleinviehställe, Scheunen und Selchen genutzt. Im Arbeitshof lagern Gegenstände, die mit dem Geschäft/ Gewerbe und der Hauswirtschaft zu tun haben: Leere Kisten sammeln sich neben Schubkarren, Arbeits- bzw. Bauwerkzeugen allerlei Holz und Haurat werden gestapelt. Hier werden schnell mal der Wäschekorb, der Dreiradler oder Fahrräder abgestellt sowie Reparaturen an Geräten oder Maschinen durchgeführt. Der Hof ist über den Gebrauch als zentraler nutzungsoffener Platz hinter dem Haus definiert. Er bietet unterschiedliche Gebräuchsmöglichkeiten für unterschiedliche Alltagssituationen an. Als 'Weg und Ort' zugleich ist er 'häuslich' wie 'gewerblich' nutzbarer Platz sowie nutzungsoffener Weg zu den Nebengebäuden und weiter in den Garten. Die Übergänge zwischen Haus, Arbeitshof und Nebengebäuden sind organisatorisch über Belagswechsel und morphologisch mittels geringen Niveauunterschieden (ein bis zwei Stufen, Türschwellen) oder ohne Niveauunterschiede ausgeführt. Mit Ausnahme von Türen gibt es keine festen Grenzen. Am Ende eines Seitenflügels steht ein Nebengebäude im rechten Winkel, das entweder einen seitlichen Fahrweg nach hinten offenlässt oder die ganze Breite ausfüllt. Letztere sind dann mit einer breiten Durchfahrt ausgestattet, so daß man in den hinteren Teil der Parzelle auch mit größeren Ladefuhren gelangen kann. Ein Belagswechsel zwischen Hof und der nächsten Abteilung, dem Garten, zeigt die unterschiedlichen Bereiche an. I.d.R. ist die Scheunendurchfahrt nicht mehr befestigt und führt in die anschließend mit Scherrasen bewachsene Freiraumabteilung.

### Der Garten

Damit 'Innenhaus und Außenhaus' vollständig sind, folgt auf den Arbeitshof eine weitere räumliche Abteilung, der Garten. Er beginnt hinter oder neben den letzten Zubauten oder Nebengebäuden, am 'Hintern' des Hauses, und weist eine bestimmte Abfolge von Nutzungen und Gebräuchen, von Gartenabteilungen auf (vgl. BÖSE-VETTER 1989: 113). Hinter den Nebengebäuden liegen weitere häusliche Arbeitsflächen, auf denen sich die Alltagsspuren der Hausökonomien der Parzelle wiederfinden: frisch gewaschene Wäsche hängt zum Trocknen, Kinderspielzeug liegt herum, Obst und Gemüse wird kurz vor der Einlagerung zwischengelagert.

Weiters stehen hier einige Gartenmöbel zur Gelegenheit für Kaffeetrinken und zur Jause im Freien. Hier hat auch das Feßerviel seinen Stall und Auslauf. Dieser im Nahbereich des Hofs liegende Freiraum ist nicht einsichtig, da der Garten hier an die An- und Zubauzone des Nachbarn grenzt oder von Mauern 'abgeschotet' wird. In weiterer Abfolge liegen zuerst die oft aufgesuchten Gemüse- und Kräutergärten sowie Kleinviehställe. Darauf folgen nutzungsoffene Flächen und anschließend gegen den Rand hin die seltener, meist zur Mähnutzung und Ernte aufgesuchten Obstwiesen. Ein Weg durch die Parzelle führt(e) über einen

Abb. 4: Bebauungen am Marktplatz



Hintausgang zum rückwärtigen Erschließungsweg der Parzelle, der heute als schmale, drei bis vier Meter breite Straße ausgeführt ist. Daran anschließend lagen zur Zeit der ersten Bebauungsphase die damaligen Wirtschaftsflächen der Marktparzellen.

Die AckerbürgerInnen auf den Marktplatzparzellen hatten neben dem bürgerlichen Geschäfts-/ Gewerbestandbein land- und forstwirtschaftlichen Besitz. Sie bearbeiteten ihre Äcker und Wiesen für den Verkauf und Eigenbedarf. Wie die geringen Ausmaße der Viehställe verraten, halten (hielten) sie sich großteils Kleinvieh und nur wenige Kühe und Pferde. Heute werden nur mehr auf einer Parzelle die Stallungen für die Haltung von Milchvieh genutzt. Die Parzelle ist in vielen Fällen heute nicht mehr die ursprüngliche. Es gab Parzellenteilungen mit nachfolgenden Bebauungen. So stehen heute durchwegs spätere Bebauungen auf dem letzten Drittel der Parzellen.

### 2.1.2. Das Prinzip von räumlichen Abfolgen - Zonierungen und Abteilungen

Das Prinzip im "Hof- und Garten-Kanon" (BÖSE-VETTER ebd.) liegt in der Aneinanderreihung und räumlichen Abfolge von häufig aufgesuchten Abteilungen in Haus- und Hofnähe hin zu weniger häufig genutzten Orten am Ende der Parzelle. Diese liegen, entsprechend abgestuft, aneinandergereiht 'dahinter'. Die Differenzierungen über die Gebrauchshäufigkeit bilden die Zonierungen und Abteilungen innerhalb der Parzelle. Die Freiraumabfolgen erzählen mit ihren Grundausstattungen und zufälligen Elementen vom jeweiligen Nebeneinander der unterschiedlichen Parzellenökonomien: Gewerbelager neben hauswirtschaftlichen Elementen, Hauswirtschaft und Wohnen neben bäuerlichen Nutzungen oder jeweils Indizien aller neben- und/oder hintereinander. Die Alltagsarbeit der verschiedenen BewohnerInnen findet zum großen Teil im Hof, in den Nebengebäuden sowie im nutzungsoffenen Garten statt. Sie alle unterstützen mit ihren räumlichen Organisationen und Zugänglichkeiten die (Haus-)Arbeiten. Die räumlichen und zonalen Abfolgen, die mittels Belagswechsel organisatorisch betont sind - befestigte Hoffläche zu unbefestigten Scherrasen im Garten, Scherrasen zu wiesigen Beständen unter den Obstbäumen - organisieren das Neben- und Hintereinander von hauswirtschaftlichen, gewerblichen und bäuerlichen Nutzungen auf der Parzelle. Gleichzeitig können die sozialen Kontakte der unterschiedlichen Parzellenökonomien nebeneinander stattfinden: öffentlich-geschäftlicher zwischen Straße und Hof, privat-geschäftlicher im Hof, ganz privat im oder hinter dem Hof, am 'Hintern' des Hauses.

Bei bäuerlich bewirtschafteten Grünlandbetrieben können wir analoge Abfolgen von Produktionsflächen entsprechend den abgestuften Nutzungshäufigkeiten beobachten. Oft genutzte Flächen (Tag- und Umtreibsweiden) liegen nahe am Bauernhof, wohingegen weniger oft genutzte Flächen (Wiesen, Standweiden, Wälder) in weiterer Entfernung vom Hof liegen (vgl. HAAG 1993: 20). Das Prinzip der abgestuft angeordneten Abteilungen von Orten hoher zu Orten geringer Nutzungshäufigkeiten, den theoretischen Überlegungen der THÜNEN'schen Kreise folgend (vgl. THÜNEN 1826), lässt sich auf den Parzellen und in Produktionslandschaften nachvollziehen.

Die unterschiedlichen An- und Zubauten an den Arbeitshofrändern erzählen von individuellen Wachstumsschüben. Diese folgen dem Prinzip der 'schrittweisen Randbebauung'. In der Regel werden zuerst die Flächen anschließend an das Haus, entlang vom Rand des Arbeitshofes nach hinten und abschließend im rechten Winkel um den Hof bebaut. Ist die Hofabteilung 'voll', folgen die nächsten Zubauten hinter dem letzten Quer- und/oder Längsgebäude.

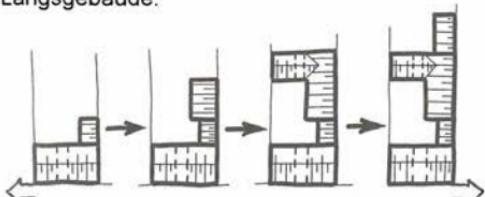


Abb. 5: Schrittweise Randbebauung im Hof

Die Abfolge von Abteilungen ermöglicht neben dem Nebeneinander unterschiedlicher auch die Gründung einer neuen Ökonomie auf der Parzelle. Vorhandene Gebäude werden neu interpretiert und an die erforderlichen Verhältnisse angepasst, Nebengebäude und Zubauten werden zu Wohnungen und Werkstätten umgebaut. Von Kindern/ Verwandten können weitere

ökonomische Standbeine gegründet werden. Ein Beispiel in Schwanberg ist die Adresse Hauptplatz Nummer Neun, wo zum Café des Haupthauses noch ein Friseurladen in einem ausgebauten Nebengebäude errichtet wurde.

### 2.1.3. Das Verhältnis von Weg- und Parzellenzonierungen

Das Prinzip von Zonierungen eines Straßenfreiraumes (eines Weges, einer Straße oder eines Marktplatzes), stellt ein paralleles Nebeneinander von Zonierungsbändern dar. Fahrbahn, Parkstreifen und Gehsteig und/oder Baumstreifen sind der Länge nach parallel zueinander angeordnet. Der Straßenfreiraum grenzt an seinem Rand auf im rechten Winkel dazu, also die in die Tiefe, orientierte Parzellen (vgl. HÜLBUSCH, K.H. 1994). Während der Straßenfreiraum aus zueinander parallelen Zonierungsbändern zusammengesetzt ist, sind Parzellen flächig und mittels Abteilungen 'über die Tiefe' zoniert.

## 2.2. Die zweite Reihe

### 2.2.1. Bauernhofparzellen

An der hinteren Quererschließung der Marktplatzparzellen, dem sogenannten 'Hintausweg', liegen annähernd quadratische Parzellen mit Größen von 2000 bis 3500 m<sup>2</sup> (50 bis 65 x 40 bis 55 Meter). Sie sind mit Holzlatten- oder Maschendrahtzäunen gegen die Erschließungsstraßen abgegrenzt, an denen auch Fruchthecken (z.B. Himbeeren, verschiedene Zierhecken und Blumenrabatte) stehen. Die teilweise oder ganz unterkellerten eingeschoßigen Bauernhäuser stehen trauf- und grenzständig an der Straße. Durch das Haus gelangt man über einen Flur in den Arbeitshof, von dem man/ frau aus die Zubauten und Nebengebäude mit vielen zum Hof gerichteten Türen erreichen kann. Hinter den Türen liegen Großviehstall, Schweine- und Kleinviehställe, Holzschoruppen und mehrere Lagerräume sowie Maschinengaragen. Die Nebengebäude sind um den Hof orientiert angeordnet. Von der Straße aus gelangt man über mindestens eine Zufahrt in den Arbeitshof. Oft gibt es eine zusätzliche Zufahrt von der anderen Hofseite oder über eine außerhalb der Parzelle liegende Tiefenerschließung. Seitlich und hinter den Nebengebäuden liegen nutzungsoffene Flächen und Wiesen mit Obstbäumen, auf denen öfters Bienenstöcke stehen. Der parzelleneigene Gemüse- und Kräutergarten liegt in unmittelbarer Nähe, meist seitlich neben dem Bauernhaus. Zusätzlich haben die Höfe oft eine direkt erreichbare Gartenparzelle in der Gemüse- und Kräutergartenreihe am Weiherbach bzw. am Mühlgang. Die Ställe und Nebengebäude sind über Türen durchlässig und führen zur Miststatt bzw. auf Frei- oder Produktionsflächen. Nichtbefestigte Flächen im und um den Hof sind mit tritassen- oder wiesenartigen Pflanzenbeständen nutzungsoffen bewachsen und können je nach den jahreszeitlichen Erfordernissen bäuerlichen Wirtschaftens nutzungsgebunden besetzt werden (Holz- und Erntelagerungen). Die Bauernwirtschaften besetzen relativ große arrondierte Flächenanteile.



Abb. 6

### 2.3. Nachverdichtungen

Ursprünglich lagen die hofnah landwirtschaftlich genutzten Flächen der AckerbürgerInnen direkt anschließend an ihre Parzellen und reichten bis zu den sie umfließenden Bächen, im südlichen Teil bis zur Sulm bzw. dem Weiherbach im Norden. Wie auf einem Plan aus



Abb. 7: Plan von Schwanberg um 1743,  
durchgezeichnet von einer Vorlage aus der  
Ortschronik; Parzellengrenzen nicht besser reproduzierbar

dem Jahre 1743 ersichtlich ist, finden sich damals auf ehemaligen Marktparzellenflächen Bebauungen. Entlang von Tiefenerschließungen, am Ende der Marktplatzparzellen und in Benachbarung zu Bauernhöfen stehen Häuser mit Zubauten aus unterschiedlichen Bebauungszeiten. Sie sind als Ausdruck von später erfolgten Nachverdichtungen auf Teilen ursprünglich größerer Parzellen.

### 2.3.1. Bebauungen an Tiefenerschließungen

Entlang von Tiefenerschließungen, vor allem an der Kirchengasse, die gleichzeitig Teil einer Paßstraße ist, wurden jeweils Parzellenteile von Ackerbürgerinnenparzellen in Randlage zwischen erster Reihe und hinterer Quererschließung bebaut. In ihrer Bebauungs- und Freiraumabfolge entsprechen sie großteils den Marktplatzbebauungen in verkleinerter Form. Die Parzellen- bzw. Hausbreiten liegen zwischen 10 und 16 Metern, die Haustiefen bei 10 Meter und die Par-

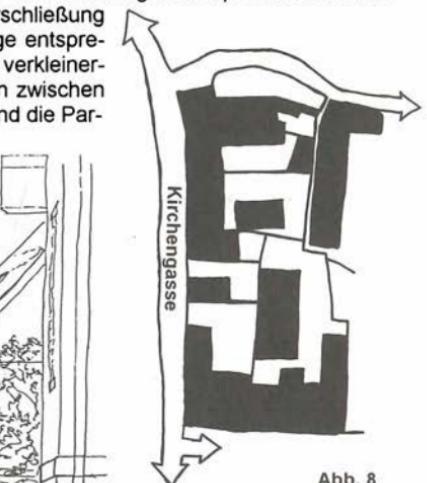


Abb. 9: Bebauung an der Kirchengasse



Abb. 8

er Straße mit größerer Öffentlichkeit. Im Bereich des Marktplatzes und der Kirchengasse entspricht die Bebauung annähernd einer Blockrandbebauung.

### 2.3.2. Rückwärtige Bebauung der Marktplatzparzellen durch Querteilung

Vor und während den ersten Gründungen von Bauernwirtschaften an den hinteren Erschließungswegen wurden Marktplatzparzellen im letzten Drittel bis Viertel geteilt. Auf 800

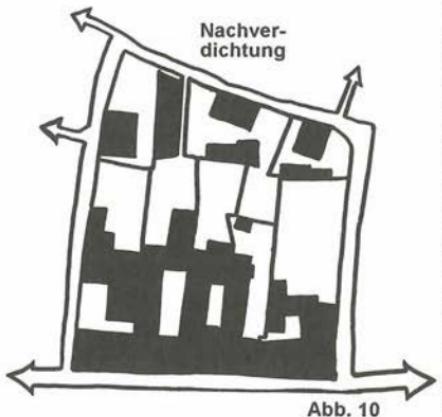


Abb. 10

bis 900 m<sup>2</sup> großen Parzellen wurden grenz- und traufständige, ein- bis zweigeschoßige, z.T. unterkellerte Häuser an der hinteren Erschließung 'am Wege' gebaut. Neben dem Haus gibt es eine Einfahrt, die den befestigten Arbeitshof und die Nebengebäude erschließt. Die kleinen Seitenflächen sind mit einigen Obstbäumen bepflanzt. Die Parzellen enden i.d.R. hinter den Nebengebäuden, an welche die Marktplatzparzellen angrenzen. Begrenzt werden sie von Mauern der (Nachbar-)Gebäude und Zäunen. Die Parzellen wurden als kleine Landwirtschaften oder Arbeiterbauernparzellen genutzt.

Abb. 10: Am Ende der Marktparzellen wurde durch die Querteilung der einzelnen Parzellen eine Bebauung ermöglicht.

### 2.3.3. Längsteilung von Bauernhofparzellen zu Handwerkshöfen

In direkter Benachbarung zu den Bauernhöfen der zweiten Reihe liegen Handwerksbauernhöfe. Diese liegen in nächster Nähe zu Fließgewässern (Mühlgang und Weiherbach). Hier siedelten sich Haushalte an, die das Angebot der natürlichen und künstlichen Gewässer (Mühlgang) zur Ausübung eines mit dem Wasser verbundenen Handwerks (wie Schmiede, Mühle, bzw. Drechsler, Tischler und Säge) bei gleichzeitiger Bauernwirtschaft nutzten. Ein- bis zweigeschoßige, trauf- oder giebelständige, unterkellerte Häuser liegen grenzstündig an der Straße auf längsrechteckigen bis annähernd quadratischen Parzellen mit Größen zwischen 1200 und 1400 m<sup>2</sup> (40 x 30 m bis 45 x 30 m).



2 Handwerkshofparzellen Abb. 11

Abb. 11: Längsteilung von Bauernhofparzellen zu Handwerkshofparzellen.

Sie werden i.d.R. mittig über die Traufseite erschlossen. Das Haus dient entweder mit Küche, Kammern und Wohnzimmer der Hauswirtschaft zum 'Hausen', oder ein Teil des Erdgeschosses wird als Geschäftsgeschoss genutzt. Ein Zubau steht zum Haus im rechten Winkel. Daran schließt ein weiteres Nebengebäude mit Scheune, Holzhütte und (ehemaligen) Kleinviehställen an, so daß ein von der Straße erschlossener und befestigter Arbeitshof vorliegt. Die Räume des Erdgeschosses von Nebengebäuden werden durchwegs betrieblich als Werkstatt und Lagerräume oder insgesamt als Gewerbegebäude genutzt. Über das Haus und/oder ein Nebengebäude wird der Garten erschlossen, der hinter den Gebäuden liegt. Die (ehemalige) Miststatt liegt an der Hinter- oder Nebenseite des Stalles und ist vom Hof aus nicht einsichtig. In den Gartenabteilungen finden sich Lagerplätze und Gemüsegärten, weiters dient er als Nutzungsoffener Freiraum für die Hauswirtschaft, als Spielplatz für Kinder und Ziergarten sowie als Obstwiese. (siehe Abb. 15 Handwerkshof) Die Organisation und Dimensionierung der Gebäude und die (ehemaligen) Miststätten sind Indizien für bäuerliche Ökonomien. Neben dem Haupteinkommen aus dem Handwerk haben (hatten) diese Ökonomien zusätzliche Möglichkeiten zur Selbstversorgung und zum Verkauf landwirtschaftlichen Produktes genutzt. Ursprünglich waren fast alle Handwerkshofparzellen der zweiten Reihe Bauernhöfe oder unbebaute Teile von Bauernhofparzellen, die an nachfolgende Generationen abgegeben wurden. Sie wurden jeweils so geteilt, daß die neue ökonomische Einheit einen kleineren, aber vollständigen Anteil am Freiraumkanon, vom Straßenfreiraum bis zur Obstwiese hinter den Nebengebäuden, hatte. Nachdem das Handwerk die Haupteinnahmequelle darstellte, wurden in einigen

Fällen weitere Flächen abgegeben und bebaut. So stehen heute auf Teilflächen von Handwerkerhofparzellen Gründerzeitvillen. Vor allem an Kreuzungssituationen mit dem doppelten Erschließungsangebot und dadurch bedingter größerer Öffentlichkeit wurden weitere Nachverdichtungen im 18., 19. und auch in unserem Jahrhundert durchgeführt.

## 2.4. Die dritte Reihe - Der Ortsrand

Am Rande der zweiten Reihe und entlang des Weiherbach liegt ein Band von Gemüse- und Zierblumengärten. Sie sind mit 5 x 12 m jeweils gleich groß und werden gesondert von einem Gehweg aus über Gartentüren erschlossen. Hier haben die um den Markt wohnenden Leute zusätzlich zu den auf ihren eigenen Parzellen liegenden Gärten Produktionsflächen am Ortsrand. Neben dem mit Bäumen bewachsenen und bepflanzten Weiherbach verläuft auf der vier bis sechs Meter breiten Niederterrasse eine bachbegleitende fußläufige Längerschließung parallel zum Erschließungsweg der Gärten. Über den Weiherbach selbst führen einige fußläufige Brücken zu dahinterliegenden Bauernhöfen, Einfamilienhäusern aus den 70er Jahren und 'verdichteten Flachbauten'.

## 2.5. Parzellenreihen und ihre Reihung zu einem Verband

Wie wir anhand der Bebauungen gesehen haben, unterscheiden sich erste und zweite Reihe von einander. In ihrer Beziehung zueinander treten einige Prinzipien auf, die die Qualität des Verbandes ausmachen.

### 2.5.1. Der Parzellenverband des alten Ortsteiles

Jeweils drei bis fünf Häuser am Marktplatz stehen aneinander gereiht und bilden eine geschlossene Fassadenfront mit einer überbauten Fläche von mehr als 50 bis 90 Prozent (0,5 bis 0,9) und einer Bebauungsdichte von über 1 bis 2. Von dort führen an jeder Ecke zwei Tiefenerschließungen (Straßen und/ oder Fußwege) vom Markt nach hinten in die



Abb.12: Der alte Markt im Reihenverband

zweite Reihe. Am Kopf und am Ende des Platzes führen jeweils zwei Straßen nach rechts und links. Auf der steilen Terrassenseite zur Sulm gibt es zwei breitere öffentliche Fußwege, eine über die öffentlich zugängliche Rathausparzelle und einen zwischen zwei Privatparzellen, die mittels Stufen den Höhenunterschied zwischen der Hoch- und Mittelterrasse hin zum Mühlgang überwinden. Der Abstand der Tiefenerschließungen zueinander beträgt zwischen 60 und 100 Meter. Nach einer Tiefe von 60 bis 90 Metern münden sie in die hin

tere Quererschließung, die die Haupterschließung der zweiten Reihe darstellt. Die Bauernhofparzellen stellen mit ihren annähernd quadratischen Formen in ihrer Aneinanderreihung in der Straßenfront sehr gering bebauten Parzellen dar, die mit ihren neben dem Haus liegenden Freiräumen keinen dicht bebauten Verband bilden (überbaute Flächen zwischen 0,1 und 0,4, Bebauungsdichte zwischen 0,2 und 0,5). Bei Handwerkerhöfen erreicht die Bebauung, bedingt durch die enge Aneinanderreihung von Häusern, Nebengebäuden und später hinzugebauten Häusern, nahezu die Bebauungsdichten der Marktplatzparzellen. So wechseln sich die freistehenden Haupthäuser der Bauernhöfe mit nahezu geschlossenen Häuserfronten der Handwerkerhöfe ab. Nach je zwei 'Großparzellen' (gedachte 'alte' Bauernhofparzellen) folgt eine Tiefenerschließung (Straße oder Weg) nach hinten. An diesen Kreuzungen, die einen Abstand von 100 bis 120m zueinander haben, liegen durchwegs die am dichtest bebauten Flächen der zweiten Reihe. Die Wege münden in einem Abstand von 70 bis 100 Meter in die Quererschließungen der dritten Reihe, des Ortsrandes, den die Gartenparzellen erschließenden Fußweg und den Weiherbach begleitenden befahrbaren Weg. Die Tiefenerschließungen der zweiten Reihe führen weiter zu den Brücken in die Produktionslandschaft. Der Ortsrand wurde zum Weiherbach hin nicht bebaut, sondern als nutzbare produktive Gartenreihe und bachnaher allgemein nutzbarer Freiraum als Übergang zu Feld und Flur erhalten. Vermutlich wurde er deswegen nicht bebaut, weil nach Gründung der Bauernhöfe der verbleibende Streifen Land am Weiherbach einfach zu schmal und von der Lagegunst zu ungünstig war, um hier sinnvolle Parzellenorganisationen für 'Haus und Hof' gründen zu können. Im Verband leben ältere und nachfolgende Generationen nebeneinander und viele junge 'Haushalte' übernehmen und übernehmen die 'Geschäfte' der Elterngeneration.

## 2.5.2. Prinzipien im Verband

### 2.5.2.1. Parzellenteilungen und Nachverdichtungen

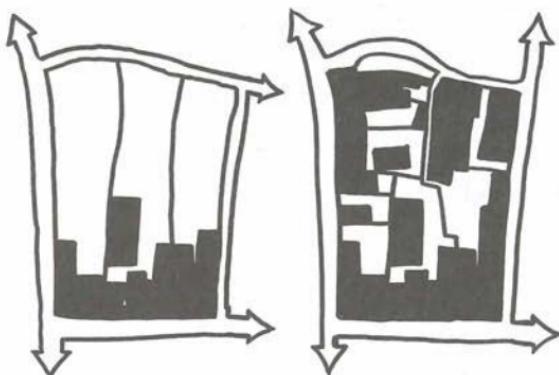


Abb. 14 a: Nachverdichtung an Tiefenerschließung

Teilungen und zusätzlichen Bebauungen von Parzellen wurde in Schwanberg in drei Varianten durchgeführt:

Erstens: Entlang der Tiefenerschließungen (vor allem an der Kirchengasse) wurden von den Eckparzellen am Markt mehr als die Hälfte der Fläche abgegeben, in mehrere annähernd gleich breite Parzellen geteilt und bebaut. Auf Teilen zweier großer entstanden mehrere kleine Parzellen.

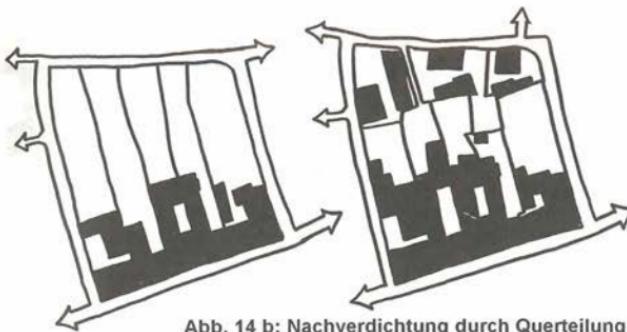


Abb. 14 b: Nachverdichtung durch Querteilung

**Zweitens:**  
AckerbürgerInnenparzellen wurden auf dem hinteren Drittel oder Viertel der Gesamtparzelle querteilt und straßenseitig bebaut. Aus einer Gesamtparzelle entstanden zwei unterschiedlich große Parzellelenteile.



Abb. 14 c: Nachverdichtung durch Längsteilung

**Drittens:**  
Die Bauernhofparzellen wurden der Länge nach geteilt, wobei ebenfalls die Hälfte bis ein Drittel der Parzelle der neuen Ökonomie zukam. Beide entwickelten sich i.d.R. zu Handwerkerhöfen.

Die Nachverdichtungen aufgrund von Parzellenteilungen sind wie die vielen Ackerstreiffluren in der Landschaft Indiz für Erbteilungen. Jüngere Familienangehörige als weichende Erben erhielten ein kleineres Stück Parzelle und Ackerland in der Flur, so daß eine zweite (oder mehrere) ökonomische Einheit 'Haus und Hof' gründen konnte. Weiters erfolgte eine Bebauung abgeteilter Parzellen durch ehemalige Bedienstete der AckerbürgerInnen bzw. Knechte oder Mägde. Für die Lohnabhängigen war eine eigene Haushaltsgründung die Möglichkeit, etwas aus der Abhängigkeit der Herrschaft loszukommen. Ein ähnliches Prinzip der Verdichtung beschreibt GRIEP für Ackerbürgersiedlungen in mittelalterlichen Siedlungsgebieten norddeutscher Hansestädte. Sie begleiten den Prozeß von der Erstbesiedlung und der landwirtschaftlichen Urbarmachung bis zum bürgerlichen Gewerbe. Angestellte der Bürgerhäuser konnten am Ende der Parzelle mit minimalen Parzellausstattungen ihre eigenen Häuser bauen. Im Laufe der Zeit war ihnen eine eigenständigere Entwicklung möglich (siehe GRIEP 1992: 79ff).

#### **Die 'Nachverdichtungen' kopierten die älteren Vorbilder**

Die Nachverdichtungen tragen in ihrer 'Haus- und Hof'-Organisationen dieselben Elemente wie die an Fläche reicherer Ackerbürger: Nach dem Haus folgt der Arbeitshof, an den Nebengebäude oder Zubauten und die Gartenabteilung grenzen. Die Grundstücksflächen, Hausgrößen und -tiefen und die Fassadenaufschmückungen sind allesamt geringer. Trotz der geringen Begüterung der Ersterbauer sind qualitativ 'Haus und Hof', die Alltagsarbeiten sowie Kleinviehhaltung im kleinen Maßstab bewerkstelligbar. Trotz anderer Komposition besteht die gleiche Verfügung über Haus, Hof und Garten mit gleichen Ausstattungselementen wie bei den vollständig ausgestatteten Parzellen. Wie wir sehen, haben die verschiedenen Variationen von 'Haus, Hof und Garten' bei AckerbürgerInnen, Bauern und Bäuerinnen sowie Handwerkshöfen unterschiedliche Kompositionen.

Die Verfügung über eine genügend große und 'vollständig' zu organisierende Parzelle als Voraussetzung schafft einen qualitativen Ausgleich zwischen 'arm und reich' und 'jung und alt'. Der reale Umgang der Leute mit den unterschiedlichen, jeweils auf die Bedarfe aller Ökonomien abgestimmten Parzellenformen und -ausstattungen, erweist sich trotz ihres unterschiedlichen Aussehens als jeweils gelungene Übersetzung der älteren Vorbilder



Abb. 15: Kompositionen von Haus, Hof und Garten

In Reihen mit hoher Lagegunst ist die schmale Parzelle die Regel. Die Parzellen der zweiten Reihe waren in der Erstparzellierung durchwegs breiter. Der Nachteil, in größerer Entfernung vom Markt zu sein, wird mit einem größeren Anteil an der Straße teilweise kompensiert. Dies war für die Bauernhöfe und ihre Entwicklung zu Handwerkshöfen von Vorteil. Manche Parzellen am Mühlgang, die direkt mit 'dem Wasser' arbeiteten, wie z.B. eine Säge- und Tischlerökonomie, die Platz für Haus, Säge und Tischlerei sowie Lagerplatz für das mit dem Mühlgangwasser gelieferte Holz brauchten, haben einen breiteren Anteil 'am Bach' als die Parzelle tief ist. Auf ihnen werden in der Folge die Gewerbe'abteilungen' (Säge, Werkstatt, Lagerplatz) nebeneinander und nicht hinterein-

vor Ort. Mit dieser Erkenntnis können wir die Grundrisse (Kompositionen) und die Regeln der Haus- und Hoforganisationen den "analogen Kanon zu anderen (...) Hof-Grundrisse vergleichend prüfen, die qualitative Übereinstimmung nachweisen und damit die Planungsgeschichte auf breitere Füße stellen und ein allgemeines Prinzip formulieren: das vollständige 'Hausen' im Sinne von Wirtschaften folgt praktischen und durch die notwendige Arbeit vervollkommenen Arbeitsorten und Anordnungen - Zonierungen und Organisationen (Grundrisse) -, die überall gleiche nach der 'zufälligen' Baugeschichte und der historischen und naturbürtigen Voraussetzung variierte, Merkmale und Regeln aufweisen" (HÜLBUSCH, K.H. 1991: IV).

Die notwendige Sparsamkeit bewog die anfänglich ärmeren Haushalte, weil gerade neu gegründet oder neu hinzugezogen, die funktionierenden Vorbilder der Älteren zu kopieren. Wie die Beispiele zeigen, macht hier die anfängliche Not nicht erfinderisch, sondern die Leute passen die bewährten Prinzipien auf ihre Verhältnisse und Möglichkeiten an. Trotz des Zwanges zum sparsamen Bauen auf kleineren Flächen wurden die notwendigen Spielräume auch für die nachfolgenden Generationen, auf den Parzellen bleiben zu können, geschaffen.

"Eine sparsame Ökonomie, im Sinne Veblens die 'ökonomische Schönheit eines Gegenstandes' (1899/ 1986: 150), lernt an den Erfahrungen aus konkreten Beispielen, und kann deshalb qualitativ wie quantitativ die Regeln und Prinzipien der Organisation und Morphologie fürs Planen übersetzen. Dabei sind der tatsächliche - sichere und selbständige - Gebrauch durch die Bewohner, unabhängig von der jeweiligen entwerferischen Gebrauchsanweisungen, der Ausgangspunkt und gleichzeitig die Prüfung der Prognose" (a.a.O.: V),

nämlich des nachhaltigen 'Erfolges' bei der Neugründung einer ökonomischen Einheit auf einer Parzelle.

#### 2.5.2.2. Parzellenbreiten im Zusammenhang mit unterschiedlichen Lagegunsten

Die unterschiedlichen Parzellenbreiten und -größen der Reihen sind von der quantitativen Ausstattung auf die Lagegunst im Verband und auf die jeweiligen Parzellenökonomien abgestimmt. Bei den Marktplatzparzellen ist es der notwendige Anteil am Marktplatz, der die Lagegunst für jedes 'Haus' ausmacht. Die Aneinanderreihung der Häuser mittels schmaler Längsparzellen zum dichten Verband nutzt die Lagegunst des Marktplatzes aus, indem möglichst viele Ökonomen dort Anteil haben können. Das selbe gilt vom Prinzip für die Parzellen an der Kirchengasse.

ander organisiert. Dies erschwert aber im selben Zug die Organisation der Haus- und Gartenwirtschaft, weil tendenziell aus dem Hintereinander der Zonierungen ein Nebeneinander wird.

### 2.5.2.3. Das rasterartige Wegenetz 'sozialisiert' unterschiedliche Lagegunsten

Das dichte Erschließungsnetz von einer Reihe in die andere bis zum Ortstand ist netztartig über öffentliche Fußwege und Erschließungsstraßen bzw. Wege und über Parzellendurchlässigkeiten organisiert. Die Durchlässigkeitsangebote über 'kurze Wege' machen den Marktplatz für die BewohnerInnen der zweiten Reihe schnell fußläufig erreichbar. Die Durchlässigkeit nach hinten sozialisiert die hohe Lagegunst des Marktes für die zweite Reihe, da deren 'Kundschaften' rasch vom Marktplatz aus 'vorbeischauen' können. Gleichzeitig ist mit dem Wegenetz der Ortsrand, die Reihe der Gärten und die Freiräume am Bach sowie die Flur dahinter erschlossen. Die schnelle Erreichbarkeit des Randes sichert den immer dichter überbauten AckerbürgerInnenparzellen den Anteil am Ortsrand. Die Ungleichheiten über die Verfügungen, einerseits die hohe Lagegunst des Marktes, andererseits die Qualität des Randes, wird über die Dichte des Wegenetzes minimiert (vgl. AUTORInnenKOLLEKTIV 1992b: II f)

## 3. Parzellen und Grundstücke außerhalb des 'alten' Verbandes

Nach der allmählichen Verdichtung entlang der Tiefen- und Quererschließungen erfolgte eine stärker zur Sulm hin verlaufende Besiedlung. Mit fortschreitender Hochwassersicherung der Sulm (Uferverbauungen zu schnellerem Abfluß des Wassers) siedelten ab Ende des 18. Jahrhunderts auf den nun relativ hochwassersicheren Flächen der Mittelterrasse ärmerle Leute und Kleinhandwerker in der Nähe des Mühlganges oder am Rande der Mittelterrasse zur Niederterrasse hin. Diese waren wegen der nach wie vor existierenden Hochwassergefahr die billigsten Flächen. Sehen wir uns die prinzipiellen Veränderungen im Vergleich zu den Parzellen und ihrem Verband am Markt an.

### 3.1. Verlust der Zonierungen in die Tiefe

#### 3.1.1. Arbeiterbauern- und Kleinhandwerkerparzellen

Typische Beispiele für Kleinhandwerker- und Arbeiterbauernhofparzellen (Keuschler), bebaut mit eingeschoßigen Einfamilienhäusern, ausgebautem Dachgeschoß und Nebengebäuden finden sich z.B. an der 'Schulgasse' und 'Wieserstraße'. Die i.d.R. querrechteckigen Parzellen sind 500 bis 600 m<sup>2</sup> groß (30 x 20 m), das Wohnhaus rückt in den meisten Fällen drei bis fünf Meter von der Straße in das Grundstück ab. Hinter und/ oder seitlich neben dem Haus stehen unterschiedlich große Nebengebäude. Ein Gemüse- und Kräutergarten befindet sich seitlich neben dem Haus oder im Vorgartenbereich. Die Parzellen stehen meist mit ihrer breiten Seite zur Straße, so daß sich Gemüsegärten, nutzungsoffene Freiräume und Obstbaumreihen neben den Gebäuden befinden. Sie haben keinen hinteren Parzellausgang sowie keine hintere Quererschließung. Die Parzelle endet hinter dem Nebengebäude und es stellt die direkte Grenze zum Nachbarn dar. Die Erstbesiedler waren KleinbauernInnen und HandwerkerInnen und mußten nebenher verschiedenste Lohnarbeiten durchführen. Gegenüber den Parzellenökonomien des alten Marktverbandes kam es zu

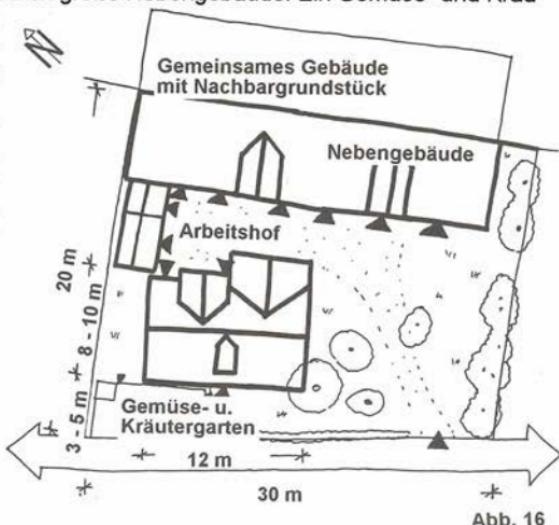


Abb. 16

einem Verlust der Primärproduktion. Die Leute produzierten nur mehr als Haus- und Hofwirtschaft für den eigenen Gebrauch. Sie mußten immer zumindest saisonal an einem anderen Ort Geld verdienen, da die ihnen zur Verfügung stehenden Flächen zur Landbewirtschaftung oder andere Arbeitsmöglichkeiten vor Ort nicht ausreichten. Der Freiraumkanon der Arbeiterbauern ist mit 'Straßenfreiraum als Erschließungsstraße - (Vorgarten)- Haus - Hof - Nebengebäude' bis zum Nebengebäude ident mit den bisher bekannten Beispielen der ersten und zweiten Reihe.

### **Der erste Schritt zum Grundstück:**

#### **Vom Hintereinander der Zonierungen zum Nebeneinander**

Die Veränderung der neuen Parzellenformen ist nun aber eine entscheidende für die weitere Entwicklung. Hinter dem letzten Nebengebäude folgt entweder die Parzellengrenze oder ein Wiesenstück mit nur mehr geringer Tiefe. Die Tiefe der Parzelle fällt weg. Die bei den Marktplatzparzellen und Handwerkerhöfen hinter den Nebengebäuden liegenden nutzungsoffenen Freiräume und Obstgärten müssen auf seitlich des Hauses liegenden Distanzflächen reduziert improvisiert werden. Da die Gartenelemente auf die Seite rutschen, können die räumlichen Abfolgen der Abteilungen, der Kanon der Parzelle, nicht mehr hintereinander gereiht werden. Die Qualität des Gebrauchs ist eingeschränkt, der Anteil an Gebrauchsnuutzungen geht zurück. Aus einem Hintereinander der unterschiedlichen Abteilungen und der unterschiedlichen Parzellenökonomien wird ein kompliziertes Nebeneinander auf engem Raum. Es existieren zwar Gartenabteilungen, aber keine Nutzungsabfolgen in die Tiefe. Gastgewerbliche und bürgerlich-geschäftliche Nutzungen existieren hier nicht mehr, Nachverdichtungen sind kaum mehr möglich. Der erste Schritt von der Parzelle zum Grundstück ist die Abschaffung der Gärten hinter dem Haus, mit der gleichzeitig die Abschaffung des 'Hintern' des Hauses einhergeht. Bis in die 50er Jahre wird entlang von Nebenstraßen diese Art von kleinen Einfamilienhäusern mit Nebengebäuden gebaut.

### **3.2. Verlust der hinteren Quererschließung**

#### **3.2.1. Die Reihung von Arbeiterbauern- und Kleinhandwerkerparzellen**

Zwischen den Häusern liegen seitlich die Gartenabteilungen, so daß die Häuser keine geschlossene Fassadenreihen bilden. Die Parzellenererschließung wird auf die von Haus und Hof reduziert, das 'Dahinter' wird weder über die Parzellen noch mittels öffentlicher Wege erschlossen. Die Parzellen bilden eine Barriere und machen Bereiche außerhalb des ersten Randes undurchlässig. Die grundlegenden Veränderungen bei der Reihung sind die fehlende Durchlässigkeit der Parzellen und eine fehlende hintere Quererschließung. Sie werden zwar noch hauswirtschaftlich, zum Wohnen und zu handwerklichen Nutzungen gebraucht, weitere Erwerbsmöglichkeiten (Geschäft, Gasthaus) existieren nicht mehr.

### **3.3. Verlust der Zonierungen - Von der Parzelle zum Kleingrundstück**

#### **3.3.1. Villen und freistehende Einfamilienhäuser**

Mit dem Bahnanschluß um 1870, dem vorhandenen Glanzkohleabbau, der glas- und Eisenverarbeitenden Industrie konnte sich in der Gründerzeit einiger lokaler Reichtum akkumulieren. Ab 1890 folgte ein Aufschwung des Fremdenverkehrs. Schwanberg wurde als "die Perle der Weststeiermark" bezeichnet (MARKTGEMEINDE SCHWANBERG 1982: 82). Die Propagierung des Freizeitsitzes 'auf dem Lande' brachte weiter externen Reichtum in den Ort. In der Folge wurden nahezu alle Häuser am Marktplatz gründerzeitlich aufgeschmückt. Entlang der Bahnhofsstraße, die vom Bahnhof direkt zum Marktplatz führt, stehen erhaben oberhalb der Straße Villen.

Die zwei- bis dreigeschoßigen Gebäude stehen i.d.R. von der Straße abgerückten, mitten in der Fläche und haben annähernd quadratische, zwischen 600 bis 2500 m<sup>2</sup> (25 - 50 mal 16 x 50 m) große Grundstücke. Diese sind nicht durchlässig und haben keine hintere Quererschließung. Auf den Flächen um das Gebäude stehen keine Nebengebäude, ein 'Arbeitshof' als Raum zwischen Haus und Nebengebäuden existiert demnach nicht.

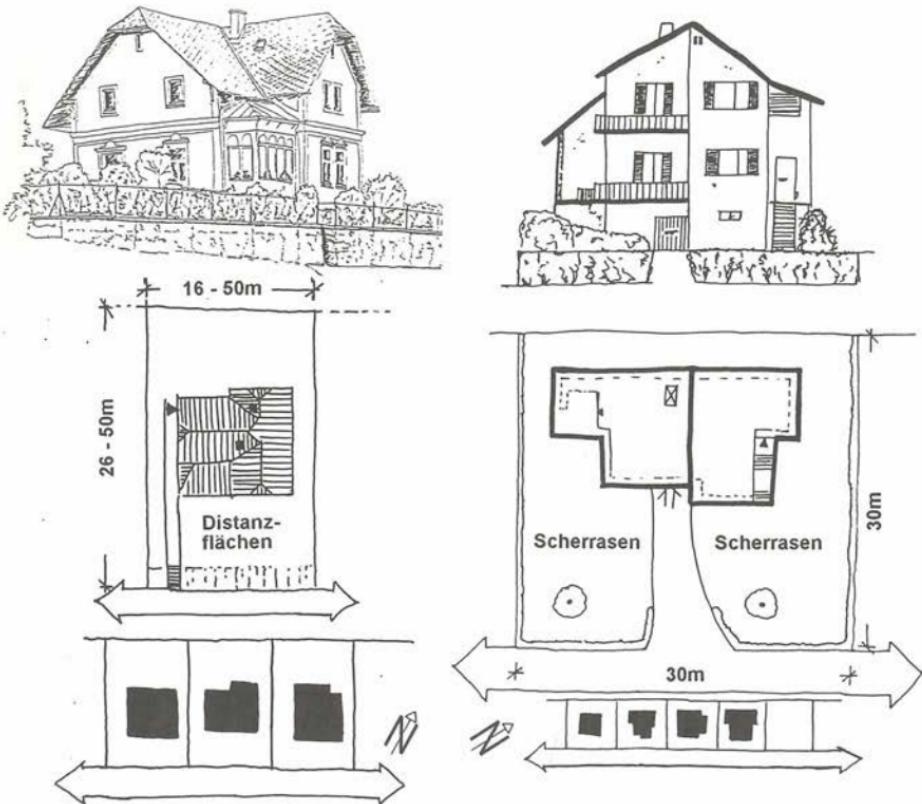


Abb. 17 und Abb. 18: Villa und freistehendes Einfamilienhaus

In letzter Zeit wurden einige Garagenbauten<sup>3</sup> errichtet. Die Distanzflächen vor, neben und hinter dem Gebäude sind meist mit Scherrasen und einigen Zierbäumen sowie Ziersträuchern ausgestattet. Ganz ähnlich, nur kleiner, sehen die **Freistehenden Einfamilienhäuser ab den 60ern** aus. Die 500 bis 900 m<sup>2</sup> großen Grundstücke sind quadratisch, die Häuser rücken in die Mitte oder in das hintere Drittel des Grundstücks. Eine sonnenorientierte Terrasse liegt im Erdgeschoß erhöht über dem Gartenniveau, in den Obergeschossen sind Balkone angebaut. Die Distanzflächen vor dem und seitlich des Hauses tragen Scherrasen und Ziergehölze, Wäschehängen, und Obstbäume und Gemüsegärten, wenn vorhanden, liegen auf der Seite oder hinter den Häusern und sind wegen der nicht vorhandenen Durchlässigkeit des Hauses nur über lange Wege erreichbar. Die Grundstücke sind eingezäunt und wie die Häuser nach hinten nicht durchlässig, es gibt keine hintere Quererschließung.

### 3.3.1.1. Reihung von Villen und freistehenden Einfamilienhäusern

Durch die Grundstücksbreite der Villen- und Einfamilienhausbebauungen und ihre mittige Lage, den bis zu 10 Meter breiten seitlichen Abstands- bzw. Distanzflächen existieren zwischen den Gebäuden bis zu 20 Meter breite Abstände und mehr. Die geringen Bebau-

3) Im Gegensatz zu bisher beschriebenen Nebengebäuden und Zubauten, die durch eine größere Anzahl an Türen äußerlich als Baukörper mit unterschiedlichen Räumlichkeiten gekennzeichnet und von nutzungsgesteuerten bis dysfunktional zu nutzen sind, möchte ich Garagen nicht als 'Nebengebäude' oder 'Zubauten' bezeichnen. Sie haben bis auf ein großes Tor keine weiteren Eingänge und weisen außer der monofunktionalen Nutzung als umbauter Raum für KFZ kaum weitere auf. Diese Definition gilt auch für die weiteren Beispiele.

ungsdichten mit 0,1 bis 0,2 schaffen lose Aneinanderreihungen. Es gibt weiters keine hintere Quererschließung und keine Durchlässigkeit in eine 'hintere Reihe'. Die aneinander gereihten Grundstücke bilden wie die Arbeiterbauernparzellen jeweils Barrieren, die Bildung von durchlässigen Reihen hintereinander ist nicht möglich.

### **3.3.2. Die Villen sind ab dem 19. Jahrhundert ein Freizeitsitz**

Die Villa ist historisch - 'als Haushalt' - auch als 'Haus und Hof' organisiert. Sie stand in ihrer ersten üppigen Erscheinungszeit, der Renaissance, immer im Zusammenhang mit landwirtschaftlicher Produktion (vgl. dazu die Villaentwürfe von Andrea PALLADIO um 1570). Sie war aber schon damals gleichzeitig Herrschafts- und Statussymbol von städtischem Geld- und Erbadel, der das Land kolonisierte (vgl. MONARD 1978). Die Herrschaften arbeiteten dabei nicht selbst, sondern ließen arbeiten. Die Villen des 19. Jahrhunderts waren, vor allem in Österreich und Deutschland nicht mehr mit der Landbewirtschaftung verbunden, sondern wurden Freizeit- und Sommerfrischewohnsitze für die aus den explosiv wachsenden Städten flüchtenden Adeligen und Industriellen. Die Gründe für die Abschaffung von 'Haus und Hof'-Organisationen beim Bau von Herrschaftshaushalten am Ende des 19. Jahrhunderts sind wie überall und so auch in Schwanberg ökonomisch im Auftauchen von externem Reichtum begründet, der keine Veranlassung mehr sieht, auf der vorhandenen 'Parzelle' Zonierungen für ein Nebeneinander von Ökonomien zu organisieren. Die VillenbesitzerInnen begannen aus Statusgründen die zu leistende Haushaltssarbeit auf ihren Freizeitsitzen zu verstecken und zu leugnen. Sie hielten sich Bedienten, die Haushalt und Hauswirtschaft vor der 'Herrschaft' und 'Besuchsgesellschaft' verborgen für eben diese besorgten und z.B. Lebensmittel nur noch zukaufen. So wurde der Personal- und Liefereingang immer absichtsvoll versteckt und im Gegensatz zum prunkvollen Haupteingang schmucklos daneben angelegt. Die Schmuckseiten der Villen und repräsentative Gartenflächen sind ebenfalls absichtsvoll von der Straße distanziert. Die 'ehrenwerte Gesellschaft' sollte ihre Villen und damit ihren Reichtum stellvertretend auch 'aus der Distanz' betrachten können. Der Garten bekommt den Charakter von Distanz- und Demonstrationsraum des Reichtums, der die Villa in Szene setzt. Er ist aber kein zur Besetzung mit Gebrauchswerten verfügbar gedachter Freiraum.

### **Zur Differenzierung zwischen 'nutzungsoffenen Freiräumen' und 'Distanzflächen'**

Wenn wir die 'Scherrasenflächen' hinter dem Hof oder dem letzten Nebengebäude auf Marktplatzparzellen mit den 'Scherrasenflächen' rund um Einfamilienhäuser und Geschößwohnungsbauten vergleichen, so können wir sie vom Phänomen als Flächen mit häufiger Mähnung und mehr oder weniger großer Trittbelaustung beschreiben. Der Unterschied, der die interpretatorisch differenzierte Benennung ausdrückt, ist nur über den realen Gebrauch zu verstehen. Auf das Nebengebäude folgend ist der Scherrasen organisatorischer 'Belag' eines verbindenden Freiraumes, Weg und Ort zugleich, ein Teil der Gartenabteilung mit klaren Zuständigkeiten: er stellt einen Übergangsbereich als 'nutzungsoffener Freiraum' zwischen weiteren Freiräumen in privater Verfügung dar. 'Distanzflächen' um freistehende Häuser und Gebäude vermögen keine Abteilungen oder Zonierungen zu verbinden, weil 'rundum' keine Zonierungen und private Zuständigkeiten vorhanden sind. Sie können weder Schwelle noch Übergang werden, weil sich rechts und links, vorne und hinten nichts anderes als 'Nicht'-Orte befinden.

### **3.3.2.1. Die Villa steht auf einer zu einem Grundstück transformierten Parzelle**

Die Villa und die dazugehörigen Distanzflächen werden von ihrer Geste als privater Freizeitluxus inszeniert, der weder produktiven Gemeinschaftscharakter mit dem umgebenden Ort, noch ein Nebeneinander von Hauswirtschaft und Erwerbsökonomien, noch (scheinbar) subsistenzwirtschaftliche Tätigkeiten braucht. Der Geldreichtum des Villenbesitzers kann auf produktive Nutzungen des real vorhandenen Flächenreichtums und auf die Lage des Hauses an der Straße demonstrativ verzichten, weil keine zu einer Produktionsöffentlichkeit gerichteten Offerte von geschäftlichen Angeboten notwendig sind: weder auf den Grundstücken noch im Verband der Villen gibt und gab es Kaufgeschäfte oder Gewerbe-

betriebe. Sie kann es sich leisten, mit demonstrativer Geste auf Distanz gehen. Mit diesem Paradigmenwechsel im baulich-räumlichen Zusammenhang zwischen Produktionsöffentlichkeit und Parzelle sind zwei Entwicklungen manifest.

Erstens: Villa und Grundstück sind demonstrativer Aufwand zur Schaustellung von 'Luxus' und 'Müßiggang'. Das bedeutet gleichzeitig

"*Vermehrung des Aufwandes an lebendiger Arbeit bei der Herstellung eines Sachgutes, heißt Durchdringung, Vollaugung des Stoffes mit mehr Arbeit*" (SOMBART 1992: 120)

als Wesensmerkmal der Vergegenständlichung und Verfeinerung von Luxusobjekten. Da die Nutzung des Grundstücks als Luxus keinen Charakter einer Produktivität vor Ort besitzt, muß immer wieder an einem anderen Ort entstandener 'Reichtum' in Form von Geld und bezahlter Arbeit investiert und zur Schau gestellt werden, um den Charakter des 'demonstrativen Aufwandes' zu erhalten. Dies ist die Geste des 'scheinbar leistbaren Müßiggangs', scheinbar entbunden jeder Arbeit vor Ort.

Zweitens: Das Siedeln verliert damit seinen generativen Charakter für die nachfolgende Generation, weil Lebensdauer und Reichtum des Erbauers Maßstab und Voraussetzung für die Erhaltung des 'Müßiggangs' sind. Die nachfolgende Generation muß den Reichtum, den es zur Aufrechterhaltung des Luxus braucht, von anderen Geschäfts-(Spekulations-)Orten her beziehen, da aus dem Grundstück selbst nichts erwirtschaftet wird. Die (Übernahme einer) Villa perpetuiert einen immerwährenden Geldfluß von entfernten Geschäftsorten zu ihr und hält diesen Zustand bei (Erbschafts-)Übernahmen aufrecht.

Die Lage, Erschließung und Benachbarung des Grundstückes im Bezug zu einer Produktionsöffentlichkeit ist nunmehr ohne Wert, wertlos. Es zählt die distinguierte, exquisite Lage in distanzierter Benachbarung zu möglichst gleich Begüterten. Mit der Möglichkeit, Reichtum in Form von Geldscheinen andernorts zu erwirtschaften und zu transportieren, löst sich die Sinnhaftigkeit einer engen Reihung von Parzellen, Prinzip der Schaffung von Lagegunsten, auf. Die Distanzierung zu Ort und Nachbarn wird Prinzip, weil der Transport kapitalistisch transformierter Warenwerte in Form von Geld auch ohne Teilnahme an der lokalen Produktionsöffentlichkeit funktioniert. Bauformen auf Distanzflächen als Geste des 'scheinbar leistbaren Müßiggangs' bei gleichzeitig geldökonomisch begründeter absichtsvoller Abschaffung eines Nebeneinander von unterschiedlichen Parzellenökonomien und der Verlust des generativen Charakters des Siedeln sind die Prozesse, die die Transformation von der Parzelle zum Grundstück ausmachen. Diese Transformation wird von der Form der Grundstücke und Bauflächen, ihren Größen und Anordnungen auch vom freistehende Einfamilienhaus und von Geschoßwohngebäuden übernommen.

### **3.3.2.2. Das freistehende Einfamilienhäuser ab den 70ern - die Vergesellschaftung der Villa auf kleinem Grundstück**

Wenn wir uns Villen und freistehende Einfamilienhäuser im Vergleich ansehen, gibt es viele gleiche Merkmale: Haus und Distanzflächen haben hohen Repräsentationscharakter, quadratische Grundstücksformen, zentrale Lage des Gebäudes im Grundstück, keine Nebengebäude, keine bedachte Parzellendurchlässigkeit und keine hintere Quererschließung. Baukörperanordnung und Orientierung des Hauses erschweren von vornherein eine Adaption und Umbauten für die Möglichkeit, eine Produktionsöffentlichkeit in der Straße von der Parzelle aus zu gründen. Die Gesten von Grundstückserschließung, 'Rundum'-Distanzflächen und ihre Anordnungen an einer Straße tun so, als lebten lauter 'reiche' Menschen in den Häusern ohne Notwendigkeit einer Beziehung zu einer lokalen Produktionsöffentlichkeit. Das freistehende Einfamilienhaus imitiert den Reichtum von VillenbesitzerInnen, ohne daß ihre ErbauerInnen ihn real haben. Die potentielle Möglichkeit des Nebeneinander unterschiedlicher Parzellenökonomien sind auf den Gebrauch der Fläche als Ort der Hauswirtschaft und des Wohnens und als Ort des 'scheinbar leistbaren Müßiggangs' nach der Arbeit an einem anderen Ort reduziert. Damit einher geht die Trennung von Arbeitsplatz und Hause, der den Verlust des generativen Charakters verstärkt. Das Ergebnis ist wie bei der Villa die Transformation von der Parzelle zum Grundstück.

Wie wir sehen, ist das freistehende Einfamilienhaus ohne Nebengebäude eine Kopie der Villa für die 'kleinen Leute'. Auffällig dabei ist, daß diese Art des Bauens mit der Einschaltung von Flächenwidmungs- und Bebauungsplanungen durch Baumeister, RaumplanerInnen und ArchitektInnen ab den späten 60er Jahren in die Lande zog. Mit den formalen und ökonomischen Übereinstimmungen der Analyse, was die Grundstücke und deren 'Reihungen' und ihre Folgen für die BesitzerInnen betrifft, führe ich den Beweis, daß die PlanerInnen ein falsches, weil in ihren demonstrativen Gesten und ökonomischen Folgen nicht reflektiertes Vorbild kopiert und im Schulterschluß mit der mächtigen Propaganda der Einfamilienhausbauindustrie als Wunschprojektion des 'vortäuschenden Reichtums ohne Arbeit' durchgesetzt haben. Auch die Profiteure sind klar zu benennen. Am Einfamilienhausbau verdienen die Bauindustrie, die Banken und die mit Flächenwidmungs- und Bebauungsplanungen befaßten RaumplanerInnen und ArchitektInnen. Im Zusammenhang der Finanzierung von Villen und freistehenden Einfamilienhäusern liegt noch ein entscheidender Unterschied. Im Gegensatz zu den i.d.R. mit vorher akkumuliertem (Spekulations-)Reichtum erbauten Villen sind die Einfamilienhäuser i.d.R. mit Hilfe von Bausparkrediten, also auf 'Pump' gebaut. Pointiert formuliert: Während sich früher die Reichen ihre Villen aus Geschäftsrenditen und Spekulationsgeldern größtenteils selbst finanzierten, bauen heute die EinfamilienhausbauerInnen ihre kleinen 'Villen' unter der Bürde von zurückzuzahlenden Kreditzinsen. Mit den Renditen aus dem Zinsgeschäft kaufen sich heute die Kredit- und Geldinstitute bzw. deren Chefs und höhere Angestellte leerstehende Villen. Und ich wage eine Prognose für die freistehenden Einfamilienhäuser: In 15, 20 Jahren wird es viele von ihnen mangels einer Übernahme innerhalb der Verwandtschaft zu kaufen geben. Die Frage bleibt, wer die Käufer sein sollen.

### 3.4. Verlust von Kleingrundstücken und privat verfügbarem Außenhaus

#### 3.4.1 Verlust des Kleingrundstücks - Verdichteter Flachbau

Die als "Brendel-Hof" bezeichnete Wohnanlage im Stile des verdichteten Flachbaus der 80er Jahre liegt nordwestlich vom Markt in distinguerter Entfernung auf sonnigen, südostexponierten Hangflächen in nächster Nähe zu Weingärten. Die Anlage wird über Wohnwege, die von einer Sackgasse als Erschließungsstraße her abzweigen, erschlossen. Die 13 genossenschaftlich erbauten Doppelhäuser mit Eigentumswohnungen sehen auf dem ersten Blick wie Einfamilienhäuser aus, die über gemeinsame Dächer miteinander in Verbindung stehen. Die Gebäude sind zueinander in einer eigenartigen Doppel-U-Anordnung organisiert. Obwohl die Doppelhäuser jeweils zwei Eingänge und Terrassenausgänge haben, ist an diesem 'Wohnbau-experiment' nicht klar ersichtlich, ob eine oder zwei Wohneinheiten pro Gebäudeteil wohnen. Jedem Doppelhaus ist ein gemeinsamer Garten zugeordnet, die in nur ganz wenigen Fällen mit durchlässigen Hecken von einander getrennt werden. Vermutlich lebt in einigen Doppelhäusern nur mehr ein Haushalt, weil es kaum Spuren in den Gärten gibt, die auf 2 Haushalte schließen lassen. Als Indiz für die genossenschaftliche Grundstückszuständigkeit werden sie von einem gemeinsamen mittlerweile alt aussehenden Jägerzaun umgeben. In den Gärten finden sich Phänomene eingeschränkt privater Entscheidungsmöglichkeiten wie Ziersträucher, kleine Gemüse- und Kräutergarten, kleine Obstbaumgruppen und Kom-

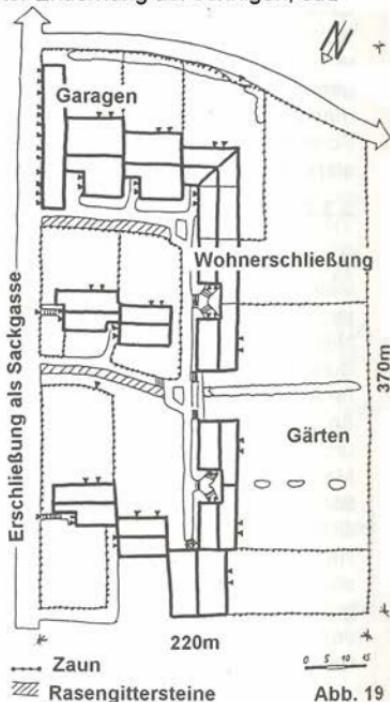


Abb. 19

posthaufen, aber keine individuellen An- oder Zubauten. Weiters gibt es auf dem Großgrundstück zentral angelegte Garagen an der Stichstraße, Sandkisten in den quartiersöffentlichen Bereichen und vor den Gebäuden sind Bodendeckerzierstrauchstreifen gepflanzt.

Formal und was die Entscheidungsmöglichkeiten betrifft, stehen die verdichteten Flachbauten zwischen den freistehenden Einfamilienhäusern und dem Endpunkt der Grundstücksreihe, dem Geschoßwohnbau auf dem Großgrundstück.

### 3.4.2. Verlust des privat verfügbaren Außenhauses - Geschoßwohnbau

Als Relikte der Industrialisierung und Bergbauvergangenheit bis in die 20er Jahre sowie kommunaler und genossenschaftlicher Miets- und Eigentumswohnungserrichtungen ab den 60er Jahren stehen Geschoßwohn- und Geschoßwohnzeilenbauten in ein bis drei Kilometer Entfernung vom alten Ortsteil. Die Gebäude stehen mit den Eingangstüren um 90 Grad (Zeilenbauten) oder 180 Grad (i.d.R. Geschoßwohnbauten) gedreht und von der Straße abgerückt. Von ihr führen Wohneröffnungswege zu zentralen Eingängen. Von dort aus werden die Wohnungen über zentrale Gebäudeeingänge und Stiegenhäuser er-



schlossen, wobei pro Etage zwei bis vier Wohnungen mit sonnenorientierten Balkonen liegen. Die Gebäude weisen zwei bis vier Geschosse mit mehreren Gebäudeeingängen auf (je nach Gebäudegröße bis zu 30 Wohnungen) und sind nicht durchlässig. Identische Wohnungen liegen neben- und in mehreren Geschossen übereinander. Es existieren keine nicht umbauten privat verfügbaren Freiräume. Auf den Distanzflächen um die Gebäude finden sich Wäschehängen, zentrale Müllplätze, Zentralgaragen und Teppichklopftangen.

Weiters sind Kinderspielmöbel, Sandkisten sowie Sitzgelegenheiten (Bänke, Pergolen) über die Anlage verteilt. Scherasen und Ziersträucher sowie Zierbäume sind ihre pflanzliche Ausstattung. Zu den Straßen hin gibt es Abstandsgrün, aber keine Zäune.

### 3.4.2.1. Die Geschoßwohnungsbauten stehen auf Großgrundstücken

Die Großgrundstücke haben weder Grenzen zwischen den Gebäuden noch zu den öffentlichen Straßenfreiräumen. Die Gebäude sind so angeordnet, daß sie sich vormittags und nachmittags nicht gegenseitig beschatten. Sie stehen auf Großgrundstücken mit parkähnlichen Distanzflächen und gemeinschaftlichem Gartenmöbel. Die Distanzflächen grenzen an Äcker. Es gibt keine Zonierungen, keine An- und Zubauten, keine Nebengebäude, keine Nutz- und Ziergärten. Die Gebäude stehen auf der 'grünen Wiese' weit außerhalb des ersten Ortsrandes.

## 3.5. Verlust des Verbandes - Ansammlung von Bauten auf Grundstücken

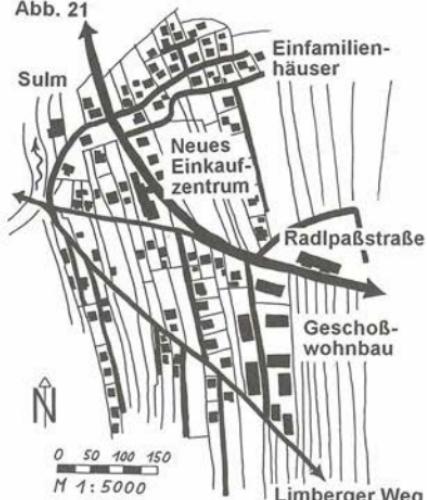
### 3.5.1. Verlust der rasterartigen Erschließung

#### - Der 'neue' Ortsteil um die Radpaßstraße und den Limberger Weg

Seit den 70er Jahren wurden südöstlich der Sulm, um die Radpaßstraße und den Limberger Weg, die meisten Neubebauungen in Schwanberg durchgeführt. Hier stehen auf ehemaligen Ackerstreifen mehrere drei- bis viergeschossige Wohnbauten und freistehende Einfamilienhäuser, die mit Stichstraßen von den bestehenden Straßen erschlossen

werden. Neben den Großgrundstücken mit 8 Geschoßwohnungsbauten (pro Bau zwischen 9 und 30 Parteien), die wir wegen der höheren Wohndichte pointiert als die 'erste Reihe' bezeichnen könnten, folgen in der 'zweiten Reihe' Ackerstreifen, daran anschließend mit Einfamilienhäusern 'bebaute' ehemalige Ackerstreifen. Darauf folgen im Übergangsbereich zum älteren Teil Schwanbergs noch nicht bebaute Ackerstreifen, in deren Nachbarschaft ein neues 'Einkaufszentrum' an der Radpaßstraße steht. Darauf folgen zum Markt hin einige gemeinschaftliche Infrastruktureinrichtungen wie Schul- und Sportanlagen, dann Villen, Arbeiterbauernparzellen und der Ortsrand des alten Marktes.

Abb. 21



mit Häusern bzw. Gebäuden 'bepflanzt'. Erschließungsstrukturen, die wie Strickmuster für mögliche Erweiterungen weitergestrickt werden könnten, existieren nicht. Welcher Streifen gerade parzelliert wurde, entschied sich aus dem Siedlungsgrundriss nicht nachvollziehbaren Entscheidungen.

Vom Siedlungsentwurf her wurden aus landwirtschaftlichen Parzellen hauswirtschaftliche Grundstücke gemacht. Das entspricht einer Veränderung der Parzellenökonomie, bei der die Bauten ohne Anbindung und Benachbarungen isoliert in der Landschaft stehen bleiben. Die bestehenden Straßen (Radpaßstraße, Limberger Weg) stellen im Gegensatz zu den Erschließungen des 'alten' Ortsteiles keine Lagegunst mehr für die neuen Bauten dar, da sie von ihnen abgewandt stehen (vgl. AUERSWALD / LECHENMAYR 1994; MACHATSCHEK 1995). Wegen der fehlenden Häuserdichte können sich auch an den Stichstraßen keine neuen Produktionsöffentlichenkeiten bilden. Das Erschließungssystem erhält statt einer netzartigen eine baumartige Struktur. Der Erschließungsbaum' wächst unaufhörlich weiter, da bei neuerlichen Bebauungen immer nur neue Äste bzw. Stichstraßen entlang des 'Stamms' abgezweigt werden können. Es können immer nur entlang der neuen Äste bzw. 'Trieb spitzen' neue 'Soliärgruppen' von Häusern oder Gebäuden 'gesetzt' werden, die mit den vorher liegenden Ästen keine netzartigen Verbindungen haben.

### **Der Geist der Verschwendungen und seine verschwiegenen Folgekosten**

Mit der großen Breite von quadratischen Grundstücken werden die Leitungslängen der Ver- und Entsorgungseinrichtungen (Strom, Trink- und Abwasser etc.) sowie die anteiligen Baukosten höher. Für die privaten BauwerberInnen fallen jeweils erhöhte Erschließungskosten für Stichstraße und Kanal etc. an (vgl. HAAG / MACHATSCHEK 1995). Das Prinzip kommunaler Sparsamkeit, bereits getätigte Ausgaben mehrmals zu nutzen, wie z.B. vorhandene Straßen mit Parzellierungen so in Wert zu setzen, daß sich aus dem vorhandenen Straßenfreiraum als materielle Voraussetzung eine neue Produktionsöffentlichkeit

Mit der im "Flächenwidmungsplan Schwanberg 1994" vorgesehenen höheren Bebauungsdichte von 0,2 bis 0,8 könnten die Grundstücksflächen der Geschoßwohngebäude als neues 'Zentrum' für die Gebäudeansammlung interpretiert werden. Im Rahmen der Flächenwidmungs- und Bebauungsplanung wurde aber seit Beginn ihrer Einführung kein Prinzip der 'ersten' und/oder 'zweiten Reihe' des 'alten' Ortsteiles aufgegriffen, das diesem neuen Ortsteil annähernd ähnliche Qualitäten und Entwicklungspotenziale gegeben hätte.

Für den Bau der Einfamilienhäuser und der Geschoßwohngebäude wurden Streifenfluren in siedlungsentfernter Lage als Wohngebiet ausgewiesen, die Flureinteilung der Landnutzung als Orientierungsrichtung der Erschließung übernommen und die Flur in quadratische (Groß-)Grundstücke eingeteilt. Mit jeweils einer neuen Stichstraße wurden sie erschlossen und

entwickeln kann, wird durch den Geist der demonstrativen Neuanlage, eine neue Stichstraße, ersetzt. Mit dem baumförmigen Erschließungssystem nimmt weiters die kommunale Flächenwidmungs- und Bebauungsplanung ihre Aufgabe zur vorausschauenden Planung für erweiterbare Erschließungen und sparsamen Umgang mit Grund und Boden nicht mehr wahr. Der 'Luxus' an Verschwendug von Flächen und Erschließungskosten wird nun mit der Konzentration von Leuten im benachbarten Geschoßwohnungsbau über höhere Wohndichten und gemeinsam getragene Anschlußkosten wieder scheinbar kompensiert. Die 'billigen' genossenschaftlichen Bauten stehen nicht zufällig in direkter Benachbarung zu den Einfamilienhäusern. 'Billig' freilich ohne Berechnung der obligat breit gestreuten sozialen und volkswirtschaftlichen Folgekosten wie für kompensatorische Wochenendreisen in 'Erholungsgebiete' über Schnellstraßen und Autobahnen, für die mehrmaligen Urlaubstouren jedes Jahr und für das Risiko eines Verkehrsunfalls, für die sozialen Anspannungen, die das Ansparen zum Bau des Einfamilienhauses produziert, (das mit mehreren Jahren verbunden ist, in denen es sich der Haushalt aus dem Geschoßbau kaum leisten kann, auf den für Arbeits- und Lebensverhältnisse notwendigen Kompensationsurlaub zu fahren).

### **3.5.2. Verlust des Randes - der Nicht-Rand**

Die zwischen dem 'alten' Ortsrand und den Einfamilienhausstreifen und Geschoßwohnbauten auftauchenden kommunalen Infrastruktureinrichtungen wie Sportplatz und Schulanlagen, Kläranlage, Bauhof sowie Großmarkt besetzen Flächen zwischen 'alt' und 'neu'. Sie bilden eine Barriere. Diese Besetzung zerstört vorweg die Flächen, bevor sie über Gebräuche und Nutzungen zu einem neuen Rand werden können. Der Randbereich wird nicht zum Rand, wird zum 'Nicht'-Rand<sup>4</sup>. Weil wir Aussehen und Nutzungen des alten Ortsrandes kennengelernt haben, können wir benennen, was der Nicht-Rand nicht ist. Er ist weder für Menschen nutzbarer noch zwischen Orten verbindender Freiraum.

*"Das Nicht hat notwendig eine gegenständliche Entsprechung und kann nur aus dieser heraus verstanden werden"* (TROLL 1995: 225).

Für die Beziehungen zwischen altem Verband und neuer Gebäudeansammlung erzeugt seine Besetzung mit konkurrierenden Geschäften sowohl Trennung, Distanz und Konkurrenz, zum Nachteil beider. Diese Entwicklungen sind für alle mit der Unmöglichkeit, sich den 'Nicht'-Rand als Freiraum anzueignen, verbunden.

Im Gegensatz zum 'alten' Marktverband, in dem es ein Neben- und Hintereinander von Gastwirtschaften, Dienstleistungseinrichtungen, Handwerks- und Bedarfsgeschäften und bürgerlichen Nutzungen auf hauswirtschaftlich nutzbaren Parzellengrundrisse gibt, stehen hier Ansammlungen von Bauten auf Grundstücken ohne Plätze, Geschäfte und gewerbliche Nutzungen. Es entstehen Ghettos ohne 'Orte', die eine Siedlung lebendig machen können - es entstehen 'Nicht'-Orte. Damit ist ein vorläufiger Endpunkt erreicht. Wenn es keine Parzellen gibt, kann nichts gereiht werden. Wenn es keine Reihen gibt, kann es keine Verbände geben. Gleichzeitig gibt es auch keine Ränder mehr. Damit sind auch alle Qualitäten von Verbänden und Entwicklungsmöglichkeiten verspielt. Wenn es keine Verbände gibt, gibt es auch keine Orte mehr, die neu gebaut oder erweitert werden könnten. Dann gibt es nur mehr 'Nicht'-Orte und 'Nicht'-Ränder.

## **4. Prinzipien von Parzellen und ihren Reihungen zu Verbänden**

Anhand der am Beispiel des älteren Ortsteiles beschriebenen Abfolgen von Reihen und erfolgten literarischen Vergleich mit anderen Beispielen möchte ich folgende Regeln zur Organisation von Parzellen zu Reihen und zu Verbänden benennen.

### **Eine Parzelle**

Die entscheidende Voraussetzung ist die Verfügung über eine Parzelle. Sie muß groß genug sein, damit sich Zonierungen organisieren lassen. Sie soll vorne und hinten eine Erschließung haben und durchlässig, ihre Form sollte längsrechteckig sein. Ihre Zonierun-

<sup>4)</sup> Der 'Nicht-Rand' als Begriff von Hartmut Troll mündlich am PlanerInnenseminar 1992 in Miltenberg.

gen sind über die Fläche und Tiefe bestimmt. Die unterschiedlichen Zonierungen und Freiraumabteilungen sind auf längsrechteckigen Parzellen entsprechend den abgestuften Nutzungshäufigkeiten besser zu bewerkstelligen. Für das Aussehen des Hauses gibt es keine Rezepte, sondern eine Bandbreite von Möglichkeiten und notwendigen Ausstattungen. Vor jedem Haus sollte es einen Übergangsbereich zur Straße geben und es sollte durchlässig in den Hof und Garten sein. Es sollte eine Durchfahrt oder einen beidseitig verschlossenen Keller und ein eigenes Dach haben. Die genügend große Parzelle und die Möglichkeit, Haus und Nebengebäude an- und umbauen zu können, sind Voraussetzungen, damit die Alltagsökonomien aller an einem Haushalt beteiligten Personen als auch Erwerbsökonomien neben- und hintereinander Platz haben. Dies gilt auch für das Nebeneinander von mehreren Haushalten. Die Grundausstattung von nicht nutzungsgebundenen Freiraumabteilungen und -elementen sollte möglichst nutzungsoffen sein, damit von Anfang an mehrere Gebräuche sowohl zeitlich als auch räumlich nebeneinander stattfinden können.

### **Die Reihe - das Grundgerüst**

Entlang eines öffentlich verfügbaren Freiraumes mit längsgerichteten, zueinander parallelen Zonierungen, folgen abgegrenzte Raumeinheiten in privater Verfügung - die Parzellen. Bei ihrer Aneinanderreihung wird ein Nebeneinander gleicher Zonierungsabfolgen in die Tiefe organisiert. Die jeweiligen Parzellenbreiten werden mit der Bedeutung und Lagegunst des Straßenfreiraumes in Übereinstimmung gebracht, wobei die Regel gilt: je höher die Lagegunst, desto schmäler die Parzellen. Die gereichten Parzellen werden in regelmäßigen Abständen durch Tiefenerschließungen unterbrochen. Diese führen zur hinteren Quererschließung der Reihe. Diese Organisation bildet das Grundgerüst einer Reihe mit der Möglichkeit, rasch nach hinten, an den Reihenrand, zu kommen.

### **Die Abfolge von Reihen bildet einen Verband**

Eine Verbandszonierung wird durch die Aneinanderreihung von Kopien des Grundgerüstes, von Längszonierungen mit daran angrenzende Parzellen mit Tiefenzonierungen, erreicht. An den Rand der ersten Reihe, die an den Tiefenerschließungen und am hinteren Ende bebaut sein kann, schließt die nächste Reihe mit demselben Zonierungskanon an. Bei der Kopie des vollständigen Reihenkanons müssen wir zu Anpassung an unterschiedliche Lagegunsten auf die Dimensionierung der jeweiligen Anteile achten, um sowohl genügend breite Straßenfreiräume als auch jeweils individuelle Kompositionen der Parzellenbebauungen zuzulassen und gegebenenfalls Parzellenteilungen vorzudenken.

So wie auf der Parzelle die Zonierungen mit einem richtigen Verhältnis von Breite zu Tiefe 'stimmen' müssen, müssen diese auch innerhalb des Verbandes stimmen. Die unterschiedlichen Reihen eines Verbandes sind über ein engmaschiges Wegenetz miteinander verbunden. In Schwanberg bildet eine erste Reihe, die zum großen Teil an den Tiefenerschließungen und an der Hinterseite der ersten Reihe sowie relativ locker in der zweiten Reihe bebaut ist, mit darauffolgendem Ortsrand als dritte Reihe, ein brauchbares Verhältnis. Da in gering bebauten Reihen die jeweiligen Wachstums- und Wirtschaftsentwicklungen weder plan- noch vorhersehbar sind, müssen Spielräume für Parzellenteilungen und mögliche Nachverdichtungen mitgedacht sein. Schmale Parzellen sollen langgestreckt genug sein, damit An- und Zubauten sowie die Errichtung von Nebengebäuden erfolgen können. Sie sollen quer teilbar sein, damit an ihrem Ende ein neues Vorne mit vollständigen Innen- und Außenhaus entstehen kann. Breitere Parzellen sollen so bebaut werden, daß sie längs teilbar bleiben, um eine Teilung bei vollständigen Anteilen am Freiraumkanon zu ermöglichen.

### **Ränder**

Die Zonierung einer Parzelle, von Standorten höherer Nutzungsintensitäten zu Orten geringerer Intensitäten - vom Haus an der Straße bis zum Parzellenrand - spiegelt sich in der Zonierung des Verbandes wieder. Jede Parzelle und jede Reihe hat einen Rand. Die einzelnen Parzellenränder formen einen Reihenrand. Wird eine Parzelle geteilt, entstehen dazwischen zwei neue Parzellenränder. Daher sollte vor allem bei Nachverdichtungen an

eine reiheninterne Quererschließung gedacht werden. Eine Verbandszonierung von mehreren vollständigen Reihen endet in einem Verbandsrand in Form einer nicht bebauten Reihe. Dieser kann mit privat und öffentlich verfügbaren Freiräumen in einem Hintereinander von nutzungsgebundenen und nutzungsoffenen Freiräumen ausgestattet sein. Vollständig ausgestattet, stellen sie eine Reihe von produktiven und reproduktiven Freiräumen dar, wobei in ihrer Zonierung zuerst privat verfügbare angeordnet werden sollen.

#### **Das Weiterwachsen - Die Spiegelung der Verbandszonierungen am Ortsrand**

Nachdem die vorhandenen Reihen bis zu einem verträglichen Maß nachverdichtet worden sind und der Ortsrand unbebaut geblieben ist, müßte im Falle des Weiterwachsens zur Erhaltung der Verbandsqualitäten sinngemäß eine Spiegelung am Ortsrand erfolgen. Spiegelbildlich sollten die Verbandszonierungen wiederholt werden, wobei die Dimensionierungen der Straßenfreiräume und Parzellenbreiten sparsam und auf heutige Verhältnisse angepaßt sein sollen.

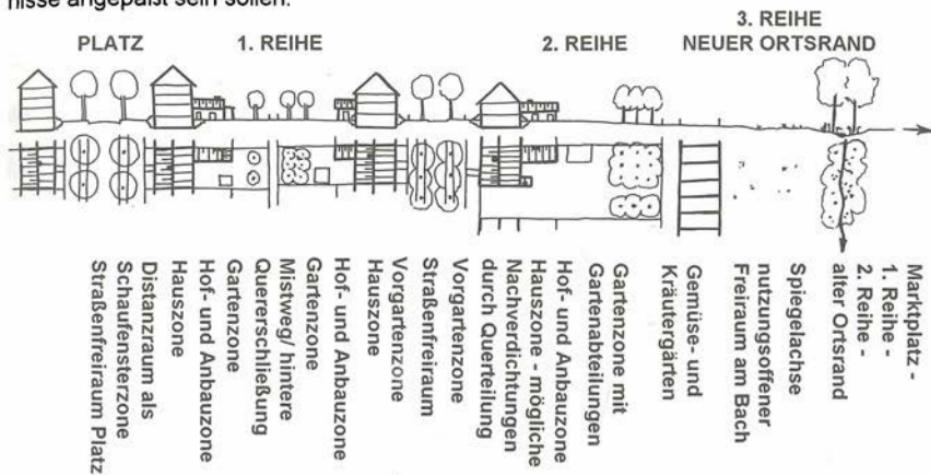


ABB. 22: ZONIERUNGSPRINZIPIEN EINES VERBANDES, ORGANISATIONSVORSCHLAG

Der Ortsrand stellt die Spiegelachse dar und bleibt weiter unbebaut. An das strickmusterartige 'alte' Erschließungsnetz, knüpfen die neuen Wege an. Für einen Verband ähnlich wie in Schwanberg könnte die Abfolge folgendermaßen aussehen: alter Ortsrand als Spiegelachse - dann ein neuer Ortsrand - die zweite Reihe - die erste Reihe und ein Platz - dann wieder eine erste Reihe - eine zweite Reihe – ein Verbandsrand - und so weiter. Es entsteht ein gleichberechtigter neuer Ortsteil bei Erhaltung des alten Ortsrandes. Damit werden die Qualitäten eines zunächst nutzungsoffenen neuen Randes bei Erhaltung der produktiven wie reproduktiven Qualitäten des alten Randes als Freiraum aufrechterhalten.

## 5. Zusammenfassendes Resümee

Mit den Parzellierungen um den alten Marktplatz und dem Erschließungsnetz wurde die Lagegunst des besten Standortes für die dahinter liegende Reihe gut sozialisiert. Gleichzeitig wurde die schnelle Erreichbarkeit der zweiten Reihe und des produktiven Randes in Form der Gartenreihe gesichert. Mit der Verfügung über eine Parzelle konnten die HandwerkerInnen- und Bauern bzw. Bäuerinnen der zweiten Reihe ihre Haus- und Wirtschaftsökonomien gut organisieren. Dies gilt auch für ärmere Ökonomien der KleinhandwerkerInnen und Arbeiterbauern bis in die 50er Jahre außerhalb des ersten Ortsrandes, die 'Haus und Hof' in unterschiedlichen Variationen gründen konnten. Sie verdichteten den Siedlungsraum so nach, daß sie den Marktplatz als ihren Versorgungsort nutzen konnten. Bei Nachverdichtungen auf Zwickelgrundstücken, Folge von unbedachten Parzellenteilungen, wurden vom vollständigen Freiraumkanon die Hintergärten und die hinteren Erschließungs-

wege weggelassen. Bei diesen Beispielen übernahmen seitliche Distanzflächen die Gartenabteilungen. Die fehlende Durchlässigkeit führte erstmals Barrieren für weitere Entwicklung im Siedlungsbereich ein.

Ab den 60er Jahren folgten Parzellierungen von Ackerstreifenfluren außerhalb des 'alten' Verbandes. Mit dem Beginn der Einfamilienhausbebauungen außerhalb des alten Randes sowie der gleichzeitig einsetzenden Besetzung von Flächen durch kommunale Infrastruktureinrichtungen und Einkaufszentren wurde der Randbereich des neuen Siedlungsteiles funktional besetzt und vorweg zerstört, bevor er zum 'Rand' werden konnte. Genau hier wäre der Raum gewesen, mit einer Spiegelung der Strukturen des alten Marktes planerisch die Weichen für einen neuen Ortsteil in einem sinnvollen Abstand zum ersten Markt zu schaffen: eine neuer Reihenverband mit guten Verbindungen zum alten Markt bei gleichzeitiger Erweiterbarkeit und Nachverdichtbarkeit der Reihen. Zwischen den beiden Teilen kämen sinnvollerweise die jeweiligen Ortsräder zu liegen.

Mit dem Umwandlungsprozeß von der *Parzelle* mit Zonierungen, vom Arbeitshof bis zu den nutzungsoffenen Freiräumen mit unterschiedlichen Freiraumabteilungen, über *Grundstücksformen*, die keine Tiefenzonierungen mehr zulassen bis zu *Geschoßwohnbauten* auf *Großgrundstücken* mit der Abschaffung privat verfügbarer Freiräume, schafft das Nebeneinander unterschiedlicher Parzellenökonomien ab. Sie führt von der Verfügung über die Parzelle zur Trennung in Wohnen in einer Wohnzelle und an einer anonymisierten Grünfläche. Gleichzeitig wird aus einem Erschließungsnetz, an dem Parzellen in und mit unterschiedlichen Dichten gereiht wurden, ein baumartiges Erschließungssystem aus Straßen mit Stichwegen und undurchlässigen, barrierefähig besetzten (Groß-)Grundstücken.

Zwischen Parzellen und Grundstücken gibt es auch Übergänge, wie wir bei den Arbeiterbauern-, Kleinhandwerkshäusern und Kleinbauern gesehen haben. Die Leute haben durch ihre originäre Klugheit die Notwendigkeit des Nebeneinander und Hintereinander von Ökonomien auf den jeweiligen Parzellen gut für sich gelöst. Doch werden die Möglichkeiten, die die Verfügung über die Fläche in sich birgt, durch schlechte Parzellenformen, fehlende Wohndichten sowie ungünstige Erschließungen mehr und mehr eingeschränkt, so daß neben der gesicherten Verfügung über private Freiräume nur mehr eingeschränkte Gebrauchsfähigkeiten und Entwicklungen möglich sind. Notwendige Häuserdichten und Verbandsreihen können nicht mehr organisiert werden.

Die Kritik an Zersiedelungen durch Einfamilienhausgürtern nimmt in den letzten Jahren mehr und mehr zu. Die arrogante Argumentation, daß die Leute in Einfamilienhäusern Bauland auffressen und die vorhandenen Privatflächen 'falsch nutzen', ist bösartig, weil sie auf der Ebene des schlechten Geschmacks und der angeblichen Kleinkariertheit der Leute deren Tätigkeiten und Lebenswelten ignoriert und die wirklichen Hintergründe nicht benennt (vgl. AUTORInnenKOLLEKTIV 1992b: III). Diese Kritik bleibt oberflächlich und ärgerlich. Nicht der Wunsch und die Initiative der Leute, sich Wohnformen mit Innen- und privatem Außenhaus zu verwirklichen, ist als geschmacklos, flächenfressend und einfallslos zu diffamieren. Vielmehr müßte die Unfähigkeit, über örtliche Entwicklungskonzepte, Flächenwidmungs- und Bebauungspläne keine Parzellenorganisationen und Siedlungsgrundrisse planen zu können, die Freiraumqualitäten und Entwicklungsspielräume ermöglichen, im Mittelpunkt der Kritik stehen.

Parzellenverbände können nur nach bewährten Prinzipien organisiert werden. Alle anderen Grundstücks- und Bebauungsentwürfe erzeugen durch Ignorieren der Prinzipien solitäre Häuser- und Gebäudeghettos. Hier wäre eine planerische Debatte anzusetzen. Statt dessen wird mit der billigen Denunziation des Einfamilienhauses als Flächenverschwendungen, nämlich undifferenziert, ob freistehend oder 'in der Reihe', letztendlich nur der Geschoßwohnungsbau hofiert.

## Literaturverzeichnis

- AG FREIRAUM UND VEGETATION/ COLLAGE NORD (1991): Landschaftsplan Flensburg. Vorentwurf. Kassel/ Bremen.
- AUERSWALD, B./ LECHENMAYR, H. (1994): Von der Rahmenplanung zum Bebauungsplan. Projektarbeit am Fachbereich Stadtplanung und Landschaftsplanung der GhK. Kassel.
- AUTORInnenKOLLEKTIV (1992a): Ein Stück Landschaft - sehen und verstehen- z.B. Limberg/ Steiermark. Studienarbeit. Kassel.
- AUTORInnenKOLLEKTIV (1992b): Stadtränder am Beispiel der Handelsstadt Miltenberg und der Ackerbürgerstadt Bürgstadt. Studienarbeit am Fachbereich Stadtplanung und Landschaftsplanung der GhK. Kassel.
- AUTORInnenKOLLEKTIV (1994a): Grenzen - Ränder - Übergänge am Beispiel des Marktes Schwanberg. Seminararbeit zu Landschaftsplanung II-Übungen. Univ. f. Bodenkultur. Wien.
- AUTORInnenKOLLEKTIV (1994b): Vom Sehen zum Verstehen. Seminararbeit zu Landschaftsplanung II-Übungen. Univ. f. Bodenkultur. Wien.
- BERGER, J. (1990): Das Sichtbare und das Verborgene. Essays. Hanser Verlag. Wien, München.
- BERGER, P.L./ KELLNER, H. (1984): Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt/ Main.
- BÖSE, H. (1981): Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums. Arbeitsberichte der Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung, GhK Heft 22. Kassel.
- ders. (1982): Hausen in oder hausieren mit? Vom häuslichen Zugangs-, Distanz- und Gebrauchsraum vor der Tür. In: Das Gartenamt. Heft 3. S 141-152. Hannover, Berlin.
- ders (1986): Vorbilder statt Leitbilder. In: Garten und Landschaft. Heft 11: S. 28-33. München.
- BÖSE-VETTER, H. (1989): Hof und Haus - Zum Beispiel Worpsswede. In: Notizbuch 25 der Kasseler Schule. S. 107-152. Kassel. 1991.
- BOURDIEU, P. (1991): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/ Main.
- BRAUN, U./ LINNE, K. (1991): Die Typologie des Hauses für die 'Wechselseitigkeit'. In: Notizbuch 23 der Kasseler Schule. S. 124-174. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel.
- BROOKHUIS et al. (1992): Die Günplanung im Gefolge der Stadtplanung und ihr Beitrag zur Verhinderung von Freiräumen. In: Notizbuch 24 der Kasseler Schule. S. 3-112. Kassel.
- COLLAGE NORD (BÄUERLE, H./ MANG, H./ RING, W./ STAPEL, B./ TROLL, H.) (1994): Möglichkeiten der Verwendung des Niederschlagswassers in der Stadt. In: Notizbuch 33 der Kasseler Schule. S. 1-147. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel.
- GRIEP, H.-G. (1992): Kleine Kunstgeschichte des deutschen Bürgerhauses. Darmstadt.
- GRUNDLER, H./ LÜHRS, H. (1983): Straßenbegleitgrün in der Krise?! In: Notizbuch 27 der Kasseler Schule. S. 1-99. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel.
- HAAG, M. (1993): Über Vorgärten. Beitrag zu einer Freiraumtheorie. In: Über Vorgärten: S. 1-65. Hrsg.: Cooperative Landschaft. Wien.
- ders. (1993): Grünlandvegetation als Indiz unterschiedlicher Wirtschaftsweisen. In: Zolltexte Nr. 3. S 17-23. Wien.
- HAAG, M./ MACHATSCHEK, M. (1995): Freiraumplanerische Aspekte zu einer ökologischen Haus-, Hof- und Gartenwirtschaft. Im Auftrag der NÖ. Landesregierung. Wien.
- HAAG, M./ NOVAK, S. (1992): Über Vollständiges Wohnen zu funktionierenden Straßenfreiräumen und der Organisation einer Siedlung. In: Zolltexte Nr. 6. S. 28-32. Wien.
- HARENBURG, B./ WANNAGS, I. (1991): Von Haustür zu Haustür. Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale. In: Notizbuch 23 der Kasseler Schule: S. 6-123. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- HEINEMANN, G./ POMMERENING, K. (1989): Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. Notizbuch 12 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.

- HÜLBUSCH, I.M.** (1978): Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der Organisationseinheit Architektur - Stadtplanung - Landschaftsplanung 01 - Heft 033. Gesamthochschule Kassel. Auflage 1981. Kassel.
- dies. (1989): Das Außenhaus. In: Notizbuch der Kasseler Schule, Heft 10: S. 47-51. Nachlese Freiraumplanung. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- HÜLBUSCH; K.H.** (1989): Collagen - 15 Jahre Kassel(er Schule). In: Notizbuch 10 der Kasseler Schule: Nachlese - Freiraumplanung. S. 201-219. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- ders. (1990): 'Entwerfen' oder 'Planen'. In: Notizbuch 22 der Kasseler Schule. S. 177-184. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- ders. (1991): Morphologie und Organisation. In: Notizbuch 23 der Kasseler Schule: Von Haus zu Haus. S. I-VIII. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel.
- ders. (1994): Die Straße als Freiraum. Unveröffentlichtes Manuskript. Vortrag Architektenkammer Bremen.
- JACOBS, J.** (1976): Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Braunschweig.
- LÜHRS, H.** (1992): Der Landschaftsplan der Stadt - Eine synthetische Übersicht. S. 172-179. In: GRUNDLER, H./ LÜHRS, H./ STOLZENBURG, H.J. (1985): Der Landschaftsplan für die Stadt. Notizbuch 24 der Kasseler Schule: S. 114-238. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- ders. (1994): Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- MACHATSCHEK, M.** (1993): Freiraumplanung - im doppelten Sinn des Wortes, oder: Architektur verunmöglicht Freiräume. In: pro vita alpina Mitteilungen Nr. 23: S. 23-25. Innsbruck.
- ders. (19[92]95): Die Aufhebung der Straßenfreiräume - anhand von Beispielen aus Wien. In: Wiener Geschichten. Beiträge zur Freiraumplanung und Vegetationskunde. Schriften der Cooperative Landschaft Nr. 4. S. 51-161. Wien.
- MARKTGEMEINDE SCHWANBERG** (Hrsg.) (1982): Schwanberg - 700 Jahre Markt
- MONARD, M.** (1978): Gebrauchswerte der Wohnung. Schriftenreihe der Organisationseinheit Architektur - Stadtplanung - Landschaftsplanung. 01. Gesamthochschule Kassel.
- NEGT, O./ KLUGE, A.** 1993: Geschichte und Eigensinn. Band 2: Deutschland als Produktionsöffentlichkeit. Frankfurt/ Main.
- PALLADIO, A.** 1570: I Quattro Libri. Venedig.
- PANOFSKY, E.** (1979): Ikonographie und Ikonologie. In: KAEMMERLING E. (Hrsg.): Bildende Kunst als Zeichensystem. Band 1. S. 207-225. Köln.
- PROTZE, K.** (19[93]95): Ohne Göd - ka Musi. Die Zentralisierung der Hauswirtschaft... In: Wiener Geschichten. Beiträge zur Freiraumplanung und Vegetationskunde. Schriften der Cooperative Landschaft Nr. 4. S. 1-50. Wien.
- SCHNEIDER, G.** (1989): Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespfege. Notizbuch 15 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- SOMBART, W.** (1992): Liebe, Luxus und Kapitalismus. Über die Entstehung der modernen Welt aus dem Geist der Verschwendung. Berlin.
- TROLL, H.** (1995): Die Friedhöfe von Bockholmwik. In: AUTORInnenKOLLEKTIV (1995): Ein Stück Landschaft - sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen... - Diesmal Bockholmwik in Angeln. Studienarbeit. S. 225-232. Kassel
- THÜNEN, J.H.** (1826): Modell des "isolierten Staates" In: STEWIG, R. (1983): Die Stadt in Industrie- und Entwicklungsländern. Paderborn.
- ZIMMERMANN, J.** (1978): Wohnverhalten und Wohnumwelt. Schriftenreihe Bau- und Wohnforschung d. BM-Bau 04 (044). Bonn.

#### Karten- und Plangrundlagen:

Flächenwidmungsplan der Gemeinde Schwanberg 1994, Maßstab 1 : 5000  
 Katasterplan der Gemeinde Schwanberg, Maßstab 1 : 1000

## Von der Reihe zum Rand

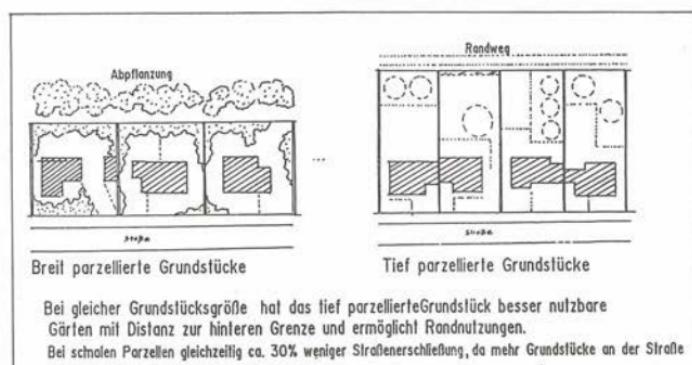
Wer in den letzten Jahren einen Bebauungsplan für eine - auch noch so kleine - Siedlungserweiterung ins Verfahren gebracht hat, kennt die reflexartige Stellungnahme, mit der die fehlende Verpackung des Ganzen angemahnt wird: "aus landschaftspflegerischer Sicht wird die Anlage einer im Eigentum der Stadt stehenden 5 m breiten eingrünen Flurhecke für erforderlich gehalten, um den Anblick erträglicher zu gestalten." Es ist wie 'verheckst', alles und jedes wird mit Strauchwürsten umhäkelt. Ausgerechnet um eines individuellen 'Ortsbildes' willen taucht überall der gleiche 'Heckmeck' auf. Mir fällt dazu immer die bei Architekten bliebte Methode ein, mißliebige Fassadenansichten mit "gnädigen Bäumen" auf dem Papier zu überspielen: "Das wird alles abgepappelt."

Und um Fassade -und nichts anderes- geht es auch hier. Allerdings um die eines ganzen Ortes - eines 'Ortsprospectives' wie es altertümlich heißt. Heutzutage scheint eine so einfache und nüchtern zu betrachtene Angelegenheit einer vorausschauenden -also geplanten- Ortserweiterung nur noch hinter vorgehaltener Hecke -schamhaft- geduldet werden zu können. Merian hätte dankend abgelehnt, wenn ihm derartige Heckwürste vor die Staffelei geschoben worden wären. Einwand: Ja damals war der Rand noch in Ordnung ! Gegenfrage: Was war denn damals anderes, was 'in Ordnung' war ? Was hat denn im Mittelalter und danach noch den Rand ausgemacht ? Erweiterungen von Orten hat es schon immer, auch im 12. Jahrhundert, gegeben ! Und alles ohne 'Heckmeck', ohne Einbände und Verpackungen.

Aber auch ohne das -falsche- Versprechen auf eine unverbaubare Aussicht.

### Ein kleines Beispiel

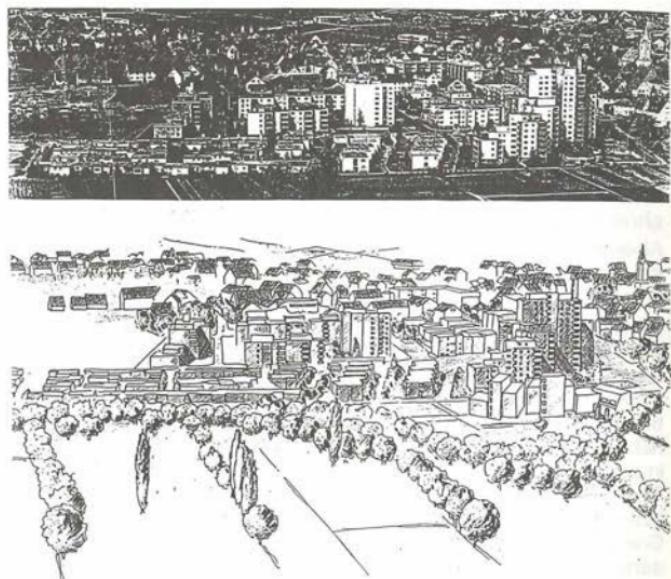
In allen Berichten und Broschüren, die sich mit dem Ortsrand beschäftigen, werden wunderschöne Bilder, Karten und Ansichten alter Dörfer und Städte abgebildet. Und es ist auffällig, daß alle diese 'Bilderbuch'-Ortsränder aus Gärten und kleinparzellierten Äckern und (Obst)Wiesen bestehen, durchsetzt mit vielen Wegen, kleinen Friedhöfen und gelegentlich ein Sportplatz. Alle diese Ortsränder haben gemeinsam, daß sie auf dem Prinzip von schmalen tiefen Hofparzellen beruhen. Die heute verbreiteten Vorschläge zur 'Gestaltung' der Ränder von Neubaugebieten haben diese Vorbilder, die sie angeblich nachahmen wollen, als Prinzip nicht verstanden. Denn in der Regel handelt es sich um quadratische an der Straße ausgebreitete Grundstücke mit manchmal weniger als 10 m Tiefe hinter den Häusern. Eine Fläche, auf der es von vornherein fast ausgeschlossen ist, einen passablen Baum zu pflanzen (der womöglich auch noch die Grenzabstände einhält). Die Tiefe der Parzelle und die Stellung des Hauses hat Auswirkungen darauf, wie und ob ich die Fläche einteilen kann, also unterschiedlich nutzen. Entscheidend ist nicht ob ich das tue, sondern daß ich die Möglichkeit habe den Platz ökonomisch zu gebrau



aus Böse-Vetter, Auerswald, Schürmeyer, 1993

chen. Bei tiefen Grundstücken 'entsteht' quasi 'automatisch' ein am Haus liegender geschützter Bereich, der traditionell ein Wirtschaftshof war. Das daran anschließende Gemüse und Obstland bildete gleichzeitig auch die flächige Distanz zur hinteren Grenze mit Zaun. An dieser hinteren Grenze konnte es ruhig etwas unaufgeräumter zugehn, war Platz zum Abstellen, für einen kleinen Unterstand, für Kompost und Geräte. Ein Weg, der an diesem Rand vorbeiführt, wird nicht bedrohlich, weil Zaun und Grundstückstiefe Distanz und Annäherung von innen wie außen 'ungänglich machen'. Grundstücke ohne diese Tiefe der Parzelle enthalten dagegen immer eine fast zwangsläufige Notwendigkeit sich nach hinten abschotten zu müssen, um zumindest den Platz am Haus 'zu sichern'. Die daraus resultierenden Bepflanzungen führen dann paradoxerweise dazu, daß die ohnehin schon geringe Gartentiefe noch einmal um einige Meter durch die Bepflanzung reduziert wird. So ist das Phänomen der Buschbordüren und der restflächen, mit denen nichts mehr anzufangen ist, bereits durch die Art der Parzellenzuschneide angelegt. Die auf öffentlicher Seite vorgenommenen 'Abpflanzungen' imitieren dann als zweite 'Grenze' das Bild einer Nutzung, die nicht mehr möglich wird, weil die Abpflanzung die Fläche dafür besetzt. Die 'flächigen Hecken' besetzen die Fläche, die den Gärten als Tiefe fehlt. Ein schlechter Tausch. Zudem hat kein alter Ortsrand etwas mit 'Verstecken' oder 'Unzugänglichkeit' zu tun. Im Gegenteil.

'Abgepappelt' - bis zur nächsten Erweiterung  
aus: Innenministerium Baden Württemberg, 1991



## Regeln und Thesen

Der Umgang mit den Stadt- und Dorfrändern zeigt die Unfähigkeit solider Siedlungsweiterungen. Einerseits werden die Ränder als wertlos, unwichtig wahrgenommen, andererseits mit Infrastruktur und Wohnflächen monolithisch und hermetisch besetzt und isoliert. Was am und mit dem Rande passiert, hat Rückwirkungen auf die Siedlung insgesamt. Dies gilt auch in der anderen Richtung: Was in der älteren Siedlung durchgreifend umstrukturiert wird, schlägt sich am Rande nieder: So die Verschönerung und touristische Aufmöbelung von Altstädten, denen der Rand -mit den Abfallnutzungen (Parken, Umgehung, Gewerbegebiet ...) zum Opfer fällt. Die Beliebtheit der Ortsränder als Thema von Landesprogrammen und Wettbewerben kommt denn auch nicht zufällig: Nachdem die 80er Jahre die Sanierung und Modernisierung der Altstädte und Dörfer im Programm hatte, rückt seit Ende der 80er

Jahre der Siedlungsrand als Ort der Sanierung und Baulanderweiterung in den Blick. In den Broschüren der Länder wird die Debatte des Ortsrandes 'städtbaulich' gestalterisch vorgetragen. Der ökonomische Hintergrund -die Spekulation- wird nur angedeutet: "Es spricht einiges dafür, daß die 90er Jahre zu einem Wachstumsjahrzehnt werden können. Die Stadtentwicklung muß sich auf eine Expansion am Wohnungsmarkt, am Arbeitsmarkt, im Transportsektor und in sonstigen Infrastrukturbereichen einrichten." (Hessische Ministerium des Innern, Ausschreibung des Landeswettbewerbs 1990/91: Ortsränder und Ortseingänge.) Die Ortsrandgestaltung soll dafür die verkaufsfördernde Verpackung liefern, um zumindest die touristische Perspektive, die "Visitenkarte" wie es heißt, zu wahren.

In Miltenberg und Bürgstadt sind wir 1992 beim PlanerInnenseminar der AG Freiraum und Vegetation auf die Suche nach den alten und neuen Rändern und 'Jahresringen' der Erweiterungen einer Handels- und einer Ackerbürgerstadt gegangen. Wir wollten nicht planen sondern verstehen, was an einem Ortsrand dran ist, ja letztlich auch was seine Entstehungsbedingungen sind. Dabei war es spannend zu sehen, wie mit der Zeit die Einvernahme der Stadtränder durch Siedlungserweiterungen immer 'unökonomischer' wird und ein immenser Platzverbrauch dominiert, der dazu noch viel 'tote' Fläche produziert.

Nach dem ersten Rundgang durch beide Städte schien man sich jedoch erst einmal darüber verständigen zu müssen, was wir denn als "Rand" bezeichnen. Was ist denn ein Ortsrand?

Eine Menge Definitionen wurden überlegt, immer mehr Unbekannte wurden eingeführt und machten den Versuch einer Formel immer größer und verwirrender.

Im nachhinein brachte die Debatte jedoch einige -z.T. durchaus überraschende- Merkposten und Hinweise, die den originären Zusammenhang von Siedlungserweiterung, Siedlungsstruktur und Siedlungsrand in den Mittelpunkt rückte. Letztlich die Frage: wie organisiere oder baue ich einen Ort (Stadt oder Dorf) der sich ohne Qualitätseinbußen erweitern läßt?

Aber zunächst einige kurzgefaßte definitorische Regeln oder Leitsätze zum Rand.

**1. Ränder sind nicht dasselbe wie Grenzen, aber immer mit Grenzen verbunden.**  
Es gibt zwar sowohl Grenzen mit Rändern als auch Grenzen ohne Ränder. Was es aber nicht gibt, sind Ränder ohne ersichtliche Grenzen. In diesem Fall haben wir es nicht mit Rändern, sondern mit Begrünungen im weitesten Sinne zu tun, mit Bordüren, Abpflanzungen oder Grüngürteln. Begrünungen heben Grenzen durch flächenhafte Besetzungen auf oder täuschen Grenzen vor wo keine sind.

## **2. Wo ein Rand ist, da ist auch ein Weg.**

Die allgemeine Zugänglichkeit eines Randes setzt voraus, daß ich 'am Rand entlanggehen' kann, daß Platz zum Herangehen, Vorbeigehen, Davortreten bleibt.

Mit 'Grenze' und 'Weg' sind die Merkmale genannt, daß ein Rand mit Annäherung zu tun hat, mit "Sich-nähern-können" charakterisiert werden kann. Voraussetzung dafür ist die darin enthaltene Möglichkeit der Distanzierung durch eine klare Grenze.

## **3. Ränder finden wir unabhängig von 'Vorne' oder 'Hinten' überall, wo eine allgemeine Nutzung (Zugänglichkeit) an eine eingeschränkte Nutzung (Zugänglichkeit) grenzt.**

Ein wichtiges Ergebnis des Planerseminars in Bremen lautete: Eine Grenze ist nur da sinnvoll, wo sie auf beiden Seiten unterschiedliche Zuständigkeiten trennt, die miteinander etwas zu tun haben (können). Eine Grenze, bei der auf beiden Seiten gleiche Zugänglichkeiten und Kompetenzen bestehen ist ohne Sinn. Deshalb gibt es zwischen unterschiedlichen öffentlichen

(allgemein zugänglichen Nutzungen) zwar 'Schwellen', Säume und Übergänge aber keine Grenzen; Und, so können wir jetzt präziser anfügen, deshalb auch keine Ränder.

#### **4. Der Rand ist Ausdruck und Bestandteil einer parzellierten Flächenökonomie.**

Der 'Rand' -im Sinne des lesbaren Ausdrucks der angrenzenden Nutzungen- hat Voraussetzungen, ist also abhängig: von der Organisation der Parzellen und der materiellen Herstellung der Grenzen (Begrenzungen im weitesten Sinne) und der Wege. Der Rand wird z.B. gekennzeichnet durch lineare platzsparende 'harte Grenzen' - das heißt in der Regel Zäune - und die sekundären Patinierungen eines Saumes, also der spontanen Vegetation, die die Randnutzungen zum Ausdruck bringt.

*"Etwas versteht sich am Rande" heißt: es versteht sich von selbst, ohne weitere Prüfung, wie gleichsam schon der Rand eines Gefäßes zeigt, welchen Inhalt es hat.* (Deutsches Wörterbuch von J. und W. Grimm, Band 14, S.89)

Wenn wir von einem 'schönen Siedlungsrand' sprechen, so hat das immer etwas mit der Siedlung zu tun, mit der Gebrauchsqualität eines Siedlungsgrundrisses. Ein schöner Rand meint immer auch das Davor und Dahinter, das Hüben wie Drüben, bezieht sich nicht auf die isolierte Betrachtung der Grenze, sondern darauf, was an der Grenze alles Mögliche passieren kann. Ein Rand ist Ausdruck dessen, was auf beiden Seiten 'geht'.

Ein Ortsrand hat mit der Gebrauchsqualität und der Nutzung ersichtlichen Gebrauch eines Dorfes oder einer Stadt zu tun. Er wird bestimmt über Haus- und Hofwirtschaft, Handeln und Verhandeln, Produktion und Reproduktion, also sozial-ökonomische Merkmale und ist keine geographische Kategorie von Distanz.

Da ein Rand selber gar keine Gegenständlichkeit besitzt, kann ich ihn auch nicht bauen oder entwerfen. Ich kann ihn aber über die Form der Parzellierung, Zonierung, Reihung und Erschließung-also die Siedlungsstruktur- planen, daß heißt möglich machen.

Der Rand ist synthetischer Ausdruck einer Siedlungsorganisation mit einer bestimmten Parzellen- und Erschließungsstruktur.

Die Neuerstellung einer Parzellensiedlung hat noch keinen sichtbaren Rand. Dieser muß erst als 'Besatz' durch die angrenzenden Nutzungen zu stande kommen.

Ein Siedlungsrand geht immer von der Addition hauswirtschaftlicher Einheiten (Haus- und Hof-Ökonomien) aus. Ohne eine substanzial mögliche Produktion auf der Parzelle gibt es keine Ränder mit allgemein zugänglichen Wegen und Flächen.

Ränder zeigen konsolidierte Entwicklungsphasen und stabile Nutzungsverhältnisse/-bedingungen ( nicht zu verwechseln mit den Nutzungen selber) und sind somit auch Indizien für die Alterungsfähigkeit (Wandlungs-, Variations- und Gebrauchsfähigkeit) einer Siedlungsstruktur.

#### **Annäherung**

Was sehen wir, wenn wir uns einer Kleinstadt wie Bürgstadt vom äußeren Rand her, vom Main nähern ? Wir sehen: Gärten,schmale Wiesen und Ackerstreifen, die Hofstellen von hinten mit ihren Scheunen, den Main auf der einen und den Weinberg auf der anderen Seite. Hier liegen auch die Neubaugebiete der 50er bis 80er Jahre. Auf der Mainseite ist der Ortsrand seit alters her 'stehen' geblieben. Zwischen dem Randweg am Main und der Hauptstrasse liegt 'nur' eine Parzellentiefe von immerhin 100 m Länge und 8 - 14 m Breite. Rückseite und 'Mitte' des Ortes entsprechen hier also der Vorder- und Rückseite einer Parzellenreihe.

Jede Parzelle ist vorne an der Hauptstrasse mit einem 2- oder 3-Seithof bebaut, dessen Wohnhaus giebel- und grenztäglich an der Straße steht. Der seitliche Hof mit hohem Tor und Handpfoste wird nach hinten von der querstehenden Scheune begrenzt. Die Scheune enthält eine Durchfahrtsdiele, die eine Verbindung von der Straße zum Randweg auf der Parzelle ermöglicht. Die Rückseite hat in der Regel die

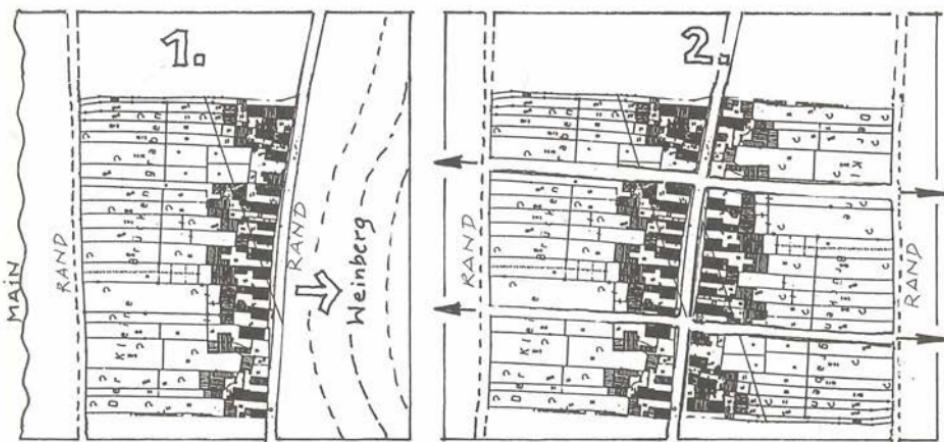
Abfolge : Lagerplatz/ Schuppen/ Hinterhof, Garten, Obstwiese oder Ackerland, Weg. Jede Parzelle hat Zugänge nach vorne und hinten. Wozu ? Auf der einen Seite zum Land Richtung Weinberg, auf der anderen Seite zu den Wiesen am Main und zum Wasser selber.

Dieses Parzellenprinzip wiederholt sich nebeneinander zu einer Reihe mit einer relativ hohen Hausdichte. Haus und Hof sind in der Reihe so nebeneinandergebaut, daß eine Haus- und Stallwand die Grenze des Nachbarhofes bildet. Der Parzellenzuschnitt ist schmal, um möglichst viele Anlieger gleichwertig und sparsam an ein Stück Straße zu bekommen. Die Größe der Parzelle wird in die Tiefe mit Zonen unterschiedlicher Nutzung und Bedeutung organisiert und nicht in die Breite. Die Parzelle ist bis an die Grenzen nutzbar. Deshalb haben Ränder immer 'harte' Grenzen zur Voraussetzung, mit denen Distanz ohne Platzverbrauch hergestellt wird. Sie erlauben die Annäherung und unterschiedliches Nebeneinander.

Wenn wir diese Parzellen-Reihe auch auf die andere Straßenseite -spiegelbildlich- legen, erhalten wir eine Straßen-Reihen-Siedlung wie sie allen Dorf und Stadtgrundrissen als Ausgangsprinzip zugundeliegt. (seinen es Hagen-, Hufen-, Rundlinge-, Straßen-, Anger und auch sog. Haufendorfer, und den von diesen abgeleiteten städtischen 'Typen'). Weil aber jetzt die eine Seite der StraßenRANDbebauung der anderen jeweils den Zugang zum gegenüberliegenden Rand zum Main oder zum Weinberg 'verbaut' müssen in der Reihe Durchlässe als Querungen in relativ kurzen Abständen liegen, um die Zugänglichkeit der hinteren Ränder aufrechtzuerhalten.

Die Durchlässigkeit der Parzellen von innen stellt die individuellen eingeschränkten Zugänge her. Die Durchlässigkeit der Reihen mit Querwegen gewährleistet die allgemeine Zugänglichkeit vom inneren zum äußeren Rand. Diese Durchlässe ermöglichen allen einen qualitativ gleichwertigen Standort und Zugang zu den äußeren Rändern; oder anders: sie verhindern Disparitäten von privilegierten 'Randlagen' und benachteiligten - weil abgeriegelter innerörtlichen Lagen. Miltenberg ist dafür ein weiteres idealtypisches Beispiel mit seinen vielen Quergassen zum Fluß, um auch den bergseitigen Anliegern einen gleichwertigen Zugang zu den Stapel und Handelsplätzen und den Transport von Gütern zu gewährleisten.

Dieses Primärstadium ist sozusagen der 'Prototyp' jedes städtischen oder dörflichen Territoriums mit seinen Rändern.



Schema Haushufen-Dorf / Stadt

## Straßenränder

Von der Wahrnehmung her ist der Rand zunächst mit den Rückseiten der Parzellenreihen verbunden. Der Rand ist die Zone, die von dem Nebeneinander gleichartiger Parzellen an einem Weg hergestellt wird. Insofern hat jede Parzelle Anteil an einem Stück Rand; oder anders herum: jede Parzelle trägt ein Stück zum gemeinsamen Rand bei. Nach dieser Charakterisierung ist aber auch die Vorderseite ein Rand. Und in der Alltagssprache reden wir ja auch ganz selbstverständlich von Straßenrand. Auch hier gilt: Ein Rand ist gekennzeichnet durch private und öffentliche Anteile, die in einer Reihe benachbart dicht aneinandergrenzen. Die beiden Ränder einer Parzelle unterscheiden also in eine hintere "produktionsöffentliche" Seite und eine vordere Seite, die wir als "Verhandlungsseite" bezeichnen können. Die Differenzierung der Ränder betrifft die jeweiligen Nutzungsbindungen (Spezialisierungen) und Dimensionierungen. Beim rückwärtigen Rand spielt die größere Tiefe mit Distanz zum Haus eine wesentliche Rolle für die flächige Nutzbarkeit der Gärten, aber auch für den Grad der Dysfunktionalität der Situation der Randwege.

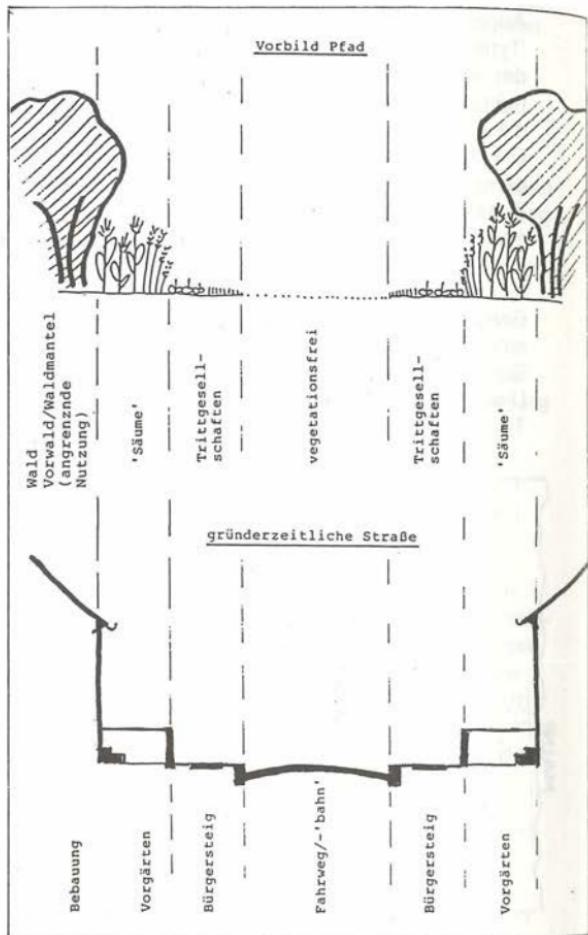
Die Analogien von hinteren und vorderen Rändern hat Karl

Heinrich Hülbusch in seinem neuesten Aufsatz "Die Freiräume der Straße" (1996) beschrieben. Hier heißt es z.B.:

"Die Straße (...) ist bis hin zum Pfad vom Rand her definiert. Die Nachbarschaft oder der Rand ist die Ökonomie, die Legitimation des Weges. Während der Weg linear auf die Richtung hin organisiert ist und ein paralleles Nebeneinander der Zonierung aufweist, ist der Rand durch Parzellen entgegengesetzt zur Richtung in die Tiefe organisiert. Dies festzuhalten ist wichtig, weil der Städtebau diese einfache Regel der Erschließung, des Wechsels von Ort und Weg ausgeräumt hat." (Hülbusch, K.H., 1996: 248)

In der Arbeit von D. Hillje und W. Reisenauer (1995) wird dies mit einem Schema illustriert, das hier wiedergegeben wird.

(Siehe Abb.): Die Straßengrenzen mit Rand und die Gemarkungs- oder Gartengrenzen mit Randweg, die immer gespiegelt realisiert sind, also zwei gleiche gegenüberliegende Seiten haben.



aus: Hillje/ Reisenauer

## **Haus-Hufe und Straßenrand versus Blockrand**

Für das hier prototypisch beschriebene Prinzip der Haus- und Hof-Parzelle, die in der Tiefe organisiert ist, verwenden wir seit dem Seminar in Miltenberg den Begriff der "Haushufe" und darauf aufbauend den der "Haushufensiedlung". Diese begriffliche Unterscheidung zur "Hufensiedlung" ist von großer Bedeutung. Denn die barocken Hufensiedlungen (z.B. Marsch- oder Moorhufensiedlungen) sind ohne Querwege und Randwege, d.h. undurchlässig aneinandergereiht. Die Haushufe, die die hauswirtschaftlichen Teile umfaßt (Baulichkeiten, Wirtschaftshöfe und Hausgarten), wird 'arrondiert' mit der Wirtschaftshufe, die von der Idee her dauerhaft festgesetzt und abgeschlossen wird. D.h. die Hufensiedlungen sind nicht mehr auf Erweiterung und innere Veränderbarkeit angelegt. Die barocke Hufensiedlung rationalisiert das Verhältnis des Dorfes zu den Äckern/Wiesen. Sie versperrt und besetzt den äußeren Rand, weil er nur über die einzelnen Parzellen/Höfe erreichbar ist und Grenze an Grenze stößt. Ich kann mich dem Rand nicht mehr nähern. (vergl.: Bogner,E, Boss,H. et al, 1993: 54/55) Wir sprechen deshalb im folgenden von der 'Haus-Hufe' als Organisationsprinzip einer Siedlungs- wie Haus- und Hof-Ökonomie, deren Grundzüge sich bis heute unter mehrfach veränderten ökonomischen Anforderungen weiter tradiert und bewahrt haben.

Die Haushufesiedlung ist primär immer eine Straßenrandsiedlung. Durch Erweiterungen oder Nachverdichtungen (Teilungen) wird das Randprinzip aufrechterhalten: gleiche Ränder stoßen aneinander durch Spiegelung der Gegenseite. Das Ergebnis nennen wir einen Baublock. Aber der Block ist sekundäres Phänomen der Addition von Straßenrändern, von gereihten Parzellen. Wenn ich die Parzelle ignoriere und den Block primär betrachte gehe ich von einer Bauland-Fläche aus. Der Blickwinkel wird in die andere Richtung verkehrt: Jetzt heißt es nicht mehr **Straßenrand** sondern **Blockrand**. Damit ist die Parzellierung nicht mehr notwendiger Bestandteil der Betrachtung.

Und auch die Straße wird sekundär und verzichtbar, "weil die Zeile, unabhängig von der Aufstellung der Gebäude, und die arrondierte Fläche dem Entwurf zur Grundlage dienen. Der Verwirrung kommen wir nach, wenn wir den Blockrand nicht mehr glauben, weil die Erscheinung in einem Fall sekundär im anderen primär ist."

(Hülbusch,K.H.,1996, Besprechung zum Notizbuch 37 "Blockrand und Stadtrand" )  
Dazu eine passende Anmerkung von Ernst Schirmacher (1988: 38): "In der Idealstadt (des Barock und der Gründerzeit , Anmerkg. HBV) spielte das Haus keine Rolle mehr. Die Häuser, die nach wie vor als Wohnungen für die Menschen notwendig waren, wuchsen zu Blöcken zusammen. Der Block, nicht mehr das einzelne Haus, wurde zum konstituierenden Element der Stadt. Er ist dann sehr schnell von der Straße, vom Straßennetz, vom Straßensystem -zuletzt vom Verkehrssystem abgelöst worden - Städtebauschicksal!." Schicksal wäre hier wohl das falsche -zynische- Wort.

## **Die Zonierung folgt der Parzellierung**

Der Zeilenbau kennt kein unterschiedliches Vorne und Hinten, konfrontiert und stellt beides in unterschiedlicher Anordnung gegenüber und löst so beides auf. Deshalb ist das freistehende Haus auf quadratischem Grundstück dem Zeilenbau strukturell verwandt. Auch hier sind die Abfolgen und Zuordnungen der Gebrauchszonierung beliebig oder auf Leer und Abstandsflächen reduziert. Die 'Organisation' des Grundstücks enthält keine gebrauchsökonomische Substanz mehr.

Der Zuschnitt der schmalen Parzellen ermöglicht eine in die Tiefe organisierte Zonierung, d.h. eine Einteilung bzw. ein großes Muster der Abfolge unterschiedlicher Zweckbindungen, Intensitäten und Häufigkeiten der Nutzung von vorne nach hinten. Diese praktische 'Dramaturgie' der Parzelle ist benachbart in der Reihe immer sehr ähnlich. Deshalb sprechen wir hier von einer Zonierung des Siedlungsgrundrisses. Entschei-

dend ist - was aber in der Regel unverstanden bleibt-, daß die Zonierung eines Siedlungsgrundrisses erst die Folge einer bestimmten Parzellenorganisation ist. D.h. ohne gebrauchsorientierte Parzellierung mit häuslicher Nähe nach vorne, und der Möglichkeit einer inneren Abfolge/ Abstufung nach hinten, bei dichter Benachbarung in der Reihe, gibt es auch keine Zonierung des Siedlungsgrundrisses. Die Zonen, und damit auch die Ränder, erhalten ihre praktische Bedeutung und ihren Inhalt erst über die Reihung.

### **Sparsamkeit**

So wie der Ortsrand heute verhandelt wird, steht er als grüne'Zone' als 'Grüngürtel' zur Debatte. Die Reihe, die Parzellen werden unterschlagen und vereinnahmt. Sie werden quasi begrifflich begreits flurbereinigt zu einem grünen Band. Deshalb fällt es dann auch leicht, so zu tun als sei ein Wiesenstreifen mit Hecke dasselbe wie eine Reihe Gärten mit Obstbäumen.

Dies passiert relativ häufig gerade bei ehemals befestigten Orten, mit den sogenannten "Grünringen an der Stadtmauer". Ein Blick auf einige nordhessische Städte belehrt uns eines besseren. Auch hier sind es immer Gärten. Z.b. haben Zierenberg oder Grebenstein noch in größeren Abschnitten Gärten vor der Stadtmauer. Die unmittelbar vor der Mauer anschließenden Gartenparzellen sind die Fortführung der Haus- und Hofparzellen auf der inneren Mauerseite. Hier steht die Mauer also buchstäblich quer auf den Parzellen. Auch die weiteren Gärten, die ähnlich wie die Stadt mit Haupt- und Querwegen in Reihen organisiert werden, sind Bestandteil der Haus- und Hofparzellen der Stadt. Aus naheliegenden platzökonomischen Gründen ist die Haushufe innerhalb der befestigten Stadtfläche möglichst sparsam gehalten. Die Gärten sind auf erreichbare Distanz nahe vor die Stadt gelegt, bleiben aber zugehöriger Bestandteil der Gesamtparzelle. Sie gehören zum städtischen Grund. Eine Siedlungserweiterung hätte diese folgerichtig zu 'überspringen', dabei aber die Straßen und Wege der Stadt weiterzuführen und neue Anknüpfungspunkte zu schaffen.

Wenn es nicht möglich oder sinnvoll ist, den alten Rand stehenzulassen, wofür es auch gute Gründe geben kann, dann muß dieser Rand mit der Erweiterung wieder neu entstehen, sich also verschieben.

### **Erweiterung**

Ein Dorf kann in der Regel nicht über ein bestimmtes Maß wachsen, weil das Dorf auf die Produktionsflächen angewiesen ist. Deshalb sind alle Dörfer auch von so ähnlicher Größe. Wenn Dörfer wachsen, also von der Flächenwirtschaft zur Verarbeitung und zum Markt übergehen, stellt sich nicht die Frage: Bauen oder Nicht-Bauen, sondern: was haben wir bei Erweiterungen, die ja Neubesetzungen sind, zu berücksichtigen und vorzusehen, zu bedenken. Wenn beim Wandel vom Dörflichen zum Städtischen zwangsläufig und bewußt eine Änderung der Flächenökonomie verbunden sein muß, ist die Frage: wo knüpfe ich an bezogen auf den Ge- und Verbrauch von Platz, wie gewährleiste ich für jede Parzelle adäquate Qualitäten, welche Wege sind zu berücksichtigen oder weiter zu verfolgen und welche sind neu zu ergänzen?

Der Idealfall der Erweiterung einer Haus-Hufensiedlung spiegelt die Reihen der primären Siedlung und wird im Sinne eines Bestandsweiterbaus durch einen Weg zwischen zwei Rückseiten ergänzt. Äußere Siedlungsränder werden zu inneren Rändern, wenn sie weiter für alle zugänglich bleiben. Mit der Erweiterung der Siedlung wird zur qualitativen Erreichbarkeit die Querung von innen nach außen, die Durchlässigkeit der Siedlung von 'wachsender' Bedeutung. Oder anders gesagt: Die inneren Ränder werden bei Erweiterungen zunehmend wichtiger, einmal als Orte zum anderen als Wege zu den neuen äußeren Rändern.

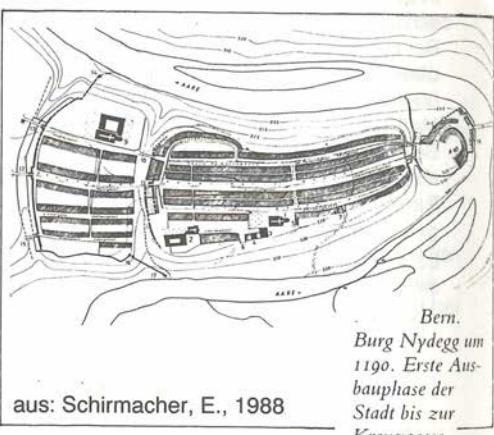
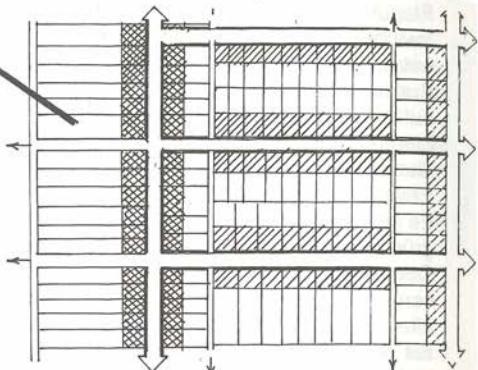
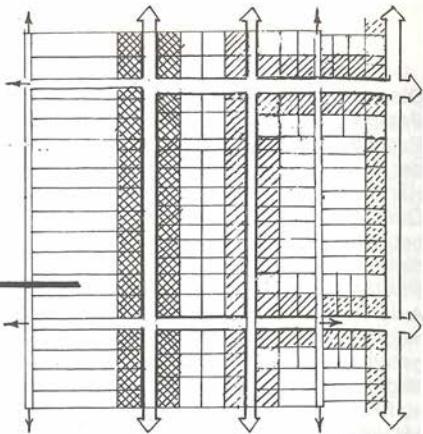
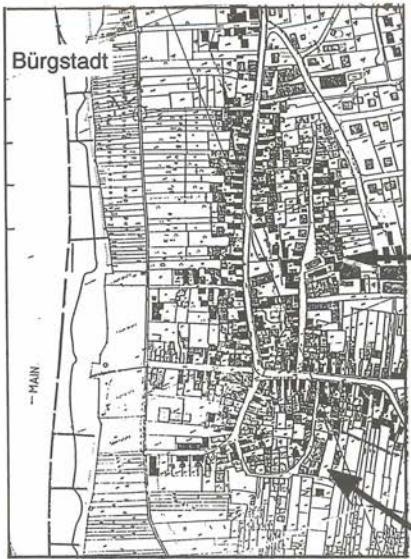
In Bürgstadt ist die Erweiterung im Sinne der Spiegelung der Parzellenreihe am Beispiel einer ersten 'Verdichtung' im 16. und einer zweiten im 19. Jahrhundert nachvollziehbar.

Die erste teilt die langen Haushufen in der Mitte mit einer neuen Straße. Die alte Parzellentiefe wird um das Stück Wirtschaftshufe reduziert für zwei neue Parzellentiefen. Die Vollständigkeit der Haushufen in der Reihe bleibt dabei erhalten. In der Gründerzeit erfolgt südlich eine ähnliche Erweiterung mit kleinen Handwerker und Händlerparzellen durch Teilung zwischen zwei Querwegen. Hier werden auch die Querwege zu einer vollständigen Randbebauung bebaut. *"Die Anordnung der Handwerkerhöfe, bzw. die Nachverdichtung der Parzellen an den Seitenstraßen (Querwegen) läßt sich mit der Nähe zum und der Abhängigkeit vom Markt erklären. Gemessen an einer marktorientierten Produktion mit günstigen Ausgangsbedingungen, durch die Nähe zur Hauptstraße mit gesichertem Zugang für eine möglichst große Anzahl von Händlern/Handwerkern, spielte ein am Haus gelegener Garten eine geringfügigere Rolle. Die anschließenden Gärten und Grabeländer in der Nähe boten die Möglichkeit, die haus- und Hofökonomie um einen Garten zu ergänzen"* (vergl. Bogner, Boss, et al, 1993:29 ff.)

Mit diesen beiden Beispielen sind in etwa auch zwei voneinander unterscheidbare Prinzipien der Erweiterung angedeutet. Wir haben gesagt, daß die Idealform der Erweiterung die Spiegelung der Reihen sei. Bezogen auf die meisten realen Planungsaufgaben der Erweiterung von älteren Orten ist dies naheliegend und quasi 'zwingend'. Der Siedlungsgrundriß wird mit parallelen Straßen zur Haupstraße erweitert, die über die häufigen Querwege verbunden sind. Dies entspricht auch der Praxis in mittelalterlichen Städten, an den hinteren Randwegen eine 2. Reihe aufzumachen -mit meist ärmeren 'Buden' der Bediensteten und Tagelöhner. (Siehe z.B. Zierenberg.) Die Erweiterungen auf ehemaligen Wirtschaftsflächen müssen die Querwege bis zum Rand ihrerseits zur Aufrechterhaltung der Erreichbarkeit und der Erweiterbarkeit weiterführen.

Es gibt jedoch ein 2.'Strickmuster' der Erweiterung, das in dem Beispiel der gründerzeitlichen Erweiterung in Bürgstadt ansatzweise erkennbar wird. Die alten Querwege, die anfänglich unbebaut waren und oft erst in 3. Linie mit Wirtschaftsbauten verdichtet wurden, werden zu 'richtigen' Straßen mit einer Parzellierung 'quer' zu den alten Haushufen. Der so entstehende Haushufenblock steht quasi mit der kurzen Seite zur Hauptstraße.

In Analogie zum Prinzip der Haushufenreihe wäre dies das entsprechende Prinzip: Eine möglichst große Anzahl 'Blöcke' an einer (Haupt)Straße zu erhalten. Diese Version ist in alten Orten oft nur mit rabiatischen 'Eingriffen' (Verbreiterung der Querwege, neue Anschlüsse/Querstraßen im Bestand) zu realisieren, deshalb gibt es sie wohl so selten. Bei größeren Siedlungserweiterungen in der Fläche spricht jedoch nichts dagegen. Daß dieses Prinzip naheliegend ist zeigt ein Blick auf ältere Stadtgrundrisse: Wir finden es überall dort, wo der Siedlungsstandort und die Befestigungsanlagen ein bestimmtes Maß an Tiefe auf beiden Seiten der Hauptstrasse einer mittelalterlichen Stadt hatten. Bei der verbreiteten langgestreckten Form von Städten (z.B. Miltenberg, Basel) und den meisten Reihendorfern dominiert das Prinzip: Hauptstraße(nkreuz) mit beidseitigen Parallelstraßen und Querwegen. Aber viele mittelalterlichen Städte wie Lübeck, Sangerhausen oder Magdeburg realisieren dieses 'Querstraßen'Prinzip. Daß davon für den Bau einer Stadt gelernt werden kann, und daß dieses Prinzip weiter gültig ist, dafür steht Bremen, das die gründerzeitlichen Reihenhausquartiere genau nach diesem Muster 'mittelalterlich' organisiert hat.



## **Jahresringe**

Je jünger die Bebauung und die 'Jahresringe' nicht nur von Bürgstadt und Miltenberg werden, um so weniger 'Ränder' gibt es. oder als These formuliert:

Die Siedlungsentwicklung der letzten 100 Jahre zeigt einen Wandel von der Öffentlichkeit der Ränder mit privaten Anteilen hin zur Privatisierung der öffentlichen Ränder bei gleichzeitiger Auflösung der Privatheit.

Hufensiedlungen wie befestigte Siedlungen verleiten zur konzentrischen Siedlungserweiterung, die den Rand abriegeln. Die jeweils neue äußere Siedlungsgrenze scheint privilegiert durch Unzugänglichkeit für andere. Deshalb ist darin die ständige Selbstentwertung durch weitere Siedlungsringe angelegt. Das Prinzip der Ackerbürger- und der Handelsstadt, basierend auf der Haus-Hufe, ist gekennzeichnet von formalen Ungleichheiten (Größe, Menge etc.) bei qualitativ vergleichbaren Bedingungen. Die Baugebiete vornehmlich der letzten 60 Jahre kehren dieses Prinzip um: zu einer formalen Gleichheit bei sich gegenseitig entwertenden Bedingungen. Die nächstfolgenden Siedlungsschnitte die vorausgegangenen. Einmal, weil kein Rückgriff auf das Vorausgegangene möglich ist, weil dort bereits 'abschließend' gedacht wurde, zum anderen, weil die aktuelle Erweiterung wiederum als Abschluß die vorausgegangene vom Zugang zum Rand isoliert.

Die Quantität der Nachfrage stellt die Zufälligkeiten von Standort, Grundstücksgroße, Bauvolumen her, die schließlich zu einer extrem dünnen Bebauung mit viel Löchern und Lücken führt. Der Versuch, mit den Standorten für Infrastrukturinvestitionen (E-Werk, Schulen, Kirche, Freibad, 'Umgehungsstraße', Parkplätze etc) die zufällige Bebauung in eine planmäßige umzumünzen, occupiert die Ränder endgültig einschließlich der zerstörerischen Rückwirkungen auf den mittelalterlichen Siedlungsrand vor und hinter der Mauer.

Nicht nur im Hinblick auf die Folgen sind die Randbesetzungen durch Infrastruktur-Arealen mit den Wohnbebauungsarealen der "Kleinbürger-Villen" vergleichbar. Die Introvertiertheit machtvoller, repräsentativer und scheinbar privilegierender Besetzungen gilt auch für beide als ideologische Ambition.

Seit der Gründerzeit nimmt die Erweiterung mit konzentrischen Ringen, die Verteidigungsanlagen als entwerferisches Motiv zum Vorbild. Die 'Grüne Bordüre' der Abpflanzungen nimmt hier ebenso ihre formalen Anleihen, wie die 'Stadtore' bis heute die Städtebauphasien beeinflussen.

Grüngürtel und -züge sind der Versuch einer Begrünung nicht vorhandener Ränder. Ebenso wie die Gestaltung der 'Mitte' sind die 'Gürtel' der Versuch die Ränder formal zu kompensieren. Die Aufhebung der Grenzen und Ränder, die auch als Reihen von 'Verhandlungsorten' als informelle Öffentlichkeiten nebenher wahrgenommen werden können, macht das 'Kommunikations-Zentrum' als vermarktbaren -Ersatz notwendig, und umgekehrt müssen die Ränder unmöglich gemacht werden, um das Zentrum schmackhaft zu machen. Ich brauche kein Zentrum, wenn es Ränder gibt.

## **Von der Parzelle zur Zelle**

Der tradierte Kanon von Haus-und-Hof-Parzelle, der noch in Teilen in der Gründerzeit aufrechterhalten blieb, wird seit den 20er Jahren aufgelöst. Häuser stehen wie Gebäude in der Grundstückslandschaft und Baugebiete werden in die Landschaft eingewickelt und versteckt. Aus der Parzelle wird eine "Wohnzelle", aus dem Additionsprinzip des Rastergrundrisses wird die "Siedlungszelle". Wege haben nichts mehr mit Grenzen zu tun, die Grundstücke verlieren ihre innere Durchlässigkeit nach vorne und hinten. Straßen und Wege versacken dort wo der Hammer liegt oder verlaufen im Kreis ohne Weiterkommen.

Die Haus-Hufe basiert auf dem ökonomischen Hintergrund der qualitativen Einteilung und Mit-Teilung. Die Zelle geht vom Abschließen und Verbergen eines Inhaltes aus, der gleichzeitig (und als Folge dieser Absicht) gar nicht mehr -als Möglichkeit- enthalten ist.

Weil es keine Parzellen, Straßen und Wege mehr gibt, gibt es auch keine Ränder mehr. Alles ist 'Landschaft'. An den Bauerweiterungen der letzten 70 Jahre wird der Zusammenhang des Verlustes von öffentlich zugänglichen, gebrauchsfähigen Siedlungsgrundrisse einschl. privat unbrauchbaren Grundstücken mit fehlenden oder "überspielten" Grenzen und quadratischen Grundstücken ablesbar. Der Entwurf des Baugebietes führt dazu, daß die private Nutzbarkeit auf das Haus mit Terrasse reduziert wird. Die ökonomische Organisation der Parzelle führt zum Rand, weil die Gebrauchsfähigkeit Voraussetzung für einen Rand ist. Die Wohnsiedlung als Ferienhausgebiet, in der niemand zu Hause ist, ist das 'Prinzip des Nichtrandes', der folgerichtig als Grüngürtel oder Grünzug zur formalen und geographischen Größe wird, als illusionärer Hohlraum.

*"Von den Siedlerparzellen der 30er bis 50er Jahre bis zu den Einfamilienhaus-Villen am Waldrand läßt sich eine Reihe des stufenweisen Abbaus der Verfügung der Stadtbevölkerung über die Wege, Straßen und den Ortsrand verfolgen, die einhergeht mit einer eindimensionalen Funktionalisierung der Straßen auf reine Fahrerschließung. In allen (...) Erweiterungsphasen findet in bezug auf den Siedlungsgrundriss eine schrittweise Verschiebung vom 'Hauswirtschaften' zum 'Wohnen im Grünen mit Ausblick' statt. Zugleich erhöhen sich mit den neuen Siedlungsgebieten der Flächenverbrauch und die Länge der Erschließungswege. Für einen Teil der neuen Anwohner wird die Veränderung der Stadt am Rand, vor allem die Verlängerung der Wege durch den Gebrauch des Autos kaschiert. In den älteren stadtnahen Quertieren schlägt diese Veränderung als tendentielle Entwertung der Wohn- und Arbeitsqualitäten durch Erhöhung und Zentralisierung des Verkehrs sowie durch die Ausgrenzung der traditionellen Randnutzungen durch. 'Die Entwertung der Stadt geht von außen nach innen. Sie beginnt an den Stadträndern und wirkt auf die Stadt selbst ein, indem auf allen Ebenen des Siedlungsgrundrisses 'Abstand' hergestellt wird. So wird der Zugang von und zur Stadt, der Zugang zu den Orten der Arbeit um die Orte der Arbeit selbst, nämlich die Straßen und Wege, Gärten und Häuser entzogen'. (Möller,Schneider, 1993:84). Unter diesen Umständen ist jede Stadterweiterung nur mit ständig ansteigendem ökonomischen Aufwand möglich. Gerade die aktuellen Phasen der Nachverdichtung am Rand (...) und an der Grenze zum alten Stadtrand (...) verschließen um den 'Gewinn' von wenigen Bauparzellen die meisten Möglichkeiten einer Veränderung, d.h. nachträglichen Anknüpfung der Neubaugebiete an die Stadt und schneiden zudem noch bestehende Querwege zum Rand hin ab.*

*Obwohl seit der Nachkriegszeit erkennbar ist, daß ein weiterer steter Bedarf an Baugrundstücken vorhanden ist, begreift sich jede (...) Siedlungsphase selbst als Abschluß. Die Privilegierung der Hausbauer in den neuen Baugebieten besteht vor allem darin, den Abschluß der Siedlung zu bilden, über sich keine weitere Nachbarschaft und keinen Zubringerverkehr zu haben. Diese 'Privilegierung' wird regelmäßig durch die folgende bauphase wieder aufgehoben, deren noch höherer Aufwand und größere Distanz zum Ort mit dem Versprechen nach erneuter 'Privilegierung' vertretbar erscheint." (Schürmeyer,B. 1995:308 f.)*

Das quadratische Grundstück mit Haus in der Mitte hat nirgends mehr brauchbaren Platz und kein vorne und hinten - nur noch daneben. Oder wie es Heinz Erhard ausdrückte: "Das Haus wird von einem Garten umzingelt". Wobei dies dann nicht mehr Garten zu nennen wäre. Diese Siedlungserweiterungen sind "außer Rand und Band". Sie sind ohne Rand - sowohl für sich (Parzellenränder) wie gemeinsam (Ortsränder). Ihr Bau besetzt vorhandene Ränder, entwertet und zerstört sie für eine scheinbare und kurzzeitige eigene Privilegierung/ Aufwertung: Wohnen am Wasser, Wohnen über der Altstadt, Wohnen mit unverbaubarer Aussicht, bis zum nächsten unverbaubaren Siedlungsabschnitt.

Wenn in der Organisation des Grundstücks mit Straße und Weg kein Moment von Gebrauch enthalten ist, keine Variationsmöglichkeiten, ergibt dies in Serie keine Stadt und keine Siedlungsränder, weil nichts mehr an und durch Grenzen mit-teilbar wird.

## Literatur

AutorInnenkollektiv (1989/90)

Grenzgänge in Bremen. Studienarbeit zum PlanerInnenseminar in Bremen a. d.

GHKassel. Vervielf. Mskr. Kassel.

**Bogner, E., Boss, H. et al.** -1993-

Stadtränder am Beispiel der handelsstadt Miltenberg und der Ackerbürgerstadt

Bürgstadt. Mskr.-Druck. Kassel.

**Böse-Vetter, H.** -1989- Hof und Haus - Zum Beispiel Worpsswede. Notizb. d. Kass.

Schule 25: 109-152. Kassel.

**Böse-Vetter, Auerswald, B.,**

**Schürmeyer, B.** -1993- Dorferneuerung Blickershausen. Mskr.-Druck. Kassel.

**Baumeister, R.** -1876- Stadt- Erweiterungen. Berlin.

**Griep, H.-G.** -1985- Kleine Kunstgeschichte des deutschen Bürgerhauses. Darmstadt.

**Gruber, K.** - 1977- Die Gestalt der deutschen Stadt. München.

**Hessisches Ministerium des Innern** -

1990- Ortsränder und Orteingänge.

Ausschreibung des Landeswettbewerbs 1990/91 in der Reihe „Bürger es geht um deine Gemeinde“. Wiesbaden.

**Hillje, D., Reisenauer, W.** -1995)

Sigmasozioziologie der Straßenzubierung oder: wieviel Weg paßt in die Straße?

Diplomarbeit am FB Stadt- und Landschaftsplanung der GHKassel. Mskr.

Kassel.

**Hülbusch, K.H.** -1991- Morphologie und Organisation. Notizbuch der Kasseler Schule 23. Kassel.

**Hülbusch, K.H.** -1996- Die Straße als Freiraum. Stadt und Grün, Heft 4: 246-251. Berlin, Hannover.

**Innenministerium Baden-Württemberg** - 1991- Ortsränder und Orteingänge.

Anregungen und Hinweise für die städtebauliche Planung und Gestaltung. Stuttgart.

**Meckseper, C.** -1982- Kleine

Kunstgeschichte der deutschen Stadt im Mittelalter. Darmstadt.

**Möller, R., Schneider, C.** -1995- Die ökonomische Erweiterung der Stadt - am Beispiel Bad Karlshafen. Notizbuch 37 der Kasseler Schule.:175-248. Kassel

**Schirmacher, E.** -1988-,

Stadtvorstellungen. Zürich u. München.

**Schürmeyer, B.** -1995-

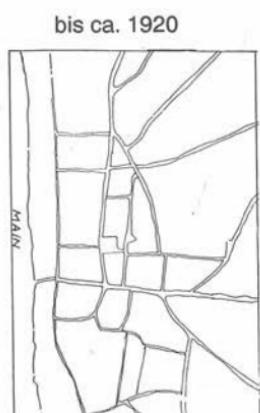
Freiraumrahmenplanung für den nördlichen Stadtrand von Großalmerode. Notizbuch der Kasseler Schule 37: 291-330. Kassel.

**Schwarze, B.** - 1993- Dorf Dörfer Am Rande. Diplomarbeit am FB Stadtplg., Landschaftsplg. der GHKassel. Mskr.

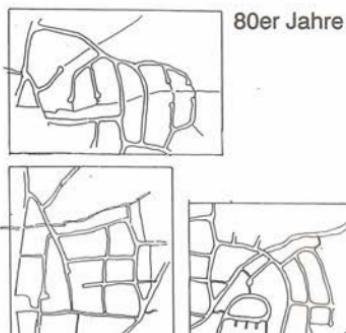
Kassel



Bürgstadt 1990



Siedlungserweiterungen  
Erschließung / Verschließung



60er, 70er  
Jahre

## **Henrike Mölleken**

### **BUDENZAUBER IM RUHRPOTT**

Anlässlich des sechsten runden Geburtstags von Kiwi entsteht dieses Notizbuch  
Nach tiefeschürfenden Überlegungen, welches Thema zum Anlaß und zu mir paßt, fiel  
die Wahl auf einen in Kassel erfreulicherweise recht häufig anzutreffenden Ort, der mir  
als (Rechts-)Niederrheinerin sehr vertraut ist, und auf den ich im Alltag ungern verzichte: die Trinkhalle, auch Bude, Kiosk, Büdchen, etc. genannt.

Das Schreiben über diese Orte erschien mir hinsichtlich des Anlasses insofern sehr passend zu sein, waren sie doch (früher?) häufiger Treffpunkt der Männer zum Austausch wichtiger Neuigkeiten und zum kurzen, dennoch sehr effektiven Durstjöschen. Und da Kiwi uns allen als jemand bekannt ist, der dem Genuß der 'Königin der Biere' nicht unbedingt abgeneigt ist, werde ich ihm meine Überlegungen zu den Buden widmen. Dabei werde ich mich nicht auf die Buden in Kassel beschränken, sondern vor allem auf die im Ruhrgebiet beziehen.

Die Buden sind Verkaufsstellen, die für alle Ansprüche etwas bieten: von Zeitschriften, Eis, Tabak, alkoholischen wie nichtalkoholischen Getränken, Bonbons ('Klümpchen'), Lutschern, Kaugummi, Kleinspielzug bis zu weit darüber hinaus gehenden Haushalts- und Lebensmitteln kann man fast alles erstehten. Ich bin immer wieder erstaunt, welch unfangreiches Warenrepertoire auf so kleinem Raum der Kundschaft angeboten wird. Und dies ist sogar zu verlängerten Öffnungszeiten am Abend nutzbar. Unabhängig von festgefahrenen Ladenschlußzeiten und gegenwärtig wieder einmal vehement umstrittener entsprechender Gesetze bieten die Buden auch abends um neun noch Tütensuppen, Nylonstrümpfe und Kartoffelchips nebst Bier und Wasser an, während die anderen Läden schon seit drei Stunden geschlossen sind.

Die Trinkhallen sind ein Phänomen der Städte und Kleinstädte, die mit Beginn der Industrialisierung des Ruhrgebiets entstanden. Sie befinden sich mitten auf Inseln großer Verkehrskreuzungen, auf Baulücken und in den Randbebauungen von Wohnquartieren. Manchmal sind sie nicht breiter als ein Hauseingang und fallen hauptsächlich durch die vielen bunten Werbetafeln und -plakate auf.

### **Von der Trinkhalle zur Bude**

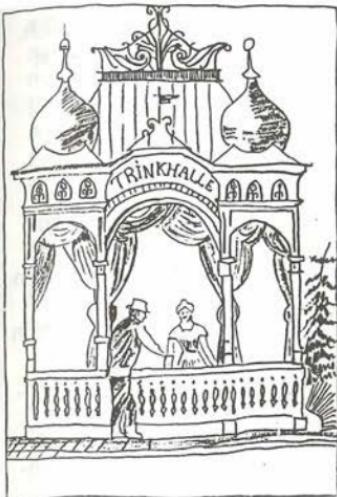
#### **Wie sehen sie aus...?**

Bezeichnung, Aussehen, Bedeutung und Warenangebot der Buden haben sich in den letzten 150 Jahren oft geändert. Die ersten Verkaufsstände dieser Art wurden als Trinkhallen bezeichnet, wobei scheinbar nicht ganz geklärt ist, wie es zu diesem großartigen Begriff kam.

*„Der Name Trinkhalle ergibt sich wahrscheinlich aus der anfänglich rondellartig gebauten Architektur der Verkaufshäuschen, die häufig zu allen Seiten offen waren und wie ein Pavillon genutzt werden konnten. Recht kunstvoll aus Holz gearbeitet, häufig vier-, sechs- oder achteckig geformt, entsprachen sie dem jeweiligen Zeitgeschmack“ (KÜHN, J. 1995).*

Typisch daran war - und ist bis heute - , daß sie in der Regel nicht betretbar waren (sind); stattdessen schützt ein Dachüberstand vor Regen und Sonne, während dort etwas getrunken wird.

Die Betonung im Begriff 'Trinkhalle' liegt vermutlich nicht primär auf der hallenartigen Dimension solcher Orte; vielmehr wurde damit ein frei stehendes Holzhäuschen bezeichnet, wo die Kundschaft 'rundum' bedient werden konnte, da alle Seiten offen waren. Wichtiger als die 'Halle' im Begriff ist also das 'Trinken'. Die Trinkhallen sollten Mitte letzten



Jahrhunderts dabei durchaus erzieherische Funktionen haben. Sie wurden von Mineralwasserfabrikanten vor den Werkstoren aufgestellt, „um dem immensen Alkoholkonsum vieler Arbeiter Einhalt zu gebieten. Schnaps war nämlich um die Jahrhundertwende nicht nur nährhaft, sondern auch extrem billig und wurde dementsprechend gerne und viel getrunken“ (KÜHN, J. 1995).

Ob oder wann die Arbeiter bei ihrem oft zwölfstündigen, harten Arbeitstag viel Alkohol trinken sollten und woher letzterer stammt, ist nicht ganz klar. Billig war er vermutlich, weil es kaum eine Besteuerung gab, viele vom Land stammten, dort selbst gebraut oder gebrannt haben und dann mit ihren Vorräten in die Städte zogen, um dort zu arbeiten.

Das Aufstellen dieser Trinkhallen geschah durchaus auch auf Wunsch der Fabrikbesitzer, die an der Gesundheit und damit dem Erhalt der Leistungsfähigkeit ihrer Arbeiter ein besonderes Interesse hatten.

Inwiefern sie ihre Arbeiter vom Alkohol zum Wasser bekehren konnten, ist allerdings nicht überliefert. Immerhin hatten die Buden zum Schichtwechsel geöffnet und konnten den Kumpeln vor allem nach der Arbeit das Wasser anbieten. Daraus resultieren die heute oft ungewöhnlichen Öffnungszeiten der Trinkhallen, die auf eine lange Tradition zurückgehen. Damals hieß das Wasser im Volksmund Selters, daher war auch die Bezeichnung Selters- oder Wasserbude geläufig, wovon heute nur noch die Bude übrig blieb.

### **Das Warenangebot**

Nach den Wasserfabrikanten entdeckten die Zeitungshersteller die günstig gelegenen Trinkhallen als ideale Absatzorte für ihre Druckerzeugnisse (vgl. ZIRBEL, M., 1989:171). Von da an steigerten sich die Buden quantitativ wie qualitativ. Um die Jahrhundertwende gab es etwa 100 Trinkhallen - die weitestgehend auf ein und denselben Entwurf eines Architekten zurückgehen - heute sollen es im Ruhrgebiet schätzungsweise 18.000 Buden sein. Von Selters und Zeitungen damals wurde das Warenangebot bis heute ständig ausgeweitet und - je nach Ort der Bude - auf die Kundenschaft zugeschnitten. So verkauft die Bude, die an einer großen Kreuzung liegt, Fahrscheine für Busse und Straßenbahnen, die in der Nähe einer Schule hat Schulhefte, Radiergummis und Bleistifte im Angebot (so z.B. Bude an der Schützschule in Kassel), die Bude an der Friedrich-Ebert-Straße in Duisburg-Walsum, die 'nach' Thyssen führt, verkauft schon morgens um sechs Uhr belegte Brötchen, etc.

Dies ist möglich, weil die Buden inzwischen nicht mehr einem Fabrikbesitzer gehören, sondern in der Verfügung der BetreiberInnen stehen. Sie bestimmen selbst über das Aussehen ihrer Bude und entscheiden über die Auswahl ihres Angebots eigenverantwortlich und je nach Kundenschaft. So gibt es Buden

„in jeder Gestalt und in jedem nur denkbaren Stil seit Erfindung von Ziegel und Beton. Sie präsentieren sich als bergisches Schieferhäuschen, Kunden schwungvoll vom Gestaltungswillen der fünfziger Jahre oder dokumentieren in geflammter Astkiefer die Liebe des Hausherrn zur alpenländischen Architektur (...). Neuere Buden dagegen haben den Charme von Fertiggaragen, einbruchfest, aus einem Guß und smogresistant“ (ebd.).

Trotz dieser unendlichen Variabilität und unterschiedlicher Warenangebote ist die Ausstattung der Buden, also das, was man von der Straße aus sieht, oft sehr ähnlich. Dennoch kann man eine Typisierung wagen, die in bewährter Reihenfolge zunächst die Gemeinsamkeiten beschreibt, dann die Variablen aufzählt:

### **Typisierung der ‘äußereren’ Ausstattung**

Mitten in der Fassade eines Baublocks, einer Gebäudezeile, als An- oder Vorbau, oder in einer oft nur schmalen, winzigen Baulücke wird es bunt, sehr bunt, oft sogar ein bißchen schrill: hier hat die Werbung sich auf kleinstem Raum sehr vielgesichtig breit gemacht und lockt schon von weitem die Blicke auf sich. Neben unzähligen, bunten Plakaten, früher Blech- heute Kunststoffschilder an den Wänden, aufgestellten Sperrholzständern und Fähnchen, fällt die Leuchtreklame der Brauereien besonders auf - und das nicht nur wenn's dunkel wird. All dies ist der Rahmen, der das Fenster in der Mitte umgibt, von wo aus der Verkauf funktioniert. Und auch hinter dem Fenster scheint das Warenangebot beinahe hervorzuquellen: Jedes Fleckchen ist ausgenutzt, in mehreren Regalen übereinander drängen sich unten - damit es die Kinder sehen können - die bunten Dosen mit Lakritzschncke, Gummiteufel, Colalutscher, Abziehbildern, dann Zigaretten und Tabak, oben stehen meist die Flaschen mit hochprozentigem Inhalt dicht nebeneinander.

Aber noch mal zurück zur Werbung, die bei aller Vielfalt doch gewisse Regelmäßigkeiten bietet. So gibt es an jeder Bude ein sechsteiliges Ensemble immer wiederkehrender Ausstattung, die das Büdchen dreidimensional vergrößert.

Dazu gehören beispielsweise die Sperrholzstände, die auf die verschiedensten Tageszeitungen und Zeitschriften aufmerksam machen. Sie werden entweder vor der Bude als Klappständer aufgestellt oder entlang der Hauswände rechts und links verteilt. Damit wird die „Verkaufsfront“ zumindest optische schon mal ziemlich verlängert und nach vorne zur Straße (merke: ohne Straße keine Bude!) ausgedehnt. Ebenfalls an den äußeren Rändern der Buden hängen in bedienungsfreundlicher Höhe für die Kinder Kaugummi- oder Bonbonautomaten. Meist steht darunter ein Papierkorb, wenn der hier nicht ist, steht er ganz bestimmt auf der anderen Seite und ist meistens von einem Speiseeishersteller gesponsert - wie unschwer an den Aufklebern zu erkennen ist. Außerdem hängen neben den Verkaufsfenstern noch die typischen Fähnchen, die vor allem in den Sommermonaten auf die eiskalte Erfrischung aufmerksam machen.

Rings um das Fenster aus dem verkauft wird, besonders aber im unteren Bereich sind die Wandflächen mit Zigarettenreklame beklebt. Dabei kann es sein, daß drei mal über und sechs mal nebeneinander die gleiche Zigarettenmarke prangt oder aber Rot Händel, Camel und Marlboro miteinander konkurrieren müssen. Die Entscheidung, wie viele Plakate und von welcher Marke aufgehängt werden, liegt bei den Budenbetreibern.

Die Fläche oberhalb des Fensters ist immer für die Getränkewerbung reserviert. Gelegentlich hängt oben neben den Fenstern noch Reklame für Cola, Brohler, Rheinfelsquelle, o.ä. aber darüber sind die typischen rechteckigen Leutschilder angebracht, die die Größe der Bude nach oben hin ausweiten. Oft ist diese Lichtwerbung genauso breit wie die Bude selbst, Eckkioske haben sogar die Möglichkeit, mehrere verschiedene Lichtleisten nebeneinander bzw. über Eck anzubringen und für unterschiedliche Brauereien werben zu können (was für viele Gaststätten undenkbar wäre!). Manchmal leuchtet sogar der Name der Bude(ninhaberInnen) zwischen den Bierreklamen oder aber die ‘Trinkhalle’, ‘Verkaufshalle’, ‘Bude’ oder der ‘Kiosk’ weisen nochmals auf ihre Existenz hin.

Dabei enthalten die Leuchtreklamen noch eine ganz besondere Information: sie sind eine Art 'Bierführer' durch das Ruhrgebiet. Hier läßt sich an den Leuchtschildern ablesen, in welchem Teil des Potts man sich befindet: Während im Osten, z.B. in Dortmund die Buden mit 'Dortmunder Kronen', 'Ritter Pils', 'dab' (Dortmunder Aktien Brauerei) werben, leuchten im Westen das Duisburger 'Königs Pilsener' und 'Diebels Alt', in Essen zieren 'Stauder' und 'Union' die Reklameleuchten, im Süden dagegen Gatzweilers, oder das Düsseldorfer 'Frankenheimer Alt'.

Dieses fast an jeder Bude vorhandene Ensemble von Zeitungsklapständern, Kaugummiautomaten, Papierkorb, Eisfännchen, Zigarettenplakaten und Bierleuchtreklame wird gelegentlich noch von zusätzlichen Zigaretten- oder Fahrscheinautomaten, Sonnenschirmen, Fahrradständern, modernen Stehtischen und Laternen (für die Bierreklame - versteht sich!) ergänzt. Jeder dieser Gegenstände trägt natürlich unübersehbar den Werbeaufdruck des jeweiligen Sponsors. Besonders auffällig sind diese Accessoires bei den Buden der 50er Jahre Quartiere: Dort sind die Zeilen bis zu ca. 10 Meter von der Straße zurückgesetzt, so daß die Büdchen hier weniger Reklame rechts und links des Verkaufsfensters anbringen, dafür aber den Distanzraum zur Straße mit Sonnenschirm und Fahrradständer und Laterne geschickt zu nutzen wissen. So versuchen sie durch mehr Ausstattung die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und den längeren Zuweg optisch zu verkürzen.



Ein weiteres Charakteristikum der Buden sind die Dachüberstände, Verkaufsfenster und die Fensterbank davor. Die ganz alten Buden oder solche aus den frühen 50er Jahren haben noch eine sehr praktische Besonderheit, die heute zusehend verschwindet: Unterhalb der Fensterbank verläuft auf dem Boden, parallel zum Fenster, ein Eisenrohr oder -stange, die in ca. 15 - 20 cm Höhe angebracht ist. Diese Stange ist für die kleinen Kinder unersetzlich, um überhaupt sehen zu können, was es in den bunten Gläsern gibt. Die Erwachsenen, die hier einen Moment verweilen, um ihr Bier

mit Fistler Nölleken (Wachholderschnaps über Würfelzucker) oder Klickerwasser zu trinken, war das Rohr eine willkommene Gelegenheit, einen Fuß entspannend hochzustellen.

Inmitten ihrer ausgestellten Warenfülle sind die Gesichter der VerkäuferInnen manchmal nur schwer auszumachen, oft sieht man sie erst, wenn sich das Schiebefenster für den Verkauf öffnet. Meist muß man sich ein wenig runter beugen oder aber bequem die Ellbogen auf dem Fensterbrett aufstützen, wenn man seine Bestellung aufgibt. Dann aber steht man gemütlich und vor widrigem Wetter geschützt. Oft haben die BetreiberInnen es außerdem verstanden, zusätzlich einen kleinen Gebäude- oder Mauervorsprung geschickt auszunutzen, so daß auch seitlich eine Anlehnqualität besteht.

### **...und wo stehen sie?**

Die ersten Trinkhallen wurden also freistehend vor den Werkstoren aufgestellt. Während der Gründerzeit kamen weitere dazu: auf Plätzen und integriert in die geschlossene Blockrandbebauung. Bis zu den 50er Jahren entstanden noch Buden in den Zeilen, ab den 60er bis 90er Jahre-Quartieren gibt es keine Neuentstehungen mehr. Seit der Städtebau durch die Stadtplanung beendet wurde (vgl. AUTORINNENKOLLEKTIV, 1991:2), konnten in den Ruhrgebietsstädten keine Buden mehr entstehen.

Über die Orte der ersten Buden gibt es nur wenige Angaben. Sicher ist scheinbar nur, daß die Trinkhallen Mitte letzten Jahrhunderts erstmalig vor den Toren der Industriegelände aufgestellt wurden und an Orten, die die Arbeiter auf ihren täglichen Wegen vor und besonders nach dem Schichtwechsel querten. Die Fabrikbesitzer

*„stellten oftmals kostenlos oder zumindest recht preisgünstig Plätze für ein Büdchen zur Verfügung“ ... (KÜHN, J., 1995).*

Damit war der Grundstein für die Trinkhallen gelegt, die sich bis heute ständig weiterentwickelten:

Mit der Gründerzeit kamen auch die Straßenbahnen und später die (Oberleitungs-) Busse in die Städte. Damals hatten die Städte meistens einen sehr regelmäßigen, oft orthogonalen Grundriß mit Straßen unterschiedlicher Hierarchie (vgl. LUCKS, T., 1994). Dabei waren die Haupt- (gleichzeitig die Geschäfts-) Straßen größer dimensioniert als die Quartiers- und Anliegerstraßen, so daß hier der Verkehr über die Stadt verteilt wurde. Auch Straßenbahnen führten in diesen Hauptstraßen entlang und dementsprechend wurden an bestimmten markanten Punkten Haltestellen eingerichtet. Oft waren dies die Kreuzungen zweier Hauptstraßen, der Marktplatz oder die Vorplätze von Rathaus oder Kirchen oder Aufweitungen der Straße. Sofern diese Haltestellen an solchen Orten lagen, entstanden hier oft Buden, die mittlerweile außer Wasser und Zeitungen auch Süßigkeiten, besonders Lakritz und Brause -verkauften. Sie lagen so günstig, daß sie von den Leuten bei ihren alltäglichen Wegen, von und zur Arbeit, um Besorgungen zu machen, etc. mehr oder weniger zufällig angegangen wurden. Außerdem konnte man sich hier die Wartezeit bis zur nächsten Bahn mit Zeitung lesen, einer Erfrischung oder einem unverbindlichen Gespräch gut verkürzen. Noch heute gibt es Buden an solchen markanten Knotenpunkten. Sie waren übrigens meistens aus Holz oder Fachwerk, immer ebenerdig und eingeschoßig, obwohl sie mit 3 - 4 Metern relativ hoch waren und auf dem Sattel- oder Spitzdach oft noch eine Glücks göttin hatten. Diese Trinkhallen waren immer noch freistehend, verkauften aber zu maximal drei Seiten und hatten hier inzwischen eine Verglasung mit Schiebefenstern. An der vierten Seite befanden sich die Tür und ein Vorrats- und ein Kühl schrank. Die Trinkhallen an den Bahnhaltestellen hatten damit auch über das betreffende Quartier in dem sie standen hinaus eine weitreichende Bedeutung.

Neben dieser freistehenden Bauweise der Trinkhallen gab es weitere: Bis zum Ende der Gründerzeit fanden sich die Buden häufig im Erdgeschoß der Eckhäuser einer geschlossenen Blockrandbebauung wieder. Damit hatten sie nur eine Seite für den Verkauf bzw. den Aufenthalt während des Verzehrs. Und da sie nicht so exponiert auf der Straße bzw. auf Plätzen sondern eher an den Ecken lagen, bestand ihr Einzugsbereich hauptsächlich in der Quartiersöffentlichkeit. Heute stehen gerade in den gründerzeitlichen Arbeiterquartieren entweder besonders viele oder wenige, dann aber größere Buden an den Ecken, z.B. in den Duisburger Stadtteilen Althamborn, Marxloh, Walsum, in Essen-Kray oder in Oberhausen-Schmachtendorf.

In der Nachkriegszeit entstanden einige Buden in den typischen Zeilen der nunmehr auf das 'Wohnen' funktionalisierten und reduzierten Siedlungen. Im Gegensatz zu den gründerzeitlichen Baublöcken und den zwanziger Jahre Siedlungen wurden in den 50er Jahren die Gebäude von der Straße abgewandt und über Wohnwege erschlossen. Da das Wohnen im Grünen propagiert wurde (vgl. BROOKHUIS, et al. 1994), gab es nur noch wenige Zeilen, die an einer Straße standen. Die Straße, im weitesten Sinne Lebensraum aller (vgl. JACOBS, J., 1981, MUCHOW, M., 1925) ist Ort (zumindest) der (Quartiers-) Öffentlichkeit und damit eine der Voraussetzungen für die Existenz der Buden.

In den frühen 50er Jahren entstanden die Buden auf Restzipfeln der Verkehrerschließung als frei stehende, eingeschossige, mit Flachdach abgedeckte Verkaufsstände in Baulücken oder auf Restflächen und waren nicht größer als ein Zimmer. Später, als die größte Wohnungsnot gelindert war, wurde ein Zimmer von einer Erdgeschosswohnung abgeteilt, das Fenster vergrößert, oft ein bis zwei Stufen unter das Fenster gebaut und so eine Bude eingerichtet. Jetzt sind die Buden natürlich längst nicht mehr aus Holz, sondern aus Backstein gemauert, zum Teil verputzt, manche mit abwaschbaren, kleinen Mosaikfliesen verblendet.

Obwohl in den 50er-Jahre-Zeilen die Bebauungsdichte erheblich geringer ist als in den Gründerzeitquartieren und daher auf einer gleich großen Fläche weniger Leute leben, konnten sich die Buden hier lange halten. In den später gebauten Punkthochhäusern der 60er und 70er und in den Einfamilienvillengebieten der 80er und 90er Jahre hat sich auf der einen Seite die Bebauungsdichte so weit reduziert, daß es zu wenige KundInnen für die Buden gab, auf der anderen Seite entstanden die Supermärkte, die meist nur mit einem Auto außerhalb der Siedlungen erreichbar sind. Ferner boten die Tankstellen in den Abendstunden die Möglichkeit zumindest an Süßigkeiten, Alkohol, Zigaretten und Tabak zu kommen. Damit brauchten die BewohnerInnen dieser neuen Siedlungen auf ihre gewohnte Anonymität auch beim spätabendlichen Einkauf in den Tankstellen nicht verzichten.

Schon seit Ende der Gründerzeit wurden keine Straßen, Plätze und damit keine öffentlichen Freiräume mehr hergestellt, die mit einem Minimum an Ausstattung alle Notwendigkeiten des städtischen Lebens zulassen. Wenn es keine Orte mehr gibt, die im alltäglichen Gebrauch beiläufig einen spontanen, unverbindlichen Kontakt ermöglichen, d.h. die dazu notwendigen Voraussetzungen und Bedingungen zerstört werden, können sich auch die Buden nicht mehr einstellen.

In der Folge sind auch sie ein Opfer der 'modernen' Stadtplanung und des „auf maximale Rendite abzielenden privatwirtschaftlichen - aber administrativ geduldeten Bauens“ (MOES, G., 1995:20), das weitreichende Abhängigkeiten herstellt, die Wahlmöglichkeiten und Handlungsspielräume nachhaltig einschränkt.

## Die Bedeutung der Buden

Wenn heute über die Buden geschrieben wird, werden vor allem zwei Bereiche immer wieder hervorgehoben. Da ist auf der einen Seite das umfangreiche Warenangebot

*„Die Zusammensetzung des Angebots hat sich meist in längjähriger Bekanntschaft zwischen Kioskbesitzer und Kundschaft entwickelt. Verkauft wird, was verlangt wird. Klopapier oder Glühweingewürz, Glanzbilder oder Heringe in Senfsoße, Liebesperlen oder Shampoo - es ist alles da, und dieses bunte Tausenderlei läßt Kioske wie Öko-Nischen in einer Warenwelt wirken, die von großflächigen, hochspezialisierten, bis in's letzte durchgestylten Schaufensterfassaden bestimmt ist“ (ZIRBEL, M., 1995:170):*

Auf der anderen Seite wird gemunkelt, daß eine Bude drei Sozialarbeiter ersetzen soll, was sich vermutlich nur schwer von der Hand weisen läßt. Wie anders geht's an den Buden zu, verglichen mit einem Supermarkt. Statt geschäftiger Anonymität in den Lebensmittelketten sitzt hinter dem kleinen Fenster ein Mensch, der der Kundschaft zuhört, auch wenn dahinter schon die nächsten warten.

*„Selbst wenn schon mal fünf Kunden in meinem kleinen Laden stehen, herrscht hier nie solch hektische Betriebsamkeit wie im Supermarkt“ berichtet ein Budenbesitzer in Herne. „einen kleinen Schnack abhalten, Sorgen loswerden oder auch nur einfach mal Luft ablassen, am Kiosk ist alles möglich. So mancher Trinkhallenbesitzer kennt ganze Familien- und Lebensgeschichten aus der Nachbarschaft“ (KÜHN, J., 1995).*

Ein so persönlicher Bezug zwischen Kundschaft und Budenbetreiber stellt sich allmählich ein und braucht eine gegenseitige Beständigkeit. Taucht ein anderes Gesicht hinter dem Fenster auf, muß von vorne begonnen werden. Aber auch für die, die Buden aufsuchen ohne ihr Herz auszuschütten, gibt es unzählige Gelegenheiten, hier einen kurzen oder längeren Stop einzulegen oder auf einem der täglichen Weg vorbeizuschauen, ob man jemanden kennt, der dort steht.

Dabei sind die Trinkhallen und Buden traditionell eher Orte der Männer:

Mit beginnender Industrialisierung und früher Gründerzeit begegneten sich hier die Kumpel vor oder nach der Schicht in der Zeche, spülten sich den Staub von der 12. Sohle runter (vgl. KÜTHER, K., 1994:407) und kauften sich vielleicht noch eine Zeitung dazu. Wenn inzwischen auch viele Zechen und Fabriken im Ruhrgebiet geschlossen und einige Buden vor solchen Toren abgerissen sind, hat sich doch an diesem Brauch wenig geändert. Wann immer ich Leute an den Buden stehen sah, es waren in ganz seltenen Ausnahmefällen Frauen dabei. Womit nicht gesagt ist, daß sie nicht zur Kundschaft gehören, aber sie nutzen die Buden anders. Sie gehen hin, kaufen, was sie brauchen und gehen meist wieder, oder sie schicken gleich ihre Kinder dort hin. Die Männer dagegen stellen sich 'auf ein Bier anne Bude' und wenn ein Nachbar, Kollege oder sonstwie bekanntes Gesicht dazu kommt, können es auch schon mal zwei, drei oder mehr Bierchen werden.

An ganz bestimmten Buden hat sich gelegentlich auch schon ein 'Penner-Treff' eingesetzt: Prädestiniert dafür sind vor allem solche Buden, die neben dem Verkaufsfenster noch ein geschütztes Eckchen haben, z.B. mit einem Windfang, Dach oder einer Bank.

Außer den Männern gehören die Kinder zu den wichtigsten KundInnen der Buden: Nicht umsonst liegen viele Buden direkt an einem Schulweg. Auch ich bin mit so einer Bude aufgewachsen und schon als Grundschülerin täglich mindestens zwei mal, meistens öfter dort bei Frau Küster vorbei gekommen:

**Unsere Bude** lag an einer Kreuzung und hatte einen kleinen Vorplatz mit einer Bank, auf der meistens ziemlich alte Männer saßen. Wir nannten die Bude natürlich nicht Bude, sondern wir gingen zu 'Küsters', wie die Inhaber hießen. Als Kinder haben wir uns dort oft verabredet und getroffen, um von hier aus unsere Umgebung zu erkunden. Manchmal saßen wir allerdings auch nur auf den Stufen vor der Bude, haben unsere paar Pfennige Taschengeld in jede Menge 'Klümppchen' (Bonbons) umgesetzt und haben sie alle und sofort mit Heißhunger aufgegessen - was unsere Mütter zu Hause ja nicht unbedingt mitkriegen mußten. Da gab es z.B. fünf Salmiakpastillen für einen Pfennig, Knöterich für einen halben Pfennig und die Silberlinge, deren silbriger, metallischer Überzug immer so höllisch weh tat, wenn er auf die Zahnblobmen traf, die kosteten einen Pfennig. Und im Sommer gab es für 10 Pfennig ein köstliches Wassereis, das Mund und Zunge mindestens so schön rot färbte wie Mutters Lippensstift. Dieses Vergnügen konnten wir uns aber nur gönnen, wenn wir für Papa Zigaretten holen sollten und das Wechselgeld von dem 2 DM-Stück behalten durften.

Daraus wird deutlich, daß die Buden wichtige Orte sind, wo die Kinder ihre ersten Erfahrungen mit der Abwicklung kleinerer Einkäufe machen. Oft fällt die Entscheidung schwer, ob sie lieber Lakritze oder Brausebonbons haben wollen und dann muß überlegt werden, ob das Geld dafür reicht. Das braucht eben so seine Zeit. Aber an den Buden drängelt niemand. Außerdem gibt es hier eine reiche Auswahl mit Artikeln, die nur wenige Pfennige kosten. Ähnliches ist im Supermarkt kaum zu finden.

Daß nicht nur die Buden für die Kinder wichtig sind, sondern auch der Umkehrschluß zutrifft, zeigt folgendes Beispiel: In der Kasseler Zehntgrafenstraße wechselte drei mal in kurzer Folge der Pächter einer Bude. Weil sie zu den Kindern oft sehr unfreundlich waren und sie sich durch ihre junge Kundschaft eher gestört fühlten, gingen erst die Kinder nicht mehr zu dieser Bude, dann auch die Eltern nicht mehr, schließlich machte die Bude zu und ein neuer Pächter fing an.

## Resumee

Nach 150 Jahren Geschichte sind die Buden im Ruhrpott immer noch fester Bestandteil des Stadtbildes. Sie haben sich behaupten können, weil sie dezentral organisiert sind und der Verfügung der BetreiberInnen unterstehen. Dadurch werden Freiräume in vielerlei Hinsicht zu zwei Seiten möglich: Auf der einen für die NutzerInnen, auf der anderen für die Pächter oder InhaberInnen der Buden. Beide Seiten sind in der Regel aufeinander eingespielt und stabilisieren sich gegenseitig.

Beispielhaft dafür sind u.a. die Öffnungszeiten der Buden, die bis auf den 22 Uhr Schluß je nach Bedarf frei wählbar sind: Die Buden in den Arbeitersiedlungen, den Quartieren mit hohem Ausländeranteil und auch in den 50er Jahre Zeilenbauten haben sonntags auf und erfreuen sich reger Kundschaft. Dagegen haben einige der Buden entlang der Hauptstraßen, die zu den Fabriken führen zu: Werktags werden hier schon ab 6 Uhr belegte Brötchen, Zeitungen, etc. an die Berufstätigen verkauft, die an den Sonntagen nicht arbeiten müssen und daher auch nicht an der Bude vorbeifahren. Und auf Marktplätzen im Bereich von Fußgängerzonen sind am Sonntag ebenfalls die Rolläden der Buden unten. An diesem Tag fehlt die Laufkundschaft der Einzelhändler. Darüber hinaus kennen die Buden weder Mittagszeit, lange Donnerstage oder das Schließen am Mittwochnachmittag. Im übrigen habe ich bei keiner Bude bisher ein Schild gesehen, wo Öffnungszeiten eingraviert oder aufgeklebt sind, das regelt sich informell; da kann es eher mal passieren, daß man mit einem handschriftlichen 'bin gleich zurück' ein paar Minütchen vertröstet wird.

Schließlich gibt es außer den hauptberuflichen Budenbetreibern natürlich Buden, die im Nebenerwerb oder von einer Familie geführt werden. Unabhängig davon, ob das

Einkommen ausschließlich über die Buden bezogen wird oder nur teilweise, sind sie gelegentlich

*„kein schlechtes Geschäft, auch weil das Finanzamt es nicht genau kontrollieren kann“ (WARMELING, B., 1994:407).*

Kann man eigentlich nur hoffen, daß es so bleibt. Denn auch dies ist einer der Handlungsfreiraume, den die Buden (noch?) haben.

## **Prognose, Ausblick**

In den letzten Jahren wurden gelegentlich die Supermärkte und Tankstellen als Konkurrenten der Buden beschrieben. Aus dem vorangegangenen Text und dem realen Nebeneinander dieser drei Orte innerhalb einer Stadt ist ersichtlich, daß solche Befürchtungen nicht so recht haltbar sind - es sind vielmehr die Tante-Emma-Läden, die den Supermärkten zum Opfer fielen oder die teilweise in den Buden in anderer Form weiterleben.

Heute scheint mir die Gefährdung der Buden eher aus einer anderen Richtung zu kommen: Zum einen übernehmen immer mehr Zigaretten- oder Tabakkonzerne die Buden, gliedern sie entsprechenden Ketten an und zerstören damit die private Verantwortung und Entscheidungsfähigkeit der BetreiberInnen. Zum anderen gibt es forsche Jungunternehmer, die sogenannte schlecht gehende Buden aufkaufen, sie komplett 'modernisieren' und wieder verkaufen. Danach ist nichts mehr beim alten und wird noch weniger funktionieren, denn nach den getätigten Investitionen muß auf Ertrag und Rendite hin gewirtschaftet werden, ganz nach dem Prinzip der herkömmlichen Läden.

Möglicherweise besteht eine weitere Gefährdung darin, daß auch gründerzeitliche (Arbeiter-) Quartiere saniert, in der Folge die jetzigen BewohnerInnen über die verteuerten Mieten vertrieben werden (vgl. HARVEY, D., 1972) einzieht, die die Buden nicht zu nutzen wissen.

An dieser Stelle beende ich meinen Beitrag; je mehr ich mich mit den Buden befasse, um so mehr Fragen stellen sich mir. Sicherlich gibt es Aspekte, die nur kurz angetippt und nicht zu Ende gedacht sind. Aber da noch viele interessante Beiträge in diesem Buch Platz haben sollen, schließe ich hier mit einer herzlichen Gratulation und den besten Wünschen für die kommenden Jahre an Kiwi (und hoffe, daß er sich über mein mageres Literaturverzeichnis nicht allzu sehr grämt).

## **Literatur**

- AutorInnenkollektiv, 1991: Vom Haus zur Mietskaserne - über die Reduktion vom Wohnen. Am Beispiel von Wien. Studienarbeit zum PlanerInnenseminar in Wien am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gh Kassel.
- Harvey, David, 1972: Revolutionäre und gegenrevolutionäre Theorie in der Geographie und das Problem der Ghettobildung. in: Antipode Jahrgang 1972
- Jacobs, Jane 1963, Tod und Leben in amerikanischen Großstädten. Bauwelt Fundamente 4. Braunschweig
- Kühn, Jutta, 1995, Ma' eben anne Bude, In: Magazin 2003, s/w Agentur, Bochum
- Küther, Kurt, 1994, zitiert in: Roland Günter, im Tal der Könige, Essen 1994
- Lucks, Theresia, 1993 zuerst 1989: Die 'kreative' Zerstörung der Straße - am Beispiel Bremen. in: Vom Rand zur Bordüre, Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 27, Kassel
- Muchow, Martha/Muchow, H.-H., 1935: Der Lebensraum des Großstadtkindes. Bensheim
- Zirbel, Michael, 1989: Bier vom Dicken, bei Oma Kositzki Wassereis - und den Tratsch auf Rabatt. in: Geo special Ruhrgebiet, Hamburg 1989

## Kurzer Kommentar zum Kasseler Klüngel

Anlaß zu folgender Reflektion war ein Leserbrief an die HNA im Herbst 1995 zur derzeit aktuellen Berichterstattung über die Eröffnung einer neuen Einkaufspassage in der Innenstadt.

Nach fast täglichen Reportagen über den Baufortschritt des Projektes, ohne die geringste Distanz, die außerhalb der direkten Bauherrenschaft zu erwarten wäre, neben der täglichen persönlicher Belästigung durch den Baustellenbetrieb auf dem Weg zur Arbeit wollte ich die Berichterstattung nicht mehr unkommentiert lassen. Es entstand folgender Brief:

***„Betreff:***

***Königs Galerie - noch herrscht Chaos auf dem Bau / HNA vom 23.9.95***

*Von Dir, HNA wissen wir, daß OB und sein schneiker Baurat seit geraumer Zeit den Investoren p.p.p.-mäßig um den Bart gehen und das für besonders weitsichtige Stadtplanung halten.*

*Aber was hast Du bloß davon, wenn regelmäßig kostenlose Werbeanzeigen, getarnt als Baustellenzustands-Berichte über Jochingers neusten Konsumtempel erscheinen?*

*Ich schlage vor, die Redaktion versucht mal dieser Tage vor der Eröffnung, sich zu Fuß oder mit dem Fahrrad an der Neuen Fahrt durchzuschlagen. Dort ist nämlich mittlerweile jeder Quadratzentimeter öffentlicher Fläche zum Park- und Lagerplatz für eben diese Baustelle umfunktioniert und alle Passanten sehen alt aus.*

*Dieser Zustand wäre doch neben dem vielen Glitzer-Tand auch mal ein paar Zeilen wert, oder?*

*Kassel, den 25.9.1995“*

Zugegeben etwas bott, und etwas kurz. Deshalb hier ein paar ausführlichere Erläuterungen.

1. Kritisch hinterfragt, (oftmals aber auch ungefragt) gibt die neue Unternehmens-Stadtplanung und -politik vor, sie sei gezwungen, den Investorenwünschen nach renditeträchtigen Bauvorhaben nachzugeben, weil sie selbst aufgrund leerer Kassen nicht mehr in der Lage sei, eigenständige Planung zu betreiben.

Die Situation der leeren öffentlichen Kassen und zugleich hoher privater Kapitalakkumulation ist nun allerdings nicht neu. Genau genommen war dies schon immer so, allerdings mit sehr unterschiedlichen baulichen Ergebnissen. Die Kommunen sind seit menschengedenken, jedenfalls im Kapitalismus chronisch pleite. Das liegt daran, daß bei ihnen alle unrentierlichen gesellschaftlichen Kosten und Aufgaben zusammengefaßt werden, während rentable Sektoren über kurz oder lang in private Hände gelangen.

Die These, daß die über leere Kassen entmachtete Verwaltung der Spekulation ausgeliefert sei und daher zu Kniefällen genötigt werde, kann so nicht stimmen.

Die Gründerzeit der Jahrhundertwende ist ein gutes Beispiel, wie intelligente Spekulation mit Hausbau den Städten dauerhaften Gewinn bringt, wenn die Planerin nachdenkt und weiß, was sie will (und vor allem auch, was sie nicht will). (vgl. Mehli, R 1995 und Theiling, Chr. 1995)

Die fetten 70 er Jahre mit vollen kommunalen Kassen und der damit verbundenen kommunalen Spekulation haben uns dagegen nur den 'Neue Heimat und GWG-Schrott' der Moderne eingebracht, der bis heute auch die Peripherie des Kasseler Stadtrandes prägt.

Geldknappheit der öffentlichen Haushalte kann zu sehr unterschiedlichen baulichen Ergebnissen führen. Ein brauchbares Ergebnis hat etwas mit Planen im Sinne von 'das Ergebnis voraussehen' zu tun und natürlich auch mit Denken in traditionellen Zusammenhängen, statt in modernisierenden Visionen, was das Vorausschauen sehr erleichtern kann.

Alle Modernisierungen dieses Jahrhunderts sind bis heute seltsamerweise bei den Mustern der Gartenstadt und Le Corbusier und den Sozialreformern des 'Neuen Frankfurt' gelandet. (Vgl Moes, G. 1995 Wolfe, T. 1984/90, Jacobs, J 1961/93) Deshalb ist die sog. Postmoderne gemessen am baulichen Ergebnis auch die Moderne, und nichts anderes.

**2.** Die Wahrnehmung der Oberen von ihrer Stadt beschränkt sich gegenwärtig allein auf die Quartiere der City und der umgebenden Ränder. Einer Doktrin der ehemaligen Stadtbaurätin Thalgott folgend, sind diese gemessen an vergleichbaren Lagen anderer Städte untergenutzt, also kurzfristig am gewinnträchtigsten umzubauen. Diese Philosophie vollzieht nach, was Harvey (1987) für amerikanische Städte ab 1970 als „Postmoderne“, inhaltlich als Stadtentwicklung unter Bedingungen der „flexiblen Akkumulation“, d.h. der gnadenlosen Konkurrenz der Kommunen um das frei fließende Kapital beschrieben hat.

Da die Umsätze der Gewerbetreibenden seit längerem auch langfristig stagnieren, kann die auf potentielle Kaufkraft in der Innenstadt zielende Spekulationswelle nur auf Verdrängung durch Verdichtung und Modernisierung beruhen. Von Seiten der Politik und Stadtplanung, die zu dieser Plünderung der Ressourcen, genannt 'Aufwertung der City' aufgerufen und durch Bereitstellung von Stadtsanierungsmitteln beigetragen hat, ist das Ziel allein (quantitativ) 'Baukräne', von denen es nach dem Krieg noch nie so viele in der Stadt gegeben haben soll, allerdings auch noch nie so viele Pleiten und Konkurse, vor allem bei eingesessenen Familienunternehmen.

Der Widerstand gegen das eine oder andere Sanierungsprojekt in der Innenstadt wurde nach dem Muster: 'friß oder stirb' nicht selten mit dem Argument abgebügelt, die Sanierungsmittel würden verfallen, wenn sie nicht auf die von der Planungsseite vorgegebene Art eingesetzt würden.

**3.** Die gegenwärtige Stadtmodernisierung geht einher mit einem fast götzenhaften Glauben an 'Den Investor,' im Gefolge 'Seinen international renomierten Architekten,' oder 'Den international besetzten Architekturwettbewerb', die einzeln, oder im Notfall alle zusammen für sog. 'städtebauliche Qualität' stehen und das selbstständige Nachdenken erübrigen.

Zur Erinnerung: Was ist ein Investor? Jemand, der ein Rendite-Versprechen glaubhaft machen kann. Mit der Glaubwürdigkeit dieses Versprechens steht und fällt der Erfolg eines Investors. Dieses Geschäft spielt sich zwischen den Beteiligten, den Banken oder sonstigen privaten Anlegern ab, also Leuten, die genug Geld übrig haben, um es für sich „arbeiter“ zu lassen. Ein Rendite-Versprechen ist eben die Aussicht auf einen lukrativen Arbeitsplatz für das Geld reicher Leute.

Warum ich das erwähne? Ein Investor ist eben kein Goldesel, kein Wohltäter für die Allgemeinheit, auch kein Ausweg aus Handlungsunfähigkeit der Stadtplanung auf-

grund leerer Kassen, oder was sonst noch so als Ausdruck der politischen Kultur in der Zeitung steht.

Dazu wieder Harvey (1987) bezogen auf amerikanische Städte ab 1970:

*„Ein guter Teil >öffentlicht-privater Partnerschaft<, mit der heute so gern geprahlt wird, läuft auf die Subventionierung reicher Verbraucher und Unternehmen und auf die Bemühungen, mächtige Befehlsfunktionen in der Stadt zu halten, hinaus; bei des geht auf Kosten öffentlicher Ausgaben für die Armen und die Arbeiterklasse. Zum zweiten wurden Stadtverwaltungen zu Innovationen und Investitionen gezwungen, die ihre Städte als Konsum- und Kulturzentren attraktiver machen sollten. Tagungszentren, Sportstadien, Disney-Worlds, Einkaufszentren in den Cities u.ä. wurden schnell anderswo imitiert. Interurbane Konkurrenz hat so zu sprunghaften Erneuerungen geführt: Lebensstil, Kultur, Produkte und sogar politische Formen haben sich verändert, und all das hat wirksam den Übergang zum Regime flexibler Akkumulation gefördert. Darin, so lautet mein Argument, liegt ein Teil des Geheimnisses des Übergangs zur Postmoderne in der urbanen Kultur.“*

(Harvey 1987, S.113)

**4.** Für alle diese scheinbaren Verdienste als positiver Impuls in der Stadterneuerung, die dem Investor qua eigener Definition gar nicht zukommen, zeigen sich die Oberen der Stadt erkenntlich und zwar durch tatkräftige Unterstützung und Öffentlichkeitsarbeit.

Die bislang gebräuchliche Form der Unterstützung war die Subvention, d.h. die Verteilung von Konkurrenzvorteilen durch direkte Zuweisung von öffentlichen Mitteln, Vorleistungen für Erschließung etc., oder auch die indirekte, durch Steuernachlässe. Die neue Formel des ‘public private partnership’ verlegt sich dagegen sozusagen auf Naturalien, d.h. öffentliche Dienstleistungen zu Wohle der Projekte der Geldgeber. Die direkte oder indirekte Subvention ist abgelöst durch lückenlose Kooperation der Planungs- und Genehmigungsbehörden, sowie die Herstellung von öffentlicher Akzeptanz in Politik und Medien. Die Planungsprozesse werden immer häufiger auf die Begehrlichkeiten einzelner Vorhaben (s. Vorhaben- und Erschließungsplanung) zugeschnitten. Von einer gewissen Größenordnung an gilt es als unfein, über den Sinn, den Nutzen oder auch die Folgen der Projekte zu räsonieren. Der öffentliche Beifall ist einfach obligatorisch.

Der Investor bekommt in einem solchen System fast zwangsläufig einen völlig unangemessenen Stellenwert innerhalb der kommunalen Politik. Ein Anzug, der, wie man sehen kann, so manchem doch nach anfänglicher Gewöhnungszeit zu passen scheint.

**5.** Die Oberen verwischen die Grenzen zwischen Planung und Geld, zwischen öffentlich und privat bewußt und zielstrebig, vorgeblich, weil nur so überhaupt noch etwas zu bewegen ist.

Beispiel „Florentiner Platz“: Die Stadt hat nach eigenem Bekunden kein Geld, sich auf der öffentlichen Fläche an der selbstverordneten Verhübung der Innenstadt zu beteiligen. Der Investor für die benachbarte Königsgalerie greift medienwirksam etwas tiefer in die private Portokasse und legt hier als Ersatzvornahme Platten aus. Ab sofort begreift er die Fläche als seinen privaten Vorgarten und benutzt ihn wochenlang ohne großes Aufhebens als Baustelleneinrichtungsfläche, als wäre die Königsgalerie ein Bau im öffentlichen Interesse.

Die Oberen, einschließlich der Presse tun alles um glaubhaft zu machen, daß dieses Bauwerk uns alle angeht und Einschränkungen für die Allgemeinheit, soweit sie

überhaupt wahrgenommen werden, hinzunehmen sind. Ein kluger Investor gibt eben keine Mark vergeblich aus.

6. Zum Objekt der öffentlich organisierten Begierde: „Eine neue Einkaufsdimension“ „Eine neue Raumdimension“ „Die neue Erlebniswelt“ (Schlagzeilen der HNA vom 14.10.95) Die alte Innenstadt der Nachkriegszeit bestand aus Parzellen mit Häusern und Geschäften, auch wenn diese neben Familienunternehmen immer schon auch Konzernen wie Karstatt und Kaufhof gehörten, die das aber durch ihre charakteristische Lochblechfassade deutlich machten. Die schleichende Auflösung dieser Ordnung, die mir jederzeit anzeigt, bei wem ich einkaufe, in eine Passage mit Ladenzeile löst mit dem verteilten Eigentum die Grenzen und damit auch die Verantwortlichkeiten der Kaufleute auf. Auch wenn ganz viel Kleinteiligkeit vorgetäuscht wird, so besteht sie doch nur aus einer Aneinanderreihung von Lizenznehmern der Produkte von weltweit operierenden Konzernen ohne eigenständige Rechte und Entscheidungsfreiheiten.

Die formelle Anleihe der Passage oder Einkaufspromenade aus der Parzellenstadt ist kein Zufall, sondern Konzept postmoderner Adaption im Sinne von „Wiederherstellung von >Geschichte< (real, imaginiert, oder einfach als Nachahmung neu erschaffen)“ (Harvey 1987, S.121) und heißt in der Volksversion der Kasseler Stadtplanung einfach ‚Innenstadtbelebung‘, wenn auch in der 15. Auflage.

Das Übel der Kasseler City ist natürlich der Funktionalismus, der einer ‘City’ imminent und von daher überhaupt nicht zu heilen ist. Daher führen die diversen Modernisierungsschübe von der ersten Fußgängerzone der Republik aus den 50 er Jahren bis zur letzten noch andauernden Stadtsanierung allein zu immer neuer Umverteilung und Konzentration und Monopolbildung in der Geschäftswelt. Nur um zu zeigen, wie alt der Hut ist, den man uns immer wieder aufsetzt, ein passendes Zitat von J. Jacobs aus dem Jahre 1961:

*„Bezirke, die insgesamt zur gleichen Zeit gebaut worden sind, werden heutzutage oft planmäßig vor der Bedrohung durch einen lebendigeren wirtschaftlichen Wettbewerb geschützt. Ein solcher Schutz bedeutet nicht mehr und nicht weniger als wirtschaftliche Monopolpolitik und wird in Stadtplanungskreisen als sehr >fortschrittlich< angesehen.“*

*Monopolpolitik kann zwar in funktionsunfähigen und stagnierenden Bezirken, wie sie Siedlungen darstellen, finanziell erfolgreich sein. Aber sie kann nicht auf irgendeine wunderbare Art ein Äquivalent für eine städtische Vielseitigkeit schaffen. Genauso wenig kann sie als Ersatz dienen für lebendige wirtschaftliche Tüchtigkeit, die in Stadtbezirken gemischten Alters und gemischter finanzieller Belastungen vorhanden ist.“ (Jacobs, J. 1961/1993, S.116)*

Das Konzept der neuen innerstädtischen Gemütlichkeit hat gleich in mehrfacher Hinsicht erschreckend deutliche Parallelen zur Wandlung des parzellierten Baublocks in die Wohnzeile der Moderne. Kassel holt diese Stufe der Akkumulation gerade auf der Ebene der Gewerbetreibenden in der Innenstadt nach. Insofern hat die HNA recht mit ihrer neuen Einkaufsdimension.

7. Zurück zu meiner Geschichte: Am Eröffnungstag geriet die HNA vor Begeisterung völlig aus dem Häuschen und meldete die Verleihung der Ehrennadel der Stadt Kassel durch den OB. (HNA vom 28.10.95).

Wiederum einen Tag später öffnete der Tempel die Tore für das Volk. Über 90.000 Besucher kamen am Eröffnungstag, so die Erfolgsmeldung der Zeitung. Allerdings

konnten keine dem Besucherstrom angemessenen Umsätze erzielt werden. (HNA vom 29.9.95)

Das Volk spürt die hochgeputzte Stimmung und begreift die Aufforderung zum Volksfest. Es tritt folglich in Massen auf, leistet aber vorbildlich strenge Ausgaben-disziplin durch Konsumverzicht und zeigt damit für die Initiatoren des Spektakels an, daß der Umsatz an Waren und Geld in der Innenstadt mangels Kaufkraft wohl nicht zu vermehren, sondern allein durch Verdrängung anderer Wettbewerber neu zu verteilen ist.

Damit wären wir wieder am Ausgangspunkt der Geschichte und am Beginn einer neuen Verteilungsrunde angelangt.

Schlußbemerkung: Es bleibt nachzutragen, daß alles gesagte natürlich auch irgendwie in der Zeitung steht. Nur den Zusammenhang muß man sich schon selbst herstellen.

*„Es gibt aus dem tausendjährigen Reich einen schönen Flüsterwitz: >Es wird erwogen, ob nicht die bürgerlichen Zeitungen ihren Text enger drucken sollen, damit man nicht so viel zwischen den Zeilen lesen kann.> (Gemm, H. 1963, S.90) Es wäre also zwischen der Genauigkeit und der Demagogie eines Textes zu unterscheiden, zwischen der nachdenklichen Erzählung und der apodiktischen Feststellung, die keinen Platz läßt für die LeserIn oder - die entgegengesetzte Version - soviel Platz, daß die Leserin verhungert.“* Hülbusch, K.H. 1995, S.28/29)

PS: die HNA lehnte es ab, den Leserbrief zu drucken. Begründung: „mangelnde Aktualität“

#### Literatur:

**Harvey, D. 1987** - Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflektionen über >Postmodernismus< in amerikanischen Städten - Rotbuchverlag Berlin  
**HNA - Hessisch-Niedersächsische Allgemeine**, verschiedene Ausgaben 1995 (s. Dokumentation)

**Hülbusch, K.H. 1995** - Über die Verfertigung des Gedankens beim Schreiben - in: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen... Studienarbeit Landschaftsplanung an der GHK- Kassel

**Jacobs, J. 1961/93** - Tod und Leben großer amerikanischer Städte - Vieweg und Sohn Braunschweig/Wiesbaden

**Mehli, R. 1995** - Der Baublock -- wiederentdeckt und doch verwirrend neu - in: Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 37 - Kassel

**Moes, G. 1995** - Neue Gründerzeit oder: was könnte man von der Gründerzeit lernen ? - in: Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 37 - Kassel

**Theiling, Chr. 1995** - Reihenhaus und Studium - in: Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 37 - Kassel

**Wolfe, T. 1981/90** - Mit dem Bauhaus leben - Frankfurt

Dokumentation: Collage aus Veröffentlichungen der HNA von September und Oktober 95, im Original ca. 1 qm

# Die neue Erlebniswelt

KÖNIGS-GALERIE

HNA 14.10.1995

## Noch herrscht Chaos auf dem Bau

In wenigen Tagen soll die Königs-Galerie eröffnet werden. Noch bestimmen die Handwerker das Bild. Ein Besuch im Chaos der Baustelle.

**KASSEL** ■ „Achtung!“ Der Durchgang ist eng, der Untergrund rutschig, der Verkehr rege. Links eine Glaswand, rechts ein Gerüst, davor steht eine Kreissäge, auf dem Boden Sand, Pappe, Plastikplanen, Holzböhlen, Sackkarre von links, Schubkarre von vorne. „Vorsicht“, zwei Männer tragen eine Glasscheibe, ein anderer eine leere Palette. Handwerker unterwegs, auf der Schulter eine Granitplatte, eine Eisenstrebe mit Überlänge oder in der Hand Eimer, Spachtel, Bohrmaschine. Mal wird eine Skizze zu Rate gezogen, mal telefoniert. „Hier ist immer Chaos.“ sagt der Mann in sein Handy - unterwegs auf der Baustelle Königs-Galerie.

Nur noch wenige Tage bis zur Eröffnung, am Donnerstag, 28. September, soll das 100-Millionen-Projekt fertig sein. Planer Gerhard Jochinger ist guter Ding, daß es klappt. Bis zu 18 Stunden täglich werde seit zwei Wochen gearbeitet. Durch die Glaskuppel scheint gerade die Sonne, im Innern hängt Staub in der Luft. Ohrenbetäubender Lärm, mit einer Säge wird ein Brett zurechtgeschnitten, zehn Meter weiter eine Flex angezettet. Der Handwerker hat sich Ohrschützer angelegt, Gerhard Jochinger muß per Handy telefonieren. Das ist wie so häufig „nur schreiend möglich.“ Gestern sind die letzten Natursteine aus Italien gekommen, „in der Stimme klingt wieder Erleichterung noch Panik an. Deutlich ist das Lob für die Verleger“ des Granits, „fast alle aus Portugal. Das sind wirkliche Künstler.“ Auch Horst Gläsker ist Künstler. Er hat zwölf Granit-Linsen und ein „Kreisbodenornament“ entworfen. Die Arbeiten werden in den Boden eingelassen.

Mittagspause. Einer balanciert vier Portionen Essen in Alufolie verpackt auf der Hand. In einem künftigen Blumengeschäft sitzen acht Trocken- und Akustikbauern auf umgedrehten Eimern.

„Was ist das hier für'n Laden?“ fragt jemand mit Liefer scheinen in der Hand. „Nummer vier“, antwortet Sébastien Skopko. Er ist mit seinen Kollegen für den Innenausbau – Deko, Licht Regale – von „Nummer vier“ zuständig. Werkzeugkisten und Einrichtungssteile überall, man mag es kaum glauben, „heute abend ist alles fertig, so sicher wie das Amen in der Kirche.“

„Achtung Explosionsgefahr – Arbeiten an Gasleitungen“ steht auf einem Schild an einer Eisentür, nebenan Feinarbeit mit Schmiegelpapier an den Treppenstufen aus Eichenholz. Hektik auch außerhalb der Galerie. Lieferfahrzeuge in der Neuen Fahrt und auf der Oberen Königstraße. Am Eingang Treppenstraße wird ein Gerüst aufgestellt, für die Arbeiten an der Natursteinfassade. (mir)

HNA 23.9.1995

KÖNIGS-GALERIE

## Ein weiter Blick und edle Details

Die Königs-Galerie, die ab Donnerstag geöffnet ist, verspricht, zu einem innerstädtischen Erlebnisraum zu werden. Die Großzügigkeit und Weitläufigkeit des Baus erschließt sich aber erst im Innern.

**KASSEL** ■ Im Herzen Kassels ist einer der größten Neubauten der letzten Jahre entstanden. Man erahnt aber die Dimensionen dieser 150-Millionen-Mark-

disches Geschäftshaus sein, das sich in die vorgegebene Struktur einpaßt, aber doch auf sich aufmerksam macht.

Auch von der Ecke Treppenstraße/Neue Fahrt aus, wo sich ein weiterer Zugang befindet, wirkt der Komplex bescheiden. Im ersten Moment enttäuscht

### ARCHITEKTUR IN DER DISKUSSION

zudem, daß der 50er-Jahre-Bau, der dort stand und abgerissen wurde, mit seiner Fassade nicht historisch getreu wieder erstellt wurde.

### Formensprache

Betrachtet man aber die Straße insgesamt, besonders die Schaufenstergestaltungen in der Treppenstraße, dann ist in der Erdgeschosshöhe von der Ursprungsgestalt sowieso wenig geblieben. Insofern kann man sich schnell mit der neuen Lösung anfreunden: Der Galeriebau ist zurückgesetzt; durch eine vorgezogene Wand



Die Schauseite der Königs-Galerie an der Oberen Königstraße. Über dem Eingang schweift ein Turm.

Formensprache der Umgebung aufgenommen.

Richtig groß erscheint der Gebäudekomplex von der dritten Zugangsseite her – da, wo sich an der Neuen Fahrt der Bau an das C & A-Haus anschließt. Da ahnt man nicht nur Volumen.

Metern Breite. Die Ellipse ist neben dem Kreis das prägende Element des Innenraums. Ellipsenförmig ist die Gesamtform der Galerie unter der Kuppel; und Horst Gläsker schuf als Leitsymbole für den Fußboden elf faszinierende ornamentale Ellipsen aus Stein. Andererseits ist unter dem Eingang Königstraße ein großes

TEXT: DIRK SCHWARZ

FOTOS: JOCHEN HERZOG

Investition nicht unbedingt beim ersten Blick: Vor allem von der Schauseite, die den Namen liebt, von der Oberen Königstraße aus, macht sich der Koloß mit seinen umbauten 100 000 Kubikmetern klein: eine leicht zurückversetzte Fassade, die mit einer von vier Säulen getragenen Arkadenstruktur beginnt und über dem Eingang einem gläsernen, 16eckigen

HNA 27.09.1995

# Eine neue Raum dimension

Seit dem 27. September 1995 ist in Kassels Mitte nichts mehr so wie es einmal war. Das neue Highlight der City heißt KÖNIGSGALERIE und beschert der gesamten Region ein Einkaufsleben, wie es nur wenige Städte in Europa haben.

HNA 14.10.1995

KÖNIGS-GALERIE

## Zur Eröffnung gab's die Ehrennadel

Mit 1000 Gästen haben Gerhard und Monika Jochinger gestern abend die Eröffnung der Königs-Galerie gefeiert.

**KASSEL** ■ Mit viel Musik, Klamaus und einem phantastischen Indoor-Feuerwerk unter der riesigen gläsernen Kuppel wurde gestern abend die Kö-

nigs-Galerie eröffnet. Doch es gab nicht nur sprühende Unterhaltung, sondern auch ungeteiltes Lob aller Festredner für Projektmanager Gerhard Jochinger und seine Frau Monika: Sowohl Oberbürgermeister Georg Lewandowski als auch der Architekt der Galerie, Walter Brune (Düsseldorf) und Stadtbaudrat Uli Hellweg hoben den Mut und das Engagement des Ehepaars hervor, das mit

der Königs-Galerie nach dem IC-Center und dem Atrium bereits sein drittes, auch städtebaulich relevantes Objekt eröffnet hat. Im übrigen, so der OB, gebühre Jochinger auch Dank für sein Engagement für die Tiegarage Friedrichplatz: „Ohne Ihren Einsatz wäre sie nie verwirklicht worden“. Für die Stadt war all dies Anlaß, die beiden besonders zu ehren: Unter dem Applaus der Gäste ver-

lieh Lewandowski ihnen die Ehrennadel der Stadt Kassel als Dank der Stadt für ihre große Investitionsbereitschaft.

Im Gegensatz zu den ersten beiden ist das dritte Projekt freilich unvergleichlich größer: Rund 100 000 Kubikmeter umbauter Raum mit 70 komplett vermieteten Geschäften zwischen Treppenstraße, Neuer Fahrt und Oberer Königstraße bilden ein neues Highlight in der City. Stadtbaudrat Uli Hellweg erklärte, die Galerie verkörpere Großstadt und das sei genau, was Kassel brauche, um attraktiver Anziehungspunkt für das Umland zu sein.

Jochinger selbst dankte allen Beteiligten am Bau, der nach siebenjähriger Planung nur zwei Jahre gedauert hat. Neben Brune hob er auch die Ausführungsplanung des Kasseler Architekturbüros Hegger, Hegger-Luhnen, Schleiff (HHS) hervor. Die Galerie wird heute um 10 Uhr auch offiziell eröffnet.

(wet)

## Kassel 2000 Eine Stadt auf dem Weg ins nächste Jahrtausend

Es kann kein Zufall gewesen sein: in den vergangenen Tagen und Wochen fanden in Kassel ganz entscheidende Ereignisse statt, die Gründung eines völlig neuen Stadtteiles, der Unterneustadt auf dem Messegelände, wurden vollzogen, die Königs-Galerie, ein Jahrhunderbauwerk, öffnete ihre Pforten, die HNA richtete die weit über Deutschlands Grenzen hinaus viel beachteten Millennium-Tage in der documenta-Halle aus, im Rathaus wurde der Vertrag mit der UFA über ein Multiplex-Kinozentrum mit ca. 3200 Sitzplätzen und einer Technik vom Feinsten unterzeichnet, das demnächst in unmittelbarer Nachbarschaft zu dem ebenfalls neuen Justiz-Zentrum auf dem Parkplatz an der Trompete entstehen wird, die Tiegarage am Friedrichplatz strebt in den nächsten drei oder vier Monaten ihrem Ende entgegen und last but not least wird in knapp einem Monat, am 1. November ein bundesweit bisher einmaliges Projekt aus der Taufe gehoben – der Kulturbahnhof im Kasseler Hauptbahnhof.

Alle diese Projekte sind für sich genommen schon etwas sehr Positives, betrachtet man sie aber in ihrer Gesamtheit, so läßt dies nur einen Schluß zu. Lange von anderen Großstädten belächelt, hat man in Kassel die Zeichen der Zeit und die neue Mittelpunktlage in Europa letztendlich doch erkannt und sich im Schatten der „Großen“ zu einer Stadt gemauert, die nicht nur jedem Vergleich zu anderen Metropolen standhält, sondern viel besser als viele andere für den Aufbruch in das nächste Jahrtausend gerüstet ist.

Zugegeben, viele Baustellen haben mit ihnen, damit unweigerlich verbundenen Umleitungen und Verkehrsbehinderungen lange gevervrt, man denke z.B. an die Neue Fahrt rund um den Florentiner Platz. Doch was im Endeffekt dabei herauskam, ist seit gut einer Woche zu bewundern. Und so wird es bald am Steinweg der Fall sein, an der Trompete und rund um den Friedrichplatz. Der Stolz jedenfalls, mit dem die Kasseler, Kasseläler und Kasselander am vergangenen Wochenende

ihre Besucher von nah und fern durch die Königs-Galerie führten, läßt sich nur noch mit jenem Hochgefühl beschreiben, als man im documenta-Sommer 1992 seine Gäste zum „Himmelstürmer“ vor dem Fridericianum führte. Nun ist es das Dach des runden Turms über dem Eingang der Königs-Galerie, dessen Lichtskulptur-Spitze zum Himmel weist und diese Skulptur ist von Dauer.

### Szenenwechsel

Doch auch der „Man walking into the sky“, seinerzeit durch zahlreiche Spenden aus der Bevölkerung finanziert und angekauft, wird in wenigen Tagen der zu sehen sein. Vor turbahnhof/Haus 11 er e setze

HNA 5.10.1995

# Die Jochinger Bauconsulting und Projektmanagement GmbH

1983 entdeckte Gerhard Jochinger auf einem alten Foto das inzwischen verschandelte Gebäude der ehemaligen Schloßresidenz im Stadtteil Wilhelmshöhe (Landgraf-Karl-Straße/Ecke Wilhelmshöher Allee) und beschloß einen aufwendigen Umbau des damals unehrenhaften Gebäudes. Seinerzeit dachte man selbst in den Vorstandsetagen der Deutschen Bahn AG noch nicht an einen IC-Bahnhof von europaweiter Bedeutung, aber dennoch darf die Beschäftigung mit der Schloßresidenz als die Geburtsphase des modernen, des „neuen Kassel“ gelten.

Denn diesem Objekt, das dem renommierten Stadtteil eine völlig neue Identität bescherte, folgte in den Jahren 1987–1991 die Erschließung der hohen Baulücke zwischen der (damaligen) Baustelle IC-Bahnhof und der Landgraf-Karl-Straße, das heutige CIT CENTER-WILHELMSHÖHE – der Folge – auf der Straßenseite der „

KÖNIGS-GALERIE

schen Haus. Heute sind all diese Gebäude erstklassige Visitenkarten unserer Stadt, die jedem ankommenden Besucher das Gefühl geben, in einer Großstadt zu sein, in der sich allerhand tut.

Die bisherige Krönung [...] und es wird schwierig sein, dies zu überstreifen des Wirkens der JÖCHINGER BAUCONSULTING UND P.MENT GMBH-KÖnigsgalerie, Innenstadt ein zu erhalten hin, Begeister allen Bauwerk

HNA 14.10.1995

dem Unternehmen nicht bloß darum, Zeichen zu setzen, was man aus der „Hardware“ (Steinen, Beton, Technik etc.) alles machen kann, sondern eben dieser „Hardware“ mit „Software“ Iden Menschen, die sie betreten/den Geschäftsräumen, die sie bevölkern etc.), das wahre Leben einzuhauen, und oben alle Eingänge werden von einem Turm „gekrönt“: Neugestaltung eines Platzes, der auf der JO CONSULTING NAGEMENT ein Zweifel,

## Eine neue Einkaufsdimension

Die Königsgalerie in Kassel ist weder eine Schick-Micki-Shopping-Mall noch ein Discount-Einkaufszentrum, sondern eine völlig neue Erlebniswelt, wie Nordhessen-Kurier

HNA 14.10.1995

## Vor Ansturm der Massen kapitulierte

Punkt 10 Uhr war's soweit: Die Kasseler setzten zum Sturm auf die Königs-Galerie an. Der Ansturm war bis Geschäftsschlüsse so groß, daß die Eingänge immer wieder gesperrt werden mußten.

**KASSEL** ■ Ein paar blaue Flecken und jede Menge neuer Eindrücke nahmen Tausende mit nach Hause, die gestern ab 10 Uhr in die Königs-Galerie zwischen Oberer Königstraße und Neuer Fahrt gestromt waren und dort zur Eröffnung mit Live-Musik, Clownerie und anderen künstlerischen Darbietungen empfangen wurden.

### Eröffnungsangebote

Freilich gab's auch Rosen für die Damen, Luftballons für die Kinder, kleine Geschenke für alle, und die Geschäfte lockten ihre potentiellen Kunden mit preisreduzierten Eröffnungsangeboten. Ein großer, bunter Jahrmarkt der Sensationen, von denen die lichte, großzügig und zugleich durch ihre Verwicklungen und runde Formen doch „heimlich“ anmutende Architektur sicher mit die größte Sensation darstellte. Hier war großes Staunen angezeigt und Lob allenthalben für das rund 150 Millionen Mark teure Objekt, in dem mit 70 Läden alle Geschäfte vermietet

Schauen hieß vor allem die Devise der Besucher, deren Zahl Monika Jochinger, Ehefrau des Projektmanagers Gerhard Jochinger, am Abend volle Begeisterung auf „90 bis 100 000“ schätzte.

### Gastronomie Gewinner

In erster Linie war allerdings Neugier der Antriebsfaktor der Gäste, nicht so sehr Kauflust. Und das spürten die Geschäftsführer der „Kö“ in den Kassen: Die Umsätze waren im großen und ganzen im Verhältnis zu den Besuchern nicht gerade rosig, so Monika Jochinger. Als „absolute Gewinner“ des Massenandrangs gingen lediglich die Gastronomiebetriebe her-

„Der Eröffnungstermin war zu knapp“, erklärte einer der Handwerker, die vergeblich versuchten, die Aufzüge wieder flott zu kriegen.

Ohne die lahmgelegten Lifts blieben den Besuchern nur die beiden Rolltreppen, um von der ersten in die zweite Etage zu gelangen. Doch die hielten dem Massenandrang nicht stand: Staus und über die Füße des Nachbarn stolpernde Kunden waren die Folge. Chaos.

### Treppensteigen angesagt

Kurzerhand wurden die Rolltreppen mehrfach per Notknopf gestoppt und „Treppensteigen“ war angesagt, was die Besucher zwar schneller aufwärts brachte, vor allem aber für kinderwagengeschiebende Eltern eine Tortur war. Schließlich beorderte die Geschäftsleitung Angestellte der Wach- und Schließgesellschaft, die fortan die Passanten nur noch grüßendweise auf die wieder rollenden Treppen ließ.

### Staus über Staus

Dadurch wurde dieser Gefahrenzustand zwar entschärft, doch die sich immer noch knäuelnden Menschentrauben vor den Rolltreppen hatte wiederum Folgen: Wenn weniger Menschen im Innern vorwärts befördert werden können und gleichzeitig Hunderte von au-

Risiko neuer Staus. Die Geschäftsleitung wußte sich darauf offenbar keinen anderen Rat, als bis in den Ladenschluß hinein in Abständen die Eingänge zu sperren mit dem Hinweis auf die Sicherheit der Kunden – eine Vorsichtsmaßnahme, die bei ähnlichem Ansturm wohl auch in den nächsten Tagen getroffen werden muß und für die Monika Jochinger gegenüber der HN prophylaktisch um Verständnis bittet.

HNA 29.9.1995

KÖNIGS-GALERIE

## Highlight in der City

So mancher bekommt heu noch Platzangst, wenn er an den letzten Septembertagen den Königs-Galerie

HNA 30.12.1995

## Die Inszenierung von „Gemeinschaft“ am Beispiel einer ökologischen Siedlung<sup>1</sup>

### Ökologie - ein diffuser Begriff

Was ist überhaupt gemeint mit "ökologischem Wohnen"? Hier zeigt sich, daß die 'Ökologie im Wohnen' ein mehr als diffuser Begriff ist, eher eine Etikettierung, die ans Wohl-Wollen apelliert. Einmal sind damit Energiesparhäuser und Grasdächer gemeint, dann die Verwendung von sogenannten 'natürlichen Baumaterialien' und 'einheimischen' Pflanzen. Ein anderes mal geht es um Verkehrsberuhigung, Regenwassersammelanlagen, Sonnenkollektoren oder gar um einen 'ganzheitlichen ökologischen' Ansatz, der den Leuten ein gesundes natürliches Leben (Wohnen) verspricht.

So sagt das "ökologische Wohnen" zunächst einmal nichts über bestimmte Qualitäten für das Wohnen oder besser: das Hause der Leute aus.

Nicht viel anders ist es mit dem 'gemeinschaftlichen Wohnen und Leben'. Oft wird es synonym mit dem 'ökologischen Wohnen' gesetzt. Beides - Gemeinschaft und Ökologie - sind jedoch kein Wert an sich. Das "Konstrukt der Gemeinschaft" (vgl. HELMRICH / RÜHLING, 1990) geht von der Vorstellung aus, daß 'gemeinschaftliches' bzw. 'ökologisches Verhalten' durch baulich-räumliche Vorgaben erzwungen werden müßte.

Zum einen ist fraglich, ob dies denn überhaupt möglich ist, wichtiger aber ist, daß hier tatsächlich versucht wird bestimmte Lebensweisen quasi per 'Entwurf' zu inszenieren und durchzusetzen. Dieses hat auch Uta STEINHÄUSER (1990) am Beispiel einer Siedlung in Vorarlberg/Österreich beschrieben. Ihr Titel: "Planen für die Wechselfälle des Lebens" (STEINHÄUSER, 1990) steht dem Zwang einer Wohnidee diametral entgegen.

*"Es geht hier nicht um die Planung eines bestimmten Gebrauchs, nicht darum, ob die Bewohner die Freiräume nun richtig oder falsch gebrauchen. Es geht darum, daß sie die Möglichkeit und Spielräume der Ingebrauchnahme haben. „Die Möglichkeit des Tuns enthält die Freiheit des Lassens.“ (M. Gronemeyer: Die Macht der Bedürfnisse. Reinbeck b. Hamburg, 1989. S. 161 ff.)" (Böse-Vetter, H. -1993: IV)*

Alle auf Gemeinschaft zielende und verpflichtende Bauten und Siedlungen der letzten 100 Jahre<sup>2</sup> enthalten nicht mehr die Möglichkeit dieser Wahl. Das gilt auch heute noch mit den wiederentdeckten Wohnmodellen, ob sie sich nun 'ökologisch' nennen oder gemeinschaftlich. Eines sind sie jedenfalls mit Sicherheit nicht: sozial.

Am Beispiel einer Siedlung in Bamberg möchte ich zeigen, was meiner Meinung nach tatsächlich hinter diesen "modernen" Siedlungen steckt. Die Siedlung "Am Cherbonhof" wurde auf Grundlage des "Stadtökologischen Manifestes" gebaut (verfaßt von Gerhard und Theodor HENZLER, herausgegeben von BUND NATURSCHUTZ BN; vgl. HENZLER/HENZLER, 1984 und HENZLER, 1992).

<sup>1</sup> Überarbeiteter Vortrag meiner mündlichen Prüfung zum Diplom II (Landschaftsplanung) an der GHK Kassel im März 1993. Die Anregungen dazu bekam ich durch Gespräche mit Margareta Driesen und Paul Freund, die im WS 92/93 an einem Projekt zu diesem Thema arbeiteten, das von Maria Spithöfer und Margit See betreut wurde. (Vergl. Chevallerie, A. et al. 1993)

<sup>2</sup> z.B. Gartenstadt-Idee mit Wohnhof um 1900, Der Superblock des „roten Wiens“ Ende der 20er Jahre und der Zeilenbau der Moderne, Hamburg-Steilshoop der 60er und 70er Jahre.

**1. Das “Stadtökologische Manifest” (1984)** von G. und T. Henzler soll eine Antwort sein auf die Zerstörung der Städte, auf die Zersiedlung der Landschaft und auf die zunehmende Isolation und Vereinzelung der Menschen durch die konsumorientierte, funktionalisierte Gesellschaft (HENZLER/HENZLER, 1984). Dies soll erreicht werden durch ein ‘ökologischen Bauen mit einem ganzheitlichen Ansatz’ (ebd.) Ich stelle im folgenden einzelne Beispiele aus dem ökologischen Manifest vor (zitiert aus HENZLER/HENZLER, 1984) um der Frage nachzugehen, welche Ideologie dahinter steckt:

### “1. Nachbarschaften

*Die Aufgliederung der gesamten vorhandenen und noch zu schaffenden Siedlungsflächen in überschaubare teilautarke Nachbarschaften zielt auf die Schaffung selbstregulierender sozialer Einheiten hin (...) Jede Nachbarschaft muß räumlich von anderen Bereichen, z.B. durch einen Grüngürtel abgetrennt sein und einen Teil von Versorgungsfunktionen besitzen” (S. 77)*

Einschließlich Grüngürtel , ‘der den Laden zusammenhalten soll’ (G.v.Schönenfeld) wird hier der ‘Organische Städtebau’ wieder in Reinkultur ausgegraben. Schon im 3.Reich wurde diese bereits in den Gartenstadtmodellen enthaltene ‘übersichtliche’ Gliederung gerne genommen, weil sie so elegant an die militärische Einteilungen in Batallion, Kompanie, Zug und Gruppe angelehnt ist. In der auf Gruppenzusammensetzung verpflichteten ‘Einheit’ gibt es weder private noch öffentliche Verhältnisse.

*„Immer ist es der Versuch, durch Monumentalisierung eine introvertierte Abgeschlossenheit der Gruppenbildung herzustellen, um eine ‘unordentliche Öffentlichkeit’ überschaubar -also zentral verwaltbar- zu machen. Eine informelle Öffentlichkeit (...) zeichnet sich dagegen dadurch aus, daß sie aus vielen einzelnen privaten Anteilen, individuellen Kompetenzen und Tätigkeiten besteht, also aus vielen unterschiedlichen Graden von Öffentlichkeit.“*

*(Böse-Vetter,H., 1993: VIII)*

Die ‘gebauten Nachbarschaften’ (Stichwort: „Wohnen in der Nachbarschaft‘ der 50er und 60er Jahre im Zeilenbau) forcieren einen Gruppenzwang, der meint, daß alle Bewohner, die -ja zufällig- in einem Quartier wohnen, sich nett zu finden hätten: ‘macht doch mal was zusammen !’

*„Die Diskussionsform der Geselligkeit weicht dem Fetisch der Gemeinschaftlichkeit an sich.“ (...) „Unter dem Konformitätszwang eines Nachbarschaftsverkehrs, der architektonisch bereits durch die Anlage von gemeinsamen Höfen für eine Reihe von Häusern vorgeformt ist, entwickelt sich im sozial homogenen Milieu der prototypischen suburb ‘eine zivile Form des Garnisonslebens‘.“* (Habermas,J. -1975:-190 f.)

Daß mit solchen Siedlunginseln in und mit viel Grünverpackung keine ‘Dichte’ zu erreichen ist -also keine Stadt gebaut werden kann- liegt auf der Hand. So wird das Gegenteil von dem, was als Ziel vorgegeben ist erreicht: die Siedlungen sind Monolithen in der Landschaft, die einem Ghetto nicht unähnlich sind.

### “2. Umweltschutz

*Massiver Umweltschutz vor Lärm, Abgasen und Schmutz ist die Voraussetzung einer ökologischen Siedlung; dazu gehören Energiesparsamkeit, kleinstrukturierte ökologische Energiegewinnung und eine umweltangepaßte feinentwickelte Technik (...)" (S.77)*

Abgesehen davon, daß Lärm, Schmutz usw. ja nicht einfach weg sind, sondern idealerweise draußen bleiben sollen (die Unfälle bei HOECHST AG, AKW Tschernobyl u.a. zeigen, daß dies eine romatische Illusion ist, vgl. SCHNEIDER, 1989), fällt hier der Glaube an die heilbringende Technologie auf, die ja gerade diese Unfälle

und Verschmutzungen mit produziert (hat). Da die Kritik auf der Wirkungsebene bleibt und die Ursachen und Verursacher nicht benannt, bleibt der Verdacht, daß die Umweltverschmutzung nicht verhindert sondern nur aus dem "Paradies" ausgegrenzt werden soll.

#### **"4. Verkehrsverringerung**

*Durch verkehrsberuhigte Wohnbereiche sollte der energieverbrauchende Autoverkehr eingeschränkt werden. Außerdem erübrigt eine verbrauchernahe Dezentralisierung manch einen Autoeinsatz." (S. 78)*

Im Gegenteil: der motorisierte Verkehr wird auf sogenannten Haupterschließungsstraßen gebündelt. Die Trennung in eine äußere und eine innere Erschließung vervielfacht die Straßenmenge bei gleichzeitiger Produktion von Verkehrsmenge durch erzwungene Umwege. Der Autoverkehr wird tatsächlich nur innerhalb der Siedlung verhindert bzw. reduziert. Dies entspricht den gängigen "verkehrsberuhigten Zonen", die den motorisierten Verkehr nicht reduzieren sondern externalisieren und somit auf wenige Straßen konzentrieren. Dadurch werden sowohl die beruhigten Straßen ('Privatstrassen) als auch die "Verkehrsadern" als öffentliche Orte entwertet. Die Straßen werden zerstört. (Vgl. BÖSE/ SCHÜRMAYER, 1984 u. ATHMANN, 1989)

#### **"5. Teilautarkie**

*Wirtschaftliche Teilautarkie durch Förderung der Arbeitskleinstrukturen paßt gut in Wohn- und Arbeitsmischgebiete, wobei nichtstörende Arbeitsfunktionen in Erdgeschossen und Zwischentrakten untergebracht werden können. Die Forderung nach Mischgebieten gehört seit vielen Jahren zum Standartrepertoire der Stadtplaner, und es ist auch ein lebendiges Bedürfnis nach solchen Mischformen vorhanden. Dennoch werden, wie von einer mächtigen aber verborgenen Ideologie gezwungen, Neubausiedlungen immer noch nur als reine Wohnsiedlungen geplant." (S. 78)*

Die Aufhebung der Trennung von Wohnen und Arbeiten ist ein guter Gedanke. Ich denke dabei an die Berücksichtigung der Einheit von Innenhaus und Außenhaus (HÜLBUSCH,I.M., 1978), die zur Bewältigung der alltäglichen Arbeit notwendig ist. Mit Arbeit ist im Manifest allerdings nicht diese Subsistenzarbeit (vgl. NEUSÜSS, 1983; MIES/WERLHOF/BENNHOLDT-THOMSEN, 1988) gemeint sondern nur die Erwerbsarbeit. Durch das Verschweigen und Nichtbedenken der Arbeit im Bereich der häuslichen Produktion und Reproduktion haben auch die Verfasser des Manifestes Anteil an der von ihnen beklagten 'mächtigen aber verborgenen Ideologie', denn sie setzen der funktionalistischen Trennung von Wohnen und Arbeiten nichts entgegen. Auch eine dauerhafte Ansiedlung von Läden und Gewerbe ist nicht zu erwarten. Die 'kleinen abgeschlossenen Nachbarschaften' wirken dem entgegen, da die Kaufleute und Handwerker ja nicht vom guten Willen der StadtplanerInnen leben sondern von ihrem Umsatz, der in diesen 'abgeschlossenen' Siedlungen nicht ausreichen wird.

#### **"6. Gärten**

*Die Planung eines Gärtengürtels um alle Siedlungen herum orientiert sich an der Grundidee des Überlebens-, Kräuter- und Heilgartens und ist als Schutzwall gegen die total vermarktete und mechanisierte Zivilisationswelt gedacht. Es soll nicht nur jeder, der einen Garten bearbeiten möchte, die Möglichkeit dazu erhalten, sondern es soll dem Menschen von Kind an wieder die Gartenkultur als selbstverständliche Tugend nahegebracht werden. Größere Gärten direkt am Haus würden zu Zersiedlungstendenzen der Landschaft führen mit all den Nachteilen, der Isolierung des*

*einzelnen, des Landverbrauchs, der Notwendigkeit des Autos etc. (...) Außerdem stellt der Gärtenring einen wirkungsvollen Beitrag zu Entschärfung von Krisen jeder Art dar.“ (S. 78)*

Diese Gärten haben scheinbar eher einen erzieherischen und therapeutischen Wert. Denn wenn sie als Arbeitsort gesehen würden, an dem die alltäglich notwendige Arbeit gemacht werden kann, würden sie den Häusern räumlich zugeordnet werden, um damit Innenhaus- und Außenhaus zu vervollständigen. Diese Möglichkeit wird nicht genutzt, aus Angst vor „Zersiedlungstendenzen“. Dabei geht es nicht um den ökonomischen, eben sparsamen Gebrauch des Bodens, sondern um ein Bild im Kopf der EntwerferInnen: Die kleine verdichtete Siedlung mit dem Grüngürtel drumherum, der als Dekoration die ‘Insel’ abrunden soll. Ein Bild, das ohnehin nur aus der Vogelperspektive oder auf der Entwurfszeichnung zu sehen ist.

#### **“10. Sozialkonzept**

*Ein gut durchdachtes Sozialkonzept kann eine Reihe von Sozialfunktionen selbst-verwaltet auf Nachbarschaftsebene erfüllen, und zwar Tätigkeiten, die heute von anonymen Großstrukturen oder vom Staat erfüllt werden müssen. Müssen Kinder in Horte, die Alten in Heime, die Kranken in anonyme Krankenhäuser, die Behinderten in Heime abgeschoben werden? Oder wäre es nicht gerade im Sinn einer ökologischen Nachbarschaft, möglichst viele dieser Aufgaben innerhalb des gewohnten sozialen Umfeldes zu bewältigen? (...)“ (S. 79)*

Die formale ‘Gemeinschaft’ soll hier Arbeiten übernehmen, die sonst privat oder administrativ gemacht werden. Und wer soll diese Arbeit machen? Die Frauen wahrscheinlich, die ja ohnehin einen Großteil der Arbeit mit den Kindern und den Kranken übernehmen und die auch oft ältere Familienmitglieder versorgen. Das käme einer zusätzlichen Belastung gleich, wenn die Frauen (oder auch die Männer, wenn sie die Familienarbeit erledigen) nebenbei noch ein paar Stunden im siedlungsinternen Krankenhaus, Kindergarten oder Altersheim arbeiten sollten.

Die Möglichkeit zu Hause alt zu werden, wird durch dieses Konzept sowieso nicht geschaffen. Das wird normalerweise privat organisiert.

#### **Fazit**

Auch im “Stadtökologischen Manifest” bleibt die Ökologie ein Phantom. Die “gebaute Gemeinschaft” kann kein gemeinschaftliches Verhalten erreichen, das -wenn überhaupt- von sicheren persönlichen Freiräumen, Anlässen und Tätigkeiten abhängt (vgl. STEINHÄUSER, 1990). Die Voraussetzung dafür, daß Menschen Kontakte haben können sind gesicherte und brauchbare persönliche Spielräume/ Freiräume, die mir den Zugang zu den öffentlichen ermöglichen. „*Privatheit ist Voraussetzung für Öffentlichkeit.*“ (BÖSE-VETTER, H. 1993. S.IV und : BÖSE, H. 1981). Was bleibt ist die Ideologie, die im Manifest steckt. Dazu drei Thesen:

**1.** Die Krise, die im Manifest unreflektiert beschworen wird, legitimiert die neuen Lösungsmodelle. Damit wird der Zugriff der EntwerferInnen und der Administration auf das Land und die Lebenswelt der Leute organisiert. Diese grünplanerische Tradition der Enteignung hat Gerda SCHNEIDER (1989) für die alten Landesverschönerer (Vorherr, Lenne', Faust) und für die Landespfllege beschrieben.

**2.** Durch das Verschweigen der Arbeit im sogenannten Reproduktionsbereich, wird das Leben in den Siedlungen zum ‘Wohnen in der Feierabendgesellschaft’

(STEINHÄUSER, 1990) degradiert. Da die bauliche Organisation nicht die nötigen hierarchischen Freiräume zur Verfügung stellt (vgl. BÖSE, 1981), die die Erledigung der Subsistenzarbeit ermöglichen/ erleichtern würden, werden patriarchale Herrschaftsstrukturen (wie: Orientierung an der Erwerbsarbeit und vermehrter Einkauf von Waren und Dienstleistungen) unterstützt.

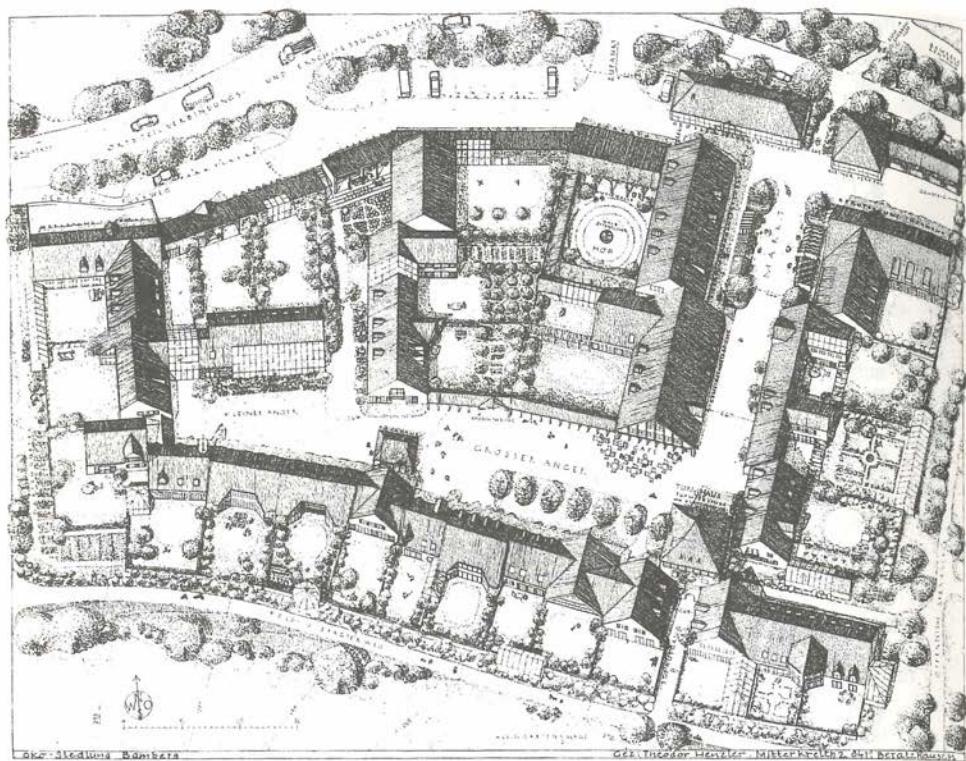
**3. Ökologie und Gemeinschaft** sind werbewirksame Verkaufsstrategien (vgl. HELMRICH/ RÜHLING, 1990). Hier werden Leitbilder geschaffen, die dann z.B. auch auf den Geschoßwohnungsbau und die postmodernen Eigentumswohnungsanlagen übertragen werden. Dort sicherlich ohne die privaten Gärten am Haus. Aus den Gärten werden dann Balkone. Der Schritt der Reduzierung des "Außenhauses" (vgl. HÜLBUSCH, I.M., 1978) vom Arbeitsort zum "erweiterten Wohnzimmer" oder zum kurzen "Austritt an die frische Luft" ist in der "Stadtökologischen Siedlung" auch schon getan: durch die starke Abschottung nach außen und die Verlagerung der Produktion in die gepachteten Gärten.

## **2. Die Siedlung 'Am Cherbonhof', Bamberg**

Die Siedlung liegt an der Straße zur Stadtmitte nach Bamberg. Sie wird von innen her erschlossen. An der Straße im Norden liegen die KFZ-Abstellflächen und die Garagenfront, die die Siedlung burgenartig zur Straße hin abschirmen. Der Zugang zu den Häusern wird über die beiden Anger in der Mitte der Siedlung und über kleinere Wohnwege erreicht. Der motorisierte Verkehr soll aus der Siedlung herausgehalten werden. Die Erschließungsflächen im Innern dürfen nur ausnahmsweise zum Be- und Entladen befahren werden. Die parkenden KFZ werden vor der Siedlung abgestellt. Die Siedlung besteht aus aneinander gereihten Einfamilienhäusern, die 1 - 1 ½-geschossig, mit tw. ausgebautem Dachgeschoß sind. Eine richtige Häuserreihe ergibt sich allerdings nur an der Südseite der beiden Anger. Hier liegen die Eingänge der Häuser zum Anger hin. Auch die Häuser westlich und nördlich des kleinen Angers haben ihre Eingänge zum Anger hin. Zwei der Häuser im Nordwesten der Siedlung sind von der Straße nach Bamberg aus zu erreichen. Die restlichen Häuser liegen an kleinen Wegen, die tw. nur Stichwege sind.

Die Häuser haben keine Vorgärten. Es gibt an einigen Häusern rankende Pflanzen oder kleine Abstandsflächen mit Blumen und Sträuchern. Alle Häuser haben kleine Gärten, meistens hinter dem Haus, die tw. mit hohen Mauern voneinander abgegrenzt sind. Die Gärten an der südlichen Häuserzeile haben einen hinteren Ausgang, der auf einen öffentlichen Spazierweg führt. Auch alle anderen Gärten haben einen zweiten Zugang der allerdings nicht unbedingt nach hinten geht. Die Gärten am Haus sind als 'Wohnzimmer im Freien' gedacht. So soll, wenn gewünscht, durch hohe Mauern und Verbot von Balkonen der 'fremde Blick' in den Garten unterbunden werden. Südlich des Spazierweges liegt eine Nutzgartenzone, die der SiedlerInnenverein von der Stadt Bamberg gepachtet hat. Diese Nutzgärten werden von den BewohnerInnen der Siedlung grabelandähnlich genutzt.

Innerhalb der Siedlung gibt es auch ein Altersheim. Das ist wahrscheinlich die bauliche Verwirklichung des Anspruchs aus dem "Stadtökologischen Manifest", daß die Leute in der Siedlung die Möglichkeit haben sollen, dort auch alt zu werden. Die Generationsmischung, die dabei wahrscheinlich gedacht wurde, klappt jedoch nicht so wie geplant. Der halböffentliche "Bauerngarten" hinter dem Heim wird von den HeimbewohnerInnen als privater Garten gesehen und genutzt. Die hier geplante "Gemeinschaft" zwischen HeimbewohnerInnen und sonstigen SiedlungsbewohnerInnen findet nicht statt. Es reicht nicht aus, eine Fläche als "halböffentlich" zu deklarieren. Zur gemeinsamen Nutzung fehlen die Anlässe und die Freiräume, die die Ne-



**E**rstklassige Wärmedämmung der Häuser, Südverglasungen, Sonnenkollektoren und Regenwassernutzung – all das ist für die Bamberger Ökosiedlung nur selbstverständlich. Wichtigstes Merkmal ist aber, daß wir uns von Anfang an um Ganzheitlichkeit bemühten. Das bedeutet nicht nur ökologisch bauen, sondern auch Biologie, Psyche und Sozialverhalten des Menschen mit einzubeziehen. Die Humanökologie hat erhebliche Konsequenzen für die Planung, besonders für die der Freiflächen. Die Grundlage für die Siedlergemeinschaft und die Planung war das „Stadtökologische Manifest“ von 1980. Eine wichtige Forderung des Manifests ist die Nachbarschaft: Gegenseitige Hilfe, Gastfreundschaft und Gemeinsamkeiten über Grundstücks- und Altersgrenzen hinweg. Menschen brauchen dafür Anlaufpunkte, die genauso einladend sind wie die eigene Wohnung. Orte, die ansprechend gestaltet sind und Geborgenheit vermitteln – nur eben in größerer Dimension, so daß die Nachbar-

# **Ein ganzheitliches Konzept**

THEODOR HENZLER

Spontanvegetation und grüne Dächer allein machen noch keine Ökosiedlung. Leitgedanke der Siedler am Cherbonhof bei Bamberg war, Ökotechnik und Humanökologie unter ein Dach zu bekommen.

aus: *Garten + Landschaft*, Heft 7, 1992

benbeikontakte ermöglichen: der Schwatz beim Einkaufen, über die Rosen vor der Tür, das Wetter, die Gesundheit usw.

Die Erschließungsflächen, die Anger und die Wege gehören bis auf eine 1 m breite Zone vor den Häusern der Stadt Bamberg und sie werden auch von den Stadtgärtner gepflegt. Obwohl die Flächen nicht als öffentliche Wege und Plätze genutzt werden können, werden sie also von der Stadt finanziert und gepflegt. So ist das einerseits eine Art Subvention der Stadt und andererseits ist der Streit über die Pflege der Flächen mit den Stadtgärtner vorprogrammiert: Zum Erhalt einer wassergebundenen Decke ist eine kluge Pflege nötig, die nicht unbedingt in den Arbeitsplan (und die Kundigkeit) eines Stadtgartenamtes paßt und auch nicht zwingend der Vorstellung vom "ökologischen Wohner" entsprechen muß. Fehler, die hier gemacht werden verursachen Folgekosten, die dann weiteren Subventionen gleich kommen.

Von den vorgesehenen Gemeinschaftseinrichtungen wie: Backhaus, Turmhaus, Wochenmarkt und Straßencafé wurde bisher nur die Tischtennhalle realisiert. Die anderen Gebäude wurden angeblich aus Kostengründen noch nicht gebaut, und sie werden nach meiner Meinung auch nicht mehr gebaut werden. Die Leute müßten für etwas zusätzlich zahlen, was sie ohnehin schon privat organisieren: wie backen, verkaufen bzw. einkaufen usw. Für ein Café, einen Markt und für Läden müßte es nur Möglichkeiten innerhalb der Siedlung geben: z.B. Eckhäuser (wie in Bremer Reihenhausquartieren, vgl. THEILING, 1994), Plätze, Lagerräume, Schuppen, Keller, Dachböden und natürlich eine ausreichende Nachfrage, die durch die Größe der Siedlung und die 'Insellage' nicht zustande kommen wird.

### **Haus und 'Garten' ist nicht gleich "Innenhaus- und Außenhaus**

Die Verfügung über 'Haus, Hof und Garten' ist eine wichtige Voraussetzung zur Erledigung der häuslichen Arbeit im 'Reproduktionsbereich' (vgl. HÜLBUSCH, I.M., 1978). Aber Haus und Garten in der Siedlung "Im Cherbonhof" werden dieser Aufgaben nur sehr eingeschränkt gerecht. Zum einen sind die "Gärter" am Haus vom Architekten als "Wohnzimmer im Freien" gedacht. Durch die siedlungsinternen Vorgaben muß, wenn einer der Nachbarn das will, eine hohe Mauer zwischen den Gärten errichtet werden. Einige Parzellen haben diese Mauer zwischen den Gärten. Durch diesen "Sichtschutz" (nach beiden Seiten: herein und hinaus) wird der Garten als Arbeitsort eingeschränkt. Der Garten am Haus hat normalerweise Bereiche abgestufter Privatheit (vgl. BIEGLER J., 1979 "das elementare Urhaus"), die "Privatheit" nimmt vom Haus weg zur hinteren Grenze immer mehr ab. Diesen unterschiedlichen Bereichen entsprechen auch unterschiedliche Nutzungsmöglichkeiten. Durch die strikte Abschottung nach außen wird die "Hierarchie" im Garten aufgehoben. Der Schwatz mit der Nachbarin/ dem Nachbarn während der Arbeit über die Arbeit (und über anderes) wird unmöglich. Die abnehmende Öffentlichkeit zur hinteren Grenze ist auch da nicht gegeben, wo zwar Mauern fehlen, aber die hinteren Gärten den Vorderseiten von Häusern gegenüberliegen. Hier stoßen Orte unterschiedlicher Zuständigkeiten und Öffentlichkeit (vgl. BÖSE, 1981) aneinander. Dies führt wiederum zu einer stärkeren Abschottung. Vor der Tür werden andere Gespräche geführt als hinten am Gartenzaun. So werden die Anlässe und Möglichkeiten zu Kontakten durch die Zerstörung der 'Hierarchie der Freiräume' (vgl. BÖSE, 1981) innerhalb der Parzellen und der Siedlung stark eingeschränkt.

### **"Dorfplätze" in der modernen Ökosiedlung**

Die siedlungsöffentlichen Flächen haben Namen, die an alte Dorfplätze erinnern: großer Anger, Markt und Bauerngarten. Hier wird die romantische Absicht deutlich,

durch die Benennung eines Platzes eine (Dorf-)Gemeinschaft herzustellen. Diese Dorfgemeinschaften und -Plätze bestanden und bestehen aber durch die Art und Notwendigkeit der Arbeit, die dort verrichtet wird. D.h. Dorfplätze und Bauernmärkte gehören zu einer bäuerlichen Wirtschaftsweise und können nicht einfach durch Benennung in eine Ökosiedlung importiert werden. Darüber hinaus schränkt die Erschließung der Siedlung über die unöffentlichen Anger und Wege (im Gegensatz zu den öffentlichen Wegen und Plätzen des Dorfes) die Qualität von 'Innenhaus und Außenhaus' ein. Obwohl die Flächen der Stadt gehören und von ihr gepflegt werden, haben sie nicht den Charakter öffentlicher Straßen und Plätze. Wer nichts in der Siedlung zu suchen hat, wird sich kaum hineintrauen und eben auch nicht 'auf dem Weg' vorbeikommen. Die einzelnen Häuser haben (bis auf wenige Ausnahmen) alle Ausgänge auf siedlungsöffentliche Flächen. Hier bleibt den Leuten nicht die Wahlfreiheit, ob sie z.B. lieber über den Mistweg oder über die Straße Haus und Garten verlassen. Die Straße als Ort an der die Alltagstätigkeit stattfinden kann (vgl. JACOBS, 1963(69) gibt es in der Siedlung nicht.

Die Abkehr von der Straße und die innere Erschließung über die siedlungsöffentlichen Flächen machen die Benutzung der Flächen zum Zwang. Die einzelnen Leute werden durch die Gemeinschaft kontrolliert. Über die Einschränkung der Wahlmöglichkeiten und das Fehlen von Orten verschiedener Öffentlichkeiten (vgl. BÖSE, 1981) wird die Bereitschaft zur Aufnahme von Kontakten untereinander eher eingeschränkt. Urta STEINHÄUSER schreibt dazu:

*"Gemeinschaften basieren auf Not-Wendigkeiten, die damit zu Anlässen werden - und/oder interessengeleiteten Entscheidungen. Eine Entscheidung wird aber nun erst mal durch die Wahl zwischen mindestens zwei Alternativen zu einer solchen."* (ebd. 1990, S. 40)

### **'Verdichtete Siedlung' = ökologisch Wohnen?**

#### **- Die Aussperrung des (Nutz-)Gartens**

Mit der Begründung einer 'Zersiedlung der Landschaft' verhindern zu wollen, wird der Garten am Haus in der Siedlung "Am Cherbonhof" reduziert und der "Nutzgarten" in ein Grabeland vor der Siedlung verlagert. Hieran wird nochmals die Entwertung der Arbeit im 'Reproduktionsbereich' deutlich. Mit dem Blick auf die vermarktbares Arbeit, auf die Waren- und Geldökonomie

*"...werden alle die Arbeiten und Tätigkeiten, die zur alltäglichen Lebensorganisation und die Erhaltung der Lebensfähigkeit von Menschen ohne Umweg über industriell-gewerbliche Produzenten und den Markt für die eigene Bedürfnisbefriedigung notwendig sind und geleistet werden, ausgeblendet."* (HÜLBUSCH, K.H., 1983, S. 41)

Da diese Subsistenzarbeit für die Architekten nicht existiert, wird sie im Entwurf funktionalisiert und es werden ihr beliebige Orte zugewiesen.

Das Argument der 'Zersiedlung' trägt am Beispiel "Cherbonhof" nicht. Ob der Gartengürtel nun an die Siedlung angrenzt oder ob die Gärten am Haus vergrößert würden: die Gesamtfläche bleibt gleich. Nur die Wege für die Leute werden weiter und die Arbeit verändert sich. Warum also die Auslagerung der Gärten? Im Gegensatz zu den Parzellen (den Grundstücken) auf denen die Häuser stehen befindet sich das Grabeland weder im Privatbesitz noch im gemeinschaftlichen Besitz der SiedlerInnen. Das Gelände ist von der Stadt gepachtet. So ist es in erster Linie Spekulationsfläche, und kann, je nach Markt und Bedarf, von der Stadt in Bauland umgewandelt werden. Das Grabeland wäre damit für die Leute in der Siedlung verloren. Das ist wohl im Nachhinein kaum zu verhindern. Würde die Arbeit der Leute ernstgenommen, hätten die Gärten am Haus ausreichend groß werden müssen. Der Garten sollte kein Luxus sein, über den andere frei verfügen können.

## Was bleibt?

*“Wichtigstes Merkmal ist aber, daß wir uns von Anfang an um Ganzheit bemühen. Das bedeutet nicht nur ökologisch bauen, sondern auch Biologie, Psyche und Sozialverhalten des Menschen einzubeziehen. Die Humanökologie hat erhebliche Konsequenzen für die Planung, besonders für die der Freiflächen.”* (HENZLER, TH., 1992, S. 15)

Trotz oder vielleicht gerade wegen des hohen (und falschen) Anspruchs wurden keine nutzbaren hierarchischen Freiräume geplant und organisiert. Anstatt Freiräume zur Verfügung zu stellen, die den Leuten die Erledigung ihrer Arbeit ermöglichen und erleichtern würden, sorgen sich die Entwerfer um die ‘Biologie, die Psyche und das Sozialverhalten’ der Leute. Es sieht so aus als sollte eine radikale Vorstellung von Ökologie mittels Erziehungsmaßnahmen und Einwirken auf die Psyche der Leute durchgesetzt werden.

### Randbemerkung:

Während meiner mündlichen Prüfung wurde von TeilnehmerInnen darauf hingewiesen, daß die vorgestellte Siedlung ja wohl nicht ganz so schlecht sei, wie ich sie darstelle, daß es doch Schlimmeres gäbe. Immerhin hätte sie ja noch Häuser und Gärten.

Daß frau/man selbst darüber streiten könnte, habe ich (hoffentlich) deutlich gemacht. Freilich weiß ich, daß es “Schlimmeres” gibt. Aber die Geschoßwohnungsbauten mit Abstandsgrün, auch in der 90er-Jahre-Variante “überdimensionierte Almhütte einschließlich Tiefgarage”, machen aus der Siedlung “Am Cherbonhof” in Bamberg noch kein gutes Wohnquartier mit nutzbaren Freiräumen.

## **3. Die Vorbilder**

Die Idee der ‘gebauten Gemeinschaft’ ist nicht so neu, wie es scheint. Früher wie heute basieren die Begründungen für die Notwendigkeit der Entwicklung neuer, alternativer Entwürfe auf (scheinbaren) Krisen oder Mißständen. Dazu einige Beispiele aus dem 19. und 20. Jahrhundert:

**1. Die Frühsozialisten** Robert Owen und Charles Fourier entwarfen Anfang des 19. Jahrhunderts kleine Industriedörfer und geschlossene Siedlungen, die Wohnungen, Schulen, Werkstätten und Landwirtschaft enthalten sollten, um den “schädlichen Einflüssen der Gesellschaft” (wachsende Städte durch Industrialisierung, Verelendung) etwas entgegenzusetzen. Durch “Erziehung”, die Kinder wurden von ihren Eltern getrennt untergebracht, sollten ‘bessere Menschen’ für eine sozialistische Zukunft geschaffen werden. (dazu ausführlich: HELMRICH, B./ RÜHLING, S., 1989).

**2. Die “utopistischen Feministinnen”** Marie Stevens Howland und Alice Constanze Austin entwarfen Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts Siedlungen mit ‘Wohnhotels’ bzw. Häuserzeilen in parkähnlichen Anlagen deren Wohnungen zwar Bäder aber keine Küchen hatten. Die Versorgung der BewohnerInnen mit Nahrung und Dienstleistung sollte zentral organisiert werden. Diese Wohnungen waren für privilegierte Menschen gedacht. Die Frauen sollten dadurch von der Hausarbeit “befreit” werden. (Weiter und kritisch dazu: HELMRICH, B./ RÜHLING, S., 1989) (Weitere Beispiele zur Zentralisierung und Funktionalisierung: siehe LE CORBUSIER und Walter GROPIUS; vgl. AUERSWALD, et al., 1992)

**3. Das “Rote Wien” 1919-34** (vgl. WEIHSMANN, 1985; FREI, 1991 u. PROTZE, 1995)

Die Bevölkerung Wiens verdoppelte sich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es wurden Zinskasernen in engen Hinterhöfen errichtet, in denen die Menschen oft sehr beengt in ärmlichen Verhältnissen lebten. Als Reaktion auf das immer größer wer-

dende Wohnungselend wurden Anfang des 20. Jahrhunderts unterschiedliche SiedlerInnenvereine gegründet, die am Stadtrand kleine Häuser mit Gärten bauten (vgl. AUERSWALD et al., 1991)

Die Sozialdemokraten, die Anfang des 20. Jahrhunderts in Wien regierten, fingen etwa zur gleichen Zeit mit dem 'Gemeindewohnungsbau' an. Das Geld dazu bekamen sie durch die Erhebung diverser Sondersteuern (Luxussteuern).

Die "Wiener Höfe" (z.B. Karl-Marx Hof), die von den Sozialdemokraten gebaut wurden, sind große Gemeinschaftswohnanlagen, mit innen gelegenen Parks, die der Erholung der ArbeiterInnen dienen sollten. Es gab Gemeinschaftseinrichtungen, wie Waschhaus, Kindergarten usw. Die Wohnungen selbst waren sehr klein, die Küchen boten nicht mehr genug Platz zum Arbeiten (Wirtschaften), Möglichkeiten zum Wäschetrocknen und Waschen gab es in den Wohnungen eigentlich nicht. Diese Arbeiten sollten zentral gemacht werden.

### Resümee:

Allen Beispielen gemeinsam, ist der Entwurf neuer (sozialistischer, feministischer) Siedlungen und Wohnzwänge. Genau wie bei den heutigen Gemeinschaftswohnprojekten wurde aber die Autonomie der Leute (vgl. TURNER, 1978) eingeschränkt, indem ihre Möglichkeiten, ihre Freiräume zugunsten einer konstruierten Zwangsgemeinschaft eingeschränkt wurden. Mit der Schaffung von Gemeinschaftseinrichtungen (z.B. Großküche und Waschhaus) geht gleichzeitig die Einschränkung im privaten Bereich einher. So wird es den Leuten durch die baulich-räumliche Organisation sehr schwer gemacht, ihre alltägliche Arbeit zu verrichten. Das gilt für die sozialistischen, die feministischen und die neuen ökologischen Entwürfe.

Die Siedlungsentwürfe von HOWLAND und AUSTIN zeichnen sich beispielsweise dadurch aus, daß die Hauswirtschaft nicht mehr privat erledigt werden soll, sondern als Dienstleistung angeboten wird. Was hier die Frau von der Hausarbeit 'befreien' sollte, führt dazu, daß die Wohnzellen die individuelle Erledigung der Hausarbeit nicht mehr ermöglichen (wahrscheinlich ist, daß diese Arbeit auch in den unmöglich reduzierten und beengten Verhältnissen gemacht wurde und wird). Diese 'Reproduktionsarbeit' muß jetzt als Dienstleistung gekauft werden. Die Frau wird von der Hausarbeit 'befreit' und damit stärker an die Erwerbsarbeit und den 'freien Markt' gebunden.

Bei den neuen und den alten Entwürfen der 'Gemeinschaftswohnanlagen' ist der erzieherische Anspruch auffällig. Die beschworenen Krisen sind die Legitimation der 'Umerziehung' der Leute zu besseren Menschen, zur Not auch gegen ihren Willen. Daß es Mißstände gab (z.B. proletarisches Wohnungselend im 19. JH und im 20. JH) und gibt (neue Wohnungsnot durch verschwenderische, unökonomische Stadtplanung in den 50er bis 90er Jahren dieses Jahrhunderts) möchte ich nicht bezweifeln. Die 'neuen' Konzepte scheinen allerdings diese Mißstände eher zu verstärken als zu beseitigen. Denn davon abgesehen, daß 'Gemeinschaft' nicht gebaut werden kann, sondern günstigenfalls entsteht, werden Freiräume eingeschränkt und die Einheit von Innenhaus- und Außenhaus (vgl. HÜLBUSCH, I.M., 1978) wird zerstört.

## Literaturverzeichnis

- ATHMANN, Alwin (1989): "Zurück zur Straße" - Ist verkehrsberuhigt so viel gewonnen? Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung der GHK Kassel, H. 16. Nachdruck: Hg: AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- AUERSWALD et al. (1991): Vom Haus zur Mietkaseme - Über die Reduktion vom Wohnen, Studienarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung an der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- AUERSWALD et al. (1992): Das Ablaßwesen. Darin: Feministische Debatte zum Ablaßwesen. S. 15 - 119. Projektarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- BARGHOLZ, Julia/ BORNEFELD, Raimund/ WALTER, Gudrun (1984): Ökopolis - Bauen mit der Natur. Katalog zur Ausstellung der Gemeinschaft für ökologisches Planen und Bauen. Herford, Köln.
- BIEGLER, Jürgen (1979): Alltagsgerechter Mietwohnungsbau. Schriftenreihe zur Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung SB 01, NF 03. Kassel.
- BÖSE, Helmut (1981): Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung an der Gesamthochschule Kassel, Heft 22. Kassel.
- BÖSE, Helmut/ SCHÜRMEYER, Bernd (1984): Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft. In: Das GARTENAMT. Heft 8/1984.
- BÖSE-VETTER, Helmut (1989): Migge im Nachfüllpack. In: AG Freiraum und Vegetation (Hg.): Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 10. Nachlese Freiraumplanung. Kassel.
- BÖSE-VETTER, Helmut (1993) „Man wohnt und wohnt und merkt es nicht.“ In: Cooperative Landschaft (Hg.) Über Vorgärten. Wien.
- CHEVALLERIE, Alexandra v.d., et al. (1993): Freiräume in Wohngruppenprojekten. Projektarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung an der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- FREI, A.G. (1991): Die Arbeiterbewegung und die "Graswurzeln" am Beispiel der Wiener Wohnungsprojekte 1919 - 34. Wien.
- HABERMAS, JÜRGEN, (1975) Strukturwandel der Öffentlichkeit. Neuwied und Berlin.
- HELMRICH, Bettina/ RÜHLING, Sonja (1989): Das 'wahre Glück', feministische Betrachtungen sozialistischer Utopie im 19. Jh. Studienarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- HELMRICH, Bettina/ RÜHLING, Sonja (1989): Das Konstrukt der Gemeinschaft. Diplomarbeit (Diplom II) am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- HENZLER, Gerhard/ HENZLER, Theodor (1984): Ökologisches Bauen am Cherbonhof in Bamberg. In: BARGHOLZ et al.
- HENZLER, Theodor (1992): Ein ganzheitliches Konzept. In: GARTEN UND LANDSCHAFT, Heft 7/92.
- JACOBS, Jane (1963/69): Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Bauwelt Fundamente Heft 4. Gütersloh.
- HÜLBUSCH, Inge-Meta (1978): Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der OE Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung 01, Heft 33. Kassel.
- HÜLBUSCH, Karl Heinrich (1983): Landschaftsökologie in der Stadt. In: Landschaftspflege zwischen Erhalten und Gestalten. Jahrbuch Naturschutz u. Landespflege, Heft 33. Bonn.
- NEUSÜSS, Christel (1983): Und die Frauen, tun die denn nichts? Oder: Was meine Mutter zu Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 9/10/1983. Köln.
- PROTZE, Käthe (1995): Ohne Göd - ka Musi - Die Zentralisierung der Hauswirtschaft. In: Cooperative Landschaft (Hg.): Wiener G'schichten. Beiträge zur Freiraumplanung und Landeskunde. Schriften der Landschaftsplanung Nr. 4. Wien.
- SCHNEIDER, Gerda (1989): Die Liebe zur Macht - Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. In: AG Freiraum und Vegetation (Hg.): Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 15. Kassel.
- STEINHÄUSER, Urta (1990): Planen für die Wechselfälle des Lebens. In: AG Freiraum und Vegetation (Hg.): Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 22. Kassel.
- THEILING, Christoph (1994): Reihenhausstadt - Von Handwerkshäusern, Architekturhaus und Zeilen in Bremen. Diplomarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- TURNER, John F. C. (1978): Verelendung durch Architektur - "Housing by People". Reinbek.
- WEIHSMANN, Helmut (1985): Das rote Wien, sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919 - 34. Wien.
- WERLHOF, Claudia von/ MIES, Maria/ BENNHOLDTTHOMSEN, Veronika (1988): Frauen die letzte Kolonie - zur Hausfruisierung der Arbeit. Reinbek.

## DER ZEMENT DER GLEICHHEIT

### Das Geschlecht als Legitimation für Konformität - Überlegungen zum 'frauen-spezifischen Entwurf'

Architektinnen und Planerinnen sind im Namen der 'Frau' unterwegs. Nach langen Jahren der Kritik an den männlich dominierten Professionen der Architektur, Stadt- und Grünplanung ist es so weit. In verschiedenen Städten werden Architekturwettbewerbe für Frauen ausgeschrieben, werden Wohnsiedlungen von Frauen für Frauen entworfen und gebaut. Der Anspruch dieser Projekte ist es, "der Vielfalt differenzierter Wohnbedürfnisse" (vgl. Wohnen in Hessen 1994:6) gerecht zu werden und damit den sozialen Wohnungsbau "den Veränderungen gesellschaftlicher Strukturen" (ebd.) anzupassen. Die Werbeformel ist ebenso kurz wie einprägsam:

"Nicht-frauengerechtes Bauen und Wohnen zementiert Ungleichheit. Frauengerechtes Bauen und Wohnen ist dagegen ein emanzipatorischer Vorgang." (ebd.:11).

Nun, das lässt einiges erwarten. Doch langsam von vorne: Was braucht die Frau?

#### Zeilenbau? - Hat sie schon!

Egal ob IBA Berlin, IBA Emscher Park, Frauen-Werk-Stadt Wien oder Zürich - für Frauen werden Geschoßwohnungen in der klassischen Zeile am Wohnweg gebaut:

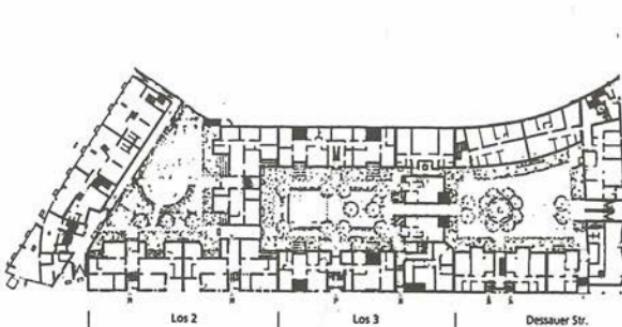


Abb. 1: IBA Berlin - Dessauerstraße,  
1991, 105 Wohnungen  
(aus: Boljahn, U. (1994))

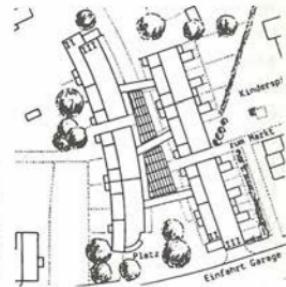


Abb. 2: IBA Emscher Park - Bergkamen,  
1993, 27 Wohnungen

Die Zeilen stehen im Blockrand, als 'Höfe' angeordnet oder klassisch Ost-West ausgerichtet. Sie sind 2 - 6 geschossig und als Zwei-, Drei- oder Vierspänner organisiert. Die innere Erschließung erfolgt durch Treppenhäuser, lange Flure oder Laubengänge. Zwischen den Zeilen und um sie herum liegen Grünflächen in unterschiedlicher Ausführung. Auch hier herrscht große Beliebigkeit: Blumenbeete, Wohnstraßen, 'Gartenhöfe', Anger und Erdgeschoßgärten ohne Grenzen. Der Verkehr landet in der Tiefgarage, große Straßen führen an den Anlagen vorbei ins Zentrum der Stadt. Als ergänzende Einrichtungen werden zumeist Gemeinschaftsräume,

ein Café, ein Versorgungszentrum mit Geschäften und Dienstleistungseinrichtungen und ein Kindergarten gleich mit entworfen.

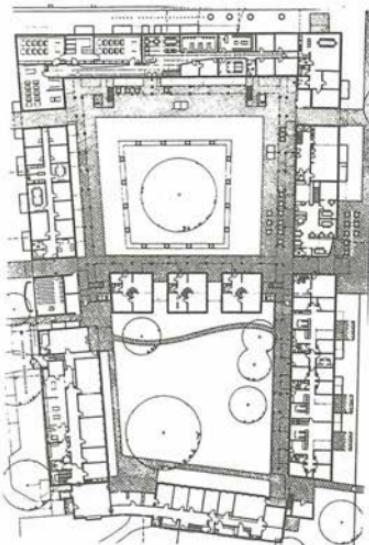


Abb. 3: Zürich Brahmshof, 1991, 78 Wohnung

(Abb. 3 aus: Boljahn, U. (1994); Abb. 4 aus: Perspektiven 1/1 1994)



Abb. 4: Frauen-Werk-Stadt Wien, 1995, ca. 340 Wohnungen

(Abb. 3 aus: Boljahn, U. (1994); Abb. 4 aus: Perspektiven 1/1 1994)

Nun, dieses Konzept ist ja nicht fremd. Diesen Rahmen bietet der 'normale' soziale Wohnungsbau den Frauen durchaus auch und das schon seit ca. 70 Jahren (vgl. Glaesener, N. 1995a).

### Grünflächen zur Erholung

Das Angebot ist also eindeutig. In der frauenspezifischen Siedlung sind störende Einflüsse wie Verkehr, PassantInnen, Privatgärter, Arbeitshöfe, etc. ausgeschalten. Frau soll sich erholen, und erholen heißt untätig bleiben. Was anderes kann sie hier auch nicht machen, denn die Ausstattung der Flächen lässt Gebrauch nicht zu. Gehlen, sitzen, schauen und reden ist hier angesagt - nur den kleinen Kindern werden, genau abgemessen, Auslaufbereiche zugewiesen.

Aber im Grunde kennt Frau diese Verhaltensangebote bereits aus dem Wiener Gemeindebau der 20er Jahre (vgl. Protze, K. 1995a), dem Zeilenbau der 50er Jahre (vgl. Hörlein, L./Rau, P. 1983), aus dem Wohnungsbau der 70er Jahre (vgl. Helmrich, B./Rühling, S. 1988; Kirsch, P. 1993) und sogar aus dem aktuellen Wohnungsbau der 90er Jahre (vgl. Mehli, R. 1995, Kulla, J. 1995).

### Freizeit in der Wohnung

Doch wie sieht es innen aus? Vielleicht liegen die Erneuerungen ja im Kern der Siedlung, in der Wohnung.

Nun, auch die Wohnungsgrundrisse verraten nichts Neues. Ein 20 - 35 m<sup>2</sup> großes zentrales Wohnzimmer bietet Platz für geselliges Beisammensein, die 9 - 14 m<sup>2</sup> kleinen Zimmer bieten kuschelige Schlafräume. Der Arbeitsplatz Küche ist - in zwei Varianten - auf das notwendigste Maß reduziert:

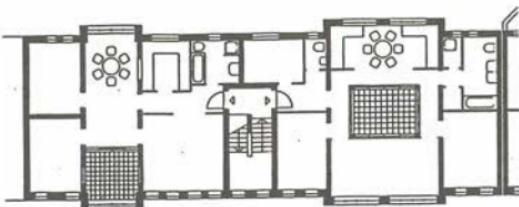


Abb. 5 und 6

IBA Berlin Dessauerstraße 1991 (aus Boljahn, U. 1994)

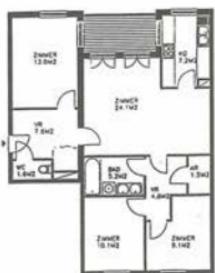


Abb. 7

Frauen-Werk-Stadt Wien (aus: Magistratsabteilung 57 1995)

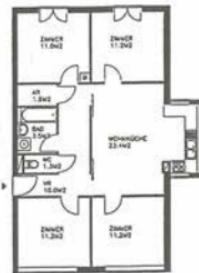


Abb. 8

**- Die spezialisierte Küche**  
So sind einige Wohnungen (Abb. 5 und 7) mit der üblichen kleinen Küche ausgestattet, die in den 20er Jahren von der Architektin Margarethe Schütte-Lihotzky entworfen und als 'Frankfurter Küche' berühmt wurde. Abgeschaut von Küchen aus der Eisenbahn und dem Schiff, ist sie räumlich aufs Minimum beschränkt, ein hochspezialisierter Arbeitsplatz, in dem auch nur eine Tätigkeit vorgesehen ist - nämlich kochen, genauer ohne viel Aufwand Kochen. Und damit auch keiner zuschauen muß, wird die Köchin mit ihrer Arbeit weggesperrt. So kann sie ohne Ablenkung effizient ihre Arbeit verrichten und sich einen Zeitgewinn erwirtschaften, den sie dann verdienterweise im Kreise ihrer Lieben im Wohnzimmer verbringen kann. Nach dem alten Motto: Das bißchen Haushalt, ist doch kein Problem.

#### **- Die 'Kommunikationsküche'**

Die andere Variante (Abb. 6 und 8) ist die sogenannte 'Wohnraumküche' - das Wohnzimmer mit Küchenzeile. Neben geselligem Beisammensein, gemütlicher Unterhaltung und Gästeempfang inmitten ihrer Lieben kann Frau hier auch noch ein wenig kochen, wenn es im Zeitalter von Mikrowelle und Pizzataxi denn unbedingt sein muß. Und so erhält Frau die spannende Möglichkeit, in der 'Wohnraumküche' im gleichen Moment die Rolle der unterhaltsamen Gastgeberin, der geduldigen Erzieherin, der fürsorgenden Mutter, der geschickten Köchin und dem fleißigen Heinzelmännchen zu spielen.

## **Wohnen heißt Nichts-Tun**

Der Lebensentwurf ist klar. In diesen Frauenwohnsiedlungen wird endlich das verwirklicht, was mit anderen Wohnanlagen seit Jahren längst versprochen wurde: Wohnen wird nun auch für Frauen zur Freizeit und Erholung - kurz zum Nichts-Tun. Und dazu erhalten sie viele Möglichkeiten. Geselliges Beisammensein im Wohnzimmer (mit oder ohne Küchenzeile), im Gemeinschaftsraum, im Treppenhaus, auf den Grünflächen. Wo Frau zusammenkommt wird fleißig gesessen, geschwätzigt, in die Luft geschaut, das Blumenarrangement bewundert, literweise Kaffee getrunken - so richtig schön gemeinschaftlich gefaulenzt. Das bißchen Einkauf, Putzen, Wäsche, Kochen, erledigt sie mit links, Kinder werden mit Spielplätzen großgezogen, Jugendliche gibt es nicht.

## **Der 'sanfte' Zwang zur Gemeinschaft**

Dieser Geselligkeit ist umgekehrt auch kaum zu entkommen. Bereits in der Wohnung führt das zentrale große Wohnzimmer alle Mitbewohnerinnen immer wieder sanft zusammen. Ob Frau will oder nicht, sie laufen einander über den Weg und Tätigkeiten, die mehr Platz brauchen, werden hier erledigt. Alleinsein, das gibt es nur im Schlafzimmer. Da ist dann dafür kein Platz zum Arbeiten. Und vor der Wohnungstür geht's gleich weiter. Ab hier bis zur nächsten öffentlichen Straße - alles Gemeinschaftsflächen, jede Siedlungsbewohnerin eine potentielle Kommunikationspartnerin. Da hier räumlicher Rückzug nicht möglich ist, hilft nur strenge Abkapselung oder weiträumiges Ausweichen. Und jeder Handgriff, der über das gängige Repertoire von Sitzen, Gehen, Schauen und Reden hinausgeht, muß mit den anderen hundert Frauen der Siedlung abgesprochen werden. Eine Voraussetzung, die in vergleichbaren Siedlungen schon dazu geführt hat, daß Extravaganzen dieser Art von vorne herein unterbleiben. Das 'zivile Garnisonsleben' (vgl. Habermas, J. 1962/90:245) als Frauenprojekt - endlich männerfreie Kasernen (vgl. Zimmermann, J. 1977:12).

## **Der institutionalisierte Konsumzwang**

Das gemeinschaftliche Nichts-Tun der Frauen hat natürlich seinen Preis,

"denn was sie nicht selbst produzieren, muß gekauft werden" (Schneider, G. 1989:53).

Diese schlichte Weisheit trifft nicht nur Frauen im normalen 'sozialen Wohnungsbau', nein, auch die Frauen in der Frauenwohnsiedlung. Denn da weder die Wohnung noch die Freiflächen den Platz hergeben, etwas für sich selber zu machen, müssen die Bewohnerinnen kaufen, was sie für den Alltag brauchen. Auch die Dienstleistungsbetriebe, die die notwendige Arbeit machen, während die Frauen gesellig plaudern oder in der Grünfläche mit der Seele baumeln, wollen Geld sehen. Nicht zu vergessen: Die Miete will bezahlt sein, der Parkplatz in der Tiefgarage ist nicht umsonst, die Gärtnerin, die Blumenbeete und Rasen pflegt, und selbst der Kindergarten kosten extra.

## **Das ausreichende Geldeinkommen ist nicht garantiert**

Der 'frauenspezifische Wohnungsbau' ist also auf eine ganz spezielle Lebensführung zurecht geschnitten: Er geht aus von einer Zeiteinteilung in Arbeitszeit am Arbeitsplatz und Freizeit zu Hause. Er geht davon aus, daß die Freizeit mit 'stillen' Tätigkeiten (z.B. Schauen, Lesen, Fernsehen) oder in geselliger Gemeinschaft verbracht wird. Und er geht davon aus, daß Frau ein ordentliches Geldeinkommen hat, mit dem sie die Wohnung und alles Notwendige finanzieren kann. Wie einst schon das 'moderne Wohnen' so übersieht auch das 'frauenspezifische Wohnen', daß es

"noch keineswegs auf eine klassenlose Gesellschaft ausgerichtet ist oder auch nur potentiell ausgerichtet sein kann, sondern auf jungen, modern fühlenden, geschmackvoll klugen Mittelstand, auf seine sehr spezifischen, keineswegs klassenlosen oder gar ewigen Bedürfnisse " (Bloch, E. 1935/1985:219).

Und so wird aus dem 'frauenspezifischen Wohnungsbau' ein Wohnungsbau für Frauen des Mittelstandes - auch wenn die hier nie wohnen werden.

### **Schwierigkeiten? - Kriegt sie schnell!**

Was nun, wenn Frau zu Hause arbeitet, also wenn sie ihre Hauswirtschaft selber organisiert und erledigt, ihre Kinder selber großzieht, und womöglich zu Hause auch noch einer Tätigkeit nachgeht, mit der sie ihr Geld verdient? Was, wenn die Kinder in der Wohnung spielen, ihre Hausübungen schreiben, Freundinnen einladen, oder alle mal ihre Ruhe haben wollen? Was, wenn es Streit gibt und Frau einander lieber aus dem Weg geht? Und was, wenn es finanzielle Notwendigkeit ist, vieles selber zu machen, herzustellen, aufzubereiten, aufzuheben, zu verkaufen, weil das Geld mal nicht ausreicht? Oder weil Frau keine Lust hat, die Kinder wegzugeben, das Zeug aus dem Supermarkt zu kaufen, kurz Geld in Dinge zu investieren, die sie nicht will und nicht braucht?

Dann wird es eng, der Fall ist nicht vorgesehen. Dann heißt es zusammenrücken oder den wenigen Platz geschickt ausnützen. Und das alles so, daß es nicht auffällt, daß nicht herauskommt, daß Frau es nicht schafft, dem vorgegebenen Lebensstandard gerecht zu werden

Nur die Frauen, die alles locker bezahlen können, die können auch wegziehen, wenn sie vom 'Frauenwohnen' genug haben. Übrig bleiben die, die keine Wahl haben - und so wird aus dem Wohnungsbau für Frauen des Mittelstandes letztendlich ganz normaler 'sozialer Wohnungsbau' mit allen seinen bekannten Erscheinungen der Funktionalisierung und Ghettoisierung.

### **'Weil nicht sein kann, was nicht sein darf'**

Ein Leben neben dem vorgegebenen "Standard einer Konsumgesellschaft" (Turner, J. 1978:95) wird hier also schwierig. Aus dem vorhandenen Rahmen zu fallen, wird zwar für viele Bewohnerinnen Realität werden, ist aber nicht vorgesehen. So läßt das 'frauenspezifische Bauen und Wohnen' kaum Spielräume für von der fiktiven Norm abweichende Ökonomien, Lebensgemeinschaften und Ansprüche. Und so wird der normale Alltag der Frauen, der geprägt ist von der ganz normalen Haus- und Familienarbeit, baulich-organisatorisch einfach unterschlagen. Subsistentielle Produktion, in welchem Ausmaß auch immer, ist nicht vorgesehen, denn davon soll das Frauenleben nun endlich bereinigt werden. Und

"weil (...) nicht sein kann, was nicht sein darf" (Morgenstern, C. 1993:182),

wird die subsistentielle Arbeit baulich-organisatorisch abgeschafft. Nach dem Motto: Augen zu - weg ist sie und Frau ist befreit.

### **Die müßige Hausfrau - ein alter Traum**

Die Vorstellung, daß Frau zu Hause im Grunde nichts zu tun hat, da sich der Haushalt praktisch von selbst erledigt, ist inzwischen über hundert Jahre alt. Und der Schlüssel zu dem Traum ist schon immer das Geld. Denn Geld, so hieß es schon früher, ermöglicht es den Hausfrauen, die Hände in den Schoß zu legen bzw. umgekehrt ist die 'müßige Hausfrau' ein Zeichen, daß genug Geld da ist, und Frau es nicht nötig hat, sich die Hände schmutzig zu machen.

## **Das Leitbild - Die bürgerliche Hausfrau des 19. Jhdts.**

Das Leitbild der 'müßigen Hausfrau' greift zurück auf Rollenbilder des frühen 19. Jhdts. Zu diesem Zeitpunkt entstand die städtische bürgerliche Kleinfamilie in den Haushalten, in denen die Männer höhere Verwaltungsstellen einnahmen oder in Angestelltenverhältnissen arbeiteten und darüber auch ihren Lohn erhielten. Damit wurde der Lohnarbeitsplatz vom Lebensort getrennt. Das bedeutet,

"daß im Unterschied zu bäuerlichen und gewerblichen Haushalten Konsum und Erwerb voneinander getrennt erscheinen und beim Gelderwerb das Zusammenwirken der Eheleute prinzipiell nicht mehr vorgesehen ist" (Hausen, K. 1976:384).

Die Hauswirtschaft war zumeist bereits auf eine Wohnung beschränkt, der Wechsel von einer Vorratswirtschaft zur Konsumtionswirtschaft nahezu vollzogen (vgl. Freudenthal, M. 1934/1986:46; Weber-Kellermann, I. 1974:105,106). Die Produktion von Gütern für den alltäglichen Bedarf wurde immer häufiger an externe Stellen ausgelagert. Daher vollzog der Aufgabenbereich der bürgerlichen Hausfrauen einen Bedeutungswandel. Statt der Produktion, Verarbeitung und Konservierung von Gütern wurde die Herstellung der 'häuslichen Atmosphäre' wichtig (vgl. Weber-Kellermann, I. 1974:107). Die Hausfrau übernahm die Verwaltung des Konsums, die familiäre Repräsentation und den innerfamiliären Beziehungsbereich. So wurde die geschlechtliche Rollenverteilung gefestigt:

"Der Vater bestimmte die gesellschaftliche Stellung, die Mutter gestaltete die Häuslichkeit, beide verbunden in ehelicher Liebe" (ebd.) -

die gutschrituierte Kleinfamilie.

Das Gehalt des Mannes galt als Grundstock für den Konsum, und ermöglichte zugleich der Hausfrau, vor allem ihren Familien- und Repräsentationspflichten nachzukommen. Die Hausfrau gilt damit als von aller körperlichen und produktiven Arbeit befreit - ihr werden die Dienstboten zur Seite gestellt, die diese anfallende Arbeit übernehmen. Im Gegensatz zu früher

"sollte sich die junge Hausfrau die Hände möglichst nicht schmutzig machen" (ebd.:127).

Denn ihre Aufgabe wird es, stellvertretend den Wohlstand der Familie zu demonstrieren, dies eben darüber, daß sie zeigt, daß sie es nicht nötig hat zu arbeiten. Dabei bedeutet dieser "stellvertretende Müßiggang" nur,

"daß wenig oder keine produktive Arbeit geleistet, jedoch nicht, daß aller Anschein von Arbeit vermieden wird" (Veblen, T. 1899/1989:70).

Denn die Hausfrau durfte auch nicht untätig herumsitzen. Geschäftigkeit gehörte mit zu ihrer Rolle.

"Der Wert dieser Tätigkeit besteht hauptsächlich darin, dem Herrn des Haushalts finanziellen Prestige zu verschaffen, in dem in demonstrativer Weise möglichst viel Zeit und Mühe für nichts vergeudet wird" (ebd.:71).

## **Die geschlechtliche Arbeitsteilung - Wer macht was**

Mit dieser Arbeitsteilung, der Mann geht ins 'Amt', die Frau bleibt zu Hause, wurde also der Mann explizit zum Alleinverdiener und Familiennährer.

"Mit seinem sicheren und im Laufe der Karriere steigenden Gehalt weist sich der Mann als 'Ernährer der Familie' aus" (Hausen, K. 1976:384).

Und er erhielt einen eigenen Arbeitsplatz außerhalb des Familienverbandes und des Lebensortes. Mit dem Gehalt war er zugleich zu Hause von jeglicher Verantwortung

für Hauswirtschaft und Familie befreit. Der Lebensort wurde für ihn zum Erholungs-ort, hier hatte er Anrecht auf emotionale und physische Versorgung. Diese Versor-gung oblag den Frauen des Hauses. Und hier erfolgte eine weitere Arbeitsteilung. So war die emotionale Versorgung des Mannes und die sittliche Erziehung der Kin-der die Aufgabe der Haus- und Ehefrau. Die anfallenden hauswirtschaftlichen Arbei-ten wie Kochen, Waschen, Putzen, Einkaufen, etc. wurde an Dienst- und Hausmädchen weitergegeben. Der bürgerliche Mann hatte also verschiedenen Frauen, die ihm die subsistentiellen Tätigkeiten abnahmen. Die bürgerlichen Ehefrauen hatten ihre Dienstmädchen, die den produktiven Anteil an Arbeit erledigten, der für die Hausfrau selbst inzwischen als unschicklich galt (vgl. Weber-Kellermann, I. 1974:121).

So das Leitbild.

### **Das Leitbild hakt von Anfang an - Die Verschleierung der Hausarbeit**

Diese ökonomische und soziale Lebenssituation konnte schon zu der Zeit, zu der es entstand, nur ein geringer Anteil der Haushalte realisieren.

"Die Schicht der Bürger, die ohne Sorgen leben konnte, wuchs in Deutschland erst nach der Reichsgründung 1871 auf etwa 10%" (Weber-Kellermann, I. 1974:110).

Selbst in den bürgerlichen Familien reichten oft die Gehälter der Männer allein nicht aus, um den "demonstrativen" aber nun mal standesgemäßen Aufwand zu finanzie-ren. Hinter den Kulissen verbrachten die scheinbar müßigen Hausfrauen einen Gutteil ihrer Zeit damit zu sparen, indem sie nach wie vor einen Teil der notwendigen Güter selbst verfertigen.

"Von der Existenz des damals bereits durchaus differenzierten Warenangebots darauf zu schließen, daß bürgerliche Hausfrauen Gegenstände des täglichen Bedarfs ausschließ-lich kauften, ist falsch. (...) Eigenproduktion und Weiterverarbeitung im bürgerlichen Haushalt betrafen v.a. die Bereiche der Wohnungsausstattung, der Nahrungsmittelver-sorgung und der Verarbeitung der Textilien" (Meyer, S. 1982:71f).

Und einige Frauen verdienten durch Heimarbeit Geld dazu, heimlich allerdings, denn Erwerbsarbeit war für bürgerliche Frauen nicht schicklich (vgl. Freudenthal, M. 1934/1986:163). Je geringer das Einkommen des Mannes, um so eher mußte letzt-endlich auf Dienstboten verzichtet werden. Die Sparsamkeit verlangte somit die Vermehrung der Arbeit und die Verlängerung des Arbeitstages. Zugleich durfte der Aufwand und die Anstrengung, die die häusliche Arbeit erforderte nicht sichtbar werden, um das Bild der Wohlanständigkeit und des Wohlstandes nicht zu stören - nach außen hin nicht, aber auch nicht nach innen.

"Eine 'gute Hausfrau' mußte also mit vielfältigen Kenntnissen und Fertigkeiten dem nöti-gen hauswirtschaftlichen Sparprogramm gerecht werden und ihren Tagesablauf und die einzelnen Tätigkeiten an den Bedürfnissen des Mannes orientieren" (Meyer, S. 1982:89).

Denn der Ehemann (oder gar Gäste) sollten durch die häuslichen Tätigkeiten nicht gestört werden, und am besten von dem Arbeitsaufwand, der hinter der Repräsentation steckte, nichts zu spüren bekommen. So sollte die Hausfrau immer ausgeruht erscheinen, in der Wohnung sollten keine Arbeitsspuren zu sehen sein. Ein Teil der Kraft ging also in die Arbeit, die häusliche Arbeit zu vertuschen. Und so wird die Verschleierung der Arbeit selbst zur Arbeit (vgl. ebd.:91).

Denn zugleich waren bürgerliche Männer wie ihre Ehefrauen davon abhängig, den Status der Repräsentation zu halten, um ihre gesellschaftliche Position nicht zu ge-

fährden. Von der Tüchtigkeit der Hausfrauen hingen die Aufstiegschancen ihrer Ehemänner ab.

"Geregeltes berufliches Weiterkommen erforderte also den Nachweis berufsbezogener Qualifikation und ein standesgemäßes Leben in Beruf, Öffentlichkeit und Privatsphäre. Doch damit nicht genug: Bildungsbürgerliche Berufe, Beamtenstand und Offizierskarrieren erzwangen außer den sogenannte 'gesellschaftliche Verpflichtungen' für den Ehemann und damit auch für dessen Frau. Ohne diese Verpflichtungen war ein berufliches Fortkommen nicht möglich" (Meyer, S. 1982:19).

Und zu diesen 'gesellschaftlichen Verpflichtungen' gehörten neben Opernbesuchen und Bällen wechselseitige häusliche Besuche und private Einladungen mit üppigem Essen (vgl. ebd.). Die Hausfrau trug die Verantwortung dafür, daß die private Repräsentation klappte.

"Die stellvertretende Muße der Hausfrauen und Dienstboten, die den Namen Hausarbeit besitzt, wird oft zu Plakkerei, und zwar v.a. dort, wo der Wettkampf um das Prestige besonders scharfe Formen angenommen hat, wie es heute oft geschieht" (Veblen, T. 1899/1989:71)

### **Die 'fortschrittliche Hausfrau' - Rationalisierung statt Dienstboten**

Die 'fortschrittliche' Diskussion des 'modernen Wohnungsbaues' ab den 20er Jahren greift schließlich die Hausarbeit als Thema auf. Ganz in ihrem Stil als eine Frage der Rationalisierung:

"Das 'Bauhaus' ist nicht nur ein ästhetisches Phänomen, sondern auch eines der funktional-effizienten Haushaltsführung" (Bock, G./ Duden, B. 1977:162).

Diese Ideologie kurz gefaßt: Wenn man(n) den Haushalt richtig organisiert, ist Hausarbeit keine Arbeit mehr und die Frau hat freie Zeit übrig. Dabei ist nun die Freistellung von der produktiven häuslichen Arbeit, die ehemals ein Privileg der bürgerlichen Frauen war, als Standard für Frauen aller Gesellschaftsschichten gedacht.

"Das Problem, die Arbeit der Hausfrau rationeller zu gestalten, ist fast für alle Schichten der Bevölkerung von gleicher Wichtigkeit. Sowohl die Frauen des Mittelstandes, die vielfach ohne irgendwelche Hilfe im Haushalt wirtschaften, als auch die Frauen des Arbeitersstandes, die häufig noch anderer Berufssarbeit nachgehen müssen, sind so überlastet, daß ihre Überarbeitung auf die Dauer nicht ohne Folgen für die gesamte Volksgesundheit bleiben kann" (Lihotzky, M. 1927:202).

Dabei gehen die Vorschläge zur Rationalisierung in verschiedene Richtungen. Eine Richtung umfaßt die Veränderungen im Haushalt selber:

"(...) 3.) die Befreiung des Heimes von der Herrschaft des Materiellen (...). 4.) größte Einfachheit in der materiellen, d.h. äußeren Umgebung (...)" (Taut, B. 1924:14).

D.h. gefordert wird die schlichtere Ausstattung der Wohnung. Zusätzlich dazu erfolgt die Rationalisierung in der Arbeitsausführung:

"Wir müssen erkennen, daß es für jede Arbeit einen besten und einfachsten Weg geben muß, der daher auch am wenigsten ermüdende ist" (Lihotzky, M. 1927:202).

Zur Arbeitserleichterung werden der fortschrittlichen Hausfrau nun durchorganisierte Wohnungen und v.a. Küchen sowie technische Haushaltgeräte zur Seite gestellt. Und nicht zuletzt soll die Hausarbeit zum Teil in zentrale Großeinrichtungen, z.B. Waschküchen und Kindergärten, ausgelagert werden (vgl. Gropius, W. 1931:323). Diese Rationalisierung und Auslagerung der Hausarbeit soll die Frauen für die Familie und für die Erwerbsarbeit freistellen.

"Die Notwendigkeit, der überbürdeten Hausfrau der durchschnittlichen städtischen Volksfamilie durch organisierte Arbeitsentlastung in der Wohnung Zeit für sich und ihre Kinder frei zu machen, und für die Teilnahme am Erwerb, wird nicht bestritten werden können " (Gropius, W. 1931:323).

Zusätzlich zur Möglichkeit, mehr Zeit in Erwerb oder Familie investieren zu können, wird den Hausfrauen auch versprochen, daß sie sich einen Zeitgewinn erwirtschaften können, der ihnen als 'Freizeit' zur Verfügung steht. Der Architekt Walter Gropius schlägt z.B. vor, daß sie diese Zeit in "gemeinsamen Klubräumen" und "Sportanlagen" (vgl. ebd.:327) verbringen können. Und Bruno Taut, ebenfalls Architekt des Bauhauses, macht sich sogar richtiggehend Sorgen:

"... und was fangen alle die Frauen und jungen Mädchen in ihrer Langeweile an, wenn der Haushalt so schön funktioniert und sie keine Häkelielen mehr machen sollen?" (Taut, B. 1924:97).

Doch auch er hat eine Antwort parat:

"Die freigewordene Schöpferkraft der Frau gibt die Antwort, sonst wäre sie ihres Namens nicht wert" (ebd.).

Und er macht den Frauen verschiedene Vorschläge. Denn nun hätten sie endlich Zeit für "kleinere Reparaturarbeiten", "Sport, Körperübung, Gartenpflege" und 'langfristig angelegte Handarbeiten' (ebd.).

**Ob 'müßige Hausfrau' oder 'erwerbstätige Hausfrau' - Hausfrau bleibt Hausfrau**

Die fortschrittliche Hausfrau trifft nun also auf zwei Verhaltenserwartungen. Vergleichbar der bürgerlichen Hausfrau soll sie sich um die Familie kümmern und Zeit für die Kinder und das Heim haben. Dabei werden ihr statt der Dienstboten eben neues Design, Arbeitsorganisation, Technik und Dienstleistung zur Seite gestellt. Die Absicht bleibt die Gleiche. Frau soll von der hauswirtschaftlichen Arbeit freigestellt werden, denn diese gilt nach wie vor als umständlich, armselig und rückständig. Sie soll für die emotionalen Anforderungen der Familie, die Kindererziehung und ihre eigene geistige Bildung offen sein.

"Jede denkende Frau muß die Rückständigkeit bisheriger Haushaltsführung empfinden und darin schwerste Hemmungen eigener Entwicklung und somit auch der Entwicklung ihrer Familie erkennen" (Lihotzky, M. 1927:202).

Im Gegensatz zur bürgerlichen Hausfrau wird jedoch ergänzend zur Funktion innerhalb der Familie auch die Erwerbsarbeit eine Anforderung. Dies folgt einerseits der nüchternen Tatsache, daß viele Frauen erwerbstätig sein müssen, um das notwendige Geld zu verdienen. Andererseits gilt die Erwerbsarbeit auch als der einzige Weg, zur richtigen Bewußtseinserweiterung zu gelangen und an der gesellschaftlichen "Gesamtarbeit" (Gropius, W. 1927:323) teilzunehmen. Hier sind sie also wieder die bekannten Gegenpole: Die treusorgende Hausfrau, deren Arbeit als emotionale Beschäftigung klassifiziert wird und als sozial wichtig aber unökonomisch gilt, und die männliche Erwerbsarbeit, die als produktive Arbeit gesehen wird, und mit der sich Mann von der häuslichen Arbeit befreit. Nur daß diese beiden Rollen als reale Arbeitsanforderungen an die 'fortschrittliche Hausfrau' herangetragen werden.

"Daraus folgt daß die einzelne Frau nur die Alternative hat, sich zu 'vermännlichen' oder in die alte Frauenrolle zu flüchten" (Libreria delle donne di milano 1991:32),

bzw. beide Rollen im Wechsel abzudecken: Z.B. von 6 - 8 Uhr 'müßige Hausfrau', von 8 - 17 Uhr 'erwerbstätiger Mann ', von 17 - 22 Uhr wieder 'müßige Hausfrau'. Die 'fortschrittliche Hausfrau' muß also (im Gegensatz zum 'Mann') täglich mindestens zweimal die Rolle wechseln - und sowohl die Erwerbsarbeit als auch die Haus-

und Familienarbeit leisten. D.h. sie verbringt ihre 'Freizeit' mit Haus- und Familienarbeit.

### **Alles wie gehabt**

Kurz, der üppige bürgerliche Putz wird abgeschlagen, das neue Angebot von nüchternem Design, Arbeitsorganisation und Technik wird zur Arbeitserleichterung deklariert. Doch wie bei der Jugendstilvilla so ändert auch bei der Hausfrau das "Ornament Ornamentlosigkeit" (Bednar, B. et al. 1995:122) nichts am Inhalt. So bleibt der Mann nach wie vor von der Verantwortung für die Haus- und Familienarbeit befreit, selbst wenn die Frau erwerbstätig ist. Und da weder Technik noch Konsum und Design die häusliche Arbeit abschaffen können, verändert sich nur der Charakter der Arbeit: Effiziente Haushaltsorganisation wird eine Hauptanforderung. Die Arbeit selbst

"kreist um die Aufzucht der Kinder und umfaßt immer weniger die Herstellung der Lebensmittel-Rohstoffe selbst, sondern konzentriert sich auf deren Transformation (Einkaufen, Kochen, Waschen, Putzen, usw.) in Konsumierbares" (Bennholdt-Thomsen, V. 1987:32).

Zugleich steigt die Abhängigkeit von Geld und von externen Einrichtungen. Damit wird der Anteil an unsichtbarer Arbeit immer höher (vgl. Bennholdt-Thomsen, V. 1983:204; Protze, K. 1995a:43). Und wie die 'bürgerliche Hausfrau' im 19. Jhd. hat die 'fortschrittliche Hausfrau' die gesellschaftliche Verpflichtung so zu tun, als wäre Hausarbeit keine Arbeit mehr und daher nebenher zu bewältigen, schon um nicht als rückständig und dumm dazustehen. Denn:

"Unter den Hausfrauen wird die geistig geschulte Frau auch immer rationeller arbeiten. Sie wird, unterstützt von richtigen Geräten und Maschinen und bei richtiger Wohnungseinteilung bald die zweckmäßige Art und Weise ihrer Arbeit erkennen" (Lihotzky, M. 1927:203).

Und wenn sie diese nicht erkennt, ist sie selbst schuld und zudem untüchtig. Der Erfolg der Verschleierung des Arbeitsaufwandes wird somit zum Zeichen für Fortschrittlichkeit.

Eine kleine Schwierigkeit am Rande bleibt das Geldeinkommen. Reichte schon in den bürgerlichen Familien des frühen 19. Jhdts. das Gehalt des Mannes nicht aus, um den verlangten Standard zu finanzieren, so langte es in anderen ökonomischen Schichten, wenn überhaupt, dann gerade für das Notwendige. Die technischen Hilfsmittel waren zu teuer, der Konsum nicht bezahlbar. Diese 'fortschrittlichen' Vorstellungen - der Lohnarbeiter als Familiennährer, die Hausfrau als Verwalterin von Familie und Konsum - waren also nicht nur an dem bürgerlichen Leitbild orientiert, sie beruhten zugleich auf einem bürgerlichen Geldeinkommen.

### **Die 'emanzipierte Hausfrau' - Der 'Mann' ist das Maß aller Dinge**

Die 'emanzipierte Hausfrau' des 'frauenspezifischen Wohnungsbaus' hat es nun endlich gerafft. Sie wird zur eigenen Familiennährerin. Kinder und Haushalt schuftet sie nebenher, denn ihr eigenes Geld finanziert die notwendigen Ersatzeinrichtungen (Konsum, Technik, Versorgung) und befreit sie von der häuslichen Arbeit. So genießt sie zu Hause v.a. Beschaulichkeit oder geselliges Beisammensein im Kreise ihrer Liebsten. D.h., sie kann ihren eigenen Wohlstand repräsentieren. Hier tritt also der Glderwerb in den Mittelpunkt und der 'Mann' mit seinen Merkmalen von Glderwerb und Freizeit in den Vordergrund. Aus zwei mach eins: Die 'Frau' erhält endlich den Status 'Mann', die 'emanzipierte Hausfrau' hat die 'Hausfrau' abgeschafft. Der 'Mann' ist das Maß aller Dinge.



Und so sieht die 'Frau von heute' aus (Werbung für das Wiener Frauenbüro In: Oikodrom Heft 1/94)

### **Hinter dem 'erwerbstätigen Mann' lauert die 'Hausfrau'**

Doch die unterschlagene Kehrseite des 'Mannes' läßt nicht lange auf sich warten. Vergleichbar mit der 'bürgerlichen Hausfrau' des 19. Jhdts. und nahezu identisch mit der 'fortschrittlichen Hausfrau' der 20er Jahre kann sich auch die 'emanzipierte Hausfrau' der notwendigen Haus- und Familienarbeit nicht entziehen. Denn auch sie stößt auf das alte Problem, daß sich die Beziehungen in der Familie nicht von selber ergeben und sich 'echte Liebe' nicht kaufen läßt (vgl. von Werlhof, C. 1983:127). Und allzu selten reicht das eigenen Gehalt, um alle anfallenden Tätigkeiten durch bezahlte Arbeit zu ersetzen. Und so müssen auch im 'emanzipierten' Haushalt Dinge selbst gemacht, aufgehoben, aufbereitet und eingeteilt werden, kurz ist sparsames Wirtschaften angesagt. Statt der versprochenen Freizeit und Erholung erwarten sie also ähnliche Arbeitsanforderungen wie schon ihre Ahninnen.

### **Die Verschleierung der Haus- und Familienarbeit wird nun internalisiert**

Und nicht zuletzt wird auch hier die Verschleierung der Haus- und Familienarbeit zum Bestandteil der täglich notwendigen Arbeit. Schließlich riskiert gerade die 'emanzipierte Hausfrau' den Prestigeverlust: Sie ist nicht nur untüchtig, nein, sie ist auch nicht emanzipiert genug, um genug zu verdienen, und nicht emanzipiert genug, sich die häusliche Arbeit vom Halse zu halten.

Sie muß nun aber die anfallende Arbeit nicht nur vor dem Mann oder Freundinnen und Gästen verheimlichen, sondern ganz besonders vor sich selbst. So wird die 'emanzipierte Hausfrau' getrennt in die 'emanzipierte Frau', die erfolgreich Geld verdient, und die 'Hausfrau', die verstohlen die Haus- und Familienarbeit erledigt, wobei die 'Hausfrau' aus der eigenen Wahrnehmung verschwindet. Und Frau wundert sich, daß sie immer gestreßt ist, obwohl sie zu Hause doch soviel Freizeit und Erholung genießt.

"So ist die Trennung der Dinge voneinander das Projekt der Neuzeit - wenn nicht des Patriarchats - überhaupt, die Trennung voneinander, auseinander und untereinander. Diese Trennung gehört zur Trennung von Boden und Bauern und Arbeit (Arbeitsteilung), der Trennung von Mann und Frau, von Frau und Frau, von Frauen und Kindern, Männern und Kindern, und von sich selbst, was dann als Schizophrenie auftritt" (von Werlhof, C. 1991:50).

## **Der Zement der Gleichheit**

Es ist also immer das Gleiche: Der 'frauenspezifische Entwurf' bezieht sich baulich-organisatorisch auf den 'modernen Wohnungsbau', der seit den 20er Jahren gebaut wird. Die gleiche Zeile in den gleichen Grünflächen, ausgestattet mit vergleichbaren Versorgungseinrichtungen. Er entspricht damit dem funktionalistischen Prinzip, daß 'Wohnen' zur Freizeit erklärt und zum einen die Erwerbsarbeit aus den Wohngebieten ausgliedert, zum anderen die häusliche Produktion in zentrale Versorgungseinrichtungen auslagert. Die Wohnung wird darin zum Erholungsort deklariert und darauf zugeschnitten. So übernimmt der 'frauenspezifische Entwurf' die Unterordnung der subsistentiellen Arbeit unter den Gelderwerb sowie ihre Entwertung als mühselig, armselig und rückständig. Doch die Gleichheit der Ideologie ist noch prinzipieller. Denn das Geschlechterrollenverständnis, das mit dem 'frauenspezifischen Wohnen' implizit ausgedrückt wird, orientiert sich an den Geschlechterstereotypen, die im 19. Jhd. ausformuliert wurden, in der bürgerlichen Kleinfamilie des 19.Jhdts. ihren besonderen Ausdruck fanden und von der 'Moderne' der 20er Jahre als Modell für alle Gesellschaftsschichten propagiert wurde. D.h. der 'frauenspezifische Entwurf' geht aus von der 'emanzipierten Hausfrau', die im Grunde aber dem Leitbild 'Mann' entspricht, also dem erwerbstätigen Mann, der mit seinem Lohn von der Verantwortung für die subsistentielle Arbeit befreit ist und daher zu Hause über Freizeit verfügt, kurz dem 'angestrengten Junggesellen' (vgl. Dams, C. 1990). Die Vorstellung von der Befreiung der 'Frau' zielt somit auf die Angleichung aller Frauen an das Leitbild 'Mann' (vgl. Protze, K. 1995b). Dazu wird erst einmal die Angleichung aller Frauen an ein Leitbild der 'emanzipierten Hausfrau' voll zogen, das Bild der gutverdienenden mittelständischen Frau mit intellektuellen Interessen.

"In diesem Prozeß verfiel feministische Theorie in den Fehler, den sie auf einer anderen Ebene der männlich dominierten Wissenschaft vorwarf: Sie verallgemeinerte die soziale Konstruktion des Begriffes Frau und isolierte sie von Kategorien wie Klasse und ethnische Zugehörigkeit. 'Frauen' oder 'die Frau' stand bei näherer Betrachtung für weiße Frauen und meistens für weiße Frauen der Mittelklasse in westlichen Ländern. Damit vereinnahmten die Feministinnen die Massen von Frauen, für die ihre analytischen Konzepte und ihre Schlußfolgerungen nicht oder nur bedingt brauchbar waren" (Schultz, D. 19 ?:49).

Mit diesem Drang nach Gleichheit werden alle realen und möglichen Unterschiede zwischen Frauen ideologisch verwischt und unsichtbar gemacht. So dient der 'frauenspezifische Entwurf' baulich-organisatorisch und ideologisch der "Verbrämung realer Disparitäten" (Hülbusch, I.M. 1978:3). Zugleich begrenzt der baulich-organisatorische Rahmen die Handlungs- und Entscheidungsspielräume so weit, daß vom Programm abweichendes Verhalten nur bedingt möglich ist. Die sozialen und ökonomischen Zwänge werden größer und damit bedrohlicher. Anpassung wird zum feministischen Konzept - eine wahrlich 'weibliche' Lösung.

## **Die 'Frau' als Vehikel zum Einstieg ins Geschäft**

Die Architektinnen und Planerinnen des 'frauenspezifischen Entwurfs' bleiben also mit ihrer Arbeit im professionell vorgegebenen Rahmen. Die mittelständische weiße Frau als Abbild des weißen mittelständischen Mannes bleibt professionelles wie frauopolitisches Leitbild. Der 'emanzipatorische Vorgang' erweist sich als der Anspruch, alle Frauen diesem Standard anzupassen. Und er ist zugleich der Versuch, mit dem Vehikel 'Frauenspezifik' am professionellen Geschehen teilhaben zu können.

"In Wirklichkeit findet hier eine Form von Kampf statt, die den Konsensus über die umkämpften Objekte impliziert (...). Dieser Kampf, der die Form des Verfolgungsrennens an-

nimmt (was du hast, bekomme ich auch noch), ist *integrativ*, er ist Veränderung, die auf Fortbestand abzielt" (Bourdieu, P. 1993:192).

Und da es das Ziel ist, berufliche Anerkennung zu finden, ist die Zeile das Ergebnis, der Entwurf das Prinzip und der Wettbewerb das Mittel der Arbeit. Die 'Frau' wird zur funktionalistischen Ergänzung, im übrigen bleibt alles beim Alten (vgl. Protze, K. 1995b; Glaesener, N. 1995b).

"Aber die Bedingung für den Eintritt in das Feld ist die Anerkennung dessen, was umkämpft ist, und damit zugleich die Anerkennung der Grenzen, die - bei Strafe des Platzverweises - nicht überschritten werden dürfen" (Bourdieu, P. 1993:190).

Die Arbeit der Architektinnen und Planerinnen bleibt somit abhängig von Maßstäben, die andere (Männer) vorgeben. Und so bleibt auch das Ergebnis im akzeptierten Rahmen, bietet nicht mehr Freiräume als jeder andere Wohnungsbau: Konformität als Bestandteil und Ergebnis der Arbeit der Architektinnen und Planerinnen, Konformität als Verhaltenserwartung an die Bewohnerinnen des 'frauenspezifischen Wohnungsbaus'.

"Solche Kritik ist, so interessant sie sein kann, selber unwesentlich, weil sie keinen eigentlichen Gegner hat, sondern mit dem Scheingegner die selbe Straße zieht, von ihm in Fesseln gelegt, eingefangen in seine Denkweise, widerwillig und unbewußt in Banden. Dann hat bei den vielleicht heftigsten Verwerfungen, die wesentliche Diskussion doch noch gar nicht begonnen" (Jaspers, K. 1973:XLII):

Und so fehlt den propagierten Entwürfen jegliche Widerständigkeit gegen die Ideologien der Architektur, Stadt- und Grünplanung und gegen Lebensbedingungen, die dazu beitragen, die Arbeit der Haus- und Familienfrauen auszubeuten. Diese Art von Frauen, über die 'Frau' nachzudenken und für die 'Frau' zu entwerfen, bringt nur immer wieder die 'Hausfrau' hervor. 'Frausein allein ist eben noch kein Programm' (vgl. Strobl, I. 1989; dazu auch Berger, P.L./ Kellner, H. 1984:93).

## Literaturverzeichnis

- Bednar, Beatrice et al.** (1995): "Der Stil der Ökonomie". Studienarbeit am FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung, der GhK, Kassel.
- Bekeszus, Katrin** (1995): "Ein Plan für Kirchditmold". In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 37 der Kasseler Schule, Kassel.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika** (1983): "Geschlechtliche Arbeitsteilung im Kapitalismus". In: Bennholdt-Thomsen, Veronika/ Mies, Maria/ von Werlhof, Claudia (1983): "Frauen, die letzte Kolonie - Zur Hausfrauialisierung der Arbeit"; Technologie und Politik Heft 20. Reinbek.
- Bennholdt-Thomsen, Veronika** (1987): "Die Ökologiefrage ist eine Frauenfrage - Zum Zusammenhang von Umwelterstörung, Kapitalakkumulation und Frauenverachtung". In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Heft 19/1987. Köln.
- Berger, Peter L./ Kellner, Hansfried** (1984): Für eine neue Soziologie - Ein Essay über Methode und Profession". Frankfurt am Main.
- Bloch, Ernst** (1935/1985): "Erbschaft dieser Zeit". Frankfurt am Main.
- Bock, Gisela; Duden, Barbara** (1977): "Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit". In: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.): "Frauen und Wissenschaft - Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen Juli 1976". Berlin.
- Böse, Helmut** (1981): "Die Aneignung von städtischen Freiräumen - Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraumes". Arbeitsberichte des FB Stadt- und Landschaftsplanung Heft 22. Kassel.
- Boljahn, Urte** (1994): "Bauen und Wohnen aus Frauensicht". Niedersächsisches Frauenministerium (Hrsg.), Hannover.
- Bourdieu, Pierre** (1993): "Haute Couture und Haute Culture". In: Bourdieu, Pierre (1993): Soziologische Fragen. Frankfurt am Main.
- Dams, Carmen** (1990): "Die 'produktive Bedürftigkeit' der angestrengten Junggesellenkultur". In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 16 der Kasseler Schule, Kassel.
- Freudenthal, Margarete** (1934/1986): Gestaltwandel der städtischen, bürgerlichen und proletarischen Hauswirtschaft (Diss. von 1933). Frankfurt am Main.

- Glaesener, Nadine** (1995a): "Frauenspezif im Wettbewerb", Studienarbeit am FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung, der GhK, Kassel.
- Glaesener, Nadine** (1995b): "Mit Mühe und Not - Der frauenspezifische Entwurf". Mnskr. zur Diplomarbeit am FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung der GhK, Kassel.
- Gropius, Walter** (1931): "Flach-, Mittel- oder Hochbau?", In: Moderne Bauformen Heft 7, Juli 1931, Stuttgart.
- Habermas, Jürgen** (1962/1990): "Strukturwandel der Öffentlichkeit". Neuwied. Berlin
- Hausen, Karin** (1976): "Die Polarisierung der 'Geschlechtscharaktere' - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben". In: Conze, Werner (Hrsg., 1976): "Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen." Stuttgart.
- Heimrich, Bettina/Rühling, Sonja** (1988): "Freiräume im Sozialen Wohnungsbau?" Arbeitsbericht des Fachbereichs 13, Stadt- und Landschaftsplanung, der GhK Heft 84, Kassel.
- Hörlein, Lolita/Rau, Petra** (1983): "Grün allein genügt nicht". Arbeitsbericht des FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung, der GhK Heft 51, Kassel.
- Hülbusch, Inge Meta** (1978): "Innenhaus und Außenhaus - Umbauter und sozialer Raum". Schriftenreihe der OE Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der GhK Kassel. Heft 033. Kassel.
- Jaspers, Karl** (1932/1973): "Philosophie I - Philosophische Weltorientierung". Berlin, Heidelberg.
- Kirsch, Peter** (1993): "Über den sparsamen Gebrauch der Bau-Gründe". Diplomarbeit am FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung, der GhK, Kassel.
- Kulla, Jörg** (1995): "Verwendung statt Verschwendungen". Diplomarbeit am FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung, der GhK, Kassel.
- Libreria delle donne di Milano** (1991): "Wie weibliche Freiheit entsteht - Eine neue politische Praxis". Berlin.
- Lihotzky, Margarethe** (1927): "Rationalisierung im Haushalt". In: Mohr, Christoph; Müller, Michael (1984): "Funktionalität und Moderne". Frankfurt am Main.
- Magistratsabteilung 57** (1995): "Materialiensammlung Frauen-Werk-Stadt Wien". Wien.
- Mehli, Reto** (1995): "Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu". In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 37 der Kasseler Schule, Kassel.
- Meyer, Sibylle** (1982): "Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit". Frankfurt am Main.
- Mies, Maria** (1985): Subsistenzproduktion, Hausfrauensierung, Kolonisierung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 9/10: 115-124. Köln.
- Mies, Maria** (1988): "Patriarchat und Kapital". Zürich.
- Morgenstern, Christian** (1993): "Alle Galgenlieder", Kehl.
- Oikodrom - Stadtpläne** (1994) Heft 1, Forum nachhaltige Stadt. Wien.
- Perspektiven** (1994): "Frauen-Werk-Stadt". Perspektiven Heft 1/2, 1994. Wien.
- Protze, Käthe** (1995a): "Ohne Göd - Ka Musi - Die Zentralisierung der Hauswirtschaft ...". In: Coop Landschaft (Hrsg., 1995): "Wiener 'Geschichten'". Wien.
- Protze, Käthe** (1995b): "Frauenspezifische Planung ist Entwurf". In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 34 der Kasseler Schule, Kassel.
- Schneider, Gerda** (1989): "Die Liebe zur Macht". In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 15 der Kasseler Schule, Kassel.
- Schultz, Dagmar** (1997): "Unterschiede zwischen Frauen - ein kritischer Blick auf den Umgang mit 'den Anderen' in der feministischen Forschung weißer Frauen". In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Heft 2. Köln.
- Strobl, Ingrid** (1989): "Frausein *allein* ist kein Programm". Freiburg im Breisgau.
- Taut, Bruno** (1924): "Die neue Wohnung". Leipzig.
- Turner, John F.C.** (1978): "Vereidlung durch Architektur - Plädoyer für eine politische Gegenarchitektur in der dritten Welt". Hamburg.
- Veblen, Thorstein** (1899/1989): "Theorie der feinen Leute - Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen". Frankfurt am Main.
- von Werlhof, Claudia** (1983): "Der Proletarier ist tot. Es lebe die Hausfrau?". In: Bennholdt-Thomsen, Veronika/ Mies, Maria/ von Werlhof, Claudia (1983): "Frauen, die letzte Kolonie - Zur Hausfrauensierung der Arbeit"; Technologie und Politik Heft 20. Reinbek.
- von Werlhof, Claudia** (1991): "Geistig gebären? Frauen und Computerarbeit". In: von Werlhof, Claudia (1991): "Männliche Natur und künstliches Geschlecht." Wien.
- Weber-Kellermann, Ingeborg** (1974): "Die deutsche Familie - Versuch einer Sozialgeschichte". Frankfurt am Main.
- Wohnen in Hessen** (1994): "Realisierungswettbewerb Frauengerechtes Bauen und Wohnen". Hessisches Ministerium für Landesentwicklung, Wohnen, Landwirtschaft, Forsten und Naturschutz. Wiesbaden.
- Zimmermann, Janos** (1977): "Wohnverhalten und Wohnbedürfnisbefriedigung als Abhängige der Wohnumwelt". Institut für Regionalwissenschaften der Universität Karlsruhe, Karlsruhe.

# **Vom hartnäckigen Fortbestehen eines kleinen Bauernhofes**

**oder**

## **Ein Dickkopf kommt selten allein**

**Begrüßungsrede zum 22. Hoffest des Fögenhofes**

**gehalten von der Teilzeitbäuerin**

**Veronika Bennholdt-Thomsen**

*Seit 1949 haben in Westdeutschland 1,1 Mio. Betriebe geschlossen... Von den 550 000 verbliebenen Höfen sind fast die Hälfte Zu- und Nebenerwerbsbetriebe... 1981 - 1985 ist die Zahl der Höfe jährlich um 2% zurückgegangen, 1985-1990 um 2,6%, 1990-1994 um 3,3%... Die Zahl der Betriebe mit 15 Ha und mehr ist seit 1949 um 28 000 Betriebe angestiegen, während die Zahl der Betriebe von 1-15 Ha um 1,124 Mio abnahm... In NRW liegt die Schwelle unterhalb derer die Betriebe ab- und oberhalb derer sie zunehmen seit 1990 bei 50 Ha<sup>1)</sup>... Der Fögenhof liegt im südöstlichen NRW, hat 17 Ha, ist ein Vollerwerbsbetrieb mit biologisch organischem Anbau und artgerechter Rinderhaltung und er besteht seit 1733 bis heute fort.*

### **Hilfe mit Hand, Herz und Verstand**

Heute feiern wir das 22. Hoffest des Fögenhofes. Seid alle herzlich willkommen! Früher sagte man "Erntedankfest" und es waren alle jene dabei, die geholfen hatten, die Ernte einzubringen und die dafür gesorgt hatten, daß sie etwas wird. Es fand jedes Jahr statt, selbstverständlich, ohne Einladungen, denn es lebten sowieso alle auf dem Hof oder am Ort, automatisch und ohne große Reden. Wenn das letzte Bünd eingefahren worden war, wurde gefeiert. Aber die Zeiten haben sich geändert und auch die Zusammenhänge.

Vor 22 Jahren hat der Bauer dieses länger vorbereitete, größere Fest, das sog. Rübenfest, geschaffen, um sich bei all jenen zu bedanken, die ihm, weitgehend unentgeltlich, beim Rübenhacken geholfen hatten und die sonst nicht am Hof und auch nicht mehr in der Landwirtschaft arbeiteten. Sie taten es zusätzlich zu ihrer sonstigen Arbeit, vormittags, wenn die Kinder in der Schule waren, oder am Wochenende. Auf dem Hof spiegelte sich damit die allgemeine Entwicklung. Schon 1960 waren nur noch 14% der Erwerbstätigen der BRD in der Landwirtschaft tätig, 1980 waren es sogar wieder fast 2/3 weniger, nämlich 5,2% und 1993 waren es gerade noch 3% (Inst. der dt. Wirtschaft, Zahlen 1994).

Heute kommen viele unserer Gäste schon von ganz schön weit her, aus Frankfurt, Köln und Bremen, aus Kassel, Bielefeld und Berlin. Eure Art zu helfen ist vielfältiger geworden. Dennoch habt Ihr alle geholfen, die Ernte einzubringen, in einem direkten und in einem indirekten Sinn, und dafür sei Euch besonders gedankt. Ihr habt den Hof praktisch, ideell und materiell unterstützt, indem Ihr tatkräftig mitangepackt habt, indem Ihr Aufmunterung und gute Gedanken beigesteuert habt und indem Ihr vom Hof gekauft habt. Diese Hilfe soll heute einmal in der Weise gewürdigt werden, daß ich beschreibe, wieviel sie für den Bauern und den Hof bedeutet.

<sup>1)</sup> Zahlen: Deutscher Bauernverband, Situationsbericht 1995

Ich fange mit dem scheinbar Geringsten an. Man mag denken, daß vom Hof kaufen nicht gerade jene "Verbundenheit" darstellt, von der wir in unserer Einladung sprechen. Doch!, das meinen wir durchaus. Einmal, weil es de facto so ist, zum anderen, weil wir es so wollen, und schließlich, weil es auch gar nicht anders als nur so geht.

Die Weise, wie auf diesem Hof gewirtschaftet wird, mit viel Handwerk, wo der Bauer jedes Eckchen kennt und selbst bearbeitet, ohne Lohnarbeit, wo wir jede Kartoffel mindestens einmal in der Hand gehabt haben, weil sie mit Hand auf- und ausgelesen werden, und wo jedes Tier einen Namen hat, auf so einem Hof herrschen andere Maßstäbe, als in der Agrarfabrik von Bauer Ewald. Hier geht es nicht nur ums Geld, auch nicht in erster und auch nicht in zweiter Linie. Es geht um ein gutes, würdiges und erfülltes Leben: "leten, drinken, liewen un arweggen". In diesem Sinne wollen wir auch eine andere Verkaufsbeziehung, nämlich keine bei der Geld und Waren einen Keil zwischen die Menschen treiben, sie voneinander trennen, statt sie zu verbinden. Wir wollen sie so, wie sie de facto auch läuft: Nicht anonym, sondern zwischen Freunden und Bekannten, über die auch wieder neue Freundschaften und Bekanntschaften geknüpft werden. Und wenn man so arbeitet, wie hier, dann geht es auch gar nicht anders. Denn wir wären jeder noch so schlecht geölten Verkaufsmaschine hoffnungslos unterlegen.

Geholfen habt Ihr auch durch Ermunterungen und durch die positive Einstellung zu dem, was hier geschieht. Gute, positive Gedanken waren nötig, um dem Bauern die Stärke zu geben, weiterzumachen, gegen die Kritik, die Anfeindungen und verletzende Nachrede, die vor allem die Umstellung auf Bioanbau zur Folge hatte und teilweise immer noch hat, wenn es auch weniger geworden ist.

Wir machen es anders, gegen den Strom der Zeit. Aber so, wie wir es machen, geht es auch, nämlich durch Eure Hilfe. Die ist auch bitter nötig, weil es für die Produkte aus dem Bioanbau kein Vermarktungsnetz gibt. Das muß der Bauer sich mühselig selbst aufbauen, was unendlich viel Arbeit und Rennerei, zusätzlich zum arbeitsaufwendigeren Bioanbau bedeutet, für den eigentlich sowieso mehr Leute vonnöten wären. So aber macht Albert Bauer hier alles alleine, von der sporadischen Hilfe anderer einmal abgesehen, die freilich unendlich viel und umso mehr bedeutet.

In der Vermarktung sieht das so aus. In dem leider 100 km entfernten Bielefeld, aus dem ich komme, kümmere ich mich, unterstützt von einigen NachbarInnen und FreundInnen, um die Verteilung von Kartoffeln, Fleisch, Getreide und Lagergemüse. In einem anderen Stadtviertel hat B. das gleich ganz spontan für ihre gesamte Nachbarschaft organisiert. Die Kölner Freunde legen die Zeiten der Mithilfe auf dem Hof zusätzlich so, daß sie Produkte mit nach Köln nehmen können, - die sie dort auch noch herumfahren. Alberts Nichte nutzt ihre Reisen nach Essen, um wiederholt Getreide und Kartoffeln mitzunehmen.

Alle, die Ihr Euch die Produkte vom Hof besorgt, tut dies natürlich auch, weil Ihr damit etwas Gutes bekommt. Aber Ihr könnet ja auch in den Bioläden gehen. Freilich hat der Einkauf direkt vom Bauern den Vorteil, daß man selbst sehen kann, wie Tiere und Pflanzen tatsächlich behandelt werden, und ob und wem ich vertraue. Aber ich glaube nicht, daß dies der hauptsächliche Gedanke ist, der uns verbindet. Es ist auch eine Idee, die Vision von einer anderen als der herrschenden Lebensweise. Deshalb sind in unserem Zusammenhang Kauf und Verkauf mehr, als der bloße Austausch von Ware und Geld. Es geht auch nicht nur um ein gesünderes, biologisch-organisch produzier-

tes Essen, sondern es geht Euch allen, die Ihr diesem Hof besonders verbunden seid, auch darum, daß er weiter bestehen soll. Ihr wollt nicht, daß auch dieser Hof stirbt. Ihr wollt, daß die kleinbäuerliche Landwirtschaft und Kultur erhalten bleiben, daß Ihre Werte, die andere Moral, das andere Streben und die andere Weltanschauung nicht untergehen.

Deshalb sind die drei "Berliner Gören" auf diesen, ihnen erst einmal unbekannten Biohof gekommen und haben während 3 ihrer 5 Ferienwochen von morgens bis abends mitgearbeitet. Deshalb hat K. 3 Monate lang hier geschafft, haben C. und A. ein Wochenende lang gehackt und deshalb wachsen dann, wenn bekannt wird, daß die Kräfte hier etwas darniederliegen, auch die Hilfsangebote. So wie es gute FreundInnen hier im Ort schon seit Jahren, ja Jahrzehnten, getan haben.

Deshalb hat **Kiwi** die Hochschule aufs Land gebracht und verbindet Theorie und Praxis. Was sonst nur ein Lippenbekenntnis ist, wird hier tat - sächlich getan. Als alter Gärtner weiß er, daß Kopfwerk ohne Handwerk hohl bleibt. Er hat hier pflanzenkundliche Seminare durchgeführt, zu denen das Tabellenschreiben genauso gehört, wie Unkrauthacken und Disteln ziehen, Stroh einfahren und grüne Soßen sammeln. Und die StudentInnen finden das die genau richtige Methode und viele sind für Arbeitseinsätze wiedergekommen. Außerdem haben sie Bäume gepflanzt und kümmern sich seitdem auch darum. Sie praktizieren, was sie lehren und lernen, nämlich daß das Gesicht der Landschaft durch die Arbeit, die in ihr betrieben wird, erst geschaffen wird. Durch ihre Studien machen sie klar, daß das agroindustrielle Wirtschaften der Landschaft auch die Aggression aufprägt, mit der es gegen Pflanzen und Tiere vorgeht. Eine kleinbäuerliche Landwirtschaft hingegen gibt der Landschaft den friedfertigen Geist, den wir alle so sehr suchen, weil er sich auch uns mitteilt.

Wobei Friedfertigkeit gegenüber der Natur gleichzeitig zum Frieden zwischen den Menschen beiträgt. So kümmern sich W. und seine FreundInnen und Bekannten um den kleinen Biohof, weil sie wissen, daß bei seiner Kreislaufwirtschaft bestimmt kein Sojaschrot gefüttert wird, wofür der Regenwald und das Land für den Anbau von Lebensmitteln zerstört wird, die jene brauchen, für die sich ihre Gruppe "Dritte Welt und Umwelt" besonders einsetzt.



Foto: Christoph Theiling

Die meisten Menschen, die auf den Hof kommen, tun es, weil sie wissen, daß durch die kleinbäuerliche Umgangsweise mit Pflanzen und Tieren die Schonung der Umwelt, der Gesundheit und nicht zuletzt der Geschmack garantiert sind, die machen, daß wir das Lebensglück genießen können, statt ihm hinterherzurennen. Die Mehrzahl hat auch sofort mit Verständnis auf den Hinweis des Bauern reagiert, daß sie bei ihm kaufen sollten, schließlich kaufe er auch bei ihnen. Sie wissen noch etwas von der Kultur der bäuerlichen Gemeinschaft und wollen ihre Werte aufrechterhalten. Zuallererst jedoch tun dies die Bäuerinnen und Bauern von den benachbarten Höfen, die die gegenseitige Hilfe kräftig wieder haben aufleben lassen, ohne die es bäuerliches Wirtschaften nicht mehr gäbe.

Wie bäuerliches Wirtschaften heute aussieht, was damit bewirkt und vor allem auch vermieden wird, will ich im folgenden anhand des Fögenhofes erzählen. Es geht mir darum, den Sinn, den wir alle, die wir dem Hof verbunden sind, in dieser Wirtschafts- und Lebensweise fühlen und erahnen, einmal genauer zu benennen.

### **Wie und warum ein Kleinbauernhof erhalten wird: Dichtung und Wahrheit**

Der Fögenhof hat 17 ha Land. Es gibt ihn seit über 260 Jahren in dieser immer annähernd gleichen Größe. In der alten Zeit, die allgemein als Zeit der Knappheit gesehen wird, hat er vielen Menschen und mehreren Generationen ein gutes Auskommen ermöglicht. Heute, in der modernen Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten, wundern sich alle, daß "so ein kleiner Hof überhaupt überleben kann". Irgendetwas ist da offensichtlich aus dem Lot geraten.

Was ist passiert? Die Erträge haben zugenommen, die Zahl der Leute, die sie erwirtschaften hat abgenommen. Eigentlich müßte es denjenigen, die geblieben sind, besser gehen als früher. Zugleich aber ist der Erlös gesunken und er ist weniger wert als früher, denn die Erwartungen sind auch gestiegen. Wenn man allerdings sieht, mit wie wenig an Konsum Albert und die Seinen zufrieden sind, dann glaube ich nicht, daß sich auf diesem Hof die Erwartungen an ein gutes Leben in den 260 Jahren seiner Existenz wesentlich geändert haben. Was in den letzten Jahren passiert, ist, daß der Erlös im Vergleich zum Aufwand an Investitionen und Arbeit und im Vergleich zu anderen Waren stetig sinkt. Nehmen wir nur die Getreidepreise. Vor 12-15 Jahren brachte der Doppelzentner Weizen noch 50.- DM; heute ist es gerade die Hälfte. Das gilt für den konventionellen Weizen. Im Biosektor passiert aber rapide dasselbe. 1994 bringt der DZ im Großhandel maximal 65.- DM ; noch vor 5 Jahren wurde er nicht unter 100.- DM gehandelt. Noch 10 Jahre so weiter und es gibt keine Bauern mehr, auch keine Landwirte mehr, sondern nur noch Agrarfabriken.

### Wofür sind Subventionen gut?

Vielen fällt es schwer zu glauben, daß die Erlöse der kleinen Höfe so drastisch gefallen sein sollen, daß sie aufgeben müssen, denn, so wird häufig eingewandt, sie würden doch subventioniert. Das ist richtig, aber sie werden damit nicht unterstützt, sondern sie werden kaputt-subventioniert. Das geht so. Die Subventionen werden pro Hektar gegeben. Nach den 1994 herrschenden Bedingungen würde das zum Beispiel bedeuten, daß ein Betrieb von 375 ha bei durchschnittlich 240.- DM pro Hektar (die Subventionen sind nach Ackerfrucht, Art der Stilllegung und des Viehbestandes unterschiedlich) 90 000.- DM im Jahr bekommt (90 000.-DM ist in Westdeutschland die obere

Subventionsgrenze), noch bevor überhaupt irgendein Handschlag gemacht worden ist. Ein Betrieb von 17 ha bekommt entsprechend 4080.-DM im Jahr. Beim Biohof sind es 200.- DM pro Hektar Extensivierungsprämie mehr, insgesamt also 7 480.-DM im Jahr, immer noch weniger als der konventionelle große Hof im Monat bekommt.

Und wer hat, dem wird gegeben. In Wirklichkeit bekommen die Großen noch viel mehr. In der europäischen Union binden 50% der Fläche 80% der Subventionen und sie gehen an nur 20% der Betriebe, an die, die eben die Hälfte der Fläche kontrollieren. Um mithalten zu können, - was in Wirklichkeit gar nicht geht -, um überhaupt für die Preise arbeiten zu können, die die Großen sich aufgrund des Batzens an Subventionen und der hohen Stückzahlen leisten können, haben die Kleineren rationalisiert, d.h. mechanisiert und chemisiert, ganz wie die Landwirtschaftskammern ihnen geraten haben. Die meisten haben sich dabei folgerichtig auch übernommen. Der Rest, diejenigen, die sich nicht zu hoch verschuldet haben, haben sich kaputt gearbeitet. Dieses Leben wollen die Kinder nicht führen. Deshalb will keiner den Hof weitermachen. Für die Alten ist das doppelt bitter. Ihr Stolz, den Hof trotz allem gehalten zu haben, zerrinnt zu einem sinnlosen Opfer, einer Narretei à la Don Quijote.

Die Agrarpolitik, die ja ganz im Trend der Epoche der Wachstumsökonomie liegt, hat gesiegt. Über ihre Orientierung können, trotz aller vernebelnder Propaganda, die Tatsachen nicht hinwegtäuschen. Subventionen sind dazu da, um die Bauern zum Aufgeben zu bringen und um die Agrarfabriken zu fördern. Daß der Weg dorthin von absurden agrarpolitischen Regelungen gepflastert ist, die gesamtwirtschaftlich eine unglaubliche Verschwendug zur Folge haben, stört die Verfechter dieses Ziels überhaupt nicht. Wie aber kann solch eine Politik der menschlichen und der wirtschaftlichen Tragödien überhaupt gerechtfertigt werden?

### Stoppt die industrielle Landwirtschaft den Hunger in der Welt?

Ein Argument für die industrielle Konzentration der Landwirtschaft lautet, daß Agrarfabriken notwendig seien, um den Hunger in der Welt zu stoppen. Kleine Bauern könnten die Weltbevölkerung nicht ernähren, sie würden nicht genug, weil nicht effizient genug produzieren. Trotz der bekannten wachsenden Überproduktion in der EU und der Maßnahmen, wie Stillegungsprämien, gibt es anscheinend immer noch Leute, die dem Hungerargument glauben. Tatsächlich aber hat die EU im letzten Jahr (1993) z.B. 2,5 Millarden Kilo Obst und Gemüse vernichtet. Das hat, diese Verschwendug einmal in Geld ausgedrückt, die EU Steuerzahler 1,2 Millarden DM gekostet (FR 19.8.1994). Wirklich katastrophale Auswirkungen hat es aber erst, wenn die europäischen Überschüsse nicht vernichtet, sondern in die armen Länder verfrachtet werden. Vorher werden die Preise nämlich im Zuge der sog. Entwicklungshilfe heruntersubventioniert. So wurden z.B. 1993: 20 Milliarden DM Exportsubventionen gezahlt, die hier natürlich in den Taschen der multinationalen Handelskonzerne und der Agrarfabriken à la Freiherr Heremann landen und nicht in denen der Bauern oder Landwirte. Im Gegenteil, deren Erzeugerpreise werden dadurch nur gedrückt. In der Dritten Welt aber werden die Bauern dadurch ruiniert, denn sie vermögen ihre eigenen Produkte nicht mehr zu verkaufen, und damit wird eine unabhängige Landwirtschaft zerstört. Viele Menschen, allen voran die Landbevölkerung werden dadurch erst recht in den Hunger getrieben, was sie dann wieder zu Empfängern von Hunger- und Katastrophenhilfe aus der EU macht, - ein einträgliches Geschäft für die hiesigen Agrarfabriken.

Selbst für die Lebensmittelversorgung innerhalb der Entwicklungsländer stimmt nicht, daß dort dafür große, sog. effiziente Betriebe nötig wären. Die nämlich versorgen nicht die einheimische Bevölkerung, denn das garantiert nicht genug Profit, sondern exportieren. Auch zu den schlimmsten Hungerzeiten, wurden aus der Sahelzone Gemüse, Obst und Blumen exportiert (iz3w, 1984: 105-109). Wobei ein großer Teil der Dürrekatstrophe bereits ein Ergebnis der Modernisierung der Landwirtschaft war. Denn in Folge von Entwicklungsprojekten für die agrarische Produktionssteigerung ist es zu Überweidung und zum Absenken des Grundwasserspiegels gekommen. M.a.W. agroindustrielle Produktion schafft Hunger, weil sie die Bauern ruiniert, hier wie dort.

### Überbevölkerung: Sind wir zuviel Menschen für zuwenig Nahrungsmittel?

Und noch auf ein weiteres Argument für die Förderung von Agrarfabriken will ich eingehen, das gerade in den letzten Wochen vermehrt in den Zeitungen auftaucht: die Überbevölkerung. Das Bevölkerungswachstum in der Dritten Welt sei so rasant, daß die Nahrungsmittelproduktion damit nicht würde Schritt halten können. Deshalb müsse verstärkt in die Landwirtschaft investiert und das Bevölkerungswachstum durch intensivierte Familienplanung gedrosselt werden. So lautet das Ergebnis einer neuen Studie des Worldwatch - Instituts in Washington unter dem Titel "Full House". Erstaunlicherweise wird darin die Sorge um die zukünftige Ernährung der Welt sogar mit einer Kritik an den technologischen Lösungen verbunden. Die technologische Steigerung der Agrarproduktion sei an ihre Grenzen gestoßen, außerdem führe sie zur Umweltzerstörung, durch die die Knappheit wieder zunähme. Wie wahr, denkt man, bis man merkt, daß hier halbe Wahrheiten gesagt werden, um große Lügen zu verbreiten!

Zuerst einmal wird von den Zusammenhängen abgelekt. Immer nämlich sind die anderen Schuld an den Dilemmata dieser Welt, diesmal, daß sie zuviele Leute seien und zu wenig Nahrungsmittel produzieren würden. Aber was kümmert das Washington eigentlich? Beides trifft schließlich für Nordamerika, Europa und die anderen Länder des Nordens nicht zu. Nach über 30 Jahren massiver Entwicklungshilfe (seit 1960 werden die sog. internationalen Entwicklungsdekaden ausgerufen), die zu ebenso massiver Verarmung und Profitmacherei geführt hat, bin ich nicht mehr bereit, an die vorgespiegelte Selbstlosigkeit dieses Nachdenkens zu glauben. Erst recht nicht, wenn es sich um ein Institut von Lester Brown handelt, dem Verfechter der sog. Grünen Revolution (Brown 1970), durch die die Bauern verdrängt werden und durch die die Saatgutmultis und die Chemiekonzerne die Kontrolle über die Landwirtschaft der Entwicklungsländer gewonnen haben und Billionenprofite scheffeln. Jetzt sollen die Pharmaconzerne durch die Verhütungsmedikamente, die Millionen von Frauen aufgezwungen werden, scheffeln.

Wie wäre es, wenn statt der guten Ratschläge an den Rest der Welt, Lösungen gegen die Umweltzerstörung durch die Industrien, Technologien und den Konsumismus des Nordens ersonnen und die Überproduktion durch umweltschonenden biologischen Anbau abgeschaafft würde? Und selbst wenn man sich auf das rassistische Argument einmal einläßt, daß das Bevölkerungswachstum in den Entwicklungsländern ein Problem sei, erfährt man, daß es z.B. zu allenfalls 10% für die Zerstörung der Ozonschicht zuständig wäre, Technologie und Konsumverhalten der Bevorteiligen dieser Welt aber zu 90% (FR 30.8.94).

Außerdem stimmt es nicht, daß die agrartechnische Steigerung an ihre Grenzen gestoßen sei, m.a.W. uns nun leider nicht mehr weiterhelfen könnte, sondern sie hat den Hunger und das rasante Bevölkerungswachstum erst hervorgebracht. Dadurch, daß die Bauern durch Wachstumsmaßnahmen auch in diesen Gegenden vom Land vertrieben worden sind, ist den Menschen nämlich auch die selbständige Entscheidung über ihre Kinderzahl genommen worden. Denn der einzige Reichtum der ihnen geblieben ist, sind die Kinder, die ebenso auch die einzige Zukunftssicherung sind. Konsolidierte Bauerngesellschaften hingegen wußten immer eine Balance zwischen Geburten und verfügbarem Land zu halten. Jedoch statt Agrarreformen und einer Wirtschaftspolitik zugunsten der Mehrheit der Bevölkerung wird heute die Geburtenkontrolle durch polizeistaatliche, faschistische Methoden der Kontrolle, vor allem über Frauen im gebärfähigen Alter, durchgeführt.

Es ist schlichtweg eine Lüge, daß die Bevölkerungszahl das Problem für den sozialen Frieden auf dieser Welt sei, wie in der Worldwatch Studie behauptet wird. Das Problem ist der alles verschlingende Konsumismus der Menschen in den überindustrialisierten Ländern und die scheinbar unaufhaltsame Ausbreitung der Macht und des Einflusses der Weltbank, des Internationalen Währungsfonds, der Gatt und der großen Konzerne, wie Daimler Benz, Siemens, RWE, Bayer, BASF, Thyssen, Metro, Tengelmann und wie sie sonst noch heißen, die die Wirtschaft des Konsumismus ständig weiter verbreiten. Das zeigen schon die Zahlen. Während sich die Weltbevölkerung seit 1950 von 2,5 Milliarden auf 5,5 Milliarden mehr als verdoppelte, wuchsen die Güterproduktion und die Dienstleistungen (sog. Weltwirtschaftsleistung) um das fünffache und der Welthandel hat sich nahezu verdreizehnfacht (FR 15.6.93, NW 24.12.93).

Hauptkonsumenten sind wir im Norden des Erdballs, Hauptabsahner die internationa- len Multis.

Ein Viertel der Menschheit auf der Nordhalbkugel der Erde konsumiert das zehnfache an Ressourcen, Energie und Gütern dessen, was der Rest der Menschheit, nämlich die Mehrheit, verbraucht. Entsprechend mehr Müll und Umweltzerstörung stammt von uns. Derweil geht die Konzentration in großen Multis, die den ganzen Prozeß ständig neu anheizen, weiter. Nehmen wir Deutschland und den Bereich, von dem wir hier sprechen. Bei uns kontrollieren nur 10 Unternehmen 74% des gesamten Lebensmittelhan- dels. Zusammen mit nur weiteren 40 Unternehmen kontrollieren sie 95 % (Landwirtschaftliches Wochenblatt Nr.34, 1994). Wie absurd es ist, wenn nationale Gefühle zur Verteidigung vorgeblich nationalen Besitzstands mobilisiert werden, zeigt sich an den übernationalen Konzernen, denen es völlig egal ist, wo ihr Gewinn her- kommt und wo sie "residieren". Die größten Nahrungsmittelhändler bei uns haben so klingende deutsche Namen wie Unilever, Nestlé und Kraft-Jacobs-Suchard. Kein Wunder, daß die Multis mit Hilfe von Gatt einen ständig liberaleren Welthandel durchsetzen wollen, denn ihr Jagdrevier ist international. Als Folge dieser Entwicklung werden die Bauern, kleinen Handwerker und Gewerbetreibenden ruiniert werden. Da auch der Ausweg, Lohnarbeit zu tun, nicht zuletzt durch stetig fortschreitende Rationalisierung versperrt wird, wächst die Massenarbeitslosigkeit. Das gilt hier wie dort, nur daß die Folgen aufgrund der bestehenden Weltwirtschaftsstruktur in der Dritten Welt wesentlich drastischer sind. Zu erwarten ist eine "Gattastrophe" (FR 12.4.94).

## **Mitgefangen, mitgehangen**

Aber die Vernichtung der Bauern und die Dominanz der Agrarfabriken wird von der Mehrheit der Menschen bei uns mitgetragen, insgesamt die ganze Philosophie der überindustrialisierten Wegwerfgesellschaft. Je mehr und je billiger umso besser, gilt als typische VerbraucherInnenhaltung auch für die Nahrungsmittel. Aber mitgefangen, mitgehangen: Die Quittung ist die Verseuchung unserer natürlichen Umwelt, des Wassers, der Luft, des Bodens, unserer Lebensmittel, ist die Arbeitslosigkeit und - schlimmer noch - die Zerstörung der Grundlagen, sich durch eigene Arbeit den Lebensunterhalt erwirtschaften zu können. Hinter unserem scheinbar unbedeutsamen Umgang mit dem alltäglichen Essen steckt in Wirklichkeit eine ganze Welt, die wir dadurch mitgestalten.

Hinter dem achtlosen, nur auf die Preise bedachten Einkauf von Nahrungsmitteln steckt die industrielle Massenproduktion mit ihren Düngemitteln, Herbiziden, Fungiziden, Pestiziden, stehen die Pharmaka und stehen die gequälten Tiere, wie uns Pohlmann gerade wieder bewiesen hat. Hinter dem vorgeblichen "natürlichen" Recht der freien Wahl zwischen allen Früchten dieser Erde, unabhängig von Ort und Saison, stecken die weiten Wege, die Erdöl verschlingen, die Luft verpesten, wahlweise die Ozonschicht zerstören oder die Luft übermäßig mit Ozon anreichern, steckt die Hungersnot in der Sahelzone und die Abholzung des Urwalds für den Anbau von Soja, womit hier die Schweine gemästet werden. Aber früher oder später rächt sich diese Gedankenlosigkeit gegenüber dem Alltäglichen und das Verdrängte kehrt in Form von Vergiftungen, Krankheiten, Hautleiden usw. zu uns zurück.

Alle diese Zusammenhänge sind bekannt und seit Jahren in der Diskussion. Aber wieder setzt sich bei der Suche nach Lösungen der entstandenen Probleme die technische Sicht durch. Es wird gemessen und analysiert, Grenzwerte werden festgelegt und all das wird durch Kontrollverbände überwacht. Wieder sind es die anderen Schuld und nicht man selbst. Technik und staatliche Kontrolle ersetzen die Veränderung der eigenen Verhaltensweise und die eigene Verantwortung. Wieder wird alles mit Geld geregelt, so als würde das Geld von aller Schuld und Verantwortung reinwaschen.

## Auf dem Weg zur Industrialisierung der Biolandwirtschaft?

Aber das funktioniert nicht. Etikettenschwindel über die Herkunft der Nahrungsmittel, Salmonellen, Rinderwahnssinn, genmanipulierte Milchprodukte ohne Anzeigepflicht sind nur die Spitze des Eisbergs. Für eine Veränderung wesentlich wichtiger als Technik, Kontrolle und Geld ist die Weise, wie die Menschen miteinander verkehren. M.a.W., die gesündere, umweltschonende Landwirtschaft ist nicht in erster Linie ein technisches, sondern ein soziales Problem. Aber da sich viel zu wenig Leute an diese Weisheit halten, wird selbst die Lösung der landwirtschaftlichen Umweltprobleme durch den Bioanbau nichts fruchten. Wenn sich die Industrialisierung der Biolandwirtschaft, angeheizt durch die riesigen Flächen Ostdeutschlands, durchsetzen sollte, dann ist wieder alles verloren. Übrigens hat in diesem Fall der Sozialismus den westdeutschen (Agrar) Politikern die Drecksarbeit abgenommen. Er hat das Weichen im "wachsen oder weichen" bereits erledigt.

Um ein Beispiel aus dem letzten Biolandheft zu nehmen. Ich wüßte gerne, wie in einem Biobetrieb mit 18 000 Legehennen ein verantwortungsvolles Verhältnis zwischen Mensch und Tier aufrechterhalten werden soll. Daran glaube ich auch dann nicht, wenn

"nur" 2000 Hennen, zusammengefaßt in Gruppen von 50 Tieren jeweils eine Stalleinheit bilden. Zwar fehlen Herrn Konstantin von Löbbecke dann immer noch ein paar 200 000 Hennen, um die Größe eines Pohlmann-Stalles zu erreichen, - und wenn er die Belegung eines ganzen Stalles verenden lassen würde, wäre er im Gegensatz zu Pohlmann vermutlich ruiniert - dennoch sind 18 000 Tiere nichts anderes als bloße eierlegende Gewinnertragsmaschinen, mag sich dies biologisch organisch nennen oder nicht. Kein Wunder, daß es "leicht zu Kannibalismus" kommt, wie in der Zeitschrift berichtet wird, was aber "an ihren scharfen Schnäbel(n)" liegen "und bei einem nicht ganz ausgewogenen Futter" passieren soll (bio-land 4/94, S.6). Das eigene Frühstücksei holt sich Herr von Löbbecke besser von der friedlichen Hühnerschar der Bäuerin nebenan.

#### Wie konsequent bäuerlich ist die Arbeitsgemeinschaft bäuerlicher Landwirtschaft (AbL)?

Die Faszination der großen Zahl und der Gewinnmaximierung macht selbst vor der AbL, der Organisation der oppositionellen Bauern nicht halt, sodaß so mancher aus ihren Reihen Gefahr läuft, dafür das Ziel der AbL, nämlich die Aufrechterhaltung der kleinbäuerlichen Landwirtschaft, aus den Augen zu verlieren. Das geschieht aber, wenn, wie vor einem Jahr, die Obergrenze des Stallbesatzes im AbL geförderten Neulandprogramm von 300 Schweinen, was sowieso schon viel zu viel war, auf 400 erhöht wird. Hier wiederholt sich im Rahmen von Neuland, dem Programm für artgerechte Tierhaltung, dasselbe wie insgesamt in der westdeutschen Landwirtschaft. Der Landwirt mit 400 Schweinen kann sich durch den höheren Gewinn eine Technik leisten, die den Abstand zum kleinen Bauer noch vergößert. "Wachsen oder weichen" scheibchenweise und diesmal alternativ. Dabei hatte die AbL vor Jahren selbst vorgerechnet, daß in einem Stall mit 50 Kühen die Milch für 49 Pfg./Liter gemolken werden kann, wohingegen sie bei 12 Kühen 62 Pfg./Liter kosten muß. Konsequenz: Besser der kleine Bauer verläßt Neuland, noch dazu, weil der Beitrag für ihn außerdem teurer ist, als für die großen, und die Leute, die Schweinefleisch essen wollen, kommen direkt zu ihm.

Man mag einwenden, daß nicht jeder beim Bauern kaufen könne. Das bezweifle ich. Dann sollten die Leute eben, statt als Freizeitgestaltung zum Shopping in die Innenstädte oder zur Landesgartenschau zu fahren (wie eine neuere Studie offenbart), aufs echte Land fahren. Dies, so wird bei solchen Überlegungen kritisiert, sei moralisch argumentiert. Ja, natürlich ist das moralisch argumentiert! Und was soll daran schlecht sein? Die Zehn Gebote des ausgehenden 20. Jhdts. sehen nun mal anders aus, als zu Moses Zeiten. Außerdem aber stellt sich das Problem tatsächlich genau umgekehrt. Diejenigen, die beim Bauern kaufen könnten, tun es nicht. Selbst auf dem Land kaufen die Leute Milch, Eier, Butter, Fleisch, Gemüse und Kartoffeln im Supermarkt, statt bei der Bäuerin nebenan. Und der Supermarkt bezieht vom Großmarkt am Rand der nächsten Stadt und der wiederum bezieht aus Holland und Spanien, Israel, Kenia, Südafrika, Argentinien usw. Und die Bioläden machen genau dasselbe, beziehen vor allem aus den USA, wo der Bioanbau sich schneller und großflächiger ausgeweitet hat, aus Frankreich, der Türkei usw.

Kleine Biohöfe sind deshalb genauso in ihrer Existenz bedroht, wie konventionelle. Auch die Industrialisierung des Bioanbaus ist, wie gesagt, möglich und läuft schon, und es ist keine Kunst, die gleichen Probleme der Anonymität, der Gewinnmaximierung, des Preisdrucks, der Rationalisierung usw. vorauszusagen, wie in der konventionellen Agrarindustrie auch.

## Was bedeutet das Verschwinden der kleinen Bauernhöfe?

Es ist das unwiederbringliche Verlöschen einer besonderen Kultur, nämlich einer Kultur der Einsicht in das Not-wendige und der Freude am Notwendigen, der Genügsamkeit der alltäglichen Genüsse und des Bewußtseins, daß man Geld nicht essen kann. Mit dem kleinen Hof verschwindet das Wissen um Techniken, die aus der Erfahrung und dem sorgfältigen Beobachten entstanden sind. Daß eine Wiese nur solange eine Wiese mit ihren typischen Kräutern und Gräsern ist, wie sie, und zwar zum richtigen Zeitpunkt, gemäht und beweidet wird. Daß die Kräuter für die Gesundheit der Tiere wesentlich wichtiger sind, als der hohe Eiweißgehalt aus dem Futteranbau auf dem Acker oder gar aus Tierkörpermehl für die pflanzenfressenden Kühe, was ja bekanntlich Ursache des sog. Rinderwahnsinns ist. Mit den Bauernhöfen verschwindet ferner die Grundlage für ein regionales Wirtschaften, einen regionalen Geschmack und einen regional angepaßten Ackerbau mit einheimischen, klimatisch und geographisch angepaßten Sorten, statt der Weltmarktsorten der Saatgutmultis. Das sind außerdem meist Hybridvarianten, die nur zusammen mit den ganzen chemischen Anwendungen funktionieren; bei Tieren nur zusammen mit den pharmazeutischen Beimischungen im sog. ausgewogenen Markenfutter. Mit dem Verschwinden von Bauern verschwinden auch die Heiden, die Knicks, die Hecken, Streuobstwiesen, kleinen Wälder und Feuchtwiesen. Und wer sich durch die Idee von landespflgerisch geschützten "Reservaten" getröstet fühlt, sollte einmal unsere Gäste von der Landschaftsplanung in Kassel fragen und wird erfahren, in welch kurzer Zeit solchermaßen zum Zoo oder Museum gestempelte Landschaften, verkommen.

Für die Landschaft gilt genauso wie für Nahrungspflanzen und Tiere, daß mit ihnen nur dann moralisch verantwortungsbewußt umgegangen wird, wenn sie in einen konkreten, wirtschaftlichen Nutzen für das Lebens-Not-wendige und nicht für Zuwachsraten des Profits und irgendwelchen Luxus, eingebunden sind. Dafür brauchen wir die kleinen Bauern, vor allem die kleinen Biobauern. Sie sind darauf angewiesen, daß der Boden, das Kleinklima, die Bodenlebewesen und insgesamt die Tierwelt intakt und lebendig bleiben und daß der Stoffkreislauf auf dem Hof und das Wohlbefinden der Stall- und Weidetiere in Einklang miteinander sind.

In der bäuerlichen Wirtschaft herrscht, statt Plünderung und Gewinnmaximierung, das Prinzip der Gegenseitigkeit. Und sie kann nur weiterbestehen, wenn die Menschen, die sich von ihren Früchten ernähren, ebenfalls dieses Prinzip einhalten, so, wie es hier auf dem Fögenhof geschieht. Wir danken Euch, daß Ihr mit für diese Kultur der Gegenseitigkeit sorgt. In diesem Sinne haben wir alle zum Gelingen der Hofwirtschaft in diesem Jahr beigetragen und sollten jetzt aus vollem Herzen das Erntedankfest feiern.

## Literatur

Brown, Lester, Seeds of Change, New York 1970

Deutscher Bauernverband e.V., Hg., Situationsbericht 1995. Zur wirtschaftlichen Lage der Landwirtschaft, Bonn, Dezember 1995

iz3w, Aktion Dritte Welt e.V., Hg., Entwicklungspolitik, Hilfe oder Ausbeutung? Die entwicklungspolitische Praxis der BRD und ihre wirtschaftlichen Hintergründe, Freiburg i. Brsg. 1984

Den folgenden Text fügen wir als längeres Zitat zwischen die Beiträge von Veronika Bennholdt-Thomsen und Christine Anna Vetter. Es ist erhellend wie der Verlust subsistenter Arbeits- und Lebensverhältnisse mit der Entstehung neuer Herrschaftsverhältnisse und Abhängigkeiten verbunden ist. Ein hochaktueller Bericht, der Hintergründe unserer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte verstehbar macht . Joseph Bergmann, der einige Male bei unseren AG-Stammtischen zu Gast war merkt in seinem -hier noch einmal wärmstens empfohlenen- Buch an: „*Gegenüber den bedrohlichen Zuständen unserer Tage -Überbevölkerung, Hoch- und Überrüstung, maßloses Wirtschaftswachstum, Umweltzerstörung - besaßen die vormetallzeitlichen (und auch heute noch an einigen Stellen der Erde in dieser Form lebenden) Gesellschaften eine weitaus höhere Lebensqualität: durch ein besseres Miteinander der in segmentärer Ordnung lebenden Teilgruppen eines Stammes, durch ein besseres gegenseitiges Auskommen der verschiedenen, sich zwar öfters in Form von Streitigkeiten, doch nicht in Form von richtigen Kriegen mit Landeroberung bekämpfenden Stämme und durch eine die Umwelt als ihre eigene Lebensbasis schonende und auch für alle anderen Lebenszustände bessere Wirtschaftsweise.“ (S. 124)*

### **Joseph Bergmann**

#### **aus: Die metallzeitliche Revolution<sup>1</sup>**

Führen wir hier noch einmal die wesentlichsten Kennzeichen einer *metallzeitlichen Revolution* auf, die den grundsätzlichen Unterschied zur *neolithischen Revolution* aufzeigen. Mit dieser war durch die Entstehung der Landwirtschaft die erste Produktionsstufe der Menschheit geschaffen worden, die im Gegensatz zu der rein aneignenden Wirtschaftsform der Jäger und Sammler stand. Was aber die Kulturen des Neolithikums weiterhin mit denen des Jäger-Sammlertums verband, war, daß sie wie jene Subsistenzgesellschaften darstellten. Sie lebten vom Ertrag ihrer Felder und Herden, und die Materialien und Rohstoffe, wie den Stein, für ihre Gerätschaften sowie Werkzeuge und Waffen entnahmen sie meistens der umgebenden Natur. Wohl kam es möglicherweise analog einiger ethnologischer Gesellschaften vor, daß bei einer Spezialisierung auf die Erzeugung bestimmter Nahrungsmittel ein gewisser Austausch mit benachbarten Gemeinschaften stattfand, doch führte dies nicht zu einer wirtschaftlichen Abhängigkeit.

Das änderte sich grundsätzlich und zum ersten Male in der Menschheitsgeschichte bei den metallzeitlichen Gesellschaften.

(...)

In der Folgezeit traten, über eine Reihe von Jahrhunderten hinweg, Waffen aus Bronze an die Stelle der alten neolithischen Bewaffnung, darunter ganz neuartige, die man, wie etwa das Stichschwert, mit dem man im Nahkampf den Gegner aus größerer Distanz treffen konnte, vorher aus Stein hätte gar nicht anfertigen können.

(...)

Die in ihrem bronzenen Schmuck und Trachtgerät umfangmäßig gestaffelten Frauenausstattungen drückten, außer vielleicht Lebensstände wie *jugendlich* und *verheiratet*, wohl Prestige aus und bestätigten in ihrer unterschiedlichen Ausrüstung und Staffelung auch die offensichtlich bewußt gepflegten Gegensätze zwischen den einzelnen Stämmen.

Mit solcher Bewaffnungs- und Trachtsausrüstung hatte die Bronze zentrale Gebiete der Gesellschaften besetzt, in denen Selbstbewußtsein, Aggressivität und politische

<sup>1</sup> Joseph Bergmann (1987); Die metallzeitliche Revolution. Zur Entstehung von Herrschaft, Krieg und Umweltzerstörung. D. Reimer Verlag, Berlin. Aus dem Kapitel 3. Urzeit und Jetzzeit (S. 116-125)

Macht angesiedelt waren. Doch nicht nur in Nordwestdeutschland und Skandinavien, sondern auch in vielen Teilen Mitteleuropas und des gesamten übrigen Europa gab es keinerlei erschließbare Erzlagerstätten, in denen die Rohstoffe von Kupfer und Zinn gewonnen und metallurgisch verarbeitet werden konnten; solche Lagerstätten gab es nur an ganz wenigen Stellen im europäischen Raum. Ob nun die Bronze zur Verarbeitung in (noch nicht nachgewiesenen) eigenen Werkstätten von auswärts bezogen oder ob fertige Bronzegegenstände von nicht integrierten Wanderhandwerkern, wie es nach ethnologischen Parallelen wahrscheinlicher ist, eingetauscht wurden, auf alle Fälle mußte jedes Gramm Bronze erworben werden; (...)

Mit dieser Bronzezivilisation war aber ein Verlust der Subsistenz - und das in zentralen Bezirken des Daseins - eingetreten, der ebenfalls nicht mehr auszugleichen war. Dafür waren Abhängigkeiten von Kräften entstanden, die man sich gar nicht kompliziert genug vorstellen kann,

(...)

Unter dem Gesichtspunkt solcher Überlegungen fällt bei Betrachtung der älterbronzezeitlichen Verhältnisse besonders auf, daß das Metall, außer für Trachtbestandteile, hier sogar so gut wie ausschließlich für die Bewaffnung benutzt wurde. Im Alltag lebte man, wie schon berichtet, noch steinzeitlich. Dies änderte sich auch nicht so schnell und ein spürbarer, wenn auch keineswegs umfangreicher Eingang des Metalls in die Alltagswelt ist bei uns erst in der späteren Epoche des Metallzeitalters, der Eisenzeit, festzustellen, und auch hier erst in deren jüngeren Perioden.

Diese in den hier behandelten europäischen Breiten - neben der dem Stammesprestige dienenden Trachtausrüstung - ausschließliche Verwendung des Metalls für die Bewaffnung dürfte aber wohl bedeuten, daß man die in einer extensiven Wirtschaftsweise nur mühsam zu erzielenden Überschüsse zu größten Teilen für den militärischen Sektor ausgab. All dies mußte man sehr wahrscheinlich als Fertigprodukt oder Rohmaterial von auswärts erwerben, während man die jungsteinzeitliche Bewaffnung in der Hauptsache an Ort und Stelle aus allen zugänglichen Materialien hatte herstellen können: damals, wie vorher gesagt, in einer wirtschaftlich unabhängigen Subsistenzwirtschaft, jetzt, bei Verlust derselben, in einer abhängigen Wirtschaftsweise. Diese hatte ihre Ursachen in der Umwandlung der jungsteinzeitlichen Bewaffnung in eine andere, die auf Metallwaffen beruhte, und solches war also demnach kein bloßer äußerlicher Wechsel oder Austausch. Mit der Metallbewaffnung war vielmehr eine andere Kampfesweise und Kampfesstrategie verbunden, die sich, was bei einer neolithischen Bewaffnung in diesem Maße überhaupt nicht möglich gewesen wäre, so rasch weiterentwickelte - und der Hintergrund war ja die anwachsende Auseinandersetzung mit den anderen Stämmen -, daß ein *Ausstieg* nicht mehr möglich war oder nur noch bei einem Zusammenbruch der gesamten gesellschaftlich-politischen Organisation hätte stattfinden können.

Da die Bewaffnung im Laufe der Perioden der älteren Bronzezeit stetig differenzierter und umfangreicher wurde, stiegen auch die Kosten, die in Form landwirtschaftlicher Überschußprodukte abgegolten wurden. Um solche aufzubringen, ist es naheliegend, daß die Erwerber für die Erweiterung der Bewaffnung gezwungen wurden, zu den Mitteln der Überweidung und/oder beim Ackerbau zu der verstärkten Brandrodung zu greifen. Das Ergebnis war eine immer größer werdende Umweltzerstörung, nämlich der Wälder und ihrer guten Böden. In die vom Waldwuchs frei gewordenen Räume drang - in Nordwestdeutschland und in

viele andere atlantische Anrainerländer Europas (Binnenländer dürften vielleicht andere Umweltzerstörungen erlitten haben) - die Heide vor, nahm schließlich große Gebiete ein und verwandelte jetzt vollends den vorher qualitätvollen alten Boden in einen der unfruchtbaren. Dieser Zustand blieb bis in unsere Zeiten hinein irreparabel und vergrößerte sich gebietsmäßig noch erheblich. Erst im vorigen Jahrhundert wurde durch den anorganischen Kunstdünger eine Abhilfe für diese Böden gefunden. Der Beweis für diese urgeschichtliche Umweltzerstörung ist durch die pflanzensoziologischen Untersuchungen von R. Tüxen, von denen im vorletzten Abschnitt berichtet wurde, erbracht worden. Die entsprechenden Belege zeigten, nach geringen Auswirkungen im Endabschnitt der jüngeren Steinzeit, das erste große Anwachsen solcher verderblichen Folgen gerade in der älteren Bronzezeit.  
(...)

Doch noch vor dem Ende der älteren Bronzezeit, zu Beginn ihres letzten Abschnitts, der Periode III, geschah noch etwas anderes, dem im Rahmen der hier jetzt angestellten Betrachtungen noch weitere Beachtung zukommen dürfte: die Entstehung des Häuptlingstums im Ilmenaugebiet und die damit verbundene Eingliederung einiger benachbarter, vorher selbständiger Gebiete. Auch hierüber hatten wir ausführlich berichtet. Hatten wir die Herausentwicklung einer politischen Struktur - als vorher hier nicht vorhandene Herrschaftsform mit einer richtigen Erzwingungsgewalt - ursächlich in den allgemein stark evolutiven Verhältnissen der ersten Metallzeitepoche gesehen, so kann ein solcher Vorgang jetzt vielleicht noch eingehender erklärt werden.

Bei den letzten Betrachtungen waren wir darauf gestoßen, daß der im Laufe der älteren Bronzezeit verstärkte Erwerb metallener Waffen die Gemeinschaften zwang, ihre landwirtschaftlichen Produktionen in einer Art und Weise zu intensivieren, daß die vorher geschilderten Umweltschäden zu entstehen begannen. Während Landgewinn bis dahin nicht zu den Zielen kriegerischer Unternehmungen der Stammesgemeinschaft gehörte, was mit ihrer Gemeinschaftsordnung auf segmentärer Basis zusammenhang, ist mit dem Häuptlingstum die Eroberung fremden Bodens verbunden. Da nämlich dem Häuptling schon in seinem alten Stammesgebiet der gesamte Boden gehörte, den er an seine Untertanen lehnsartig gegen Abgaben verlieh, konnte er sich jetzt durch Kriege weiteren Boden verschaffen. Mit der vermehrten Produktion ließen sich nun weitere Waffen erwerben, die der inneren Machterhaltung, der Verteidigung und der weiteren Eroberung dienten. Solche Vorgänge, wie sie hier beschrieben wurden, könnten zumindest einen der Wege zum Häuptlingstum darstellen, der durch seine prozeßhafte Bedingtheit unserem Verständnis näherkommt.

(...)

Entstehung von Herrschaft und Krieg sehe ich, abweichend von Krippendorff, für Europa nicht in Nachfolge entsprechender Verhältnisse der alten vorderorientalischen Hochkulturen, sondern in eigenständigen Erscheinungen und Entwicklungen vom Anfang und der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, wofür ich, bei den damit verbundenen enormen gesellschaftlichen Umwandlungskräften, den Ausdruck der *metallzeitlichen Revolution* präge.

---

Joseph Bergmann, geb. 1911 in Goldenstedt (Oldenburg) promovierter Prähistoriker. 1941 Dissertation: Die Lüneburgische Bronzezeit. Marburg. 1951 bis 1976 Leiter der Abteilung Vor- und Frühgeschichte am Landesmuseum in Kassel. Zahlreiche Veröffentlichungen. Lebt und forscht in Kassel.

**Christine Anna Vetter (1981) <sup>1</sup>**

## **Heidebauernwirtschaft**

### **am Beispiel des Heidehofs Möhr**

*„Von Anbeginn der Reisen und Reisebeschreibungen erschallt das Geschrei über die Wildnis, Unwirtbarkeit und Schrecknisse der Lüneburger Heide... Da sieht der eine nur schwarze Heide, mit ihrem borstigen, dunklen Heidekraut und den Himmel darüber. Der andere erblickt da einen pontinischen Sumpf, der mephistische Dünste aushaucht, die den Himmel mit ewigen Nebelschleieren verfinstern.“*

(Zitiert in Linde, R., 1921: 90 aus dem Jahre 1816)

Nach der kulturellen Verachtung der Heidelandschaft (zu einer Zeit derr 'Blüte' der bäuerlichen Landnutzung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts), in der reisende Städter nur Öde und Langeweile erblickten, begannen Landschaftsmaler und Schriftsteller sie um 1900 für sich zu entdecken:

*„Landschaften, im Morgenlicht daliegend, weich verhüllt ...“* (Linde, R., 1921:95)

Zu gleicher Zeit setzte ein bis dahin nie dagewesener Heideturismus ein. Zahlreiche Besucher reisten aus den Großstädten Hamburg und Bremen an. 1904 wurden beispielweise über 1.000 an einem Tag gezählt, 1906 schon ca. 4.000 und die Zahlen stiegen stetig an (vgl. Linde, R. :95).

Der Touristenstrom wurde verkehrstechnisch durch die Erschließung der Heide mit der Eisenbahn möglich. Durch diese Entwicklung veränderte sich der Anspruch an die verbleibenden Heideflächen, die ihre landwirtschaftliche Funktion verloren hatten. Eine neue „Definition ihrer Entwicklungsbereitschaft“ (Neef, E. 1950) mußte daraufhin gefunden werden (vgl. Hülbusch, K. H. 1967:82).

Um den Prozeß der Veränderung nachvollziehen zu können, müssen wir in der Geschichte der Landnutzung weiter zurückgreifen: Was waren die Voraussetzungen, wie und warum entstand die Heide?

### **Die Entstehung der Heiden**

*„Die nordwestdeutsche Calluna-Heide ist das Ergebnis urgeschichtlicher bis mittelalterlicher Waldverwüstung und Vernichtung, die in ihren letzten Phasen bis zum Beginn unseres Jahrhunderts angedauert hat. Birken-Eichen- und Buchen-Eichenwälder fielen in immer steigendem Maße der Beweidung, dem Brand und dem Holzschlag zum Opfer. Ihre dauernde Ersatzgesellschaft wurde die Calluna-Heide.“* (Tüxen, R. 1973:1).

Ab 3000 v. Chr. wurden von neolithischen Bauern Brandrodungen durchgeführt. Nachdem auf den gerodeten Flächen einige Jahre Ackerbau, meist Getreideanbau, betrieben wurde, ließen die Bauern die Flächen vergrasen, und wenig später wurden sie extensiv beweidet. Mit der Ausbreitung des Graslandes in der Bronzezeit und der Anlage fester Äcker vollzog sich auch eine stärkere Ausbreitung der Heideflächen (vgl. Kreuser, W. 1980:25). Wie alle anthropogen erzeugten Ersatzgesellschaften,

<sup>1</sup> Dieser Text entstand im Rahmen eines von der „Planungsgruppe Stadt und Land (Kassel“ 1981 erarbeiteten Gutachtens: „Naturausstattung des Panzerübungsplatzes im Westteil des Naturschutzparkes Lüneburger Heide Schneverdingen - Heber), im Auftrag des Vereins Naturschutzpark e.V. Stuttgart-Hamburg. Bearbeiter: Hülbusch, K.H., Knittel, J., Pietsch, H., Platz, D., Schramm, W., Tiemann, J., Vetter, C.A.

strebt die Calluna-Heide im Durchlaufen der Initial-Optimal - und Degenerationsphase den natürlichen Ausgangsgesellschaften - den Birken-Eichen- oder Buchen-Eichenwäldern zu. Grundlage der Heidbauernwirtschaft aber war es, die Heide möglichst lange in ihrer Optimalphase zu erhalten. Dies konnte nur unter Beibehaltung der sie bedingenden oder erhaltenden Nutzung geschehen, weil damit die verjüngende (stabilisierende) Wirkung auf die Heide verbunden ist.

## Die Heidbauernwirtschaft und ihre Wirtschaftsformen

Die Heidbauernwirtschaft beruhte auf einer großflächig extensiven Landnutzung der Heiden auf der einen und kleinflächig intensiven Bewirtschaftung der Ackerböden (Plaggeneschenböden) auf der anderen Seite bis hin zu extensiver Nutzung von Brach- und Ödland. Vier Bewirtschaftungsmethoden zur Erhaltung als auch zur Nutzung der Heide wurden angewandt:

Die Beweidung durch Schafe, das sogenannte ‘Plaggen’, der Heidehieb und das Heidebrennen.

### 1. Die Beweidung

Die Beweidung durch große Schafherden, darunter größtenteils Heidschnucken, war die wohl wichtigste als auch einfachste Form der Nutzbarmachung der Heide. Nach Preising (1968/69) dürften die Heideflächen um die Wende des 18. Jahrhunderts ihre größte Ausdehnung in der Geschichte gehabt haben.

Gründliche Beweidung (und dauernder Tritt) durch Schafe verhinderte das Überaltern der Heidepflanzen und schuf günstige Bedingungen für die Neubildung junger Sprosse und Seitentriebe. Durch die Entnahme von Pflanzenmasse verlangsamte sich gleichzeitig die Bildung der Rohhumusschicht.

Der Verbiß des Gehölzjungwuchses und der Strauchsämlinge verhinderte zudem die Entstehung von Anflugwäldern, die die Heidegesellschaften verdrängt hätten.

### 2. Die Plaggenwirtschaft

Die Plaggenwirtschaft war die Grundlage des Ackerbetriebes.

*„Erklärlich wird die Sitte des Plaggenhiebes dadurch, daß in der sandigen Heide bei dem Mangel an Wiesen das Heu fehlte und der Bauer dadurch gezwungen war, mit Stroh zu füttern. So fehlte es wieder an Streu, und daher griff er zum Heidekraut“* (Linde, R. 1921:52).

Daneben erfüllte die Plaggenwirtschaft ackerbaulichen Nutzen. Die mit der Plaggenhacke, der sog. „Twicke“ abgehauenen und abgeschälten großen Heidenarbenstücke mit dem daran haftenden 10-12 cm dicken Rohhumus wurden als Streu in die Tierställe geworfen und nach der Durchtränkung mit tierischen Exkrementen zur Düngung auf das Ackerland gebracht. Die Plaggenwirtschaft bewirkte auf diese Weise durch die Aufhöhung der Acker zu den Eschenböden eine geomorphologischen Veränderung:

*„So erforderte jede Einheit Acker ein Mehrfaches an Heidefläche zu seiner Erhaltung.“ „Um einen Morgen zu bedüngen, liegen 5-10 Morgen und zuweilen noch viel mehr in Heide und werden durch Plaggenhieb geschunden.“* (Burckhardt 1872, zitiert in Kreuser, W. 1980:254)

Zum anderen entstand in Abhängigkeit von der Dicke der Plaggen, dem Feuchtegehalt des Bodens und dem Mineralreichtum der „geplagten“, kahlen Böden relativ schnell wieder Heidejungwuchs, hauptsächlich auf generativem Wege, da das Heidekraut ja vollständig abgehauen war.

*„Der freigelegte, schwach humose Mineralboden bietet den Samen der Calluna-Heide, die meist in großer Zahl im Boden vorhanden sind, optimale Keimungsbedingungen und er-*

*möglich ein fast kokurrenzloses Aufwachsen der jüngeren Pflanzen zu weitgehend reinen Heidebeständen. Bei anhaltender Plaggennutzung verarmen darüberhinaus die Böden, so daß die Lebensbedingungen für anspruchsvolle Gräser, Kräuter, Baum- und Straucharten neben der Heide immer ungünstiger werden“ (Preising, E. 1969/70:7).*

Nach Preising (1969/70) erfolgte das Plaggenteichen im allgemeinen in einem Turnus von 6 - 10 Jahren.

### 3. Der Heidehieb

Der meist 5-jährlich, bei sehr nährstoffarmen Böden in Abständen bis zu 24 Jahren durchgeführte Heidehieb entfernt, wie das Plaggenteichen, die oberirdischen Teile des Heidekrautes. Im Gegensatz zu den Plaggen kann das auch als Streu verwandte Kraut jedoch nur in geringem Maße die tierischen Exkremente aufnehmen. Insofern wiegt der Heidehieb die durch ihn verursachte Verarmung durch den Nährstoffentzug der Böden - entgegen der mit dieser Maßnahme erwarteten Verbesserung der Ackerböden durch die Düngung - kaum auf.

### 4. Das Heidebrennen

Eine Bewirtschaftungsform, die nicht der Nutzung, sondern der Pflege und Erhaltung der Heide diente, war das Heidebrennen. Die Heide sollte durch das Abbrennen in einem wüchsigen und blühwilligen Zustand erhalten werden.

Das Heidebrennen verband die Maßnahmen des Plaggens und des Heidehiebes, da es sowohl die oberirdischen Teile des Krautes, als auch ein Übermaß an Rohhumus sowie jüngeren Gehölzanflug vernichtete. Durch das Abbrennen wurden somit günstige Bedingungen für vegetative und generative Regeneration geschaffen.

*„Besonders wichtig, ja fast entscheidend für den Erfolg des Abbrennens von Heideflächen, ist der Behandlungszeitpunkt. Grundsätzlich soll während der Vegetationsruhe gebrannt werden, und zwar zu einem Zeitpunkt, an dem die Vegetationsschicht abgetrocknet, die organische Auflageschicht jedoch nicht ganz ausgetrocknet ist“ (Romanowski, J. 1975:56).*

Je nach Trockenheitsgrad wurde die Rohhumusschichtauflage durch das Abbrennen ganz mitvernichtet und damit der Mineralboden freigelegt.

### **Ablösung der Grundherrschaft und Verkopplung (Flurbereinigung)**

1833 wurde in Lüneburg die Ablösungsordnung gültig, zog sich aber praktisch mit der Flurbereinigung bis 1900 hin. 1853 waren erst 40 %, 1865 77 % aller Dienste (Hand- und Spanndienste) abgelöst. Amortisation und Verzinsung entsprachen den früheren Leistungen an den Grundherrn.

*„Durch Spezialisierung und Verkopplung wurde 1867 der Besitz in allen Dörfern und Weilern zusammengelegt und neu verteilt. Nicht einbezogen waren die Hofstellen und Hausgärten. Im übrigen bestand die Notwendigkeit, jedem der Berechtigten je nach Größe und Lage des von ihm in die Verkopplungsmasse eingebrachten Besitzes Anteile an den wertmäßig unterschiedlichen Räumen der Feldmark zu geben“ (Reins, E. 1970:47).*

1848 befand sich die Schafhaltung auf einem Höhepunkt: 638.000 Schafe wurden insgesamt im Lüneburgischen gehalten, davon 380.000 Heidschnucken.

Durch die von Albrecht Thaer gegründete landwirtschaftliche Lehranstalt in Celle 1790 und die Errichtung einer Ackerbauschule in Ebendorf 1855 waren bis 1870 alle agrarwirtschaftlichen Innovationen in der Lüneburger Heide angenommen, deren die Heidbauernwirtschaft fähig war.

Der Tauschwert landwirtschaftlicher Produkte war seit 1830 stetig gestiegen, jedoch brachten die letzten 30 Jahre des 19. Jahrhunderts einschneidende Veränderungen, die die Produktionsbedingungen der Heidebauern betrafen.

### Aufforstung und Gemeinheitsteilung

Große Schafherden machten den eigentlichen Besitz eines Heidebauern aus, da sie Fleisch und Wolle für den Handel lieferten und die Schafe durch das Zerreißen der im Sommer zahlreich auftretenden Spinnweben die Bienenzucht in der Heide begünstigten, die ebenfalls einen guten Reinertrag versprach. Die Heide lieferte weiter Baumaterial bei der Dachdeckung, beim Bau von Erdwällen und Schutzhütten sowie Material für die Stalleinstreu mit folgender Humus- und Nährstoffversorgung für die Äcker. Anfang des 18. Jahrhunderts standen die Bemühungen der hannoverschen Regierung um Aufforstung von Heideflächen im krassen Gegensatz zu den Interessen der Bauern. Deren Bemühungen waren ja von jeher dahin gegangen, eine Wiederbewaldung zu verhindern. Der Erfolg, die Bauern zur Anlage neuer Wälder zu bewegen, blieb also gering. Es wurden lediglich „Hausbüsche“ zum Schutze des Hofes und der hofeigenen Holzversorgung angelegt.

Grundsätzlich gab es Mitte des 19. Jahrhunderts tatsächlich nur zwei Möglichkeiten, die bodenwirtschaftliche Produktion zu erhöhen: durch Umwandlung der Heide in Ackerland oder durch Aufforstung. Bei steigendem Tagelohn war jedoch der Umbruch mit dem Pflug nur in beschränktem Maß möglich. So trat die Forstwirtschaft, zu der verhältnismäßig weniger Arbeitskräfte notwendig waren, an die Stelle des Ackerbaus. Nicht beweidete oder landwirtschaftlich nicht nutzbare Heideflächen wurden aufgeforstet.

Die 1802 für das Fürstentum gültig gewordene Gemeinheitsteilung sollte u. a. durch die Teilung der Interessentenheiden und Holzungen unbelastetes Eigentum für das Domanium schaffen. „Gemeinheitsteilung“ bedeutete konkret die Aufgabe der von den Siedlungen bis dahin durchgeführten gemeinschaftlichen Nutzung der Heiden und Gehölze und eine Neuverteilung des Landes unter den Viehbesitzenden Bauern.

*„Als man dann zu Beginn des vorigen Jahrhunderts damit anfing, in dieser menschenleeren, sozusagen herrenlosen Öde die Besitzverhältnisse festzulegen, war maßgebend, wie weit die Schnucke zur Weide getrieben war, oder Plaggenrieb stattgefunden hatte, also das wirkliche Besitzrecht ausgeübt war. Damals hat mancher schlaue Bauer in Voraussicht des Kommanden die Schnucke in alle Ferne treiben lassen, ... und als dann die königlichen Beamten kamen, war das beweidete Bauerngut groß, aber das herrenlose Königsgut schmal ...“* (Linde, R. 1920:51).

Der Erfolg der Gemeinheitsteilung bezüglich der dadurch zur Aufforstung gewonnenen Flächen blieb relativ gering, doch wurde auf den nunmehr von bäuerlicher Nutzung her „freien“ Flächen sofort mit der staatlichen Aufforstung begonnen.

*„So man einen Wald wünschte, pflegte man einen Wall aus Plaggensoden um einen Heidebezirk aufzuwerfen, um die Schafe von diesem Stück fernzuhalten. Weiter war nichts nötig. Der Wald keimte von selber auf. Das war dann ein ‘Gehege’ oder, weil dieses Stück aus der Gemeintheide ‘ausgesondert’ wurde, da hieß es auch ‘Sunder’, woraus sich der häufige Waldname ‘Sunder’ erklärt“* (ebenda, S. 68).

Meist entstand in relativ kurzer Zeit ein Anflugwald mit Kiefer-, Birke- und Eichenjungwuchs in lichtem Bestand, der - wenn er sich verdichtete - Wacholder und Heide verdrängte.

## Rückgang der Heiden, Umwertung und ‘Aufwertung’

1882 begann die Ilseder Hütte Thomasmehl (Phosphat) zu produzieren, und mit der Entdeckung des Kali 1856 machte auch der hannoversche Kalibergbau nach 1884 rasche Fortschritte.

Mit Hilfe des Mineraldüngers konnten nun ärmste Ackerböden in Kultur genommen werden, Standorte der trockenen Heiden nach mehrjähriger Tiefkultur zur Beseitigung der Ortsteinschicht beackert oder aufgeforstet, feuchte Standorte aber in Grünland übergehen oder z. T. nach Dränage auch als Ackerland genutzt werden.

Hinzu kam, daß die besseren Futter- und Strohernten (Streu) und die mineralische Aufwertung der Böden die bis dahin weit verbreitete und arbeitsintensive Plaggewirtschaft auf weiten Strecken - wenn nicht verdrängte - so doch drastisch zurückgehen ließ.

„Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts setzte sich der Anbau von Lupinen allgemein durch. Sie dienten zur Gründüngung und nach Züchtungen von Süßlupinen ab 1920 auch als Viehfutter. Die Kombination von künstlichem Mineraldünger und Gründünger hat dann auch in den letzten Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende wieder zur Ertragssteigerung und zu erheblicher Ausdehnung der Ackerflächen geführt“ (Reins, E. 1970:47).

Hingegen war in den 1870er Jahren die Getreidekonkurrenz Nordamerikas, Argentiniens, Australiens und Russlands für den deutschen Agrarmarkt so groß geworden, daß die bis dahin weitgehend stabilen Getreidepreise in kurzer Zeit unter den Selbstkostenpreis sanken. Ackerland fiel teilweise wiederum aus den Anbauflächen und wurde Ödland.

Diese Entwicklung konnte auch durch die Konsolidierung der Getreidepreise durch Agrarzölle nur schwerlich verhindert werden.

Auch die Schafhaltung hatte einen drastischen Rückgang zu verzeichnen, nicht nur wegen der durch den Mineraldünger möglich gewordenen Umwandlung der Hufeflächen in Acker oder Grünland, sondern auch durch die Zunahme hauptsächlich australischer Wollimporte. Die einheimische Wollproduktion stand dieser Konkurrenz unfähig gegenüber. Hinzu kam eine erschwerte Ausfuhr des Schnuckenfleisches durch das international eingebaute Gesetz über die ‘Bekämpfung der Viehseuchen’, was zusätzlichen Gewinnverlust bedeutete.

Folgerichtig ging die Schafhaltung zurück. Nach Graebner (1952) von 22 Millionen Stück im Jahre 1867 auf nur knapp 6 Millionen Stück 1902, was im preußischen Staatsgebiet in der Zeit von 1892 - 1902 allein einen Rückgang von 41 % ausmachte. Eine Veränderung der Heidestandorte mußte daraufhin eintreten bzw. eine Reduzierung auf Restflächen oder die neuerliche Aufforstung oder Kultivierung derselben.

„Mit einer neuen sozio-ökonomischen Situation und der Verfügbarkeit neuer Erkenntnisse und technischer Hilfsmittel verliert die Heide ihren Normcharakter als funktionstreues Gebilde; die alte Nutzungs- und Wirtschaftsform ist überholt und aus diesem Grunde wird sie durch neue Wirtschaftsformen und damit eine neue Kulturlandschaft ersetzt. In diesem neuen funktionalen System muß die Lüneburger Heide als ein Restbestand - ein rückständiges Gebiet - betrachtet werden“ (Hülsbusch, K. H. 1967:80)

Mit dem Rückgang der Heiden auf Restflächen erfuhr die Heidelandschaft eine soziokulturelle Umwertung.

Es bestanden zwei Möglichkeiten der Neu-Interpretation. Die eine wäre der in weiten Teilen Nordwesteuropas folgenden landwirtschaftlichen Neu-Interpretation nachgegangen. Die andere - und das ist die für den Heide-Park realisierte - Möglichkeit war die landschafts-museale Erhaltung mit touristischer Verwertung, wie sie angeregt aus „Sumpf, Heide, Sezession“ (E. Bloch) und angelegt über die bildungsbürgerliche

Sensation von Landschaft - im Landschaftsgarten begonnen, von Goethe und A. v. Humboldt literarisch entwickelt und mit Cooks-Reisen als Markt entdeckt, denk- und realisierbar wurde.

Der Landschaftsschutz arbeitete damals wie heute mit der städtisch orientierten Er-satznutzung von Freizeit, Fremdenverkehr und Tourismus, die den Funktionswandel von agrarproduktiven Gebieten zu inneren 'Ferienkolonien' durchsetzbar machen.

Im Gegensatz zu Entwicklungen der Nachkriegszeit, in der die Naturparke vornehmlich in agrarstrukturell klein- und mittelbäuerlichen Gebieten mit ungünstigeren naturbürtigen Produktionspotentialen incl. schwieriger Technisierungsvoraussetzungen eingerichtet werden konnten (vgl. Beuter, U.; Hülbusch, H. H. und Reuß, J. H. v., 1972), hatte sich am Beispiel der Lüneburger Heide die großbäuerliche Agrarstruktur als günstige Voraussetzung für die städtisch orientierte Umwertung der *Interpretation der Entwicklungsbereitschaft* (Neef, E. 1950) erwiesen. Die günstige Grundlage war neben den oben beschriebenen Veränderungsimpulsen vor allem darauf zurückzuführen, daß die Flächenausstattung es den Großbetrieben erlaubte, ihre Existenzbasis auch unter Beibehaltung extensiver und ungleichzeitiger Wirtschafts- und Produktionsweisen zu sichern (vgl. Hartmann, W., o. J.). Dies sorgte einerseits für die Erhaltung historisch überkommener Landnutzungsformen wie der Heide. Andererseits wurden dadurch auch die Chancen des Flächenaufkaufs durch den „Verein Naturschutzbau e.V.“ (VNP) erleichtert.

Der Heidehof Möhr soll hier als Beispiel für diese Entwicklung vorgestellt werden.<sup>2</sup>

## Der Heidehof Möhr

Der Mörrhof liegt im Naturschutzgebiet, nahe der Straße Soltau-Heber-Hamburg, von der eine alte Lindenallee zu den Wirtschaftsgebäuden führt. Die Hofbesitzer hießen dem Hofnamen entsprechend 'Zur Moer' und später 'Möhrmann'.

Der Name 'Zur Moer' taucht zum ersten Mal 1592/93 in den Gerichtsaufzeichnungen des Schneverdinger Landgerichtes auf. Ende des 17. Jahrhunderts ist Joachim zum Moer der erste nachweisbare Vollmeyer auf dem Mörrhof.

Als der 1774 geborene Gerhard Hinrich Mörrmann 1800 den Besitz übernimmt, wird ein sogenannter Meyerbrief ausgestellt, in dem der Landbesitz wie folgt beschrieben wird:

„Möhr hatt theilss geringes Saethland,  
theilss guth, keine Wiesen, guth Foure  
Holtz, aber nicht zur Mast und guten Torf  
Moor, gute Trifften und Heyde.“

Im Zuge der Verkoppelung waren für den Mörrhof nach einem Verteilungsentwurf vom 24.06.1854 aus der 14289 Morgen umfassenden Gemeinde „Osterheide“ (überwiegend Heide bzw. Schafweide) 1093 Morgen vorgesehen. Christoph Mörrmann, der 1820 geb. Sohn und Anerbe löste auch alle ablösungsfähigen Hoflasten ab. Er war gleichzeitig der letzte Mörrmann auf dem Hof.

<sup>2</sup> Frau König gilt unser Dank für ihre lebendigen Beschreibungen, Hinweise und Berichte zur Entwicklung der Osterheide und des Naturschutzparkes, insbesondere auch für ihre Hilfe bei Durchsicht, Korrektur und Ergänzung des Berichtes und die Unterstützung beim Nachvollzug der Geschichte des Heidehofes Möhr.

Durch die Lage des Hofes war die Schafzucht jahrhundertelang die Haupteinnahmequelle. So existierten noch bis Ende des 19. Jahrhunderts 2 Schafherden, zumal auch genügend Schäfer zur Verfügung standen. Neben der Schafzucht erhielt der Hof ab 1850 Reinerträge aus der von Christoph Möhrmann eingerichteten Ziegelei, die ein nahegelegenes hofeigenes Tonvorkommen ausnutzte.

Die Ziegelei wurde im Sommerhalbjahr betrieben. Hierfür wurden Lippe-Detmolder Saisonarbeiter angestellt. Für das Brennen der Steine und Dachziegel wurde neben Holz hauptsächlich Torf benutzt und bis 300 Fuder jährlich im Ringofen verbrannt.

1 ½ Jahre nach dem Tode Chr. Möhrmanns 1890 brannte der Hof bis auf 2 Nebenhäuser und die Ziegelei ab. Aus den Versicherungsunterlagen werden Angaben über Viehbestand und Ackerbau ersichtlich. So wurden 2 Pferde, 4 Ochsen, 1 Stier, 17 Stück Rindvieh und 340 Schafe gehalten, 220 Morgen Roggen und Hafer, 20 Morgen Buchweizen, 13 Morgen Kartoffeln sowie kleinere Flächen mit Weizen, Lupinen, Erbsen, Flachs und Klee angebaut.

Um die Jahrhundertwende, in der Wirtschaftszeit Wilhelm Rabings, hält der Hof bereits eine geringere Anzahl Schafe: 200 Mutterschafe und ihre Nachzucht, etwa 180 Lämmer p/Jahr. In den Viehställen stehen zu dieser Zeit ca. 12 Milchkühe, 7 Sauen mit entsprechender Ferkelaufzucht und bis 1945 werden noch 4 Pferde und 2 Fohlen gehalten. Trotz sinkender Schafzahlen ist die Schafhaltung, der Verkauf von Wolle und Fleisch, noch eine der Haupteinnahmequellen, zumal auch der Ackerbau durch die jahrhundertealte „Brachkultur“ auf den Heidesandböden daraufhin eingerichtet ist. Die Schafe wurden bis zum 1. April jeden Jahres auf den Wiesen mitgehütet, danach aber auf die Heide getrieben, da sie durch starken Wurzelbiß später den Wiesen schadeten. Die Brachkultur bestand in der Fruchtfolge von Kartoffelanbau, dann Roggen, Hafer und Steckrüben und einer folgenden 3-jährigen Brache, um den entkräfteten Boden zu regenerieren.

Das Ackerland wurde dann in sogenannten „Legden“ liegengelassen, auf denen die Schafe aufkommende Gräser und Kräuter abfraßen. Im Winter wurden die Schafe mit Schwarzhafer (Moorhafer), der niedrige Stroh und eine große Rispe hat, zugefüttert. Die Schwarzhafergarben, nach der Ernte auf dem Dachboden gestapelt, wurden den Schafen als Zufutter in Raufen vorgelegt. Schafmist war ein wichtiger Dünger. Bis zu 100 Fuder jährlich konnten im Frühjahr auf die Kartoffeläcker gebracht werden.

#### Bewirtschaftung der Heiden auf Möhr

Die Verjüngung der ausgedehnten Heiden geschah zum einen durch die sehr intensive Beweidung, durch den Heidehieb, Mähen oder das Plaggen.

Der Heidehieb wurde mit einem sickelähnlichen Messer, dem ‘Heidlinnen’, mit dem man das Kraut abschnitt, durchgeführt. Geplagt wurde mit der ‘Twicke’.

Die Bewirtschaftungsmaßnahmen der Heiden waren zum Teil in den Arbeitsverträgen der angestellten Schäfer festgelegt. Jeder Schäfer war verpflichtet, 200 Stiegen zu hauen (1 Stiege besteht aus 20 in Haufen aufgeschichteten Plaggensoden). Die verbliebenen, noch zu plaggenden Flächen wurden an den Heidbauer vergeben, der zu einer Gruppe von Kleinbauern gehörte, die in nahegelegenen Dörfern ein eigenes Haus hatten, auch einige Morgen Land besaßen und durch Akkordarbeit beim Torfstechen, Heidhauen, Steinhauen oder Mähen den notwendigen Zuverdienst erwarben.

Geplagte Flächen wurden jeweils verlegt, so daß das Plaggen zu den Kulturarbeiten im Jahresablauf gehörte. Auf einer Fläche wurde etwa alle 4-5 Jahre geplagt, entsprechend des jeweiligen Futterwertes der Heide. Moorplaggen wurden im Winter im Schweinestall zum Kartoffelkochen für die Schweine verbrannt.

Schon während des 1. Weltkrieges waren die Heideflächen mit dem von Pferden gezogenen Grasmäher gemäht worden. Mit dem Rückgang der Arbeitskräfte in der Landwirtschaft in den 30iger Jahren nahm diese Bewirtschaftungsmethode an Wichtigkeit zu.

Gebrannt wurde die Heide auf dem Möhrhof nie, da diese „Pflegemaßnahme“ zur Verjüngung, aufgrund der noch fehlenden Getreidespreu, nicht in Frage kam.

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde ein Teil des Moorlandes mit Hilfe von Tagelöhnerarbeit entwässert und konnte danach als Wiese genutzt werden. 1902 wurde eine kleine Fläche links von der Lindenallee aufgeforstet. Aus dem Waldbestand des Möhrhofes wurde Kiefern- und Fichtenholz als Grubeholz an die Bergwerke des Ruhrgebietes verkauft.

Statt 20 Morgen Steckrüben, die man alljährlich zur Fütterung des Rindviehs und der Schweine anbaute, wurden später Zuckerrüben angebaut.

Die landwirtschaftlichen Nutzflächen sind geprägt durch diluviale Bodenbildungen, von Sandböden bis anlehmigen Sandböden. Die Grünlandböden basieren auf humossem bis stark humosem Material. Im Untergrund liegen Sand, Sandmergel und Lehm. Neben 60-80 Morgen Roggen standen 20 Morgen Weizen auf lehmigen Sandböden. Auf anlehmigen Böden gedieh Gemenge, ein Gemisch aus Hafer, Gerste und Leguminosen, welches der Schweine- als auch Milchviehfütterung diente. Weizenkleie mußte zugekauft werden, ebenso wurde noch zu Kaisers Zeiten russische Gerste zugekauft, die wahrscheinlich als Folge des internationalen Agrarhandels im nahegelegenen Landhandel relativ günstig zu erwerben war.

Ein Großteil der Getreideerträge wurde direkt verfüttert, ebenso die Kartoffeln, die als Stärkefutter zu dieser Zeit der Schweinefütterung dienten, später jedoch als Saatkartoffeln angebaut und verkauft wurden.

Auch die Bienenhaltung hatte wirtschaftliche Bedeutung. Nicht nur, daß der angestellte Imker mit seinen 120 Körben auf dem Bienenzaun gute Erträge durch den Verkauf von Waben- oder geschleudertem Honig erzielte. Die Bienen sorgten auch für die Bestäubung der 160 Obstbäume, die in Hofnähe standen. Zur Heideblüte, Mitte August bis Mitte September, zogen viele Wanderimker in die Heide, um die Blütezeit auszunutzen.

1914, 5 Jahre nach der Gründung des Vereins Naturschutzpark, gab Wilhelm II. seine Einwilligung zur Enteignung der im Naturschutzparkgebiet liegenden Ländereien.

Diese Maßnahme wurde mit dem Ausbruch der 1. Weltkrieges verhindert.

Noch einmal waren die Heidebauern von der Enteignung bedroht, als 1936-38 eine großangelegte Umsiedlung in der Heidmark vollzogen wurde, um im Zuge der Ausrüstung den Truppenübungsplatz Bergen-Belsen im Kreis Fallingbostel zu errichten. Schon 1913 verkaufte Wilhelm Rabing, der damalige Hofbesitzer, 500 Morgen teils bewaldetes Land in der Osterheide an den VNP und erhielt dafür 40.000 Goldmark.

An dieser Stelle zeigt sich betriebswirtschaftlich zum ersten Mal der Bedeutungsverlust der Heiden auf dem Möhrhof und die Beschaffung von Kapital über Landverkauf. Mit dem Aufkommen des Mineraldüngers, der im 1. Weltkrieg den Bauern staatlich zugeteilt worden war, konnten erstmals Ackerflächen verbessert werden. Vorher waren zur Gründung Seradella, Ackerspörgel und Bitterlupine angebaut, getrocknet und mit der 1880 von Chr. Möhrmann angeschafften Dreschmaschine gedroschen worden. Die Süßlupine, deren Verbreitung in den 20iger Jahren zunahm, wurde dem Schrot als Eiweißfutter beigemischt, oder direkt als Silofutter für die Kühe gebraucht. Durch den Mineraldünger verschwanden die zeitweiligen Brachflächen, die „Schaflegden“ zusehends, da sie nun aufgewertet werden konnten. Nach 1918 rich-

tete der Staat landwirtschaftliche Versuchsringe ein, die der Verbreitung des Minealdüngers und der besseren Beratung dienen sollten. 1912 kaufte der VNP den Nachbarhof Bockheber.

Durch die Auflagen zur Erhaltung der Heiden bzw. zur Erhaltung der historischen Kulturlandschaft waren die im Naturschutzgebiet liegenden Höfe in ihren betriebswirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten eingeschränkt, da weder Heide aufgeforstet, umgebrochen, noch Moore urbar gemacht werden konnten.

Als Frau Ella König, geb. Rabing, 1931 den Hof ihrer Eltern übernahm, betrug der Landbesitz insgesamt 936 Morgen, die sich wie folgt aufgliederten in: 260 Morgen Ackerland, 60 Morgen Grünland, 160 Morgen Wald und 456 Morgen „Unland“, d. h. Heide, Moor und Ödland.

1927 wurde auch der Hof Tütsberg an den VNP verkauft. Im Gegensatz zum Hof Bockheber, der auf die Bewirtschaftung von 2.000 Morgen Heide existentiell angewiesen war, verfügte Möhr über genügend Ackerflächen, die ein ausreichendes Einkommen sicherten. So konnte 1937 die Schafherde aufgegeben werden, ohne daß nach der Aufgabe der Schafhaltung existentielle Verluste die Folge waren.

Neben der allgemein unwirtschaftlich gewordenen Schafhaltung (sinkende Wolppreise, etc.) waren sowohl der stärkere Verkehr auf der Bundesstrasse, die die Herde überqueren mußte, als auch der Mangel an Schäfern Gründe für die Abschaffung der Schafherden.

Mit dem Ende der Schafzucht verschwanden Plaggenwirtschaft und Reste der Brachkultur im Ackerbau. 30 Morgen Heide wurden daraufhin aufgeforstet.

Die zum Möhrhof gehörenden Heideflächen jenseits der B 3 wurden von dieser Zeit an von der Bockheber Schafherde mitbeweidet. Der Bockheber-Pächter überließ als Gegenleistung jährlich 3 Heidschnucken zur Schlachtung.

Vor dem 2. Weltkrieg bekamen Milchviehhaltung (mit der Einrichtung von Molkereien Anfang der 30iger Jahre) und der Ackerbau, verbunden mit dem Kauf von Maschinen (1933 wurde ein Traktor angeschafft), verstärktes Gewicht. Die Zahl der gehaltenen Milchkühe stieg auf fast 20, zeitweise wurde nach 1970 auf Schweinemast spezialisiert.

Mit dem Beginn der Nutzung der sogenannten Osterheide als britischer Panzerübungsplatz (1956) wurden zwar die sichtbaren Schäden anerkannt und entschädigt. Aber erst ab 1970 wurden durch das Soltau-Lüneburg-Abkommen diese Flächen als ‘Rote Flächen’ bezeichnet und eine Entschädigung (Pacht) festgesetzt.

Mit dem Soltau-Lüneburg-Abkommen und der Einrichtung des britischen Truppenübungsplatzes wurde ein Großteil der Heideflächen zur Manövernutzung an die Bundesvermögensstelle Soltau zum ha-Preis von 110 DM verpachtet.

1970 verfügte der Hof noch über 233,03 ha, davon waren 31 % landwirtschaftliche Nutzfläche (52,29 ha Ackerland und 21,25 ha absolutes Grünland), 40 % Heide, 4 % Moor und auf 4,16 ha wurde Torf abgebaut.

Nach dem Tod von Herrn König 1974 und des Sohnes und Hoferben 1977 entschloß sich Frau König, den Hof an den „Verein Naturschutzpark e.V.“ (VNP) zu verkaufen. Am 03.08.1977 wurde daraufhin der Kaufvertrag unterzeichnet. Zur Zeit werden die Wirtschaftsgebäude auf Möhr zur Nutzung als Seminarräume u. ä. umgebaut. In Kürze wird hier die Naturschutzakademie Niedersachsen ihren Sitz erhalten.

## VNP-Entwicklung und Ablösung agrarischer Nutzungen

Die Entwicklung des VNP ist gleichzeitig die Geschichte der Ablösung landwirtschaftlicher Nutzungen, wie sie am Beispiel von Hof Möhr ablesbar sind. Seit über 70 Jahren wird die Landschaftsgeschichte (Wandlung und Veränderung) der Lüneburger Heide vom VNP mitgeschrieben bzw. geschrieben.

Der Naturschutzpark Lüneburger Heide entwickelte sich aus der um die Jahrhundertwende entstandenen Heimatschutzbewegung, die vor allem neben dem damaligen Landrat Fritz Ecker und dem Universitätsprofessor Andreas Thomsen von dem Heidepastor Wilhelm Bode getragen wurde.

### Einige Daten zum „Verein Naturschutzpark e.V.“ (VNP)

- 1906 Kauf des Totengrundes, da beabsichtigt wurde, diesen zu Bauzwecken zu verkaufen.
- 1909 Gründung des VNP durch Prof. Thomsen u.a.
- 1911 Der preußische Landtag bewilligt auf Antrag Eckers eine laufende Beihilfe zur Schaffung des VNP von 100.000 RM und beschließt die Eingliederung der fiskalischen Forsten in das entstehende Naturschutzgebiet.
- 1920 Kauf des Wilseder Berges
- 1921 Anerkennung des Naturschutzgebietes in einem Ausmaß von ca. 200 qkm in den Kreisen Soltau und Winsen.
- 1963 Inkrafttreten des Soltau-Lüneburg-Abkommens.  
Der VNP muß ca. 1.500 ha Heidefläche im West-Teil des Heideparks als Panzerübungsgelände den Briten überlassen.

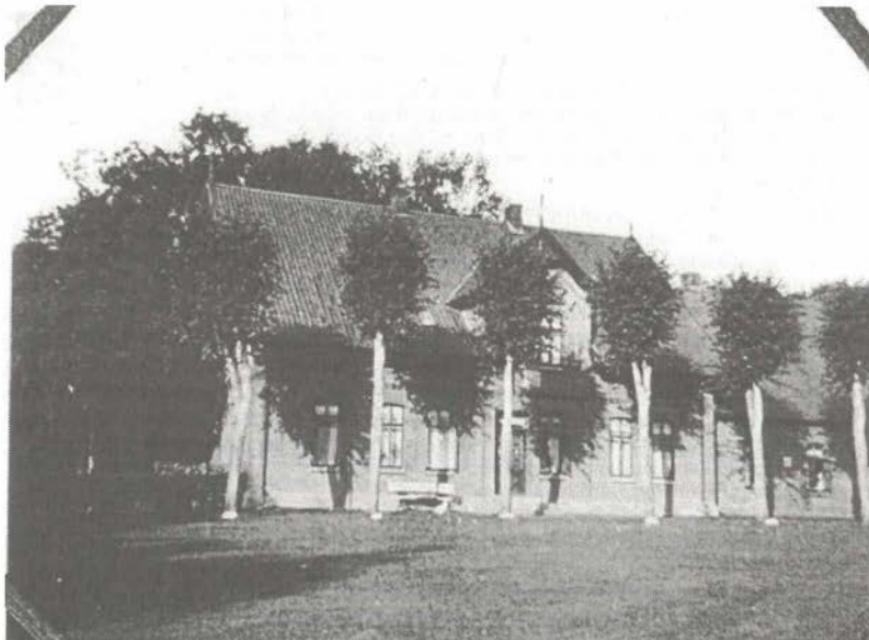
Mit dem Aufkommen des Naturschutzparkes wurde der Versuch unternommen, die früheren Wirtschaftsformen der Heidebauernwirtschaft durch pflegerische Maßnahmen zu ersetzen. Dies gelang jedoch nur in Teilbereichen. So wurden mehrere Schafherden gehalten und Entkusselungen durchgeführt. Diese Maßnahmen reichten jedoch bei weitem nicht aus, so daß es auch zu Pestizideinsätzen gegen den aufkommenden Birkenanflug kam.

Alfred Töpfer gab an, daß bei dem bestehenden Arbeitskräfteeinsatz die Heideflächen jeweils alle 10 Jahre entkusselt werden können (vgl. Tüxen, R. 1973). Die Entwicklung hat gezeigt, daß die Maßnahme der Sicherung der Heidegebiete und ihrer erhaltenen Pflege nur unvollkommen die nutzungsbedingte Stabilisierung und Regeneration der Sandheide und ihrer Begleitgesellschaften gewährleistete.

Der ständig zunehmende Grundbesitz des VNP machte dieses Problem nicht kleiner. Und der wachsende Tourismus, dem die technische Infrastruktur und die privaten Dienstleistungen an der Peripherie bereitgestellt wurden, brachte nicht nur eine gestiegene Wertschöpfung (Einkommensgrundlage), sondern zunehmend auch den Nachfluß städtischen Kapitals mit sich, der die lokalen Wohn-, Lebens- und Arbeitsbedingungen sozial und ökonomisch bestimmt und von extern definierten Einflüssen abhängig macht.

## Literatur

- Beuter, U., Hülbusch, K. H. u. Reuß, J. v. -1972 - Naturpark Bergisches Land, Mskr. Gladbeck.
- Hartmann, W. -o. J. - Kulturlandschaftswechsel im Raum der Mittleren Wümme seit 1770, Beiheft 2 zu Landschaft u. Stadt Stuttgart.
- Hülbusch, K. H. -1967 - Landschaftsschaden - ein Phänomen der Kulturlandschaft. Diplomarbeit TU Hannover Fach. IV. Vervielf. Mskr.. Hannover.
- Kreuser, W. -1980- Ökologische Geschichte der Heide. in: Allgemeine Forst Zeitung, Heft 11, München.
- Linde, R. - 1921 - Die Lüneburger Heide in: Reihe 'Land und Leute'. Monographien zur Erdkunde. Ambrosius, E. (Hrsg.) Bielefeld und Leipzig.
- Neef, E. -1950- Landesplanung und geographische Forschung. In: Berichte zur deutschen Landesplanung 7 (2). Stuttgart. (S.310-332)
- Preising, E. - 1969/70 - Zur Erhaltung und Wiederherstellung von Heideflächen im NSG Lüneburger Heide unter besonderer Berücksichtigung des Birkenaufwuchses. Nieders. Landesverwaltungsamt - Naturschutz und Landschaftspflege Hannover.
- Reins, E. -1970- Die Weiler und Einzelhöfe im Naturschutzpark Lüneburger Heide. Nindorf am Walde. Romanowski, J. - 1975 - Maßnahmen zur Erhaltung der NW-deutschen Calluna-Heiden. Diplomarbeit an der TU Hannover - Institut für Landschaftspflege und Naturschutz.
- Tüxen, R. -1973- Zum Birkenanflug im Naturschutzpark Lüneburger Heide. Eine pflanzensoziologische Betrachtung. Mitt.d.flor.-soz.Arbeitsgem.. NF 15/16. Todenmann - Göttingen
- Tüxen, R. - 1973 a - Vorschlag zur Aufnahme von Gesellschaftskomplexen in potentiell natürlichen Vegetationsgebieten. Acta Bof. Acad. Sc. Hung. 19:379-384 Budapest..
- Tüxen, R. - 1973 b- Die Westeuropäische Küste als Kampf- und Lebensraum. Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsg. NF 15/16:210-223 Todenmann-Göttingen.



Hof Möhr im September 1929; Foto: Privatbesitz



## EINE »TAGESREISE« - ÜBER WEIDEORGANISATION UND DAS HIRTEN AUF SCHWEIZER ALPWEIDEN

von Michael Machatschek

### INHALTSÜBERSICHT:

- 1.) EINLEITUNG
- 2.) DIE BESCHREIBUNG DER BEWIRTSCHAFTUNG ZWEIER ALPEN IN DER SCHWEIZ
  - 2.1.) Die Alp Valtnov, als Beispiel einer Standweidealp
  - 2.2.) Die Alp Egg, als Beispiel einer Koppelweidealp
- 3.) DIE HISTORIE WIRKT IM AKTUELLEN GESCHEHEN NACH
  - 3.1.) Die gegenwärtige Situation ist nur aus dem geschichtlichen Kontext verstehbar
  - 3.2.) Grundherrschaften, Zehent und die Überforderung der Naturbürtigkeit
  - 3.3.) Der Einfluß der Labkäserei und der Futterbaus auf die Alpwirtschaft
  - 3.4.) Gemeinde und Allmendweide - kommunal und individuell zugleich
  - 3.5.) Die Sässenwirtschaft als erste Form der groben Weidegebietseinteilung
- 4.) VERGLEICH DER BEIDEN ALPEN VALTNOV UND EGG
  - 4.1.) Die Selektion des Futters bei freiem Weidegang auf der Alp Valtnov
  - 4.2.) Die Folgewirkung dieser Bewirtschaftung auf den Boden
  - 4.3.) Prinzipielle Fragen zur Organisation der Weideplätze
  - 4.4.) Folgerungen
- 5.) WEIDEORGANISATION DURCH UMTRIEBSKOPPELN
  - 5.1.) Der Einfluß des Fehlens von Koppelzäunungen auf die Unterhalbwirtschaft
  - 5.2.) Die Koppelweidewirtschaft erleichtert den Hirtenalltag
  - 5.3.) Gezielt abrasen lassen, ist nur mit Zaununterteilungen möglich
  - 5.4.) Zu Zauarten und Koppelformen
- 6.) TRÄNKEMÖGLICHKEITEN UND DIE STELLUNG DER BRUNNEN
- 7.) DIE DÜNGER(-VERTEILUNGS-)FRAGE IN WEIDEGBIETEN
  - 7.1.) Die Herdenwanderung war und ist das Vorbild für die Weidekoppelwirtschaft
  - 7.2.) Die aufgedüngten Lagerplätze sind der Reichtum später folgender Kulturen
  - 7.3.) Die Pferchungen - Eine Kopie der Nährstoffansammlung an den Lagerplätzen
  - 7.4.) Der Umgang mit dem Dung - Vom Pferch zur Koppel
  - 7.5.) Die Notwendigkeit der Nährstoffsicherung
  - 7.6.) Das Abhirten im weidetechnischen Sinn
    - 7.6.1.) Der gezielte Gang mit der Viehherde
    - 7.6.2.) Zur Herdenführung
- 8.) MEIN VIELSCHICHTIGER ZUGANG ZUM HANDWERK DES HIRTENS
  - Das Wahrnehmen des Weges und der Tagesreise - Hirten als Bewahrung - das Herdenerziehen - Lenken und Treiben - Hirten und Pflanzenbestand - Hirten als Planung - das Wetter - das steile Gelände - von der Ungunst zur Gunst - dem Hirtenhund - die Tierbeobachtung und -versorgung,....
- 9.) SCHLUSSANMERKUNGEN
  - Hinweise zur Literatur

## 1.) EINLEITUNG

Die Weide ist ein Land, das als »Nahrungsquelle« für das Vieh dient. »Weiden« umschreibt die »Unternehmung zur Nahrungssuche«, also den Gang des Viehs zur »Nahrungsaufnahme« als eine »Tagesreise« (s. DUDEN). Es obliegt den Hirten die Vorsorge, daß die Tiere täglich ausreichende Weide bekommen. Alp-/Almweiden unterstehen im Gegensatz zu den meisten Weiden im Tal keinem Pflegeschnitt (vgl. LECHENMAYR, H. 1994). Das ist wesentlich für die Entwicklung der Vegetationsbestände, deren "konstituierende Nutzungsmerkmale der Verbiß und die Trittbelaßung durch die weidenden Tiere" (ebda: 165) sind. Auf Alpen kommt im besonderen der Einfluß der Höhenlage zur Geltung, denn die Vegetationsdecke ist eng mit den jeweiligen Temperatur-, Niederschlags- und Windverhältnissen verknüpft. Je höher eine Alp liegt, umso kleiner sind die Wuchsformen der Pflanzenbestände, die aber im Vergleich gehaltreicher sind. Während auf den Heimbetrieben die Heuernte von statthen geht, erfolgt auf den schweizer Hochweiden eine Arbeits-, Futter- und Streuentlastung der Talbetriebe.

Jede Alp hat ihre Gegebenheiten und Besonderheiten und ist in der praktischen Bewirtschaftung verschieden zu anderen zu sehen. Geht man auf die besonderen Eigentümlichkeiten einer Alp ein, so können allgemeine Gültigkeiten verstanden und daraus modifiziert angewandt werden, denn in den Besonderheiten sind die Überlegungen allgemeiner Bewährungen enthalten. Bestimmte Prinzipien gelten überall, wie wohl aber die lokalen Verhältnisse den Spielraum der Nutzungsmöglichkeiten bestimmen. Besonderheiten erkennt man häufig als Anpassungen an spezielle Situationen. Den Ausspruch ZUGLIANI's "die Weide macht die Kühe" würde ich gerade für die Alpen umgekehrt sehen, denn die Führung und Haltung des Viehs macht die Weide.

Wenn ich mich in diesem Beitrag mit Weideorganisation, Herdenführung, Zäunungen und das Hirten auseinandersetze, so gehe ich auf bestimmte Grundsätze des Weidens ein, die nicht für jede Alp Gültigkeit haben müssen. Darüber hinaus greife ich für das Verständnis der Bedeutungsebene auf die Historie zurück, wobei u.a. Beispiele die Vorteile einer kleinteiligen Beweidung im Zusammenhang mit der Düngerverteilung aufzeigen und erweitern und somit die Anliegen für eine haushälterische, also 'unterhaltsorientierte' Nutzung inhaltlich stützen sollen. Die Tätigkeit des Hirtens, des Abhüttens von Alpweidegebieten, wurde u.a. von der Koppelweidehaltung ergänzt und z.T. abgelöst. Durch die Weideunterteilungen mittels Abzäunungen konnten die Erträge gesteigert werden und der "pflegliche Umgang" (siehe dazu HÜLBUSCH/ HEINEMANN et al 1986) mit den Weideplätzen geregelt werden. Aufgrund der Gefährlichkeit des Geländes von Alpweiden ist nur unter der Obhut von Hirten<sup>1</sup> ein Tierverlust vermeidbar und ein pflegliches Abweiden mit Rindern möglich.

Anhand zweier Beschreibungen will ich auf die Unterschiede und Auswirkungen der Bewirtschaftungsformen von Junggrinalpen eingehen. Einfachheitshalber spreche ich deshalb bei der Alp Egg von Koppelweidewirtschaft mittels Umtriebsweiden und bei der Alp Valtnov von Standweidewirtschaft, obwohl auf der Egg ebenso Standweiden und auf der Valtnov einzelne kleinere Koppelweiden vorhanden sind. Auf beiden Alpen haben wir Zaunstellen von Weidekoppeln und Standweiden aufgemacht und ließen das Futter dieser abseits gelegenen Steilbereiche abweiden. Dies konnte nur unter Aufsicht und bei bestimmter Witterung erfolgen, weshalb diese Bereiche von den gezäunten Weiden ausgesperrt waren.

## 2.) DIE BESCHREIBUNG DER BEWIRTSCHAFTUNG ZWEIER ALPEN IN DER SCHWEIZ

### 2.1.) Die Alp Valtnov, als Beispiel einer Standweidealp

Das Weisstannental liegt im Kanton St. Gallen und wird ausschließlichvieh- und forstwirtschaftlich genutzt. Mehrere ehemalige Bauernhöfe im hinteren Talbereich werden heute als Kuh- und Niederalpen bewirtschaftet. Die Alp Valtnov liegt südlich des Tales und ist über einen steilen aus dem Felsen gesprengten Weg erreichbar. Die Ortschaft Weisstannen liegt auf 1000 m und das Hauptäss der Valtnov auf 1770 m (zw. 1500 - 2100m) Seehöhe.

Das weitläufige Gebiet dieser gegen Norden abgedachten Alp wurde früher in mehreren Einheiten separat bewirtschaftet und war in mehrere Hüttenstandorte aufgeteilt. Die Kühe liefen zwar großteils miteinander, aber gemolken wurde in getrennten Ställen oder im Freien und

1) Wenn ich von Hirten spreche, meine ich sowohl Frauen, Männer, Mädchen und Buben.



Das Weisstannental (SG), mit der wattenartigen Alp Valtnov links oben und das dahinterliegende Seltental, die Englar. Im Vordergrund das Ortsgebiet von Schwendi (Photo von K.H. Halbwachs ©)

gekäst in den jeweiligen Hütten. Die Höhenstufung war in die Nutzungsformen Kuh-, Misch-, Jungvieh- und Schafalpen je nach Relief unscharf gegliedert, da es zu keinen Bewirtschaftungsüberlagerungen kommen sollte. Die Jungtiere wurden gemeinsam abseits vom Alzenzentrum und auf den höchstgelegenen Planken der Mattenzone gehütet, was wegen der Steilheit und fehlender Zäune Viehabstürze mit sich brachte. Das unwegsame, abschüssige Gelände ermöglichte nur eine Beweidung mit leichtem und anspruchslosem Jungvieh. Es wurde deshalb von den Kühen separiert und mußte jeden Tag zu Tränken heruntergetrieben und versammelt werden. Früher zogen täglich im Sommer drei Ziegenherden (ca. 100 - 130 Stück) mit je einem Hirten vom Weisstannental auf die Alpen - eine davon bis vor 30 Jahren auf Valtnov. Das waren jeweils fixe Wanderungen, die annähernd durch das Tros (Erlengebüsch) folgten und bis zum abendlichen Melken im Tal abgeschlossen sein mußten. Die Ziegen als 'Dorfvieh' lieferten im Sommer den Bauern die Milch.

In den späten 40er Jahren versuchten einige Bauern die im Ertrag stark zurückgegangene Alp neu inwert zu setzen. Es wurden Troshänge geschwendet, der Aufstiegsweg erneuert, die Hütten zusammengelegt, ein großer Stall gebaut und eine neue Sennerei eingerichtet. Lange Zeit war die Valtnov hauptsächlich eine Kuhalpe mit angehängter Jungviehhaltung. In den 60er Jahren hörte die Milchviehwirtschaft infolge der Konkurrenz durch andere Täler und Nachbaralpen auf. Die Kühe wurden im Zuge der arbeitsteiligen Spezialisierung (in separate Kuh-, Jungviehhalpen,...) auf einer anderen Alp gehalten und die Valtnov als reine Jungviehhalpe bewirtschaftet. Durch die Preisentwicklung und die Aufgabe vieler kleiner Bergbauernbetriebe wurde die Alpbewirtschaftung im ganzen Tal z.T. einerseits intensiviert und andererseits extensiviert.

Die Alpnutzungsrechte wurden über eine Alpkorporation geregelt, wobei die 'Hauptgerechtigkeiten' die Gemeinde und Pfarre inne hatten. D.h., die Weidenutzungsrechte blieben bei den Leuten und wurden teils an die übriggebliebenen Bergbauern vermietet. Die Bewirtschaftung der Alp erfolgte unter der Leitung eines Alpmeisters, gemeinsam vom Untersäss bis zum Obersäss und die entfernte Englar, ein weiteres Hochtal. Die drei großen Valtnover Alpeinheiten der Weisstannener und Schwendner Einwohner blieben wie eh bestehen und wurden je als offene Weiden unter der Obhut der Hirten bewirtschaftet und mit wenigen Stacheldrahtzäunen an abschüssigen Stellen und Felswänden jedes Jahr gesichert. Bis Ende der 80er Jahre glaubte man ohne Zwischenzäune das Auskommen zu finden.

## Die Bewirtschaftung der heutigen Jungviehhalp im Jahreslauf

Im Alpfrühjahr geht man auf eine im Tal liegende Vorweide und dann erfolgt der Auftrieb auf die z.T. bewaldete 'Gula', das Untersäss. Ein alter Spruch besagt, wenn ein Drittel der ganzen Alpfläche noch mit Schnee bedeckt, ein Drittel erst ausgeapert und ein Drittel schon grün ist, dann ist es Zeit zur Alpauffahrt. Allerdings bestimmt die Nordexposition im Vergleich zu anderen Alpen einen späteren Alpauftrieb. Je nach Bestoßungsdichte ist die Gula-Weide nach gut einer Woche abgefressen und schon ein Teil des Braunviehs auf das vordere Oberäss getrieben worden. Da wird die gesamte Herde (je nach Sommer zw. 170 - 220 Tiere) dann geteilt. Alle Alpweiden werden von der Obersässhütte bewirtschaftet. Die Trächtigen, die wohl am Leibe waren, und die unerfahrenen Kälber kommen auf die ungefährlichen, etwa 20 - 40 ha großen Standweidekoppeln unweit der Hütten. Mit den Mesen (zweijährige Jungrinder) geht man zuerst in die Englar, einem im hintersten Seitental gelegenen steinigen, aber futterreichen Hochtalbereich.



Bis zum Hochsommer werden die dreijährigen 'Ziehkühe' und Kälber zweimal in andere Weiden umgetrieben. Die Mesen kommen von der Englal über den Prechtfelsen in den Härtboden. Dieses Jungvieh hatte in den 'hinteren Planggen am Tschogggen' im Verhältnis das minderwertigere Futter geboten bekommen. Sie haben sich dann unter der täglichen Beaufsichtigung zweier Hirten über die Weiden des 'Härtbodens', eine steile und manchmal bodenharte Weide, dann bis ins 'Gams' (hinteres Oberäss) vorgearbeitet. Hier werden sie mit dem trächtigen Jungvieh und Kälbern wieder zusammengegeben und nach anfänglichen Rangkämpfen die hintere Hochweidestufe ein Monat lang bewirtschaftet. Notwendigerweise sperrt man sie nachts in ein großes Gehege ein und über tags 'fahren' die Hirten nach bestimmten Zyklen die umliegenden, nicht gezäunten Weiden ab. Dann ist Anfang August auch Zeit, den Heuanger mit den Sensen zu mähen.

### Eine »Tagesreise«

In der Regel sah der Tagesablauf der Hirten wie folgend aus: Am Morgen ab 5 Uhr werden die sieben Kügeholz und eingestallt. Während das Melkgeschirr und die wichtigen Gerätschaften zum Käsen vorbereitet werden, besorgen die Viehhirten den Haushalt und richten das Frühstück her. Jeden zweiten Tag kontrolliert eine Person im Eiltempo die Trächtigen und Kälber. Eine Person beginnt die Kühe und Ziegen zu melken und danach die Käserei. Die Schweine und Hühner werden gefüttert und die Tagesutensilien (Jause, Werkzeug, Zaunmaterial, Salz,...) vorbereitet. Nach dem Morgenessen spurtet man zwischen 7 und 8 Uhr zu den Mesen, treibt sie zusammen und führt sie auf höhere und abgelegene Weiden. Das Abhüten dieser Weideplätze erfordert erhöhtes Augenmerk, da bei Unvorsichtigkeit schnell einmal zwei Tiere abhanden kommen können und abstürzen. Um es etwas bequemer zu haben und nicht jede Seite 'von Hand' abhüten zu müssen, errichtet man an besonders schwierigen Stellen oder Weidegrenzen einen 'schnellen Hag' und 'gibt Strom drauf'. Mittags werden sie dann zum Tränken zusammengetrieben. Während dieser dreistündigen Ruhephase ist das Vieh am leichtesten kontrollierbar, da sich die gewohnten Cliques der jeweiligen Bauern zusammenlegen. In dieser Zeit werden z.T. auch Zäune abgetragen und neu aufgestellt. Nach der Rüstung wird dann wieder bereichsweise abgehütet. Gegen 20 - 21 Uhr nimmt man die Herde zusammen und richtet/ treibt sie zu den unteren Brunnen, wo sie ihr Nachtlager finden und am Abend noch zu fressen haben. Es gibt selten Tage an denen nur das Vieh zu kontrollieren ist und am Abend nach freiem Weidegang lediglich vom Felsenbereich herunter zu nehmen ist. Während solcher Tage bleibt Zeit für andere Arbeiten.

Wir, Norbert Kerschbaumer und ich, hatten neben dem konditionsfordernden Hirten und weiten Anmärschen zum Vieh, die vom letzten Jahr abgelegten Abzäunungen für die nächsten Weiden oder Auszäunungen von gefährlichen Stellen wieder errichtet und viele neue Zäune aufgestellt. Dabei waren wir den hundertägigen Alpsommer auf das Strengste gefordert worden, da auf dieser Alp nur wenige Unterteilungszäune da waren und wir selber mit Handwerkzeugen Zaunmaterial machen mußten, bzw. wechselnd mobile Zäune aus speziellen Plastikrohren umstellten. Wir mußten mit den vorhandenen Materialien und Techniken auskommen, um die Bewirtschaftung aufrecht und eine ruhige Viehherde zu halten. Die Sicherheit der Tiere war uns ein großes Anliegen. Die Standweiden des Jungviehs waren nach oben offen und mußten bereichsweise abgehütet werden. So gehen an schönen Tagen die Hirten mit dem Vieh von den Umzäunungen in den Felsenbereich hinauf, um diese Teile unter strenger Aufsicht abzuhüten. Teilweise müssen mit der Herde über gefährliche Verbindungssteige Wassergräben stückweise überquert werden, schnelle Hilfszäune aufgestellt, Brunnentröge weitergetragen und für deren Wasserversorgung Schläuche gelegt werden. Die Stromisolatoren der Zäune wurden teils mehrfach verwendet.

Justine Eberherr führte die vordere Obersässhütte, molk die sieben um die Hütte weidenden Kühe mit einem Aggregat, umsorgte die Schweine und Hühner und zudem 41 Ziegen, von denen einige zu melken waren. Von der Milch (anfangs etwa 300 l/Tag) wurde Käse für den Verkauf und für die Selbstversorgung Butter, Topfen, Frischkäse, usw. bereitet. Justi war dabei ziemlich mit ihrer Arbeit gefordert, an manchen Tagen wurde es auch zuviel, da sie nebenbei auch noch das von uns im Frühsommer geschlagene Brenn- und Zaunholz, sowie Lebensmittel mit dem Muli zur Hütte transportieren mußte. Die vielen Besucher waren uns bei den verschiedenen Arbeiten sehr behilflich und lockerten den anstrengenden Arbeitsalltag besonders bei der Borstgras-Heuet auf. Solange das Vieh da war, hatte man kaum Zeit bei dem hohen Arbeitspensum anderen Beschäftigungen, wie Holzmachen, Brennholzvorbereitung für das nächste Jahr, Trosschneiden, Entsteinungen, Viehverarztungen, Malen, Schreiben oder Lesen nachzukommen. Ohne Zäune ist das Hirten eben ein Hasardspiel, das einen unruhigen Schlaf der Hirten nach sich zieht.

Diese Nutzungsbeschreibung gilt natürlich für optimale, nicht zu verregnete oder zu trockene Sommer. Wir haben auch 'Schneefluchtwieden' gegen den unterhalb der Vordersässhütten liegenden Wald vorgesehen, und deshalb diese auf niederer Seehöhe liegenden Weiden teils nur halb abfressen lassen. Immer muß man auf einen Schneefall, extreme Kälte, ein Gewitter oder Hagel gefaßt sein und vorzeitig darauf reagieren. Wir achteten zum Beispiel auf die Morgenstimmung, die Wolken, auf die Unruhe in der Herde oder auf den Flug der Bergdohlen, deren Nähe zur Hütte meistens ein sicheres Zeichen für baldigen Schneefall waren und horchten auf die Wettervorhersage im Radio. Barbara WASS (1986) beschreibt dazu: "Der Bauer hatte andere Methoden. Da war etwa ein dürrer Ast an der Stall- oder Scheunentür genagelt; an der Haltung der Zweige konnte man erkennen, wie das Wetter werden würde." Der 'natürlich' abgestorbene Wipfelast dieses *Fichtenbarometers* muß aber aus der unmittelbaren Gegend sein, damit es funktioniert.

Im Herbst geht es in umgekehrten Zügen des Weidewechsels wieder retour, allerdings in kürzeren Zeitabständen, da das gering nachgewachsene Futter schnell abgefressen bzw. auch schon zum großen Teil alt geworden ist. Zudem werden die trächtigen Tiere von der Herde wieder getrennt und zur besseren Beaufsichtigung um die Hütten gehalten. Sie werden bei Schneeanbruch oder starken Frösten dann eingestallt und gefüttert, da sie ansonsten hungernd umherziehen bzw. ihr Kalb 'abgehen' könnte. Das andere Jungvieh wird gesammelt und von Absturzstellen ferngehalten und zu den 'Schneefluchtwieden' in Richtung Wald hinuntergetrieben.

Ende September erfolgt meist bei Futtermangel oder einem vorzeitigen Schneeanbruch die Alpabfahrt, wo die meisten einheimischen Bauern beteiligt sind. Die Rinder können nur in Kleingruppen den gefährlichen Weg abgetrieben werden. Im hinteren Tal werden sie dann prachtvoll geschmückt und den trächtigen Rindern eine schwere Glocke mit einem schön verzierten Riemen umgehängt, ehe man mit einer geordneten Herde mit den Ziegen voran durch den Ort zieht und die wohlgenährten Rinder den Einheimischen präsentiert. Hier wer-

den sie in eine gehegeartige Gemeindeweide eingetrieben. Es warten bereits die 'Vertragsviehbauern' vom Unterland auf ihre 'Kost'-Rinder, die per Vertrag von Bauern angenommen wurden. Nach der Schmuckabnahme und einer Pause werden die einheimischen Tiere getrennt. Nach der Verladung des angenommenen Viehs werden die Weisstannener Rinder auf eine gemeinsame Herbstweide getrieben und die Hirten und Alpbauern gehen zu einem Umtrunk in's Wirtshaus.

## 2.2.) Die Alp Egg, als Beispiel einer Koppelweidealp

Die kleinere Alp Egg im südlich benachbarten Calfeisen-/ Taminatal ist im Gegensatz zur Alp Valtnov mit Zäunen viel besser ausgestattet. Die kleineren Unterteilungen der Weiden orientieren sich an einer nachhaltigen Raumökonomie, um mit dem Futter auszukommen. Das ganze südexponierte Alpgelände ist in drei große Bewirtschaftungsstufen und diese in einzelne Schläge mit 3 - 8 Hektaren (je nach Bewaldungsgrad und Futterwert) unterteilt.

Vom Unter- bis zum Obersäss erfolgt der Weidewechsel der gesamten Herde (mit etwa 130 Tieren) nach dem Abfressen der einen Koppel in die nächste. Grob werden die einzelnen Weiden so gehandhabt, daß etwa alle 5 - 8 Tage ein Wechsel erfolgen kann. Während die Herde in neuen Weiden fressen, werden sofort die Zäune der nächsten Weidekoppeln aufgestellt, die Viehranken hergerichtet, oft Brennholz geschnitten und aufgearbeitet oder Entsteinungen durchgeführt. Gegen Ende des Abfressens einer Weidekoppel kann es bei 'beginnendem Futtermangel' öfters zu Ausbrüchen kommen, weshalb man dann auf das Vieh genauer aufpaßt und Zäune öfters abgeht. Vom Untersäss, welches sich im Wald befindet, geht es ins Mittelsäss. Ist dies annähernd fertig geweidet, dann 'zügelt' man mit Hab' und Gut, den 2 - 4 Kühen, 5 - 8 Kälbern, Hühnern und Ziegen hinauf zur Hütte des Obersäss'. Hier werden die Trächtigen, die Mutter- und Ammenkühe mit ihren Kälbern vom restlichen Jungvieh getrennt und in einer mageren aber ungefährlichen Standweide gehalten, wo sie es ruhiger haben. Im schroffen Felsbereich des Eggtales und Schafbödele waren uns damals 40 Schafböcke in Obhut gestellt.

Am Morgen melkt man gemütlich die Kühe und Geißeln, füttert die Kälber und eine Person kann nach dem Morgenessen zum Vieh gehen. Der Tagesablauf auf der Egg ist mit weniger Aufwand verbunden und besteht im Regelfall im Kontrollieren der Zäune und des Viehs.

Vom Unter- bis zum Obersäss geht man je nach Wetterlage auch auf ungezäunte Weiden. Auf bestimmten Steilweiden mußten Felsköpfe mit großer Behutsamkeit ausgehütet werden. Von der weitläufigen Chanzlenhalde des Obersässes gehen die Hirten mit den zwei- und einjährigen in die steilen Flanken oder Bachböter hinein und beweideten diese zuerst, um genügend Spielraum zu haben, wenn schlechtes Wetter angesagt war. Nachts wird das Vieh um den jeweiligen Koppelbrunnen auf ebenen Standorten versammelt, weshalb diese Bereiche stark verläger sind. Deshalb begannen wir auf Teilen der Alp Egg während der Nacht das Vieh zusammenzupferchen (s. EBERHERR, J. 1994), also die Lagerplätze der Tiere auf Standorten mit minderwertiger Vegetation mittels kleiner Gehege zu erzwingen. Diese Kultivierungsmaßnahme wurde vor



Jahren vom alten Hirten lange betrieben. Gegen den Alpherbst kommt das Jungvieh von der Chanzlen-Halde in das Eggatal, da sich hier von den standörtlichen Verhältnissen her (Ostlage, regelmässig frische Wasserversorgung; durch Mineralstoffeintrag nährstoffreicher und rohhumusärmer) die Vegetation nachhaltig frisch hält. Auch oberhalb der Chanzel, wo infolge vieler Steine ein wärmeres Klima herrscht, wird auf einer schönen Hochterrasse (auf etwa 2200 m Seehöhe) mehr gegen den Herbst hinaufgetrieben. Hier fressen die Rinder ganz gerne. Wie von manchen anderen Almen so erzählt Barbara WASS (1986) von der Gseng-Alm südlich von Abtenau (Ö), "daß bei jedem Stoa a Bazl Butter wächst. Es ist ja auf den Almen tatsächlich so, daß rund um die Steine das längste und fetteste Gras wächst". Im September, wenn der Wind und die kalten Nächte die Pflanzendecke vergolden, bräunen oder röten, läßt man die Rinder nicht mehr bis zum endgültig sauberen Abfressen auf den Weiden, sondern 'zieht allmählich dem Schnee davon'. Man vollzieht den Weidewechsel früher als im Sommer. Die Rinder werden bei dem zellulosereichen, schon vergilbenden Be- wuchs dann im Fressen lustloser. Die ersten Almweiden des Unter- und Mittelsäss', die zu Beginn der Alpung gut abgeweidet wurden, sind, wenn im Sommer ausreichend Niederschläge gefallen waren, wieder in neuer und üppiger Frische nachgewachsen. Diese Pflanzendecke sieht dann wie ein Grummelbestand (Emd) aus. Bis zur Alpabfahrt soll die Herde die im Frühjahr zuerst bestoßenen, untersten Weiden erreicht haben. Laufend müssen dann die errichteten Zäune wieder geschützt abgelegt werden, damit sich die Holzpfähle länger halten. Der Draht wird aufgespult und zur Hütte getragen. Auf Valtnov werden die meisten Stromisolatoren herausgeschraubt und ebenfalls unter Dach gelagert. Auf der Egg beläßt man sie im Zaunholz stecken. Im Herbst "spürt das Vieh ganz genau, wenn der Almsommer dem Ende zugeht. So wie es im Frühjahr der Alm zustrebts, so geht es im Herbst wieder gerne nach Hause in den warmen Stall" (WASS, B. 1986).

### 3.) DIE HISTORIE WIRKT IM AKTUELLEN GESCHEHEN NACH

**3.1.) Die gegenwärtige Situation ist nur aus dem geschichtlichen Kontext verstehtbar**  
Der Blick in die Vergangenheit bringt ein anderes Verständnis der heutigen Alpsituation. Ich will dazu in groben Zügen die Entwicklung für den Schweizer Alpennordrand seit der Zeit der 'Zentralen Hauswirtschaft' nachbeschreiben.

Im Hochmittelalter wurde zunehmend mit dem Kleinverkauf von Sauerkäse, Rahm, Butter, Ziger (ein Quarkkäseprodukt aus gesäuerter Molke) und geringfügig Fleisch in die Städte und Wirtshäuser des Alpenvorlandes (Thurgau bis nach Basel) ein regelmässiger Verdienst eingehandelt und langsam ein Markt bereitet. Die Bewirtschaftung orientierte sich an marktconforme Produkte. "Im 16., 17., und 18. Jahrhundert wurde es an europäischen Fürstenhöfen Mode, schweizerisches Vieh zu halten" (WEISHAUPP, M. 1990), was in geringem Maße das Renommee des alpgesämmerten Viehs anhob. Bis heute haben sich die Eidgenossen vom Emblem der "Kuhschweiz" nicht 'erholt' können. Der Absatz des nun 'aristokratisch gewordenen' Viehs erfuhr eine erste Hochblüte mit dem Ausbau der Alpensumpfade zu Fahrwegen als wirtschaftliche Verbindung zum Mittelmeerraum. Das Vieh von der Alp war allmählich für das Unterland und den Export bestimmt. Das bedeutete für den selbstversorgenden Heimbetrieb im Tal keine wesentliche Belastung, da es nach einem ruhigen Sommer dreijährig und trächtig verkauft wurde und so den Winterheuvorrat nicht arg belastete. Einerseits wurde Zuchtvieh und andererseits reines Schlachtvieh vor allem in die schweizer und oberitalienischen Gunstlagen (z.B. Mailand, Bologna, Venedig, Genua) geliefert. Dies wurde mit dem Aufstreb der Städte besonders einträglich. Bald wurde auch Italien wichtigster Bestimmungsort für den Käseabsatz, wie auch über den Rhein Käse und Vieh gehandelt wurde.

So nach und nach gaben ab dem 16. Jhd. viele Bauern die autarke Hauswirtschaft auf. Unter den ohnehin schwierigen Bedingungen im Gebirge verlor die Ackerwirtschaft in Form des 'Egartens' die Bedeutung für die Viehhaltung. Die Aufgabe des Ackerbaus machte es notwendig Ackerfrüchte über Tausch oder Kauf zu erwerben. Kleine Bergbauern gingen deshalb auch anderen Arbeiten nach oder die Frauen arbeiteten zu Hause 'im Nebenerwerb' (z.Bsp. Hofstickerei, Weberei,...). Es wurde von der Selbstversorgerwirtschaft (Ackerbau mit Futterstroh [!]) und Brotgetreide u.v.m.) auf eine ackerlose Viehwirtschaft umgestellt. Die in der Regel ausschließlich erfolgende Wiesen- und Weidewirtschaft erforderte eine intensive Bewirt-

schaftung und hatte die Steigerung von Ein- zu Zweischnittwiesen zur Folge. Parallel zur Verlagerung von der Natural- zur Geldwirtschaft fand die Verbesserung der Verkehrswege statt. Es wandelte sich auch die Bedeutung des Rinds vom 'Arbeitstier' (u.a. Acker- und Zugochsen) und 'Dunglieferant' (für die Ackerwirtschaft) zum 'Milch- und Fleischlieferant'. Aber der vom Fleischpreis abhängige Viehwert war zeitweilig sehr niedrig, weshalb bei ungenügender Fütterung - es fehlte das Futterstroh aus der Egartwirtschaft - die Züchtungen kleiner wurden. Die kleinwüchsigen Rinder waren für die steilen Alpweiden aber besonders geeignet, da sie sehr geländegängig waren. Mit den kleineren Tieren wurden auch extrem steile Hänge 'durch die Trejenbildung' als Weiden nutzbar gemacht. So wurde gleichzeitig die Bewirtschaftung der Alpen ausgeweitet, wodurch eine 'Bodenabschlundung' einher ging. Noch bis etwa 1830 sollen manch ausgewachsene Kühe regionaler Schläge Lebendgewichte von 150 - 200 kg und Widerristhöhen kleiner als 1m gehabt haben (s.a. FLAD, M. 1987:41). Die Milchleistung lag im Berggebiet bei etwa 700 l/Jahr/Kuh.

Nach der ersten Hälfte des 18. Jhdts. begann eine 'geordnete' Züchtung über die Registrierung in Herdbüchern, da die fortschreitende Industrialisierung und die Vergrößerung der Städte den Bedarf nach tierischen Erzeugnissen steigerte. Das Gewicht der Rinder wurde wieder über rahmen- und fleischbetonte Züchtungen gesteigert und die Milchleistung verdreifacht. Im Zeitraum 1770 bis 1850 nahmen vermehrt die zahlungskräftigen Textilgebiete der Ostschweiz und des Rheintales Fleisch, Käse und Getreide,... auf. "Bis ins 18. Jhd. blühten Landwirtschaft, Gewerbe und Handel in den Alpen. Erst die beginnende Industrialisierung des 19. Jhdts. führte zu einer fortschreitenden Verarmung" (PALDELE, B. 1994:11).

### **3.2.) Grundherrschaften, Zehent und die Überforderung der Naturbürtigkeit**

Entgegen dem üblichen Glauben sind die meisten seitlichen Gebirgstäler über die Hochweiden besiedelt worden (- die in ganz wenigen Fällen schon seit 4000 v. Chr. einer Nutzung unterzogen waren). Das erscheint plausibel, da man in der baumfreien Zone und in lichten Wäldern keine Rodungsarbeit in das Land stecken mußte, damit man es nutzen konnte. Die spätere Alpe Valtnov wurde im hohen Mittelalter von Walserstämmen durch Brandrodung kultiviert. Indem die Walser breite Baumstreifen über das ringartige Abziehen der Rinde zum Absterben brachten, diese verdorrten Bäume nach ein- bis drei Jahren bei richtiger Windlage anzündeten, wurden relativ große (Alp-)Weide- und Heugebiete zusätzlich kultiviert. Der spätere Holzverbrauch bei der Labkäseerzeugung drückte auch die Baumgrenze nach unten. Gleichzeitig zog die Abholzung die Voraussetzung für Steinschlag, Erosion, Erd- und Lawinengänge nach sich.

Über mehrere Generationen wurde das Valtnover Gebiet über ganzjährige Nutzung bewirtschaftet. "Verschiedene Grundherrschaften schufen damals hart an der Anbaugrenze für Getreide eine große Zahl von Viehhöfen, sog. Schweigen, die sie selbst mit Vieh bestückten und an Leute vergaben, die für die Bewirtschaftung solcher Höfe in Form von Käseabgaben zu zinsen hatten", schreibt Franz ZWITTKOVITS etwa für österreichische Verhältnisse. Derartigen Bergbauern stellte man Gebäude zur Verfügung und belieferte sie mit Getreide. Der Druck durch die Herrschaft bedingte die starke Ausbeutung der Böden und Zerstörung/ Veränderung der Naturproduktivkräfte. Durch die Überbeweidung veränderten sich die Matten der Weiden, wodurch sich die Existenzmöglichkeit der Bauern verschlechterten. Eingezogen zu Kriegsdiensten und die hohen Abgaben an die Klöster und Landesfürsten (zum Teil vom Rheintal) machten es den Valtnover Besiedlern schwer, sich langfristig auf 1800m Seehöhe zu halten. Die 'Abgeltung des Zehnts an die Grundherrschaften' (genannt 'Bauernbefreiung') schuf Schuldverhältnisse, die nicht erwirtschaftbar und ausgleichbar waren, wodurch viele Bauern die Höfe aufgaben und abzogen.

Heute wissen die Bauern des Tales nicht mehr genau, warum die Walser wieder abziehen mußten; sie behaupten, weil sich das Klima verschlechterte, was durchaus seinen Einfluß hatte. Die durch externe Kräfte verursachte Not und Bodenausbeutung war der Hauptgrund für das Weichen der Bergbauern und die Zuweisung dieser Nutzflächen für die im gebirgigen Tal ansässigen Bauern als Alpen oder an die früheren Feudalherren. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts befanden sich infolge der Abwirtschaftung viele Almen in einem schlechten, ungepflegten Zustand. Vor allem die Getreideabsatzkrise Deutschlands um 1880 führte zu

einer geringeren Nachfrage nach Vieh, was bei niedrigen Viehpreisen eine extreme Armut im Bauernstand verursachte. Das führte zu einer weiteren, sehr intensiven Nutzung und unter Schlägerung der Waldbestände zu einer Ausweitung der Alpfächen.

### **3.3.) Der Einfluß der Labkäserei und des Futterbaus auf die Alpwirtschaft**

Ab dem 17. Jhd. begann sich die Labkäserei regionsweise durchzusetzen. Die neu entstandenen Käsetypen eroberten als Luxusartikel binnen kurzer Zeit den Markt und Export "nach allen Weltgegenden", da sie länger haltbar waren als Sauerkäse und Zigerprodukte. Die Hauskäsereien konnten nicht mehr mithalten. Kleine Bauern konnten nur weiterexistieren, wenn sie den Viehbestand ausweiteten und sich in genossenschaftlichen Alpsennereien organisierten (s. J. GOTTHELF, 1850) oder in den Nebenerwerb gingen. Etwa um 1750 kam es zur Aufteilung des Allmendlandes und im Tal zur Einflußnahme der Propaganda *Landwirtschaftlicher Gesellschaften*, die glaubten, das Bauern "ersinnet" zu haben. "Da ward das sog Kunstgras erfunden, das heißt Klee, Esparsette, Luzerne kamen ins Land, die Stallfütterung ward möglich, die Brachwirtschaft höre auf, die Wälder wurden geschlossen, die Weiden urbar gemacht und Kartoffeln massenhaft gepflanzt". Und wenn man 'fleißig' war und bedingungslos wie 'verständig' mitspielte, - quasi als 'brauchbarster, eidgenössischer Staatsdiener' - "trugen die Felder alle Jahre mehr ab. (...) Man kam auf den Gedanken, ob die Milch von Kühen, welche mit Gras in Ställen gefüttert würden, nicht ebenso gut zum Käsen tauge, als die Milch von Kühen, welche auf Alpen zur Weide gingen" (ebda). Das Kunstgras, von Futterbaugesellschaften (bis heute) propadiert, war offenbar "bsunderbar melchig" [ja richtig gelesen: 'bsunderbar' meint 'sonderbar'] - denn gemolken werden bis heute die Landbewirtschafter. Es wurden Musterbetriebe 'empörstilisiert' und ein neues Image von Käse vorangetrieben. "Man kann es sowenig erzwingen, daß die Kühe alleweil ins Grüne kalben, als man es erzwingen kann, das ganze Jahr hindurch die Kühe mit Grünen füttern zu können. (...) Wo man nun aber lauter greise Kühe haben will, da ändert sich das ganze Verhältnis, das Bleibende muß einem beständigen Wechsel weichen, denn der Kühe Natur, Liebe und Fruchtbarkeit lassen sich so wenig nach den Käsereien regeln als das Gras", deckt Jeremias GOTTHELF auf, wenn es "sonderbar ist mit diesem Nützlichen und besonders mit der dahe-riger Theorie" der agrarisch-kolonialen Propagandisten. Das sich steigernde 'Kuh- und Käsefieber' wurde zum Käswang in jedem Dorf und kannte keine Grenzen mehr. Die Aussicht auf Geld machte den "Bschyß" bei vielen Leuten zur Lebenseinstellung - "viel Milch, viel Ehre, viel Geld", war das Motto. "Die Milch war bis dahin durchgängig unter der Obergewalt des Weibes gestanden. Das Weib führte Milch- und Butterhandel" (GOTTHELF, J. 1850). Die Käsereien haben dieses Verhältnis verändert. "Die Bäuerin erhält nur das Nötigste für den Haushalt, die Milch wandert geradenwegs in die Käserei, leer bleibt der Keller und leer die Hand der Bäuerin, welche nun nichts mehr zu verkaufen hat" (ebda). Die Einführung von leguminosereichen Futtergemengen und der Züchtungseinfluß gegen Ende des 18. Jhdts. hob in manchen Talgegenden die Milcherzeugung bis zu 3000 l/J an, sodaß auch im Tal eine schnellere und 'rationellere' Milchverarbeitung notwendig wurde. Es kam zum ersten Mal zu Milchüberschüssen und zu den ersten Preisverfällen. Für eine bessere Inwertsetzung der Milch wurden neben der Intensivierung der Alpkäsereien in den Bergdörfern Talkäsereien errichtet. Man stellte sich bei Talsennereien auf serielle Produktion ein. Die wurden wiederum zur Konkurrenz der großen Kuhalpen, die lange Zeit für das Vorbild herhalten mußten. Aber die konnten mit den Gunstlagen nicht gut mithalten. Die nächste Folge war, daß die Berggebiete für die Viehzucht umfunktionalisiert wurden und verstärkt das Aufziehen des Viehs für das Unterland betreiben sollten.

In den Berggebieten ging die allgemeine Entwicklung zeitlich verzögert ab. Bis um 1900 wurden allerdings Einzelalpen zu größeren zusammengelegt. Mit dieser Zentralisierung richtete sich auch die Bewirtschaftung auf den weitläufigen Alpen auf ein Zentrum, was von der Bewirtschaftung her negative Auswirkungen auf die Entwicklung der Pflanzenbestände hatte, wie zum Beispiel Aushagerungen und Nährstoffüberschüsse. Vor wenigen Jahrzehnten wurden zudem in vielen Bergregionen keine Milchkontingente vergeben, wie dies z.T. im Calfeisental und zum Großteil im Weisstannental vor sich ging. Die meisten Bauern bauten sich einen Kundenstock auf und konnten sich deshalb in den Berggebieten lange Zeit gut halten, da

sie die Alpen zusammenlegten, die Sömmерungsflächen z.T. ausweiteten und spezialisiert nutzten sowie als 'Ausgleich für die Verarmung' später Subventionen erhielten. Heute ist auch die Produktmenge der Alpmilch vorgeschrieben, was eine weitere Einschränkung der Berglandwirtschaft zum Vorteil der wirtschaftlichen Gunstlagen bedeutet.

### **3.4.) Gemeinde und Allmendweide - communal und individuell zugleich**

"Das komplizierte System einer teils kollektiven, teils individuellen Landnutzung setzte sich im Hochmittelalter durch, als im Zuge einer Siedlungskonzentration, der sog. 'Verdorfung', viele Bauern wohl aus Sicherheitsgründen ihre Einzelhöfe und Weiler aufgaben und sich in Dörfern niederließen". Max FLAD (1987:46) beschreibt dies sehr schön für die Landwirtschaft eines schwäbischen Haufendorfes mit Gewannflur. Im Berggebiet war die Verdorfung nur bedingt vollzogen worden, denn die Arrondierung der Nutzflächen um die Hofanlage im stark geneigten Gelände ist für die Raumökonomie unumgänglich, weshalb die Höfe in der ganzen Gegend verteilt sind und oberhalb der Wälder die Alpfächen angrenzen. Der Zusammenschluß zu einem Dorf kann auch binnengenkoloniale Begründungen haben, wie sie zu Zeiten Maria Theresias erfolgten. In der Schweiz wurden Täler und Alpen von bestimmten Ortschaften gemeinsam urbar gemacht und ständig kultiviert. Viele Almen werden bis heute gemeinsam bewirtschaftet. Sie sind Gemeingut und beinahe jeder Einheimische hat z.B. auf der Valtnov Weiderechte, auch wenn er/ sie nicht mehr 'baueret'. Das gemeine Vieh weidete auf diesen allen gehörenden Flächen in zusammengehaltenen Herden, damit keine Flurschäden und Viehverluste erfolgten. Der Begriff »Alm« kommt von »Allmende«, »Allmei« und der Begriff »Gemeinde« ist eng damit verwandt (vgl. ILLICH, I. 1982; THÜRMER, M. 1993). Das »mei« bedeutete »tauschen, wechseln« oder »mehreren wechselnd zukommend« (s. im DUDEK). Daraus ergab sich die Bedeutung des gemeinsamen Zusammenlebens und Wirtschaftens, wo der Einzelne aufgehen kann. Im Gegensatz zum »communal« begreift das 'kollektiv' aber schon einen Beigeschmack von fremdgesteuertem 'Mitbestimmung', also eine Art der Enteignung. Die Allmende als soziale Einrichtung ist, im Zeichen des Monopols Geld (siehe 'Milch- und Käsefieber') stehend, der Durchkapitalisierung geopfert worden. Die Monopolisierung des Bodens läuft bis heute über die geldorientierte Ebene unserer Lebensbereiche/-welten ab (vgl. GRONEMEYER, M. 1988; WERLHOF, C.v. 1991).

### **Die Aufhebung kleinteiliger und zusammenhängender Nutzungen**

So nach und nach gingen z.T. Allmende- oder Gemeindealpen in privaten Besitz über bzw. wurden von den Hauptbestoßern bewirtschaftungsseitig dominiert. Aus der gemeinen Zuständigkeit wurde vereinzelt ein privater Zugriff. Verfolgt man über alte Katasterpläne oder die Verteilung und Anordnung der ehemaligen Hüttenstandorte die Entwicklung bis in das Mittelalter zurück, dann wurden je nach Region und Zeitphase die Alpen unterschiedlich 'komunal' bewirtschaftet:

- Die offenen Alpfächen wurden vom gesamten Vieh beweidet, aber es wurde separat gemolken und Milch separat verkäst;
- oder auf einer gemeinsamen Alp erfolgte eine separate, gebietsweise abgeteilte Bewirtschaftung und separate Milchverarbeitung;
- oder es wurde eine gemeinsame Beweidung, Weideaufsicht und Milchverarbeitung (Zusammenlegung zu Alpgenossenschaften oder -korporationen) betrieben.

Die Zuständigkeit für eine Fläche wurde von einer in sich gegliederten Gemeinschaft/ Gemeinde gehalten, dann erst (durch Landesfürsten, kirchliche Hoheiten und Zehenten, unter kolonialen Verhältnissen) geliehen oder zugeteilt und erst später wieder privatwirtschaftlich aufgeteilt. Die kleinen Bewirtschaftungsstrukturen wurden im Laufe der Zeit durch Zusammenlegung aufgehoben. Das genutzte Flächenausmaß der Alpen vergrößerte sich. In vielen Fällen haben die Alpmeister für einen geregelten Weidegang nichts getan, da sie mit der Intensivierung ihres Talbetriebes beschäftigt waren und von der Alp nur herausgeholt haben, ohne die langfristige Erhaltung der Alpweiden zu bedenken.

Mit der Auflösung der kleinteiligen Alpnutzung und des Gemeinschaftsprinzips bei Erhöhung des Arbeitsaufwandes begannen die Alpen infolge der Weitläufigkeit in der Tendenz von Unter- und Überbeweidung zu degradieren. Deshalb besagt ein Sennerspruch: 'Der Fuß frisst mehr als das Maul', wie es etwa im weitläufigen Alpgebiet der Valtnov jahrelang erfolgt ist.

Denn die Entfernungen zu den jeweiligen Bewirtschaftungszentren oder Viehtränken machten eine reproduktive Bewirtschaftung bei geringer Bestoßung schwierig. In einem weiten Umkreis konnten die Flächen nicht mehr intensiv genug genutzt werden.

### **3.5.) Die Sässenwirtschaft als erste Form der groben Weidegebietsunterteilung**

In beinahe allen Bergregionen, in denen Weide- oder Alpwirtschaft betrieben wird, sind die einzelnen Weidehöhenstufen mit Bewirtschaftungshütten ausgestattet, wo jeweils früher Käse- und Milchprodukte erzeugt wurden. Das war wesentlich, um die Wegstrecken zu minimieren. Man zog im Mai mit dem Vieh und der lebensnotwendigen Habe vom Heimhof zum 'Maiensäss', dann zum Niederstaffel (Untersäss) und über das Mittelstaffel (Mittelsäss) bis zum Hochstaffel (Obersäss). Man geht mit dem Angebot und der Futterqualität des Pflanzenwuchses in der Höhe mit und bestoßt im Herbst von oben her wieder die jeweiligen unterhalb liegenden Sässe mit ihren Weiden. Die Unterteilung in einen höhengegliederten Weidewechsel je nach Futterangebot und Jahreszeit kann als Rudiment transhumanter Wanderungen aus Zeiten vor der Seßhaftwerdung interpretiert werden. Nur ganz selten gab es ausschließlich Jungviehhalpen oder reine Kuhhalpen, allerdings separate Ziegen-, Schaf-, Schafbock- und Stieralpen. Dies hing von den Bewirtschaftungsweisen des Tales ab, denn die Alp spiegelt die Verhältnisse der Talbewirtschaftung wider. Die funktionale Auftrennung in Jungvieh- und Kuhhalpen ist erst eine Erscheinung der letzten 200 Jahre, seit die industrielle Milchwirtschaft Einzug gehalten hat und größere Mengen der Verarbeitung bei niedrigen Preisen und Geldabhängigkeit intendiert. "Die Zerstörung der Gemeinheit macht die Produktion von Lebens-" bzw. Nahrungsmittel notwendig, und "setzt die industrie-zeitliche ökonomische Arbeitsteilung voraus" (s. ILLICH, I. 1982: 8 u. 51). Die damalige Spezialisierung und Intensivierung ist allerdings vom Prinzip her nicht mit den Prozessen der Milch-, Düngermengen und Fremdmitteleinsätze der letzten 60 Jahre zu vergleichen (s. LÜHRS, H. 1994), wiewohl sie ihre Wirkungen auf die Jahre zeitigten.

Die Funktionalisierung der Land- und Alpwirtschaft bringt auch einen weiteren Nachteil, daß nur mehr eine Nutzterart auf die Alp aufgetrieben wird. Denn die Haltung unterschiedlicher Altersklassen und Nutzterarten (Pferde, Mulis, Ochsen, Schafe, Ziegen,...) bedingt verschiedenes Freßverhalten, Putzen und Düngen der Weide, wodurch eine Pflege gegeben ist. Auf Kuh- und Rinderalpen waren den ganzen Sommer über kleine Ziegenherden (meist von den Hirten) mit dabei. In den Schafherden hatte man immer eine bestimmte Anzahl von Ziegen dabei, sodaß von diesen aufkommende Gehölze zusammengebissen wurden. Früher war auch das Recht, daß im Herbst ein Hirte mit der 'gemeinen' Schafherde zum 'Weideputzen' über alle Alpen eines Tales zog, bis der Schnee die Hänge kleidete.

### **4.) VERGLEICH DER BEIDEN ALPEN VALTNOV UND EGG**

Ich war begeistert von der Koppelwirtschaft auf der Alp Egg, da ich auf österreichischen Almen meiner Tante die Unterteilung von Weidegebieten nicht kannte. Die Weise der stückweisen Bewirtschaftung erleichterte unseren hirterischen Alltag enorm. "Man lernt nie aus und Erfahrung bringt Wissenschaft" (GOTTHELF, J. 1850). Ich lernte aber im bezug auf Valtnov, daß das Neue und Bewährte aus der Erfahrung der Alp Egg nicht überall gut sein und sich auf anderen Alpen bewähren muß. Das meint, beim Kopieren eines Vorbildes und Adaptieren von Überlegungen muß man vorsichtig sein. Deshalb dachte ich über die Geschichte der Valtnov'schen Großweiden, deren Auswirkung auf Futterselektion infolge von Standweidewirtschaft und Brunnenverteilung, über die Düngerverteilung und die langfristige Pflege nach. Insofern soll dieser Beitrag jene von EBERHERR/ MACHATSCHEK 1990, EBERHERR 1994 und MACHATSCHEK 1995 ergänzen und erweitern.

#### **4.1.) Die Selektion des Futters bei freiem Weidegang auf der Alp Valtnov**

Die Änderung der Landnutzung im Tal infolge geänderter Produktionsbedingungen zog einen gravierenden Einfluß auf die Vegetations- und Bodenentwicklung auf den Alpen nach sich. Der bis in die 80er Jahre unseres 20. Jhdts. anhaltende, weitläufige Weidegang (durch die Kühe, später Jungrinder) auf dem gesamten Valtnover Alpgebiet in Form des freien Weidens bewirkte eine 'negative Futterselektion'. Über die Jahre der Bewirtschaftung von Standweiden ergaben sich bestimmte Abfolgen der Vegetationsentwicklung mit jeweils unterschiedlichen

Weidequalitäten. Die Entwicklungsstufen werden durch die jeweilige Bewirtschaftung eingeleitet und/ oder stabilisiert. Das Vieh blieb an den angenehmsten Weideplätzen und mied den Weidegang in entlegene Gebiete der Alp. Das beste Futter wurde abgefressen und das jung nachwachsende wiederum nachgeweidet, wodurch das von den Tieren verschmähte Futter überständig werden und aussamen konnte und das qualitativ gute Futter über Konkurrenzverhältnisse und mangels Reservestoffbildung zurückgedrängt wurde. Der Borstgrasrasen, u.a. eine Ersatzgesellschaft auf Standorten der ehemaligen Waldzone, entstand durch die langjährige Extensivierung und selektive Beweidung und ist die Vorstufe zu anderen Gesellschaften. Das Reproduktionsvermögen an Biomasse und die Nährstoffumsetzung ist unter den alpin-klimatischen Bedingungen sehr gering. Der modrige Geruch des halb verrotteten, von der vorjährigen Unterbeweidung herrührenden, Futters war beim Vieh nicht beliebt und ließ kleinweise punktuell Abfressen nicht mehr zu. Daraus ergaben sich immer größer ausbreitende Flecken, bis ganze Weiden nicht mehr abgefressen wurden und sich so die Entwicklung derartiger Weiden zum Negativen für die Alpwirtschaft wandte. Die Tiere meiden die Magerweiden, beißen dort lediglich die guten Kräuter heraus und suchen regelmässig die naturbürtig fetteren Stellen der Großweiden auf, wo dann auch die Dünger hingelangen und die Standorte überdüngen. Nicht unweentlich wirkt sich auch die Wildhege aus. Denn vor der Albestoßung und nach der Alpentladung im Herbst beziehen Rotwild- und Gemsherde die gut abgefressenen Standorte als Äsungsflächen. Die Jagdherrschaften und Wildhüter konnten sich mit Verordnungen gegen die Bauern durchsetzen, wiesen spezielle Wildschongebiete aus, erwirkten Stichtage der Alpentladung/-räumung und ließen so u.a. die Herbstnachweide durch Schafe verbieten. Für die Einstellung der Schafsöämmerung z.B. im Valtner Ritschgli wurde eine Entschädigung vereinbart. Aber was hilft die, wenn der Devastierungsvorgang dadurch voranschreitet und kein anderer Umgang mit einer unterhaltsorientierten Nutzung folgt.

Die Gesamtfolge war eine langfristige und großflächige Verschiebung der Pflanzenbestände zu hageren Vegetationsausbildungen der Borstgrasweiden am Alprand und in Steillagen mit mehr oder weniger starker Betonung der Zwergräucher. Anfänglich folgten bei verstärktem Auftreten von Borstgras und z.T. Horstsegge (*Nardus stricta* u. *Carex sempervirens*) kleinweise das Heidekraut, die Preiselbeere (*Calluna vulgaris*, *Vaccinium vitis-idaea*) und an frischeren Standorten die Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*), an trockenen, hageren und flachgründigen Standorten folgten Rauschbeere und Wacholder (*Vaccinium uliginosum*, *Juniperus nana*). Wenn die Standorte nach Jahrzehnten durch das Ausbreiten dieser Arten erschlossen waren, ging das Borstgras, die Horstsegge und das Heidekraut zurück und die Alpenrose (*Rhododendron ferrugineum* wie *hirsutum*) besiedelte die versauerter Böden. Nach derart sich vollziehenden Sukzessionen kann vereinzelt dann oberhalb der anthropogen herabgesetzten Wald- und Baumgrenze die Fichte (*Picea abies*) oder Lärche einwachsen (vgl. dazu die Vegetationsentwicklung bei EBERHERR 1994; GROIER, M. 1993: 100ff; in Anlehn. an CERNUSCA, A./ HÜBL, E./ KUTSCHERA, L./ LICHTENEGGER, E.).

#### **4.2.) Die Folgewirkung dieser Bewirtschaftung auf den Boden**

Dort, wo gut abgefressen wird und der Bewuchs kurz in den Winter geht, gedeiht, sobald der Schnee weggeht, in raschem Tempo die Vegetation. Hingegen kommt es durch das langhalmige und stehengelassene Futter der Vorjahre zu einem dicken Graspolster und einer großen unverrotteten Humusauflage, die wie eine Isolationsschicht wirkt und in den Boden keine Wärmestrahlung eindringen lässt. Somit beginnt die ohnehin geringe Bodenaktivität verspätet. Infolge des verschmähten Futters sammelt sich im Laufe der Zeit eine Streuauflage an, die eine Übersäuerung und folglich eine "sekundäre Verpodsolierung" (s. SCHEFFER/ SCHACHTSCHABEL, 1984) der sauren Gebirgsbraunerden verursacht und mit allen ungünstigen Nebenerscheinungen (vgl. HÜLBUSCH 1994) auf die Vegetation prägend wirkt. Auch auf kalkhaltigen Böden erfolgt die angeführte Vegetationsentwicklung und Bodenaushagerung. "Die Rohhumusbildung wird zudem durch geringe Temperatur und viel Niederschlag (Sauerstoffmangel), die mit zunehmender Höhenlage und Nordexposition zusammenhängen, gefördert" (BÄRENWEILER, R. 1992: 23). Mit steigender Seehöhe nimmt die Wärmestrahlung ab und die Bedeutung der Exposition wird auf südorientierten Hängen zunehmend un-

wichtiger. Vor allem die langen Schneelagen und die Sommertrockenheit ermöglichen nur einen geringen Abbau der Streu, wodurch fast keine Nährstoff- und Basengehalte geltend werden können. Die Versauerung durch Streu (von Nardus, Carexarten, Vaccinien, Rhododendren,...), die von Natur aus sauren und weidebedingt ausgehagerten Böden und die extremen Witterungseinflüsse schaukeln sich gegenseitig auf. Die sich mehrende Rohhumusauflage hat mit den ausgeschiedenen Huminsäuren die Bildung des Klimaxboden Typs von Gebirgs-podsol oder Eisenhumuspodsol zur Folge, die durch Dauerhumusschichten stabilisiert werden (KRAPFENBAUER, A. 1995 mündl.). Andererseits werden die flachen Bereiche durch ständiges Viehlägern überdüngt und der Aufwuchs dadurch entwertet.

#### **4.3.) Prinzipielle Fragen zur Organisation der Weideplätze**

Die Organisation einer gezielten Weide- und Herdenführung hängt vom jeweiligen Fall ab, und dies kann so viele Begründungen haben. Deshalb behandle ich anhand der Alp Egg die Vorteile der Weideunterteilung und vergleiche dies mit der Valtnov.

In der Hauptsache ist die Weideführung eine Frage des Pflanzenstandorts (HÜLBUSCH, K.H. 1994), denn mit zunehmender Höhe nimmt der mengenmäßige Weideertrag infolge kürzerer Vegetationszeit ab. Allerdings steigt in den meisten Fällen die Qualität des Futters an. Bei der Entscheidung des Weidenutzungssystems auf Alpen (vgl. BRUGGER/ WOHLFARTER) stellen sich folgende Fragen: Wie kann unter den Voraussetzungen einer bestimmten Bestoßung und maßvollen Nutzung über den etwa 100-tägigen Sommer das Vieh ausreichend mit Weidefutter von bestimmter Qualität versorgt werden? Wie erfolgt dabei über die Organisation der Weiden und die Führung der Herde gleichzeitig eine langfristig 'regenerative' Weidepflege und nebenbei die 'reproduktive Zusatzarbeit', sodaß neben der Alpbewirtschaftung auch Pflegemaßnahmen erfolgen können?

Die Einteilung der gesamten Alpfläche und 'das Fahren' mit der Herde ergibt sich zum Teil durch die naturräumliche Höhengliederung, durch die kleinräumlichen Verhältnisse und andere Überlegungen: wie Lage der Hütten, Futterqualität und -angebot, Felsabsprünge u. -köpfe; Sumpfe, Gräben, Geländeneigung, Zugänglichkeit einzelner Weideflächen, Zustand der Viehtriebwege, Witterungsverlauf, Viehlägermöglichkeiten, Erschließung, Tränkemöglichkeiten, Waldweiden und Schneefluchten, Weidepflegeaspekten... weiters Viehzahl, Viehalter und Erfahrungsfähigkeit der Tiere, Viehart, Bestoßungsdichte, -zeitpunkt und natürlich von der 'Viehlosophie' des Hirten.

#### **4.4.) Folgerungen**

Das Bewirtschaftungskonzept der Zaununterteilungen auf der Egg kann auf Valtnov nur bedingt übertragen werden, da die Alpe zu groß und weitläufig ist. Die Antwort auf die Fragen der Futterselektion, Dünger- und Brunnenverteilung,... gibt uns die Alp Egg. Von dieser Alp könnte man anhand der Weideorganisation mittels kleinteiliger Koppeln für die Valtnov dazulernen. Das würde heißen, daß man die Valtnov wieder in zwei große

Bewirtschaftungseinheiten unterteilen müßte und die ehemaligen großen Alpteile müßten je als separate Einheit kleinteilig bewirtschaftet werden. Die Gula als Untersäss, das Vordersäss und die Englars je als Mittelsäss und das Gams bzw. oberer Härtboden, Laubboden usw. als Obersäss. So müßte für den optimalen Arbeitseinsatz die Bewirtschaftung bei einer 'pfleglichen Nutzung' erfolgen. In sich könnten dann diese Alpteile besser unterteilt werden. Diese Art der Bewirtschaftung wäre nur mit vier Hirten möglich. Ich will nun auf die Vorteile der Kleinteiligkeit in der Alpwirtschaftung näher eingehen.

#### **5.) WEIDEORGANISATION DURCH UMTRIEBSKOPPELN**

Die Auflösung einer gesplitterten Bewirtschaftung und die Zusammenlegung einzelner Klein-alpen zu großen Alteinheiten bei Verringerung der Hirtenzahl konnte mittels Koppelweide-wirtschaft nur bedingt kompensiert werden. Man hält sich bei der Organisation mittels Koppeln im allgemeinen an die Prinzipien der Hirterischen Herdenführung, um den Futtervorrat für eine bestimmte Viehzahl optimal ausnützen zu können und doch durch das planvolle und regelmäßige Abfressen auch die Pflege (und ggf. eine langfristige Standortsveränderungen) zu gewährleisten. Mit einer geschickten Weideunterteilung und Ausnutzung kann man die

Weidedauer steigern und einen höheren Ertrag erzielen. Die Zäunung ist umso wichtiger, je weniger Alppersonal zur Beaufsichtigung vorhanden ist. Doch kein Zaun ist ausbruchsicher.

### **5.1.) Der Einfluß des Fehlens von Koppelzäunungen auf die Unterhaltswirtschaft**

Der freie Weidegang auf einer großen Alpfäche zieht kontraproduktive Folgen der Vegetationsentwicklung nach sich. Wie schon erwähnt, wurde Valtnov vor Jahrzehnten als Kuhalp und Jungviehhalp bei unachtsamer Düngerverteilung bewirtschaftet. Die Kuhherde wurde größtenteils um das Obersäss und im oberhalb liegenden 'Gams' gehalten. Durch die täglichen Wanderungen der Herde von den Hütten gegen den Rand der Alp und wieder retour, wurden die Ränder nährstoffärmer und devastierten in der Folge. Bei den Hütten und auf den ebenen Standorten, dort wo das Vieh lagerte, sammelten sich in den Böden die Nährstoffe an, weshalb hier die Alpenampferfluren vorherrschen (s. MACHATSCHEK, M. 1995; vgl. HAAG, M. 1994: 84ff.). Diese Lägerfluren wurden auch nur geringfügig abgefressen, da sie zu 'geil' waren. Am Rand der Alp wuchsen im Laufe der Zeit große Hangflächen mit Grünerlen zu und bestimmte Standorte verheideten flächig mit Zwergräuchern bis dort nur wenig zum Fressen zu finden war. Die Pflege derartiger ertragabnehmender Weideplätze und Rückführung in gute Pflanzenbestände erweist sich als sehr aufwendig und ist langfristig nur mit großen investiven Aufwendungen und Eingriffen, die oft mehr zerstören als nützen, durchzuführen oder ihre Bewirtschaftung wird aufgegeben. Auf den im abschüssigen Gelände liegenden, extensiv bewirtschafteten oder aufgelassenen Valtnov'schen Weiden kommt es zu Problemen mit Erosion und Lawinen, da sie nicht mehr beweidet werden bzw. keine Mahd bewerkstelligt wird. Der fehlende Weidegang in den Steilhängen hatte einen weiteren Nachteil, denn die über Generationen der Bewirtschaftung entstandenen treppenartigen Weideweglein (Vieh-gangeln od. Trejen) entlang der Höhenschichtlinien waren durch Frost-, Lawineneinwirkung und Schneedruck wieder vergangen, wodurch eine neuerliche Beweidung mit dem heute schwereren Braunvieh gefährlich oder unmöglich wurde. So einfach das standweideartige System vom Arbeitsaufwand kurzfristig ist, so schwieriger erweist sich die Erhaltung solcher Weiden auf Dauer. Die Ertragsfähigkeit der Standweide wird auf lange Sicht stark gemindert und kommt einer mit Zäunen unterteilten Weide erfahrungsgemäß nur mehr bis zur Hälfte im Ertrag nach.

### **5.2.) Die Koppelweidewirtschaft erleichtert den Hirtenalltag**

Wenn man sich vor Augen hält, was die Koppelweidewirtschaft für den Hirtenalltag und die Beaufsichtigung der Rinder bedeutet und wie die Vegetationsentwicklung mit dem geregelten Weidegang zusammenhängt, dann versteht man die Vorteile der Koppeleinteilung auf Alpen. Bei Unterteilungen ist der Zwang größer, daß die Tiere in bestimmten Koppeln das vorhandene, für sie minderwertige, weniger geschmackvolle oder unliebsame Futter abfressen müssen.

Auf der kleineren und übersichtlicheren Alp Egg war man aufgrund einer guten Höhenstaffelung (Sässenwirtschaft) schneller beim Vieh. Der Hirtenalltag war arbeits- und personalentlastender, da die Alp mit vielen Zäunen ausgestattet war und viele kleine Weidekoppeln angelegt waren. Somit hatte man sich bei den Kontrollgängen das weitläufige Absuchen des Viehs erspart. Man mußte nicht jeden Tag mit der Herde gehen oder sie ganztägig beaufsichtigen. Das Vieh konnte man z.T. von der Hütte aus beobachten und es war am Morgen auf bestimmten Standorten anzutreffen. Es war auf engerem Raum schneller zusammengetrieben als auf der Valtnov, um mit ihnen auf abgelegene Weiden ziehen zu können. Bei wechselndem Wetter hatte man eine größere Wahlmöglichkeit, die Rinder von gefährlichen zu flachen übersichtlichen und eingezäunten Weiden zu fahren. Der Aufwand der Zaunerrichtung war zwar größer, das Hüten auf mehrere Tage aber wesentlich angenehmer und insgesamt die Alpbewirtschaftung mit weniger Arbeit zu bewerkstelligen.

Hingegen war zwar die Valtnov in sich grob unterteilt, aber im wesentlichen fehlte eine klein-telige Gliederung mit Bewirtschaftungsschwerpunkten, wie dies auf der Egg erfolgte. Die großen Weiden der Alpteile (Gula, Englar, Vordersäss und Gams) lagen z.T. von der Hütte bis zu 30 Gehminuten entfernt und waren wegen dem Geländeverlauf und der Lage nicht einsehbar. Das Vieh konnte weit umherziehen, wodurch sich die tägliche Kontrolle sehr aufwendig und z.T. in den bewaldeten Weiden als sehr schwierig gestaltete. Man war auf den

Klang der Glocken - jedes Rind hatte eine Schelle umgehängt - angewiesen, was besonders bei Nebel eine große Hilfe war. Auf der Valtnov war man nie sicher, ob das Vieh auch nicht irgendwo zwischen gefährlichen Felsbändern, in abschüssigen Gräben, zwischen Bäumen eingeklemmt oder zur Nachbaralp gezogen war. Man konnte sich nur schwer eine Übersicht schaffen und 'rotierte' mehrmals am Tag. Auf den weitläufigen Weiden über der Baumgrenze war es leichter, wie wohl doppelte Vorsicht wegen ihrer Abschüssigkeit geboten war.

### **5.3.) Gezielt abgrasen lassen, ist nur mit Zaununterteilungen möglich**

Die höchsten Stellen von Weiden oder Weidegebieten werden immer bevorzugt abgeweidet. Damit die Rinder nicht sofort binnen einer Woche ganz zuoberst in den Regionen des Oberstaffels das frische Futter abfressen und das Futter der Niederalp übersteigen, errichtet man Längs- und Querzäune. Dadurch müssen zuerst die unteren Weideplätze abgefressen werden und deren Bewuchs somit nicht 'alt', das heißt, bis zum Herbst nicht 'überständig' wird. Die Unterteilung der Weiden ermöglicht für die Frühjahrsweiden bis zur wiederkehrenden Bestoßung im Herbst eine Erholung. Sie sind etwa nach mehr als vier Wochen des Nachwachsens wieder nutzbar. Somit können die gerne gefressenen Pflanzen Reservestoffe speichern und nachwachsen - die Weiden teilweise ein zweites Mal bestoßen werden. Deshalb werden Alpgebiete in sich in mehrere nach naturräumlich vorgegebenen Weidehöhenstufen mit je einem Bewirtschaftungszentrum eingeteilt und innerhalb jeder Höhenstufe in Koppeln unterteilt. Jeder Verlauf eines Zaunes und Triebweges, jeder Tränkestandort hat eine praktische Begründung. So gäbe es für eine jede einzelne Weidekoppel eine eigene Geschichte zu erzählen.

Durch das Zäunen und Unterteilen des Alpgebietes können die einzelnen Weiden gezielt kurz oder länger beweidet werden und dies jedes Jahr zur pfleglichen Bewirtschaftung in Variationen. D.h., alle paar Jahre soll eine Weide immer vollständig abgefressen werden, also geringfügig überbeweidet werden und das Vieh soll nach dem Futter suchen. Deshalb beläßt man unter ganz strenger Beaufsichtigung die Rinder zwei Tage länger in einer Koppel als üblich und bestoßt danach eine Weide mit minderwertigem Pflanzenbewuchs, sodaß auch dieser gut abgeweidet wird. Und dort, wo das Weidegras bis zum Herbst frisch und saftig bleibt, wird dieses je nach Möglichkeit zuletzt bestoßen, wie z.B. das Eggatal der Alp Egg.

### **"Weideruhe als Weidepflege" kann auf Alpen nur mit Hilfe von Zäunen erfolgen**

Eine einjährige Weideruhe bei Koppelwirtschaft war eine Gesetzmäßigkeit, um eine Alpweide mit dem aufkommenden Aufwuchs, der dann verrottet, aufzudüngen. Nach einem Jahr des Aussetzens der Beweidung, werden die Rinder dann länger eingetrieben, bis das Futter vollständig abgefressen ist. Das stellt eine Aufwertung des Standortes und gleichzeitig eine langfristige und permanent notwendige Pflegeweise dar. Die Pflanzen in derartigen Weiden haben wieder die Gelegenheit auszureifen und abzusamen und können darüber hinaus einen Wachstumsvorsprung (größere Wurzel-, Samen- und Blattmasse) für das nächste Jahr erwirken. Das Aussetzen solcher Querweiden und das Überspringen bewirkt, daß in den nächsten Jahren der Weideertrag höher liegt. Eine weitere Maßnahme der Weidepflege kann sein, ein Jahr lang eine Koppel ganz intensiv abweiden und im nächsten Jahr das Vieh lediglich fressend darüberziehen lassen. Auf diese Art der Erholungsbewirtschaftung hinauf werden auch regelmässig verlagerte Standorte nicht jedes Jahr mit Kot verschmutzt und angereichert, und bei mehrjährigem Nachkommen dieser Bewirtschaftungsart dadurch vom Vieh in folgenden Jahren intensiver abgefressen.

### **5.4.) Zaunarten und Koppelformen**

Steinmauern und Holzzäune als Grenzen wurden auch auf den Alpen errichtet. Früher waren für den Unterhalt solcher Zäune mehrere Personen zuständig. Dazu wurden große Mengen an Holz benötigt. Erst später führte man den Stacheldraht ein, der nur an wenigen Stellen aufgestellt wurde. Der vom Vieh besser respektierte und von Hirten gut handhabbare Elektrozaun machte in den letzten Jahrzehnten eine feinere Weideunterteilung möglich. Was früher durch das gezielte Abhüten des Viehs durch den Hirten gesteuert wurde, wird heute durch den 'elektrischen Viehhalter' (Akkumulatoren) durchgeführt.

## Rechteckige Koppelformen im geneigten Gelände

Für eine ertragreiche Unterteilung der Weidefläche und einen pfleglichen Umgang mit Weidegebieten empfiehlt es sich je nach Geländeeverlauf Querzäune über die Alp zu spannen, die je nach Situation durch Zäune in der Falllinie ergänzt werden. Damit kann man langfristig devastierte Standweiden wieder aufbessern, und, nach dem Prinzip der Weideruhe oder des Überspringens solcher Querweiden, auch wieder bessere Futtererträge bewirken. Macht man eine zu großzügige Einzäunung, dann werden kleinere Flächen innerhalb eines großen Weidegebietes bevorzugt abgefressen und übernutzt, die schlechteren Standorte aber ungenutzt und es wird für eine gleichmäßige Verteilung der tierischen Ausscheidungen nicht mehr gesorgt. Deshalb soll je nach Viehbestand die Weideschlageinteilung so gestaltet werden, daß sich das Vieh zwischen 5 - 8 Tage in den Weiden aufhält und eine Beweidungspause länger als vier Wochen möglich sein kann.

Der Verlauf der Trittweglein entlang der Höhenschichtlinien beweist allein, daß die Anlage von länglichen Weideparzellen sinnvoller ist. Es haben sich aus dieser Erkenntnis des natürlichen Weideverhaltens annäherungsweise Längskoppeln (im optimalen Fall liegende Rechtecke) bewährt, da von Natur aus das Vieh beim Weidegang hin- und herzieht. Nur in wenigen Fällen sind quadratische oder hochgestellte-rechteckige Weidekoppeln unvermeidbar. Aber auch hier lohnt sich die Unterteilung mittels mobiler Querzäune (z.B. Schnellhaager), um für die 'Nebenabpflege' eine solche Weide in mehrere Tagesweiden zu teilen. Denn in Weiden mit hochgestellten und quadratischen Koppeln wird in der Regel das Futter im unteren Teil der Koppel schlechter abgefressen, da die Rinder den Weidegang in den unteren Weideteilen immer vernachlässigen. Es kann auch vorkommen, daß durch das senkrechte Gehen und Laufen der Tiere starke Grasnarbenverletzungen verursacht werden, die dann zu Erosionsrinnen werden, wenn Starkregenereignisse auftreten.

Der Bewuchs derartige Weiden wird bei anhaltenden Niederschlägen durch das viele Auf- und Abgehen stärker verschmutzt.



## Schnellhaager machen das Hirten variabler und praktischer

Die meisten aus Kunststoff hergestellten Schnellhaager oder die Eisenstangen sind als Zäune unpraktisch und sehr teuer. Donat RADE und Giorgio HÖSLE, zwei befreundete Hirten aus den Kantonen Appenzell-Ausserhoden und Glarus, haben daher aus ganz einfachen Elektro-Isolierrohren, die am unteren Ende schräg und obenauf quer abgeschnitten wurden, einen neuen, billigen und praktischen Schnellhaager geschaffen. Diese Verwendung ist deshalb so kommod, weil die fingerdicken Kunststoffrohre steif und hohl, und dadurch sehr leicht sind, eine gute Statik haben und gleichzeitig gegen den Boden isolieren. Ein mit Feindraht versehenes Plastikband als Zaun wird mit einem speziell geknüpften Knoten daran befestigt. Es sind dazu keine Zusatzeinrichtungen, wie die teuren Stromisoliatoren, Metallversteifungen, Stahlspitze usw. notwendig. Zudem lassen sich diese 'Plastikpfähle' infolge des geringen Gewichtes in einem leinenen Umhängesack gut tragen. Sie sind in den Boden gut einschlagbar, wobei man bei steinigem Untergrund automatisch vorsichtiger ist. Gut verwendbar sind diese Haager, wenn man z.B. schnell einen Felskopf oder einen Berggrat, einen gefährlichen Graben, wo das Vieh nicht hineinfressen soll, abzäunen will. Oder wenn man allein das Vieh hütet, das Vieh über Nacht in einer Umzäunung zusammensperren oder eine Weide zum besseren Abfressen unterteilen oder wenn man die Rinder von überdüngten Stellen fernhalten will.

## 6.) TRÄNKEMÖGLICHKEITEN UND DIE STELLUNG DER BRUNNEN

Jungrinder brauchen viel frisches Wasser. Die Menge liegt zwischen 20 bis 40 Liter. Ausgewachsene Rinder benötigen um etwa 30 Liter mehr am Tag. Deshalb sollen die Tiere mindestens zwei Mal am Tag getränkt werden. Man spart sich durch die Einrichtung von mehreren verteilten Tränken den Aufwand an stundenlangem Treiben oder Viehanmärsche von den Randgebieten zu den zentral gelegenen Brunnen und läßt dadurch den meisten Kot und Harn auf den Weiden in der Nähe dieser Tränkemöglichkeiten zurück. Vor allem mobile und leichte Brunnen aus Kunststoff haben den Vorteil, daß durch ein verschiedentliches Aufstellen dieser Tröge je Sommer, gleichzeitig auch kleinräumig bestimmte Standorte aufdüngbar sind. Somit kann man Viehverlagerungen auf zentralen Weiden etwas reduzieren. Neben der besseren Gewichtszunahme ist auch eine geringere Beinverletzungsgefahr infolge langen Viehtreibens gegeben. Einschränkungen, die eine Errichtung nicht an allen Orten zulassen, sind durch die Lawinengänge bzw. in wasserarmen Alpgebieten gegeben.

In speziellen Fällen soll die Anordnung von stationären Tränkestellen innerhalb jeder Weidekoppel so organisiert sein, daß der Brunnen auch für die Verwendung einer zweiten, benachbarten Weide dienen kann. Für diesen Zweck ließen wir den Grenzzaun zwischen zwei Koppeln direkt an den Brunnen in Form eines großen Bogens für einen ausreichenden Spielraum vorbeilaufen. Es konnte je nach Weideführung der Zaun um den Brunnen verlegt werden. Somit war für beide Koppeln eine Tränke gegeben.

Bäche eignen sich zum Tränken der Rinder schlecht, da das Vieh beim Trinken in den Bach hineinscheißt, und deshalb nachkommende Tiere nicht mehr aus dem verunreinigten Gewässer trinken. In den jeweiligen Weidekoppeln soll auf alle Fälle eine Tränkmöglichkeit eingerichtet sein, weshalb die Fassung von Bach- und Quellwasser mittels Brunnstube unumgänglich ist. Haben die Tiere regelmässig getrunken, dann fressen sie auch lieber und setzen an Gewicht zu. An jenen Quellen mit kleiner Wasserführung lohnt es sich, etwa drei bis sechs Brunnen für ein gröberes Fassungsvolumen untereinander aufgereiht aufzustellen, sodaß der jeweils volle obere Brunnen im Überlauf den darunterliegenden speisen kann. Damit ist garantiert, daß sich bei einem geringen Schüttungsvermögen des nachts oder vormittags genügend Wasser ansammeln kann, bis die Herde wieder zur Tränke kommt. Dann bekommen alle Tiere Wasser. In niederschlagsarmen Gebieten und in Sommern, wo regelmäßig lang anhaltende Trockenperioden vorkommen, aber auch in sehr stark unterteilten weitläufigen Weidegebieten wird sogar das Überwasser vom letzten Brunnen oberer Weidekoppeln per Schlauch einige Hundert Meter zu unterhalb liegenden Weiden weitergeleitet, wie wir es auch auf der Egg handhaben.

Zur Sicherung der Wasserversorgung errichteten wir auch kleinere Suhlen, von Hand gegrabene Ausbuchtungen oder mit Graswasen abgedichtete Staubecken, wie ich es als Kind auf Almen gelernt hatte. Sie werden immer wieder durch die drängenden Hupe demoliert und müssen neuerlich aufgebaut werden - ggf. setzt sich zum Schutz ein Hirte mit dem Stock dazu. Sie haben sich für kurzfristige Weidehaltung in exponierten Weidegebieten als direkter Trinknottbehelf oder für eine Wasserfassung sehr bewährt. Auf Almen im Dachsteingebiet, erzählte Bodo HELL, werden separat Lehmmulden als ständige Einrichtung ausgehoben und verdichtet, sodaß sich in diesem kluftigen Kalkgebirgsstock Regenwasser sammeln kann.

Nach dem Tränken zu Mittag soll zum Wiederkäuern eine Ruhepause gewährt werden, solange das Vieh liegen will. Sind die nachmittäglichen Weidegebiete außerhalb von eingezäunten Weiden vom Brunnen weit entfernt, so genügen etwa drei Stunden Mittagsruhe, ehe die Rinder wieder zu diesen Weiden getrieben werden. Nach ausreichend langem Liegen fressen sie aber besser und dafür aber länger bis zum Abend hinein.

Manchesmal allerdings, läßt man sie auch im steilen Hang zur Mittagsruhe für Stunden ohne Wasser stehen, da sich der weite Weg zu einer Tränke nicht lohnt und um die Nährstoffe an den exponierten Stellen zu lassen. Das Vieh dann ohne Wasser zu halten, ist ein sehr schwieriges und gefährliches Unterfangen. "Es gibt nichts Schlimmeres für das Vieh, als kein Wasser zu haben" (WASS, B. 1986), da die Rinder dann wassergierig oder nach Wasser 'verrückt' werden und auszubrechen versuchen. Ich kenne einige Geschichten darüber, daß die gesamte Viehherde ins Laufen gekommen ist und z.T. dann in ihrem 'Laufrausch' über Felswände in den Tod sprang.

## 7.) DIE DÜNGER(-VERTEILUNGS-)FRAGE IN WEIDEGEBIETEN

### 7.1.) Die Herdenwanderung war und ist das Vorbild für die Weidekoppelwirtschaft

Früher vor der Seßhaftwerdung lag es im Gefühl der Hirten, sei es in der Mongolei (vgl. HEISSIG, W./ MÜLLER, C.C. 1989) oder bei den Samen/ Lappen mit ihren Rentierherden (vgl. TURI, J. 1912), sei es bei den Nomaden in Nord- oder in Zentralafrika - überall sind ähnliche Prinzipien zu finden - über die Führung der Herde gezielt den Bewuchs abfressen zu lassen. Es war dies ein Einsammeln des Ertrages über den Weidegang ohne Heubevorratung. Man hat nach Plan entschieden, in welche Richtung die Herde gebracht wurde und das mußte ständig organisiert werden. Z.B. ritten bei den Mongolen Leute in verschiedene Gebiete voraus und erkundeten den Stand der Vegetation und bestimmten so den Herdenzug der Lebensgemeinschaft. Ähnlich war es bei den Lappen, die ebenso nach Futterangebot und aktuellen Klimaverhältnissen Entscheidungen trafen. Die Indianer Nordamerikas beobachteten die Wanderungsbewegungen der Bisons und stellten ihren 'Reise'-Alltag auf die Herde ein. Vermutlich griffen auch die Indianer minim. richtungsgebend ein. Aus dem »Gebrauch« entstand der »Brauch«, die »Routine«, eine Art von »Tradition der Wanderungen« nach bestimmten Routen. Die »Jahreswiederkehr« des gezielten Abweidens sicherte Ertrag und gleichzeitig die nachhaltige Pflege, wobei bei den großen Herdenwanderungen sich niemand um die abgeweideten Standorte kümmerte, da man genügend Fläche und viele Möglichkeiten der Nutzung hatte (vgl. SAHLINS, M. 1978). Bei mässiger Nutzung lieferten die Naturkräfte bis zu einem bestimmten Maß 'gratis' nach, was über eine Beweidung entzogen wurde.

### 7.2.) Die aufgedüngten Lagerplätze sind der Reichtum später folgender Kulturen

An den 'mobilen' Lagerplätzen sammelten sich die Nährstoffe aus der weitläufigen Umgebung an und besserten die Standorte ähnlich wie bei Pferchungen auf und kultivierten im Wechsel auf die Jahre die Standorte entlang der Wanderrouten. Das traditionelle Wiederkehren in ein bestimmtes Gebiet, wie es etwa bei der Transhumanz in Europa geschah, enthält die bewährten Erfahrungen. Im Zusammenhang mit dem Fund des "Mannes im Eis" in den Ötztaler Alpen wurde die transhumante Wanderungsbewegung - des weiträumigen Weidewechsels von der Meeresnähe über das Alpenvorland in die Alpen - lediglich andiskutiert (RACHEWILTZ u. TOGNI, 1994). Sie wird u.a. heute noch von Schäfern in Rumänien, Kroatien, Italien oder Frankreich derart betrieben.

Georg GNIGLER erzählte 1995 bei einem Besuch in Wien, daß bei halbnomadischen Völkern in Zentralafrika nach einigen Jahren der regionsweisen Bewirtschaftung die fixen Lager abgebrochen werden. Alles, was sich aus der Beweidung, Viehhaltung und der Lebensumstände der Menschen an Nährstoffe um diese 'Wanderdörfer' ansammelte, ergab nach dem Weiterwandern die fruchtbarsten Standorte hinkünftiger Weiden.

Diese genannten Beispiele handeln von Herdenwanderungen in weitläufigen Gebieten, aber die Prinzipien sind in adaptierter Weise auf den Alpweiden nicht viel anders. Die Grundüberlegungen der großen Wanderbewegungen wurden nach der Seßhaftwerdung in den Berggebieten im Kleinen beibehalten. Das was bei der Transhumanz über weite Strecken an Landnutzung erfolgte, geschieht heute in den Bergen auf kurze Distanzen vom Talbetrieb bis zur vegetationslosen Zone der Gipfel. Und man mußte bei einer intensiven Wirtschaftsweise auf kleinem Raum mehr haushälterischen Umgang wählen, um aus der Natur einen Ertrag zu erwirtschaften. Die Organisation der 'Tagesreisen' gestaltete sich zu einer Frage der nachhaltigen Raumökonomie.

### **7.3.) Die Pferchungen - Eine Kopie der Nährstoffansammlung an den Lagerplätzen**

Auf manchen degradierten Standorten von Alpen wurde zur neuerlichen Inwertsetzung dieser Weiden gepfercht (s. EBERHERR, J. 1994), um die Rohhumusschichten abzubauen. Ziel war es, die in Dauerhumusform gebundenen Nährstoffe zu mineralisieren und verfügbar zu machen. Dazu wurde das Vieh in einer engen Umzäunung auf eine kleine Fläche zusammengepfercht. Über die Hufe wurde die zwerstrauchartige Pflanzendecke zerstampft und mit dem Mineralboden vermischt und dadurch Nährstoffe freigesetzt. Die resultierende Düngerwirkung förderte das oberirdische Wachstum der Pflanzen. In den Lücken konnten andere Pflanzen keimen oder einwachsen. Diese Art der Wirtschaftsweise wurde auch in Schottland, der Slowakei, Frankreich, Norditalien oder Schweiz nach dem Vorbild des alten Hirten durchgeführt. Es entstand durch diese "Viehparkung" (vgl. PODOLAK, J. 1991) eine Kultivierung der Weidebestände auf längere Zeit, bis diese infolge langjähriger Beweidung wieder degenerierten. Immer wiederkehrende kleine Eingriffe waren in größeren Zeitperioden kontinuierlich notwendig, um der Versauerung entgegen zu wirken.

Auch weidetechnisch hat das Pferchen Vorteile. Denn nach dem morgendlichen Auslassen fressen die Rinder auf hageren Standorten besser, da sie während der Nacht in den Pferchen nichts zur Weide haben. Diese Umgangsweise lohnt sich besonders, wenn man früh in die Borstgrasweiden gehen will oder wenn am Morgen der unliebsame Bewuchs noch feucht ist. Es stellt sich dabei die Frage, will man u.a. mit diesem 'Misten' des Pferchens in der Hauptsache verbessern oder will man einen möglichst 'erträglichen' Viehzuwachs, oder beides. Damit der Zuwachs am Vieh nicht leidet, pfercht man je nach Größe der einzelnen Pferche vielleicht maximal sechs Wochen im Alpsummer. Wir trieben pro Pferch etwa 8 - 10 Nächte ein. Nach nun mehr fünf Jahren der Diskussion lässt der diesjährige Hirte, Giorgio, um den Scherm am Obersäss die Läger abfressen und sperrt aber das Vieh regelmässig aus (vgl. MACHATSCHEK, M. 1995:332). Gleichzeitig hat er für einen sehr großen Nachtpferch den Brunnen verlegt.

### **7.4.) Der Umgang mit dem Dung - Vom Pferch zur Koppel**

Der Dung als Reichtum auf Alpen erfordert einen gezielten Einsatz, wiewohl die Flächenerträge bei Düngung mit zunehmender Seehöhe abnehmen. Im täglichen Anfall von etwa 25 kg Kot und 15 Liter Harn je Großviecheinheit steckt ein hohes Maß an Produktivkraft.

Aus unzerteilten, klassischen Kuhfladen besetzen jahrelang den Grasbewuchs und nur ein knapper Grasring bekommt etwas üppig von der Düngerwirkung ab, der aber wegen dem intensiven Kotgeschmack von keinem Rind angerührt wird. Deshalb werden frische Kuhfladen von einigen Hirten und Bauern wegen ihrer scharfen Wirkung bald nach ihrem Anfall zerteilt und verstreut oder mit dem Schuhwerk verschmiert, damit der Kot schnell abgebaut und noch im selben Jahr großflächiger die Wirkung ausstrahlen und eine bessere Vegetation entwachsen kann.

Nach dem Vorbild des Zusammenhaltens von Vieh durch Hirten und Hunde ist wahrscheinlich das nächtliche Pferchen in Gehegen als Kultivierungsweise entstanden<sup>2)</sup>. Davon ausgehend kann man sich die Prinzipien eines anderen Umgangs mit Kot und Harn vergegenwärtigen. Denn das Pferchen ist die extremste Form der Koppelhandhabung. Aus diesem Vorbild heraus könnte die Abkoppelung großer Weidegebiete entstanden sein, wo die Tiere infolge größerer Ganztagskoppeln für 4 - 8 Tage auch nachts fressen können.

Der Umgang mit Dünger sieht für Kuhhalpen noch einmal anders aus, wie für Jungviehalpen. Wenn z.B. die Kühe über Nacht im Stall bleiben, wird hier ein Großteil des Dungs anfallen, mit dem man dann beliebig, aber mit viel Arbeitsaufwand der Ausbringung gezielt hantieren kann. Bleiben die Kühe über Nacht auf der Weide, dann bleibt beim morgendlichen 'Auftreiben' der Tiere der Dung auf der Weide, allerdings auf schon meist überdüngten Standorten. Aber auch bei Nachtweide und morgendlichem Melken in einem Stall fällt nach dem Melken noch genügend Dünger an. In anderen Alpgebieten befinden sich mobile Melkstände oder man melkt die Kühe auf der jeweiligen Weide und transportiert die Milch zu den Hütten. So verteilt man auf diese Art den Dünger.

2) Interessant finde ich, daß im steirischen Ennstal der Stall mit "Pfarrach, Pfara oder Pfarrich" benannt wird, was wiederum auf "Pferche" verweist und woraus zu schließen sein kann, daß aus den ungedeckten Pferchen, die überdachten Pferche und daraus Behausungen um die Herde und um eine Feuer-/Herdstelle entstanden sind.

### **7.5.) Die Notwendigkeit der Nährstoffsicherung**

Die Größe und Pflege des Miststocks war bei den Bauern einst der Maßstab des 'unbezahlbaren' Reichtums. In manchen Gebieten wurde im Gegengeschäft für die Beweidung mit Mist 'bezahlt' und man tat große Sorge um jedes Böhnchen, das ein Kleintier auch auf der Weide von sich gab. In gewissen Gegenden gehörte eine bestimmte Menge Stallmist zur Aussteuer. Dies zeigt uns die einstige Bedeutung der Misthandhabung auf.

Früher mußten sie auf Valtnov über die ständige 'Nährstoffeinfuhr' durch die Futter- und Streugewinnung aus der unmittelbaren Umgebung eine intensive Düngerwirtschaft halten. Dazu war eine ausgeklügelte Nutzung aller möglichen Ressourcen notwendig. So entdeckt man heute im Wald vom Ahornboden gegen die Valtnover Bäche einen sich heraufziehenden breiteren Weg, der einmal mit Fuhrwerken befahren worden sein mußte. Vermutlich haben sie von den steilen Hängen des Ahornbodens Laub und vor allem von den Bergmähdern 'Wildheu' für das Vieh herautransportiert. Für einen Transport in's Tal hinunter war das Gelände viel zu abschüssig. Alte Weisen und Gebietsnamen (Ahornboden, Laubboden, Schöne Wies, Heuplanggen,...), sowie Entwässerungs- und Entsteinungsindizien erzählen u.a. von ehem. Laub(streu)wäldern, entfernt gelegenen und sehr steilen Wildheumatten, fetten Wiesen und Troshängen anstelle der heutigen reinen Fichtenwälder oder brachgefallenen, versumpften und verheideten Flächen. Das Abernten des Heues, der Streu und 'Erlenlaubheu' von gefährlichen Planken brachte Nährstoffe in den näheren Umkreis der heutigen Alpböden ein, wodurch vermutlich die Wiesen, Äcker und Gärten über das Ausbringen des Mistes (und ggf. der Jauche) auch bewirtschaftbar(er) waren. Aus jeglicher erreichbarer organischer Substanz wurde Nutzen gezogen. Wenn man sich vor Augen hält, wie stark heute beinahe alle Weiden von Valtnov degradiert sind, kann man sich eine ehemalige Grünlandbewirtschaftung mit kleineren Ackerflächen nicht vorstellen. Die Standorte müssen derart ausgelaugt und durch die Verpodsolierung degradiert worden sein.

Die Unterhaltstätigkeit des heutigen Schwendens von Grünerlen ist ein Wirtschaftsrelikt aus der Futterheu- und Knittelholznutzung bei gleichzeitiger Pflegewirkung gegen das Bewachsen dieser Hänge. Dies wurde seinerzeit also nicht nur wegen der Freihaltung der Weiden durchgeführt, sondern war der wesentliche Bestandteil der Winterfutergewinnung und Miststreckung. Die Abholzung großer Trosflächen erfolgte gezielt und in Form des Gemeinwerks. Es können dabei meliorativ-unterhaltswirtschaftliche Hintergründe vermutet werden, daß man über einen länger währenden Erlenaufwuchs ausgehagerte, frische Standorte (mit Zwergräucher, Borstgras; oder mit Rasenschmiele besetzt) aufbessern ließ, um nach einer Abholzung wieder fette, krautreiche Weiden zu erhalten. Auch das Heidekraut soll früher von Hand ausgerissen worden sein.

### **7.6.) Das Abhirten im weidetechnischen Sinn**

Konkret hat der Begriff 'Hirten' mehrere Ausführungsmöglichkeiten:

- a) Auf einfachen Alpen kann das Vieh im Gelände frei laufen, in der Hoffnung, daß es bei Durst wieder von alleine und unbeschadet zu dem Brunnen herunter kommt, und sich nicht zwischen den Felsen versteigt. In ungefährlichen Gebieten hat sich das 'Laufenlassen der Tiere', ob eines selektiven Futersuchens, für den Alltag bewährt. Die Aufgabe eines Hirters beläuft sich hierbei auf das tägliche Aufsuchen und die Kontrolle des Viehs. Manche schwören darauf, die Tiere frei laufen zu lassen, d.h. Ruhepausen sind variabel und werden je nach Witterung, dem Zyklus der Tiere, von der Entfernung der Freifläßen, Lagerplätze und Tränkemöglichkeiten von jedem Rind individuell entschieden. So etwa erfolgt es in Südtirol und Österreich.
- b) Die Haltung der Rinder in Umtriebsweiden hat sich bis heute in der Schweiz durchgesetzt. Die langfristige Praktikabilität habe ich diesbezüglich angeführt. Aber durch diese Reaktion auf den Mangel an Alppersonal und die Koppelweidewirtschaft muß nicht unbedingt das Hirtenhandwerk verloren gehen.
- c) Die andere Art des Hirten, wie ich sie aus der Schweiz kenne, ist die Führung des Viehs als Herde. Alpen mit vielen Gefahrenstellen und hoher Absturzgefahr bedürfen einer ständigen Kontrolle, weshalb die Tiere als Herde beisammengehalten werden und nach organisatorischen Gesichtspunkten die Weideführung betrieben wird. Die Herde wird also gezielt 'auf die Reise geführt'. Derart können auch Standweiden abgehütet werden. Tagsüber geht man in die Steilflächen hinein. Nachts läßt man die Tiere in den unteren flachen Teilen zur Nachweide. Ich befasse mich in den weiteren Kapiteln mit dem Hirten unter der Prämisse einer Herdenführung.

### **7.6.1.) Der gezielte Gang mit der Viehherde**

Gute Hirten können ohne Zäune so 'ab hüten', daß eine Alp gut abgefressen und regelmässig gepflegt wird. Das erfordert ein hohes Maß an Routine und Arbeitseinsatz, da man am Morgen so bald wie möglich beim Vieh sein muß bzw. am Abend erst, nachdem sich die zusammengetriebenen Tiere niedergelegt haben, vom Vieh gehen soll. Ab hüten kommt den Prinzipien von Umlaufsweiden sehr nahe. Nachteilig dabei ist, daß das Vieh in ihrem Freßtrieb gestört wird, da es getrieben, gelenkt und zusammengehalten werden muß und keinem freien Weidegang nachkommen kann. Verwendet man zur Arbeitserleichterung Weidezäune, so ist es z.B. schon ein großer Vorteil, einen gefährlichen Hang mit einem einzigen stationären Zaun horizontal oder vertikal abzugrenzen. Wenn man dann noch einige kurzfristige und leicht abtragbare Zäune (sog. Schnellhaager) errichtet, ist das Risiko eines Viehabsturzes vermindert, eine übersichtlichere und alltagspraktische Abweidung gegeben.

### **7.6.2.) Zur Herdenführung**

Die Haltung des Jungviehs auf Alpen unterlag während der letzten 100 Jahre einem Paradigmenwechsel, nämlich Gewichtszunahme zu produzieren und nicht die Alp als Überbrückungszeit der Aufzucht und als Futterentlastung der Heimbetriebe zu sehen. Wesentlich war früher, daß das junge Vieh in den 'Rahmen' und in die Länge wachsen sollte, und nicht in's Fleisch, wie heute. Man brauchte auf Alpen die Gunstlagen für das Milchvieh und die abschüssigen und berandeten Bereiche wurden mit der Herde des 'leichten' Viehs bewirtschaftet.

In der Regel behält man heute die unteren, flacheren Teile großer und gefährlicher Weiden als Nachtweiden zurück, wo die Rinder abends hingelenkt werden. Auf diesen Weidestücken befinden sich auch meist die Brunnen für das Vieh. Über Tag 'fährt' man mit der Herde in das steile Gelände. Wie eine Herde geführt werden kann, ist von Fall zu Fall verschieden und kann nur über das Tätigsein, die vielschichtige Arbeit vermittelt werden. Man muß es verstehen, mit dem Vieh umzugehen und wissen, wie ein jedes Stück reagiert, wenn man auf ein Tier zugeht, denn es gibt erfahrene, gelassene, ängstliche und zutrauliche Rinder, je nach der Haltung des Viehs durch die Bauern im Tal. Einen strengen Umgang, als würde man mit einer Herde Stück für Stück Weide abfressen lassen, gibt es in der Regel nicht. Durch mehrmaligen, langsamen Gang über die Hänge überlagert sich so nach und nach das Abfressen der ganzen Fläche. Während des Ganges fressen sie oder man treibt sie, allein mit dem Ziel, einen Weideort zu erreichen. Dann aber brauchen sie oft eine Erholungspause vom Treiben, ehe sie zu fressen beginnen. Oftmaliges Viehtreiben, wie es auf bestimmten Kuh- und Jungviehhalpen notwendig ist, hat einen Leistungsverlust (Milch- und Gewichtsertrag) zur Folge.

Die andere Möglichkeit ist, daß der Hirte beim Gang der Herde eingreift geringfügig: Man läßt die Herde über einen Hang ziehen und lenkt sie unter 'sanftem Zwang' zum Zielort. Die Herde kleinweise, kontinuierlich und gemütlich nachzurüchten, zieht fast keine Verluste nach sich. Das bedeutet, während des Fressens das Vieh ziehen zu lassen, es kehren, nachrücken, hin- und herwandern, eine Seite gut abgrenzen und die Tiere auf ein bestimmtes Maß beisammenhalten. Bei täglicher Regelmässigkeit kommen die Tiere in einen Rhythmus und können in Ruhe fressen. Die restlichen Alltagsarbeiten des Hirten richten sich gezwungenermaßen danach.

## **8.) MEIN VIELSCHICHTIGER ZUGANG ZUM HANDWERK DES ABHIRTENS**

### ***Das Wahrnehmen des Weges und der Tagesreise***

Hirten heißt<sup>3</sup>, die Landschaft "sprechen" zu lassen, und sie "über die Mittel, Absichten und Ursachen zu verstehen". Die Ansprache einer Alp beginnt beim Arbeitsgegenstand der Naturausstattung, der Vegetation und dem Geländeverlauf. Weitere verfügbare Mittel der Erreichbarkeit der Bewirtschaftungsziele und Absichten bestimmten eine mögliche Nutzung zur Bewahrung der natürlichen Produktivkräfte. Die nützlichen Wege der Hirterischen 'Tagesreisen' liegen in der Natur des Anliegens und sind u.a. die 'Wege der Weidepflege'.

3) Nach Karl Heinrich HÜLBUSCHs Spaziergang in Oberrauchenödt im Mühlviertel 1987.

### Hirten heißt Bewahrung durch Bewährung

»Bewahrung« kommt von Aufmerksamsein, von Wahmehmen und das Wissen auf Dauer und durch Arbeit zu bewahren. In der Schweiz gibt es in der Umgangssprache den Begriff »Obachtgeben«, ein Verschnitt zwischen Beobachtung und achtsam sein. Deshalb wird das Abweichen gezielt organisiert: Der Wechsel von einem Weideplatz zum anderen unterzieht sich systematisch und nicht unwillkürlich. Von unten nach oben und von den Hütten gegen die Ränder einer Alp bedarf es guter Beobachtungsgabe der Verhältnisse und 'planvoller' Überlegungen. Und Hirten heißt nicht nur das Vieh zu beaufsichtigen und zu umsorgen, sondern mit dieser Tätigkeit eine kontinuierliche Bewahrung der bewirtschafteten Flächen zu bestreiten. Aus der Beobachtung ergibt sich der Nachvollzug des Bewährten und eine Art der Bewahrung - das ist die Theorie des Hirten.

### Die Herde in den ersten zwei Wochen erziehen

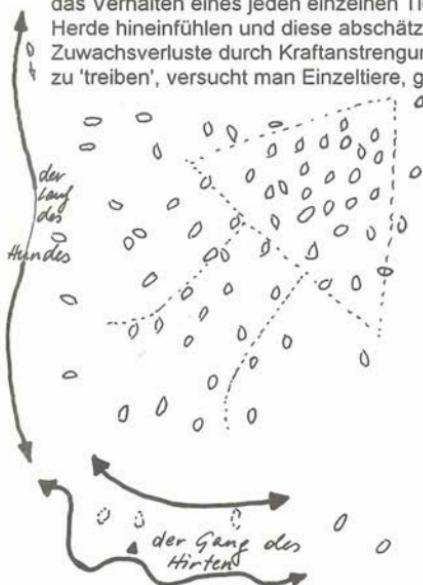
'Verfährt' man nicht in den ersten zwei Alpwochen mit den Rindern und lässt man der Rinderherde zu viel 'Spiel', dann fahren die Rinder den ganzen Sommer mit den Hirten Schlitten. Deshalb hält man die Herde unter strenger Kontrolle, schickt den Hund, ab und zu ein Rind in das Bein oder in die Fotze zu beißen. Man sollte die Erfahrung der älteren Rinder und der Mutterkühe nicht unterschätzen. Sie zeigen den jüngeren immer vor, wie schön es wohl ohne Hirten auf der Alp sein könnte. Deshalb heißt Hirten, am Anfang die Herde erziehen und hinter jeder Schwanzquaste her zu sein, um den Tod eines Tieres durch Absturz zu vermeiden. Diese anfängliche Strenge macht sich für die Lenkung, für stetes Treiben der Herde und ruhiges Vieh im ganzen Sommer bezahlt.

### Nachrichten und Lenken anstatt Treiben

Wenn der Hirte den Organismus einer Herde aus der Beobachtung und Arbeit begriffen hat, tut er sich leichter beim Hirten und hat mehr Gelassenheit. Erst im Laufe der Zeit lernt man das Verhalten eines jeden einzelnen Tieres kennen und kann sich in die Bewegung einer Herde hineinfühlen und diese abschätzen. Im Falle der Herdenhaltung gilt es deshalb, die Zuwachsverluste durch Kraftanstrengung bei Rindern zu mindern. Um das Vieh nicht direkt zu 'treiben', versucht man Einzeltiere, geringfügig gegen das Herdenzentrum zu 'lenken' oder

zu 'richten'. Die Stellung des Hirten zur Herde hängt davon ab, wo man die Tiere hin haben will. Der Hirte hat sein Augenmerk auf bestimmte Tiere gelegt, die sich separieren wollen. Dabei werden die zuunterst oder links oder rechts befindlichen Tiere kleinweise gegen jene Richtung, wo man die Herde hinhaben will, 'nachgerichtet'. Dadurch verschiebt sich über die natürliche Abstandshaltung der Tiere beim Fressen auch die gesamte Herde in diese Richtung. Sodann geht man an jener Seite des Druckes auf und ab, hin und her, gegebenenfalls lässt man den Hund ohne Bellen langsam einen 'lautlosen' Trieb andeuten, aber nicht das Vieh treiben. So frisst die Herde automatisch weiter und, wenn sie langsam ins Weiden kommt, müssen nur mehr ab und zu einzelne Tiere zur Herde gelenkt werden.

Der Hirte ist 'Vorhut' und 'Nachhut' immer zugleich und soll mit seiner präservierenden Contenance auf die Viehherde einwirken: 'Vorhut', um den Tieren vor aus zu sein, um die jeweilige Weidesituation besser abschätzen zu können, im rechten Zeitpunkt aktiv



zu werden und die Entfernung eines Tieres von der Herde oder einen Absturz zu verhüten. 'Nachhut' ist er, wenn er ständig rotiert, hinten und auf den Seiten die Tiere nachrichtet, ihnen den Freiraum weist und die Organisation der Herde aufrecht erhält. Die Übersicht bewahren, heißt rechtzeitig die zuvordersten Leittiere zu kehren und in die Gegenrichtung zu weisen. Hirten heißt, im richtigen Augenblick auszuruhen und doch aufmerksam zu sein, um der Gefahr

aufzulauern und eingreifen zu können. Der Achtsame bringt das Hirten in kurzer Weile zu, denn er ist ständig in Bewegung. Etwas Müßiggang kann durch einen klugen Weideplan und eine gute Herdenführung organisiert werden.

### **Hirten und Pflanzenbestand**

Hirten heißt, über die Weideführung permanente Melioration zu betreiben, ohne daß es die 'orthodoxen Meliorationsämter' merken. Nur durch die Kundigkeit des Hirten vermag dieser jedes Jahr unterschiedlich und auf das Neue zu entscheiden, wie die Konstitution der Pflanzenbestände ist, wie intensiv abgegrast werden soll, wie stark man eintreibt, oder unter welchen Bodenfeuchtezuständen einzutreiben ist, wo deshalb die Zäune zu errichten sind, usw. Je nach Art und Zustand des Pflanzenbestandes ergibt sich durch die »Beachtung dessen die Wahl und Anpassung der Weideführung.

Der Futteranfall im Alpfrühjahr bedarf einer schnellen Bestoßung, da man sonst dem Futterangebot nicht mehr nachkommen kann und es überreif 'zu strohigem Heu' wird. Früher Weidebeginn verlängert die Alpzeit und sichert bei Regelmäßigkeit gerade die Pflege der Alp. Deshalb nimmt man die Herde in die »Hut«, und geht so »behutsam« mit den natürlichen Kräften um. Es hat sich etwa langfristig bewährt, immer ganz junge Borstgrasbestände zuerst aufzusuchen, da diese ab einem bestimmten Alter nicht mehr gefressen werden. Macht man es umgekehrt, zuerst das gute Futter der Fettweiden abfressen zu lassen, dann dauert es lange bis die Rinder nach Tagen des Zwanges ins Fressen der Magerrasenbestände kommen. Das unliebsame Borstgras reift je nach Witterungsverlauf unterschiedlich aus, wird bald überständig und verursacht allein beim Anblick im verwöhnten Kälbermagen Übelkeit oder gähnende Leere. Auf den meisten Alpen kommt man aber nicht umhin, den Rindern als 'Spezialität des Tages' Borstgras in Reinkultur anzubieten. Das macht man am besten, wenn es z.B. am Morgen geregnet oder sich Tau angesetzt hat. Dann brauchen die Rinder für das sperrige, vielfach verschmähte Gras nicht so viel Speichel zum Kauen. Man läßt sie dort einfach stehen, bis der Hunger sie überredet und den guten Rest des Speisezettels vergessen läßt. Das ist ein sehr schwieriges Unterfangen. Es bedarf bei derartigen Aktionen, egal wie groß die Herde ist, an mindestens vier Leuten, damit die Herde von allen Seiten in Schach gehalten werden kann. Man hält sie knapp, womit man gleichzeitig die Weidepflege und Kultivierung für die nächsten Jahre betreibt, wo sie dann besser fressen. Hirten heißt also, das Vieh kurzerhand zu überlisten, den Tieren im Speisezettel das gute Futter vorzuenthalten und das schlechteste Futter als das beste zu verkaufen.

### **Hirten meint Planen**

Die Bestoßung der Weideplätze hängt vom jeweiligen Fall ab und jeder Tag erfordert erneut Aufmerksamkeit. Am Hirten wird der Unterschied zwischen "Plan und Entwurf" (HÜLBUSCH, K.H. 1991) an den Folgen besonders augenscheinlich. Hirten heißt, dem Vieh zuvorzukommen, indem man ihm »einen Plan« aufzwingt und dem 'Entwurf' keine Möglichkeit gibt. Wie sich gezeigt hat, fallen den 'entwerferischen' Hirten mit hoher Wahrscheinlichkeit immer Tiere ab. Es bedarf dem vorsorglichen Feingespür unter den Vibramsohlen, wenn etwa nach mehreren regenlosen Wochen die Bodenoberfläche in Steilhängen derart hart geworden ist und die Tiere sich mit den Hufen (▲▲) nicht mehr halten können. Bei Morgentau oder bei Trockenheit am strohigen Pflanzenbewuchs können sie dann abgleiten oder abfallen. In solchen Fällen heißt es abwarten, und mit der Herde woanders hineinzugehen. Oder was für die Pflege wichtig ist, manche Standorte öfters zu überweiden, sodaß in jenem Sommer dann einmal strenger 'abgegrast' wird.

Erst nach einem Regentag und einer vormittäglichen Abtrocknung ist der harte Boden für das Standvermögen genügend aufgeweicht worden und läßt einen besseren 'Tritt' zu. Während und nach mehrtägigem Regen sind die Steilhänge aber oft so ausrutschgefährdet, daß die Rinder ins Abgleiten kommen können. Manchmal überschlägt es ein Rind mehrmal. Da war immer viel Glück dabei, daß in diesen Sommern nichts Ärgeres passierte.

Vom Hirten etwas verstehen, heißt auch, im Herbst, wenn der Bewuchs fast abgeweidet ist, klüger als andere Hirten zu sein und schon zwei Wochen früher abzutreiben, denn sonst fallen die Tiere von den abschüssigen Hängen bei schnell hereinbrechendem Winter oder zu strohigen und bodenharten Weiden wie die Fliegen von alleine ins Tal.



### **Hirten und das Verhängnis der Schönwetterverheißung**

An heißen Tagen empfiehlt es sich, noch früher bei den Tieren zu sein, bevor sie aufstehen und Futter zu suchen beginnen. Da sie an solchen Tagen nicht zum Treiben und sich Lenkenlassen aufgelegt sind, jagt man sie früh von ihren Liegestellen auf und treibt sie ein längeres Stück an, so fressen sie schon lange, ehe die Sonne den Hang einstrahlt. Oder man fährt mit der Herde nach unten aus oder zu den Weiden entlang von Bächen. Tat man das nicht, dann fressen sie lange in den Abend hinein, dies bis weit in gefährliche Felsflanken und Grate hinauf. An heißen Tagen beläßt man ihnen immer länger Mittagsruhe, als an bedeckten oder kühleren Tagen.

Hirten heißt auch, im richtigen Zeitpunkt nein zu sagen und sich den planwirtschaftlichen Überlegungen und traditionellen Gepflogenheiten binnen kurzer Zeit entgegen zu stellen. An Tagen, die heuchlerisch Schönwetter verheißen, gehört auch ein Weitblick dazu, der gerade im Gebirge, wo man von der Enge der Gebirgsketten umgeben ist, bei aufkommenden Gewittern wesentlich ist. Die Wolkenart, deren Geschwindigkeit, Anzeichen schnellen Zuziehens am Himmel, die schleierartigen Wolken um die Gipfel der 'Grauen Hörner', lästige Fliegen, vielleicht besonders die Trägheit von Tschirkis Braunvieh, warum stehen die heute wieder lustlos herum und fressen nicht, wie die anderen... oder das plötzliche Auftauchen Willi Uelis Geißbocks mit seiner Geißherde,... sind Zeichen genug. Mit diesem Weitblick und der schnellen »Vorsorge« ist man im Steilhang einem Starkregen, einem Hagelschlag oder einer verheerenden Mure entgangen, hat frühzeitig die Tiere oberhalb von Felskanten oder Felswänden weggetrieben und sie auf flache Standorte gebracht und sich ehestmöglich unter die Herde postiert, auf daß die Herde nicht wie in Wildwestmanier mit erhobenen Schwänzen blindlings talwärts losrappelt und vor lauter Angst oder Übermut bei Gewittern in großen Rudeln über Felskanten springen. Dabei empfiehlt es sich, nicht in der Nähe von Bächen und von Drähten zu stehen, da ein Blitzschlag im Umkreis von ein paar Metern alles niederstreift.

### **Auch die 'Ungunst' hat seine Bedeutung**

Hirten heißt auch, die Ungunst zur Gunst zu machen. An Tagen, wo gefährliche 'Tagesreisen' mit dem Vieh, denn 'Weidetouren' gehen meistens daneben, nicht ratsam sind, muß man sich eine andere Reise einfallen lassen, "ohne das Weite zu finden" (APPEL, A. 1992). Aber man sucht trotzdem das Weite, in der Hauptsache den ungünstigen Tag zu überstehen. Dann zieht man auch gerne das 14te Mal bei leichtem Donnern oder Nieseln über ungefährliche Zwerstrauchweiden, auch wenn die Viehmägen nicht voll werden. Das ist zur Zeitüberbrückung notwendig, ohne das Risiko eines Absturzes eingehen zu müssen. Die Tiere fressen dann in der Not doch die Blätter von Preisel- und Heidelbeere oder schlügen mit der Zunge gezielt zwischen den Alpenrosen etwas Unterwuchs heraus. Die Ungunst der Situation kann gleichzeitig eine Gunst schaffen: Das Günstige daran ist, daß die Zwerstrauchweiden wieder stärker abgefressen werden, geringfügig ihre spröden Stengel und Blätter zerstampft, die Bodennarbe verletzt wird und auch Kot und Harn dort hinkommen. Mittags- und wenn möglich auch Nachtruheplätze sollen am Alprand sein, da die Dünger somit besser verteilt werden. Hirten heißt also auch, von den Tieren die Notdurft dort abzuluxen, wo die Alp ihn nötig hat.

### **Im steilen Gelände hat es andere Regeln**

Extrem steiles Gelände verlangt die besondere Aufmerksamkeit von den Viehhaltern.

Ist das Herzklappen bei der alleinigen Besichtigung eines steilen Bortes größer, als der Wille das Vieh hinein zu lassen, dann ist empfehlenswert, sich vorher eine zeitlang ruhig ins Gras zu legen und dann versuchsweise den Steilhang selber zu queren, bevor ein Rind 'ins Gras beißt'.

Hirten heißt dann auf extrem steilen Weiden nur wenige, junge Tiere tröpfchenweise einzurichten und die schweren Tiere vorher auszusortieren und die Herde auseinander zu ziehen und streuen lassen. Dies des-



halb, da es infolge von Futterneid und sozialem Herdenverhalten oft zu Drängereien kommt und ein abstürzendes Tier etliche andere und auch den Hirten mit hinunter reißen kann. Man quert in solchen Fällen den Hang immer mit 'der Sicht' nach oben, im Schutze vor abgetretenen Steinen oder abfallenden Tieren. Wesentlich in Steilhängen ist das richtige Wenden der einzelnen Rinder, immer mit dem Kopf nach oben. Das gelingt, wenn der Hirte von unterhalb an das Tier zugeht. Auch dieses Verhalten im Steilen kann man den Tieren schon in den ersten Wochen beibringen. Auf steilen Halden setzt man den Hund nicht zur Arbeit ein. Von Bedeutung ist auch, daß man die stierigen/ brünstigen Rinder schon am Morgen aus der Herde nimmt und bei der Hütte oder beim Brunnen mit einigen Genossinnen läßt. Dort können sie sich in ihrer Lust gegenseitig 'reiten' und gefährden nicht andere Herdentiere.

#### ***Der Hirtenhund macht einen Großteil der Arbeit***

Hirten ohne Hunde müssen zum Antreiben laute Treibrufe von sich geben und das Hüten gestaltet sich viel aufwendiger. Die meisten Hirten in der Schweiz haben mindestens einen Hirtenhund, der, wenn er gut ist, die Hauptarbeit macht. Dazu zählt das Holen von Einzeltieren zur Herde, das Bellen, das Richten und Lenken, das Kehren der Herde, das Abhüten... Im Steilhang lassen sich nur ruhige und folgsame Hunde verwenden, die langsam um die Tiere herum gehen, auf daß sie mehr zur Herde hinüberfressen sollten.



Einen Hirtenhund kann man zum Abhüten einer Seite positionieren. Er markiert dabei eine Grenze, indem man ihn mit Befehlen oder Handzeichen entlang einer gedachten Linie schickt, die von den Tieren nicht überschritten werden darf. Das sollte man den Rindern am Anfang der Sömmering lernen. Am Rand von Steilhängen sieht man aber davon ab. Hirtenhunde dürfen nicht aggressiv vorgehen, sondern ruhig und man muß ihr Verhalten, beim Herdenrichten und beim Holen von Einzeltieren zur Herde, anders abstimmen, wie beim Viehtrieben.

Vieh soll stets in Ruhe fressen können. So schiebt man Kleinweise an und hat die Herde, wo man sie mittags haben will. Die Aggression oder der Druck des Hirten wird immer auf den Hund übertragen. Insofern kann man einem Hund nie ein Schuldverhalten zusprechen. Die guten Hirtenhunde gehen mit dem Vieh behutsam und langsam um. Die schlechterzogenen jagen das Vieh über Stock und Stein.

Hirten heißt, ab und zu den stundenlang an einer bestimmten Stelle postierten Hund, bellen zu lassen, kurze Strecken hin und her, rauf und runter zu schicken, Tiere zurückholen zu lassen, und ab und zu liebevoll herbeirufen, all das gebieterische zu vergessen und dem Hund gut tun, zu streicheln und etwas von der Jause zur Belohnung abzugeben.

#### ***Die Viehbeobachtung und -versorgung***

Hirten heißt nicht nur, die in die Obhut genommenen Tiere zu beaufsichtigen und jeden Tag zu wissen, ob auch jedes Tier da ist, es heißt auch, ab und zu die Klauen, Beine, die Augen genau anzuschauen, eitrige Klauen aufzuschneiden und zu verbinden, räudige Stellen am Fell gegen Hautschuppungen mit einer Salbe einzurieben, wenn möglich den Stuhlgang und Harn zu kontrollieren, regelmäßig mit der Hand ganz wenig Salz zu verabreichen oder die Glockenriemen gegen den Herbst etwas zu lockern... Ein jedes Rind soll zur Hand gehen.

## **9.) SCHLUSSANMERKUNGEN**

### ***Die kontinuierliche Arbeit sichert den Ertrag***

Weiden meint, kontinuierlich-meliorative Arbeit zu tätigen. Die "permanenten, kleinen und durch st ndiges Arbeiten entstandenen Eingriffe" (HÜLBUSCH, K.H. 1985) sichern einen beständigen Ertrag. Für heutige Verhältnisse anders gesagt: Mit viel Geld einer großen Investition wird immer mehr zerstört, als durch das ständige Eingreifen des Nehmens und Gebens. Den Vorrat schafft die Natur mit ihren Produktivkr ften. Der Mensch kann dabei nur geringf ig in die "Umwandlung" (THÜRMER, M. 1993) eingreifen. Die Bewirtschafter industrieller Prägung bauen Vorräte überdurchschnittlich stark ab, bis die Böden und der Betrieb am Ende sind. Die Betrachtung des Bodens als 'leblose Struktur', wo man so viel 'hineinsteckt', wie über den errechneten Ertrag (Deckungsbeitragsrechnung) herausgenommen wurde, geht nicht auf.

### ***Die Weide wie einen "Garten" nutzen***

Nicht nur auf den Alpen/Almen steigt oder fällt mit der Vegetationsausstattung die Bewirtschaftung. Der freie Weidegang auf Standweiden setzt verhältnismässig mehr Pflegeaufwand bei geringer werdendem Ertrag voraus als dies auf Alpen mit Koppelunterteilung möglich ist. Die Unterteilung der Alp in Schließe erleichtert den Hirtenalltag wesentlich. Was HÜLBUSCH (1994) für den Waldbau bzw. die Ackerwirtschaft formulierte, gilt analog im besonderen für die Weidewirtschaft. Diese ist nur dann nachhaltig, wenn kontinuierlich daran klug gearbeitet und geerntet wird. Eine Weideführung kann ich nur dann betreiben, wenn ich das Prinzip des G rtnerns verstanden habe. Das gärtnerische Weiden oder das Weiden als Gärtner versteh ich nur über die Vegetationsbeobachtung, den Arbeitsertrag und indem ich bei der Arbeit bleibe (s. BERGER J. 1982), indem ich "als Kundiger eine Spur entdecke", wie dies u.a. HARD (1990) formuliert hat, und natürlich " ber die Spur den Gebrauch ablese" (HÜLBUSCH, K.H. 1991). Dies nicht im Sinne ackerbaulicher Wirtschaftsweise, sondern im Zusammenhang des Sammeln, Umverteilen und Ermitteln des von den Naturproduktivkr ften erbrachten Ertrages.

Soweit diese Reminiszenzen von der Alp. Aber was wäre das Hirten mit all dieser Nüchternheit, wenn die Besonnenheit fehlte und die Hirten ihre Eigenständigkeit und ihren Selbstbehauptungswillen nicht bewahren könnten?

### **Hinweise zur Literatur:**

- APPEL, A. - 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen. In: Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel.
- BERGER, J. - 1982: Sau-Erde. Geschichten vom Lande. Roman. München, Wien.
- BÄRENWEILER, R. - 1992: Wieso ist der Boden braun? Eine Einführung in die Geologie und Bodenkunde Notizheft 2 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- BRUGGER, O./WOHLFARTER, R. - 1983: Alpwirtschaft heute. Graz, Stuttgart.
- DUDEN - 1963: Das Herkunftswörterbuch, Duden Band 7. Mannheim.
- EBERHERR, J. - 1994: Das Pferchen - Beschreibung einer Kultivierungs- und Verbesserungsmethode von Alpweiden. In: Schriften der Landschaft, Nr. 3. Hrsg.: Cooperative Landschaft. Wien.
- dies. u. MACHATSCHEK, M. - 1990: Pferchen - eine alte Methode zur Verbesserung der Alpweiden. In: Der Alm- und Bergbauer. 40 Jg. Folge 12: 496-502. Innsbruck.
- FLAD, M. - 1987: Hirten und Herden. Ein Beitrag zur Geschichte der Tierhaltung in Oberschwaben. Hrsg.: Landkreis Biberach. Federsee-Verlag. Bad Buchau.
- GNIGLER, H.G. - 1995: mündl.  ber Lageraufl sungen in Afrika.
- GOTTHELF, J. - 1850/1978: Die Käserei in der Vehfreude. Basel.
- GROIER, M. - 1993: Bergraum in Bewegung. Almwirtschaft und Tourismus... Forschungsbericht Nr. 31, Bundesanstalt für Bergbauernfragen. Wien.
- GRONEMEYER, M. - 1988: Die Macht der Bedürfnisse. Reinbek bei Hamburg.
- HAAG, M. - 1994: Grünlandvegetation als Indiz unterschiedlicher Wirtschaftsweisen. In: Schriften der Landschaft Nr. 3: 1-106. Hrsg.: Cooperative Landschaft. Wien.
- HARD, G. - 1990: Hard-Ware. Texte von Gerhard HARD. Notizbuch 18 der Kasseler Schule. Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. Kassel.
- HARRIS, M. - 19[7]95: Kannibalen und Könige. Wachstumsgrenzen der Hochkulturen. München.
- HEISSIG, W./M LLER, C. C. (Hrsg.) - 1989: Die Mongolen. Innsbruck, Frankfurt am Main.
- HELL, B. - 1993: mündl.  ber die Almwirtschaft im Dachsteingebiet.

- HÜLBUSCH, K.H. - 1985: Vorwort in: HEINEMANN, G./ HÜLBUSCH, K.H./ KUTTELWASCHER, P. - 1986: Naturschutz durch Landnutzung. Die Pflanzengesellschaften in der Wümme-Niederung... *urbs et regio*. Heft 40. Kasseler Schriften zur Geographie u. Planung. Kassel.
- ders. - 1986: Eine pflanzensoziologische 'Spuren Sicherung' zur Geschichte eines Stücks Landschaft - Grünlandgesellschaften in La Fontenelle/ Vogesen - Indikatoren des Verlaufs der Agrarproduktion. In: *Landschaft und Stadt*. 18 (2): 60-72. Stuttgart.
- ders. - 1988: Der Spaziergang. In: Machatschek, M./ Moes, G. (Hrsg.): Ein Stück Landschaft - sehen, beschreiben, verstehen - am Beispiel von Oberrauchenödt/ Mühlviertel: 1-4. Wien.
- ders. - 1991: 'Entwerfen' oder 'Planen'. In: Notizbuch 22 der Kasseler Schule: 174-181. Hrsg. AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- ders. - 1994: 'Die Schrift des Bodens' - oder wie alt ist der Podsol? In: Schriften der Landschaft Nr.3: 202-213. Hrsg.: Cooperative Landschaft. Wien.
- ILLICH, I. - 1982: Vom Recht auf Gemeinheit. Reinbek bei Hamburg.
- KAUER, W. - 1994, vorher 1976: Spätholz. Roman. Reinbek bei Hamburg.
- KLAPP, E. - 1938: Wiesen und Weiden. Anlage, Pflege und Nutzung von Grünlandflächen. Berlin.
- LECHENMAYR, H. - 1994: Die Scherweide. In: Notizbuch 34 der Kasseler Schule: 147-213. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- LÜHRS, H. - 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte - am Beispiel des Wirtschaftsgrünländes und der GrasAckerBrachen... Notizbuch 32 der Kasseler Schule. Kassel.
- MACHATSCHEK, M. - 1995: Über die Kultur des Alpenampfers und seiner verwandten Arten im Tal. In: *Der Alm- und Bergbauer*. 45. Jg., Folge 8/9: 324-333 u. Folge 10: 354-373. Innsbruck.
- PALDELE, B. - 1994: Die aufgelassenen Almen Tirols. Innsbrucker Geogr. Studien 23. Innsbruck.
- PODOLAK, J. u. A. - 1991: Hirten und Herden. Schafhaltung in der Slowakei. Ethnographisches Museum Schloß Kittsee.
- RACHEWILTZ, S.W. de/ TOGNI, R./ ZIPPERLE, A. - 1994: Transumanza. Weideplätze wechseln. Bozen, Innsbruck.
- SAHLINS, M. - 1978: Ökonomie der Fülle. Die Subsistenzwirtschaft der Jäger und Sammler. In: Technologie und Politik 12: 154-204. Reinbek/ Hamburg.
- SCHEFFER F./ SCHACHTSCHABEL P. - 1984: Lehrbuch der Bodenkunde. Stuttgart.
- THÜRMER, M. - 1993: Wo Modernisierung beginnt, hört Wandlung auf. In: Notizbuch 30 der Kasseler Schule. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- TURI, J. - 1993/ vorher 1912: Erzählung vom Leben der Lappen. Frankfurt am Main.
- WASS, B. - 1986: "Für sie gab es immer nur die Alm..." Aus dem Leben einer Sennerin. Wien, Köln.
- WEISHAUPP, M. - 1990: Die Kuhschweiz. In: *Das Magazin* 30/90: 30-35. Zürich.
- WERLHOF, C.v. - 1991: Männliche Natur und künstliches Geschlecht. Texte zur Erkenntniskrise der Moderne. Wiener Frauenverlag. Wien.
- ZUGLIANI, A. - 1949: Die Weide macht die Kühe. Ein Buch über Alp- und Weidewirtschaft. München.
- ZWITTKOVITS, F. - 1974: Die Almen Österreichs. Zillingdorf.

#### Hier noch etwas aus dem Alpglossar:

**Ziger:** Ist ein sehr köstliches Alpprodukt, das noch dem eigentlichen Käsehandwerk sehr nahe ist. Ziger wird heute in der Regel aus kochend heißer Molke (=Schotte) erzeugt. Für das Selbermachen lässt sich der Ziger auch leicht aus Vollmilch herstellen. Es ist ganz einfach: Man kocht etwa 6 Liter Milch auf, gibt einen Liter (selbergemachtes) Joghurt/ Buttermilch, od. schussweise bei geduldigem Beobachten verdünnten Essig oder Zitronensäure/-saft unter ständigem Rühren bei. Als bald schockt die gesäuerte Milch. Die ausgeflockten und an die Oberfläche aufsteigenden Käseteile werden etwas überschöpf't, man kann sie auch von Hand etwas zerdrücken. Danach wird das geronnene Eiweiß durch ein Tuch gesiebt und mitsamt dem Leinentuch abgehängt. Nach einer Abropf dauer wird die gesamte Käsemasse mit dem Tuch in eine gelöcherte Käseform gegeben und eingeschwärzt. Nach einem Tag des Pressens salzt man zur besseren Haltbarmachung den Käse ein oder räuchert, je nach Form der einzelnen Käsestücke, diese einige Stunden lang in einem Kamin. Man kann diese Art des Zigers süß oder als Beilage zu Saurem essen.



Mit lieben Glückwünschen zu Deinem 60. Geburtstag.  
Vielleicht wird's doch noch was mit dem Hirten im Bremer Stadtpark. (mit einem zeichnerischen Beitrag von G.G. © anläßl. des Planerinnenseminars Wien 1991 mit Euch.)

## Der Hasi-Pferch<sup>1</sup>

Nachdem auf den Kompaktseminaren der AG 'Freiraum und Vegetation' immer wieder die Frage im Raum steht: "Was machen die Megas (BetreuerInnen) eigentlich?", wollen wir nachfolgend ein Arbeitsergebnis unserer Kleingruppe vom Kompaktseminar Fouchy 1994 vorstellen. Diese Arbeit ist ein Ergebnis jahrelanger, landschaftsplanerischer Debatten und jeder Menge vorgeleisteter Arbeit. Wir haben uns die letzten Tage mit einem Phänomen beschäftigt, daß hier in der Landschaft überall zu sehen ist, auf das wir immer wieder trafen und dessen Ursache noch nicht befriedigend geklärt werden konnte. Es handelt sich hierbei um das Phänomen der **Homogenität der Inhomogenität**. Auf allen Standorten, ob tief- oder flachgründig, ob auf sauerweinigen oder basenbierigen Böden, haben wir dieses Phänomen immer wieder gefunden. Durch genaue Beobachtung und durch eine wissenschaftlich-floristische und phänomenale Aufarbeitung sind wir heute in der Lage, eine erstaunliche Erklärung für die Erscheinungen der Homogenität der Inhomogenität zu präsentieren.

**Der Hasipferch** (die geneigte LeserInnenschaft möge sich an dieser Stelle die Kaubewegungen eines Hasen<sup>2</sup> bei den Vortragenden vorstellen) ist hauptsächlich auf nächtlichen Wegen zu beobachten. Bei langem Durchhaltevermögen (Sitzfleisch) ist der Hasipferch vor allem bei Helligkeit 33 und Feuchte 44 ein auffälliges Phänomen. Ein Phänomen, das **uns** seit Tagen auffällt. Zunächst fällt die fleckige Fläche auf, die sehr gleichmäßig fleckig ist und damit ein gleiches Grün in unterschiedlicher Höhe aufweist. Bei genauerem Hinsehen entdeckten wir einen braunen, flexibel versetzbaren Holzkasten, den sogenannten **Hasipferch**:

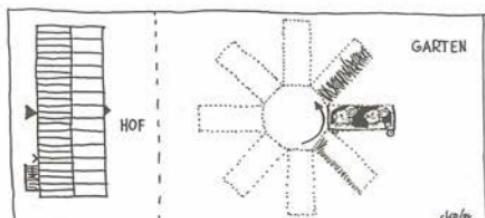


Abb.1: Der HASI-PFERCH - Prinzip -

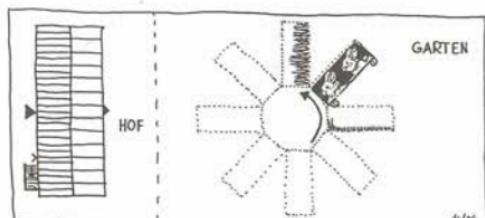


Abb. 2: Der HASI-PFERCH wandert mit Ertragsflecken...

<sup>1</sup> Durchaus ernstzunehmender Abendbeitrag aus: Auerswald, B. et al. (1994): "Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen - Zum Beispiel: Fouchy/ Vogesen". Studienarbeit am FB 13, Stadt- und Landschaftsplanung, der GhK. Kassel.

<sup>2</sup> "Hase: Ein Hase hat lange Ohren und große Vorderzähne. Kannst Du in diesem Buch noch andere Hasen finden?" (Hasenköpfe und Definition aus: Scarry, R. (1972/94): Mein allerschönstes Lexikon. Zweitausendundeins. Frankfurt a.M..

Das Prinzip des Hasipferchs ist also eine Analogie zur flächenhaften Weidenutzung hier in Fouchy. Dieses Prinzip funktioniert mit Ertragsflecken. Der Hasipferch wird dabei kontinuierlich um die eigene Achse gedreht (s. Abb. 3) und zeigt damit noch einmal die diskontinuierliche Kontinuität der inhomogenen Homogenität auf niedrigstem Triphoniveau.

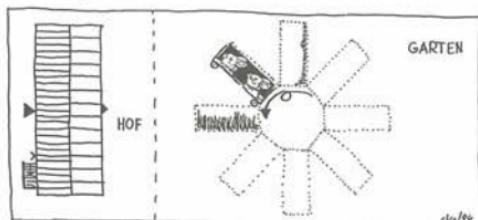


Abb. 3: Die Achsdrehung beim HASI-PFERCH

Dabei weist trotz aller Drehungen und Wendungen der giebelständige Pferch auf eine alte Wirtschaftsweise hin. Mit dieser These im Kopf und dem einen oder anderen 'Poire Williams' im Bauch haben wir noch etliche Male genau und spät hingeschaut und sind dann dem Phänomen des Hasipferchs interpretatorisch auf die Schliche gekommen.

#### Interpretation des Hasipferchs:

Wir interpretieren den Hasipferch als eine alttümliche Wirtschaftsweise, die vermutlich von den Kelten hierher gebracht und eingeführt wurde. Sie war wohl für lange Zeit die bestimmende Wirtschaftsweise in der Region. Wie man an der homogen fleckigen Landschaft ablesen kann, ist der Hasipferch auf allen Standorten analog, homolog und stetoskop angewendet worden. Dabei wird auch deutlich, daß diese alte Wirtschaftsform tendenziell brach fällt, also der Wechsel vom zweihasigen zum einhasigen Hasipferch bereits vollzogen ist. Das Resultat der Wirtschaftsweise - die fleckige Landschaft - beschreibt Justine Eberherr<sup>3</sup> analog für das Pferchen von Kühen in den Schweizer Alpen. Wir vermuten aber, daß das Pferchen von Kühen die reichere allemannische Variante des Hasipferchs ist, die die Schweizer den Kelten abgeschaut haben. Es handelt sich also um eine K. und K. Ökonomie - eine kluge und keltische Ökonomie.

So ein Hasipferch hat ca. 5 m<sup>2</sup> Fläche. Bei ca. 500 ha Landschaft macht das eine ganze Menge Hasen für zwei so kleine Orte. Und so stellt sich die Frage, wofür die Hasen eigentlich verwendet wurden. Die Antwort ist im Grunde naheliegend. Auf alten Zeichnungen ist deutlich sichtbar, daß die Hasis früher in den niedrigen Stollen der Minen zum Ziehen der Loren eingesetzt bzw. verschlissen wurden. Der Hasipferch ist also in mehrerer Hinsicht eine kluge Ökonomie:

- Die Hasis wurden als Zugtiere verwendet.
- Die Hasis wurden als Nahrungsmittel genutzt.

Zudem halten die Hasis die Flächen offen, um sie vor dem Zugriff der Herrschaft zu schützen.

Und wer's nicht glaubt, dem halten wir entgegen (Chor):

**"Da sind wir so sicher wie der Abend in der Küche."**

<sup>3</sup> Eberherr, Justine (1994): "Das Pferchen - Beschreibung einer Kultivierungs- und Verbesserungsmethode von Alpweiden, am Beispiel der Alp Egg im Calfeisental/Schweiz". In: Coop Landschaft (Hrsg. 1994): "Schriften der Landschaft". Wien.

## Über die Apostolik des Grünspans - zur ‘Politik der Natur’ -<sup>1</sup>

*„Die Berufung aus ‘Natur’ hat ideologisch immer etwas zu bedeuten, weil sie eine künstliche Naivität erzeugt. Sie deckt den menschlichen Beitrag zu und beteuert, die Dinge seien von Natur aus, vom Ursprung her in der ‘Ordnung’ vorgegeben, in welcher unsere stets ‘interessierten’ Darstellungen sie zeichnen. In allen Naturalismen stecken Ansätze zu Ordnungsidealologien“ (Peter Sloterdijk 1983:130)*

### I. Einführung

Es wird in Fachveröffentlichungen oft der Eindruck erweckt, der administrative Naturschutz sei die zentrale Aufgabe der Landschaftsplanung, bzw. Landschaftsplanung sei ohnehin im weitesten Sinne Naturschutz. Hier erscheint nun als erster Schritt eine deutliche Trennung vonnöten, die den Blick auf zentrale Inhalte und Probleme der Landschaftsplanung einerseits und charakteristische Merkmale des administrativen Naturschutzes andererseits schärft.

Der Begleittext zu einer Stellenausschreibung formuliert: „In der Landschaftsplanung setzt sich zunehmend ein Naturverständnis durch, das Natur losgelöst von der Existenz des Menschen und der damit verbundenen Naturnutzung begreift. Natur wird vorwiegend unter naturwissenschaftlichen Aspekten gesehen und technokratisch bewertet. Sozio-ökonomische Bedingungen, die prägend für den Zustand unserer Umwelt sind, werden ausgeblendet.“

Ich möchte dieser Einschätzung hinsichtlich naturschutzideologischer Prämissen sowie sozialökonomischer und berufs-disziplinärer Folgen in mehreren Schritten nachgehen.

Dazu stelle ich vier einleitende Hauptthesen vor. Anschließend werde ich exemplarisch nach der Begründungslogik naturschützerischer Zielsetzungen fragen. In einem weiteren Schritt werde ich den technokratischen Charakter der Naturschutz-Verwaltungspraxis beispielhaft anhand von Eingriffskompensationsberechnungen illustrieren. Abschließend möchte ich Wege einer naturschutzkritischen Lehre und Forschung in der Landschaftsplanung vorstellen.

### II. Thesen

#### 1. Natur 1. und 2. Klasse

Naturschutz unterscheidet gemeinhin zwischen Naturausstattungen erster und zweiter Klasse. Mit der Aufwertung von Relikten historisch typischer Naturausstattung einer Landschaft sind immer zugleich Atypik und relative Wertlosigkeit bestimm-

<sup>1</sup> Die vorliegende Darstellung ist eine erweiterte Fassung eines Vortrages, den der Verfasser am 18.05.1993 vor der Berufungskommision zur Besetzung der C3-Professur „Landschaftsplanung/Naturschutz“ am Fachbereich 13 (Architektur-, Stadt- und Landschaftsplanung) der Universität/Gesamthochschule Kassel gehalten hat.

Eine Dokumentation und Analyse des Berufungsverfahrens bis zum Rücktritt der studentischen Mitglieder der Berufungskommision enthält die Einleitung zur Projektarbeit „Über die Häuser und Straßen Oelshauses“ von A. Bartuszat, F. Bellin, M. Böhnen und B. Gehlken, fertiggestellt im WS 1993/94, Infosystem Planung / Grauer Raum GhK).

ter realer Ausstattungen mitgesetzt. Was geschützt wird, sind immer bestimmte - meist propagandistisch und pädagogisch aufgeladene - Bilder von 'richtiger Natur' oder 'Naturnahe'. 'Natur', sowie ihr modernes Bildsymbol 'Landschaft' ist in dieser Weltsicht etwas ursprüngliches und maßgeblich Gegebenes, das zugleich als eine schöne und vorbildliche Ordnung betrachtet wird . (vgl. Hard, G. 1991:14)

## 2. Das Nebenprodukt wird Hauptsache

Zugleich erlangen statisch und per se als wertvoll betrachtete Ausstattungen, die wesentlich Nebenprodukt und Ausdruck gesellschaftlicher Arbeit sind, den Status von Hauptprodukten der Verwaltung.

Helmut Lührs (1993a:32) begründet und unterscheidet dementsprechend zwei „Interessenkonstellationen“ von Vegetationskunde sensu Tüxen und Braun-Blanquet gegen naturschützerischer Pflanzensozиologie sensu Ellenberg:

„die eine war darauf ausgerichtet, vom vegetationskundlichen Wissen der Bauern zu lernen, es gegebenenfalls zu präzisieren und auf einer akademischen Ebene zugänglich zu machen, um hierüber Veränderungen in der Landschaft zu verstehen; die andere versuchte, systematisiert naturwissenschaftliche Kenntnisse zu gewinnen, um hierüber ein Kontrollinstrument in die Hand zu bekommen, mit dem die neuen Bewirtschaftungstechniken (industriell) einschätzbar und verwertbar werden konnten.“ „Neuerdings findet sich der pflanzensozиologisch praktische Arbeitskontext vor allem im Naturschutz beheimatet, d. h. im Kontext entaktualisierter Ökonomie. (...) Über diesen Wechsel wechselt auch der Adressat. Dies ist nunmehr eine Behörde, denn im Naturschutz wird nichts produziert, sondern verwaltet. (...) Es geht darum, sich den neuen Arbeitgebern anzudienen.“ (1993b:7)

Das Grunddilemma der hiermit verbundenen bürokratischen Herrschaftsausübung umriß K. R. Popper mit der Feststellung,

„daß es zwar leicht ist, die Macht zu zentralisieren, aber unmöglich, all das Wissen zu zentralisieren, welches auf viele Individuen verteilt ist und dessen Zentralisierung zur weiteren Ausübung der zentralisierten Macht erforderlich wäre“ (1974:71).

Die Absicht und Arbeit bäuerlichen Wirtschaftens bestand aber niemals darin, 'Vielfalt' oder 'Eigenart' des zönologischen Mosaiks oder 'Fliesenengefüges' einer Landschaft herzustellen, um einen Ausdruck Schmidthüsens zu gebrauchen. (Schmidthüsen, J. 1974:166)

Die Differenzierung der Naturausstattung ergab sich mehr oder weniger unbeabsichtigt und nebenbei als Folge kleinteiliger und nachhaltig orientierter Nutzung, Bewirtschaftung und Pflege. ( z. B. Hülbusch, K. H. et al. 1986)

Naturschutz treiben heißt hingegen im Kern: etwas direkt wollen, was man so direkt nicht wollen kann, weil es wesentlich Nebenprodukt ist.

„Es ist ja von vornherein unwahrscheinlich, daß bestimmte floristisch-soziologische Ereignisse, die bisher unbeabsichtigte und sogar unbemerkt Nebenprodukte des Wirtschaftens waren, nun genau und nebenfolgenfrei als intendierte Hauptprodukte reproduziert werden können.“ (Hard, G. 1992:16).

Mit den statischen Zielen des Bestanderhalts ist daher meist eine - zudem kostspielige - Veränderung von Naturausstattung verbunden.

So beobachtet man Nivellierungseffekte durch pflegetechnische Simulation von Nutzung, die genau das zum Verschwinden bringt, was reproduziert oder produziert werden soll. Und anstelle früherer Ernten werden nun Abfälle, mithin Entsorgungsprobleme produziert (vgl. Hard, G. 1992/17).

Der gelegentliche Wurm im Apfel ist für jeden akzeptabel. Den Naturschützer dagegen wurmt der Apfel.

Dieter Meermeier (1993) gibt ein treffliches Beispiel für Umfang und Komplexität der Entsorgungs-Folgelasten anhand der 'ökologisch orientierten Straßenrandpflege und -gestaltung' im Schulterschluß zwischen Naturschutz und dem Hessischen Straßenbauamt. Dies betrifft den hinsichtlich des 'ökologischen' Prädikats ziemlich kontraproduktiven Energieeinsatz bei der Pflege („Zum Teil müssen zwei nebeneinander gelegene Standorte mit verschiedenen Geräten angefahren werden, da an einer Stelle gemulcht und auf dem danebenliegenden Sonderstandort abgefahren werden muß! S. 272), beim Transport des Mähguts und seiner Kompostierung wie auch der Verschwendungen knappen Deponieraumes (S. 267, 270 ff). Das bei Meermeier vorgestellte Beispiel der Straßenmeisterei Wolfhagen illustriert die parallele Kompetenzenteignung der Pflegeinstanz: „Wurde die Gehölzpfllege (an Straßen, St.) bisher in Eigenverantwortlichkeit nach einer Ortsbegehung des Meistereileiters in Begleitung des zuständigen Gärtners vor Ort festgelegt, ist diese heute für den gesamten Straßenmeistereibezirk in einem ca. 5 cm dicken (!), aus einzelnen 'Pflegebögen' bestehenden 'Katalog' detailliert festgelegt. (...) Der Rückgriff auf Erfahrungswissen und praktische Ortskunde wird unterbunden (...) Ihr (der Ausführenden, St.) vegetationskundliches Wissen beruht auf praktischen Erfahrungen.

Durch die Einführung einer 'Grünpflege' nach einer isolierten 'wissenschaftlichen Dienstanweisung' wird ihr Erfahrungswissen auf lange Sicht gesehen zerstört" (S. 270,272). Mit gewissem Zynismus läßt sich also auch nach der subjektiven Seite ein 'Entsorgungsproblem' diagnostizieren: die Enteignung berufspraktischer Kompetenzen und akkumulierten Erfahrungswissens.

### **3. Soziale und ökonomische Enteignung**

Naturschutzinduzierte Veränderungen sind nie sozioökonomisch neutral, was eine tendenzielle Beeinträchtigung örtlicher Nebenerwerbs- und Subsistenzwirtschaft meint. Die relative Stabilität 'unmoderner' Zönosen verdankt sich meist lokal bestehenden Subsistenzwirtschaften. Der gesetzlichen Entschädigungspflicht enteignungsgleich anerkannter Naturschutzaufgaben wird rein monetär Rechnung getragen (in Hessen aufgrund einer Verkehrswertminderungsschätzung betroffener Grundstücke durch das Landwirtschaftsamt . (Vollrath 1987:11-13)

Subsistenz bedeutet jedoch wesentlich Nutzen aus reproduktiver, nicht tauschwertvermittelter Naturaneignung. So ist zumindest anzuzweifeln, ob monetäre Entschädigungen generell den Entzug von Subsistenzmöglichkeiten zu kompensieren beanspruchen können. (Zum Subsistenzbegriff siehe u.a.: Braig, M., Lenz, C. 1983, Mies, M. 1985, Groh, D. 1987, v. Werlhof, S. 1988, Schneider, G. 1989, Hehn, B. 1992.)

### **4. Verwaltungshandeln und Folgewirkungen**

Schließlich sei auf das Problem sozial und regional segregierter Folgelasten von Schutzgebietsausweisungen auf bewirtschafteten Flächen hingewiesen: Die klassischen Objekte des Naturschutzes liegen meist in agrarischen „Extensivregionen“, wo sich, wie in den Mittelgebirgen, Produktionsintensivierungen verzögert und nicht flächendeckend vollzogen, so daß ein Spektrum wirtschaftlich 'unmoderner' Zönosen erhalten blieb (Stolzenburg, H.-J. 1989:4).

Zur relativen Standortungunst (nach Klapp: dem sog. 'Höhenkomplex'; Klapp, E. 1965:93) addieren sich nun in der Tendenz Bewirtschaftungserschwernisse für den Einzelbetrieb durch Naturschutzaufgaben (Krauß, S., Schürmeyer, B. 1987).

In Hessen ist z. B. seit September 91 Grünlandumbruch im Einzelfall genehmigungspflichtig.

Mit Grünlandumbruch reagierten nach 1984 zahlreiche Mittelgebirgsbauern auf die Milchquote (Stolzenburg, H.-J. 1989:224). Naturschutz beschneidet somit betrieblich höchst begründete Anpassungsreaktionen von Bauern und Landwirten auf erwiesene landwirtschaftspolitische Fehlentwicklungen.

„Der hessische Verwaltungsgerichtshof hat am 6.9.1991 (Urteils-Nummer TH 1077/91) ein sehr bedeutsames Urteil gefällt, das zwar eigentlich nur den Umbruch zeitweilig feuchter

*Wiesen zum Inhalt hatte, darüber hinaus aber die Zulässigkeit des allgemeinen Umbruchs von Grünland zukünftig in Frage stellt beziehungsweise genehmigungspflichtig macht. Nach diesem Urteil begünstigt die Landwirtschaftsklausel in Par. 5, Abs. 3, HeNatG 'nur eine bereits bestehende landwirtschaftliche Bodennutzung, ermöglicht aber weder ihre erstmalige Aufnahme noch einen Wechsel in der Nutzungsart eines Grundstückes, auch nicht den Umbruch von Grünland zu Acker'. (...)*

*Von Bedeutung ist auch ein weiteres Urteil eines bayerischen Verwaltungsgerichtes, das einem Landwirt untersagte, eine inzwischen zu einem Biotop verkommene Wiese wiederherzurichten.*

*Die Wiese war im Laufe der Jahre immer stärker vernässt und hatte sich dadurch in ein Feuchtbiotop verwandelt. Als der Landwirt die feuchten Stellen durch verschiedene Maßnahmen beseitigte, verlangte das Landratsamt von ihm, den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen ... (Urteil Verwaltungsgericht Regensburg vom 26.09.1990 - RO 3K 890968)"*  
Heckmann, W. 1992:17)

### **III. Die Begründungslogik naturschützerischer Zielsetzungen**

Angesichts dieser kursorisch umrissenen Grundprobleme des administrativen Naturschutzes ist es berechtigt, nach der Begründungslogik der Zielsetzungen zu fragen. Ich möchte dies am Beispiel eines Biosphärenreservates tun, welches zu den ambitioniertesten Projekten staatlichen Naturschutzes gehört:

Definitionsgemäß nimmt eine Zone sog. 'harmonischer Kulturlandschaft' neben Kern- und Pufferzone den größten Teil eines Biosphärenreservats ein. In der offiziellen Programmatik heißt es: „In ihr werden traditionelle Landnutzung und Landschaftspflege beispielhaft demonstriert, hier verbinden sich Kultur und Natur zu harmonischer Einheit“ (Ministerrat der DDR 1990:98, vgl. zur Programmatik ferner: Erdmann, J.-H., Nauber, J., 1990: 479-483)

Diffuse Hintergrundüberzeugung dieser Formel ist die „stillschweigende Annahme, daß der Mensch bei aller Wahlfreiheit doch die Tendenz zeige, sich in Harmonie und 'Gleichgewicht' mit seiner als Naturplan interpretierten landschaftlichen Umwelt zu setzen“ (Hard, G. 1973:161).

Die Naturplan-Kulturplan-Denkfigur entstammt, wie so viele landespflgerisch kolportierte Topoi, der (älteren) Landschaftsgeografie. Die Vorstellung kennzeichnet eine Art 'Kartenpausen'-Denken, dessen Blick auf Kongruenzen und Harmonien von Naturlandschaft einerseits und Kulturlandschaft andererseits gerichtet ist - und auf diejenigen Inkongruenzen und Disharmonien, die aus dieser Perspektive besonders auffallen mußten, und zumeist als 'moderne Störfaktoren' interpretiert wurden.

(Zur kosmologisch-phiskotheologischen Motivgeschichte des landschaftsgeografischen Konzepts der 'harmonischen Kulturlandschaft' siehe Hard, G. 1983, 1969, 1965)

Eine Konkretisierung jener imaginären landschaftsgeschichtlichen 'Schnittstelle', an welcher sich Kulturplan und Naturplan harmonisch verbinden, ist aber zwangslös nicht durchführbar:

Am Beispiel des Biosphärenreservats Rhön wäre nach dem Idealtypus der kulturlandschaftlichen Harmonie zu fragen:

- sind es bestimmte Phasen des mittelalterlichen Landbaus, z. B. in der Zeit sich verbreitender Dreizelgenbrachwirtschaft und des entsprechenden Abrückens von Egartwirtschaften in entferntere Außenfeld- und Hochlagen des Gebirges?
- oder aber agrarhistorische Wüstungsphasen mit entsprechend hohem Anteil von Gebüsch- und Vorwaldstadien?
- oder etwa die auf Mitte bis Ende des vergangenen Jahrhunderts datierbare Phase der Einführung mineralischer Dünger, mit entsprechendem Vordringen reicherer Grünlandzönosen in die klassischen Außenfeldzonen ?

Vegetationskundlich lassen sich alle diese landschaftsgeschichtlichen Phasen rekonstruieren und in nutzungsgeschichtlichen Kontext setzen. (Stolzenburg, H.-J. 1989:2-3)

Keine der wirtschaftsgeschichtlichen Etappen und ihrer Landschaftsbilder und Zonen jedoch geben per se einen Maßstab für die Ermittlung und Objektivierung der idealtypisch postulierten Schnittstelle angestrebter Landschaftsharmonie. ‘Natur Nähe’ als gerne eingeführtes Zusatzkriterium bringt hier nicht weiter, da wesentlich die Wirtschaftsweisen, nicht aber eine imaginäre ‘Ordnung der Natur’ oder des ‘Ökosystems’ über Qualität, Differenzierung und Veränderung der landschaftlichen Zonen entscheiden.

Einen wie auch immer definierten Mangel an Harmonie zu diagnostizieren, bedeutet die Feststellung eines ‘Landschaftsschadens’ :

Ein „Schaden ist aber nur in Hinsicht auf ökonomische und politische Maßstäbe nachweisbar, d. h. der Schaden ist an den Dingen selbst nur als Wandlung zu erkennen und existiert an den Dingen für sich nicht“ (Hülbusch, K.-H. 1967:46).

Dies bedeutet für die fragliche Naturschutzorientierung der Landschaftsplanung: Das naturschützerische Natur- und Landschaftsverständnis verlegt das Werturteil in die Naturausstattung selbst und entzieht es mittels naturalistischer Bewertungsmethoden dem gesellschaftlichen und planerischen Diskurs (18a).

(Zu den epistemologischen Grundverlegenheiten des Naturalismus kritisch: Gamm, G., 1985:47ff., Keil, G. 1993: 22ff., 299ff., Wirtz, H. G. 1992, mit Blick auf die ‘Ontologie der Landschaft’ ferner Hard, G., 1973:79ff.).

Entsprechend formuliert der Kommentar zum § 6 HeNatG: Bei der Beurteilung eines Schadensausgleiches komme es nicht mehr „auf den Bezug zum Menschen an, etwa daß dieser nicht in einem mehr oder weniger hypothetischen Naturgenuss beeinträchtigt wird, sondern auf das vom Menschen unabhängige Ökosystem als selbständiger Wert.“ (Bickel 1981:68)

### **„Politik im Namen der natürlichen Ordnung der Natur“ und das ‘heilige Offizium’ von Naturschutz und Landespflage.**

In der Rede vom ‘Selbstwert des Ökosystems’ erhält ‘Natur’ den ethischen Status eines autonomen Subjektes, dessen Anwaltschaft - gegenüber menschlichen ‘Eingriffen’ sozial-ökonomischer und historischer Bestimmung (Wittfogel 1932, Schmidt, A. 1962, Kamper, D. 1973, Gamm, G. 1986) - der Landespflage zugesetzt wird. Dieses Konstrukt von ‘Natur’ (und ihrem modernen Bildsymbol ‘Landschaft’) impliziert eine „Politik im Namen der natürlichen Ordnung der Natur“. Dementsprechend die Verlautbarung einer Studiengangskonzeption ‘Landschaftsentwicklung’ (FH Osnabrück 1993): „In der Gesellschaft wird auch die Akzeptanz des Naturschutzes als staatliche Aufgabe größer. In der Lehre muß die hier notwendige staatspolitische und ethische Diskussion vorbereitet werden“. G. Gamm attestiert solcher „Politik im Namen der natürlichen Ordnung der Natur“ einen Rückfall hinter Vorstellungen, „die bereits im Anbruch der Neuzeit erreicht sind“ (1985:50). Denn mit den Kantschen ‘Kritiken’ wissen wir:

„Die Grundrisse, in die die Erscheinungen der Natur hineinvermessen werden, sind die Denk- und Handlungsschemata der menschlichen Vorstellung“ (S. 49). „Daß aber Dinge der Natur einander als Mittel zu Zwecken dienen, und ihre Möglichkeit selbst nur durch diese Art von Kausalität hinreichend verständlich sei, dazu haben wir gar keinen Grund in der allgemeinen Idee der Natur als Inbegriff der Gegenstände der Sinne“. (Kant, I. 1974:205).

Daraus folgt: „Die Zeit, in der man religiöse Lehren ohne weiteres und offen zur Grundlage staatlicher Normen machen konnte, ist vorbei. Heute zieht man es vor, dasselbe Ziel in verdeckter Form zu erreichen. Die religiöse Neutralität des Staates wird dadurch jedoch genauso sehr verletzt.“ (Hoerster, N. 1993:7)

Der fiktive ‘Subjektcharakter’ von ‘Natur’ offeriert sich in der landschaftsökologischen Rede von Natur als ‘bio-ökologischem System’, dessen gängigste Attribute ‘dynamisches Gleichgewicht’, ‘Stabilität’ und ‘Selbstregulation’ sind:

‘Natur’ ist hierbei selbstzweckhaft vorgestellt: eine sich teleologisch auf eigene Ziele hin entwickelnde Natur. Aus dem vorgeblichen ‘Selbstzweckcharakter der Natur’ leiten Biologen wie A. Portmann die Forderung eines ‘Eigenrechts’ der Natur ab (Wirtz 1992:150). Diese Forderung wurde staatlicherseits aufgegriffen: Es kommt bei der Beurteilung eines Schadensausgleiches nach der ‘Eingriffs-Ausgleichs-Regelung’ nicht mehr

„auf den Bezug zum Menschen art‘, sondern „auf das vom Menschen unabhängige Ökosystem als selbständiger Wert“. „Wer so von Landschaft und Natur her argumentiert, der glaubt, daß man in der Gesellschaft von einem Standort außerhalb der Gesellschaft her predigen und Ordnung herstellen kann“ (Hard, 1991:17).

Der Argumentation liegt eine neue Form naturrechtlichen Denkens zugrunde: meint das neuzeitliche, aufklärerische Naturrecht (in Säkularisierung älterer theologischer Naturrechtstraditionen) das natürliche Menschenrecht, so beinhaltet das naturschützerische Naturrechtsverhältnis das Recht der Natur gegenüber dem Menschen (Wirtz, H.-G. 1992:169ff.).

In den verheißungsvollen Sonntagsreden der Landespflege spiegelt sich dieser Befund:

„bei der Ordnung des Raumes sind alle Forderungen an diesen Raum zu koordinieren, einerlei von wem sie gestellt werden. Derjenige, um den es geht, nämlich die Landschaft selbst, muß jedoch bei diesen Forderungen eine starke anwaltschaftliche Vertretung haben.“ (Kragh, 1963 zit. n. Hübusch, K. H. 1967:60)

Hinsichtlich der Ökosystem-Rhetorik des Naturschutzes läßt sich mit Luhmann fragen, „ob es möglich ist, Funktionssysteme dazu zu bringen, die von ihnen praktizierte Differenzierung von System und Umwelt als Einheit zu reflektieren. Das hieße: Distanz zu sich selber gewinnen.“ (1985:599) Ein gewichtiger Bescheid gegen diese Hypothese ergeht aus der anthropologischen Differenz von kybernetischem System und ‘gesellschaftlichem Subjekt’:

„Die Natur, was immer das sei, umfaßt auch den Menschen. Dieser aber fügt sich aus einem ganz bestimmten Grunde nicht in ein selbstregulierendes System. Regelsysteme verlangen Elemente, die auf Stimuli reflexartig und proportional reagieren, der Mensch aber reagiert ‘linguistisch’, er faßt das Stimulus als ein Zeichen auf, daß er ‘lesen’, verstehen und interpretieren muß. Sein Verhalten ist Gesellschaftsprozessen, Lernprozessen unterworfen, ist dem historischen Augenblick verpflichtet und damit politisch“. (Burckhard. L. 1976:23).

Gamm detailliert diese Grundverlegenheit am Beispiel des prominenten Bio-Kybernetikers G. Bateson, um die Konsequenzen expertokratischer Gefahren als logische Folge derlei ‘selbstvergessenen Denkens’ hervorzuheben:

„Die kybernetische Analytik behauptet für die menschliche Erkenntnisfähigkeit die Selektivität der Wahrnehmung und eine entsprechende Praxis als anthropologisch konstantes Muster einer rein auf momentanen Nutzen abgestellten Pragmatik. Wie selbstverständlich nimmt sie sich selbst davon aus, um sich in die Außenperspektive des göttlichen Beobachters zu setzen. Bateson spiegelt in geradezu klassischer Weise die Aporie (Grundverlegenheit, St.) der Kybernetik und Systemtheorie: den Beobachter oder Theoretiker als Teil des Systems betrachten zu müssen und gleichzeitig in der Beschreibung oder Konstruktion des Systems nicht umhin zu können, ihn an die Außenseite des das System simulierenden göttlichen Apparats zu setzen. Der Theorie gelingt es nicht, die zweckgesteuerte Rationalität des Systemanalytikers in sich zu integrieren (1985:53). In der Praxis führt dies dazu, „daß man im Namen der wahren, d. i. systemisch begriffenen Ordnung der Natur, selbstherrlich wie ehedem Politik betreibt und zugleich, als Teil des großen Ganzen einer evolutiven Ordnung ‘demütig’ (Bateson) in deren Gesetze einstimmt.“ (dto.:54).

„Die systemtheoretische Analyse von Naturstücken kann auf den Konzepten innewohnenden Rationalitätsstruktur nur Herrschaftswissen erzeugen“ (Gamm, G. 1986:165). In der ‘ökosystemaren Aufrüstung der Natur’ zeichnet sich für die Landschaftsplanung eine expertengesteuerte Entpolitisierung des Politischen ab, wofür z. B. das naturschutztechnokratische Ideal einer landesweiten ‘Totalerfassung’ von ‘Biotopstrukturen’ mittels eines im Aufbau befindlichen ‘Landschaftsinformationssystems’ steht (in Hessen ein EDV-gestütztes Naturschutzinformations- und Dokumentationssystem ‘NATUREG’ Mskr. o. Verf. 1991, dessen Dadaismus dem der oben angeführten Biotopwertliste ebenbürtig ist).

Die „Politik im Namen der natürlichen Ordnung der Natur“ führt auch direkt auf eine konfuse naturschützerische Pragmatik.

Ein Beispiel:

Unter dem Titel „Obstwiesen-Förderung durch das Land NRW“ legt H.-J. Dietz vom Ministerium für Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen Wert auf die Feststellung, „Streuobstwiesenschutz“ (sei) *kein musealer Naturschutz*: (1993:31). C. Nockemann (BUND OG Halvar) nennt im Rahmen derselben Veröffentlichung als „Voraussetzung(en) für Neuanpflanzungen und Ergänzungspflanzungen mit Obstbäumen ‘alter Sorten’ u. a. „langfristig angelegte, wirtschaftliche Konzepte für eine spätere Nutzung“ sowie die Garantie der notwendigen „Erziehungs- und Pflegeschnitte“. Ansonsten seien „wesentliche Altabumbestände mit vielen Nistmöglichkeiten und hohem Totholzanteil“ nicht erreichbar (1993:37, 38, Hervorhebung St.). In die Quadratur des Kreises führt H. Wolz (Grünflächenamt Stadt Leverkusen) wenige Seiten weiter mit einem Aufsatz zum „Obstbaumschnitt“ in dem es heißt:

„Nicht zu unterschätzen ist die Beeinträchtigung durch vergreistes Holz bzw. Totholz, welches zum Teil für Holzkrankheiten und Befall durch Schwächerparasiten verantwortlich gemacht werden muß. Bei Kernobst, ganz besonders bei Zwetschgen, kann durch Entfernen von Totholz eine merkliche Zunahme der Vitalität wirkt werden.“ (1993:42).

#### **IV. Eingriffs-Ausgleichs-Regelung**

Das naturalistische Wertschema liegt auch der sogenannten Eingriffs-Ausgleichs-Regelung zugrunde:

Mit den hessischen „Richtlinien zur Bemessung der Abgabe bei Eingriffen in Natur und Landschaft“ vom Juni 1992 ist dabei ein zutiefst technokratisches Stadium der Konzeption von Naturausstattung als planerischem ‘Ordnungsfaktor’ erreicht:

Seitdem sind Eingriffs- und Ausgleichsplan für alle Bauvorhaben im Innen- und Außenbereich zwingende Bauvorlage zwecks „landesweit einheitlicher Festsetzung von Ausgleichsabgaben nach Par. 30 HeNatG.“ (Landkreis Kassel 1993).

Ein sogenannter Eingriffsplan stellt den Voreingriffszustand, der Ausgleichsplan den Flächenanteil künftiger Nutzungen dar, und zwar nach Kriterien einer Biotopwertliste mit dem Titel: „Standard-Biotop/Nutzungstypen“. Maßgeblich für den Ausgleichsplan ist der „nach 3 Vegetationsperioden bei planmäßiger Pflege zu erwartende Zustand“. Der Planer hat die jeweils ermittelten Flächenanteile der „Standard-Biotop/ Nutzungstypen“ mit der zutreffenden Biotopwertzahl zu multiplizieren, und die Punktsummen für Eingriffs- und Ausgleichsplan gegenüberzustellen.

Lag der errechnete Biotopwert vor dem Eingriff höher, wird die Differenz (als so begreifener ‘Restschaden’) mit einem zentral errechneten und jährlich zentral fortzuschreibenden ‘Rekultivierungsindex’ multipliziert. Heraus kommt die Ausgleichsabgabe für

den Bauherren. (Vgl. Hessisches Ministerium für Landesentwicklung, Wohnen, Landwirtschaft, Forsten und Naturschutz. Richtlinien vom 29.06.1992 )

Die Implikationen des Verfahrens, welche im Rahmen einer ‘Analyse bürokratischer Herrschaft’ theoretisch auf den Punkt zu bringen wären, seien an dieser Stelle mit einem DDR-Witz aus der ‘Vorwendezeit’ angedeutet:

„Zu Beginn der fünfziger Jahre wird ein Mann bei einer Prüfung in der Parteischule gefragt: ‘Wieviel ist zweimal zwei?’ - ‘Vier’, antwortet er im Brustton der Überzeugung. Er wird verhaftet und für mehrere Jahre eingesperrt. ‘Damit Sie wissen, daß zweimal zwei fünf ist’, belehrt ihn der Untersuchungsrichter. - Nach 1956 wird er wieder bei einer Parteischulung gefragt: ‘Wieviel ist zweimal zwei?’ Der Mann will seine Überzeugung nicht verleugnen und sagt wieder der ‘Vier’. Der Parteisekretär redet heftig auf ihn ein: ‘Sie müßten doch wirklich wissen, daß zweimal zwei drei ist. Das müssen Sie einfach einsehen. Oder wollen Sie etwa den schrecklichen Zeiten nachweinen, als zweimal zwei noch fünf war?’“ (György Dalos 1993-43)

Eine nähere Betrachtung der ‘Biotopwertliste’ läßt, vergleichbar dem Kulturlandschaftsideal, ein naturalistisches Wertschema erkennen:

Hochmoore sind z. B. mit 80, Streuobstwiesenbrachen nach Verbuschung mit 56, Grabeland und Trittgesellschaften mit nurmehr 21 Punkten bewertet. Somit erfolgt eine Abwertung jener Naturausstattungen, die eng mit den alltäglichen, lokalen Lebens- und Arbeitsverhältnissen verknüpft sind.

Zudem ist ein durchgängiges, gleichsam strukturelles Moment recht beliebiger Beschreibung und Bewertung ersichtlich.

Zum Beispiel ist der Biotoptyp ‘Trittpflanzengesellschaften’ mit 21 Punkten bewertet sowie definitorisch auf den ‘Nutzungstyp’ ‘Wald- und Feldwege’ beschränkt. Ein Typus mit der Bezeichnung ‘nicht versiegelte Schotter-, Kies-, und Sandflächen, -wege, -plätze’ erzielt dagegen lediglich 6 Punkte.

Nun sind Trittpflanzengesellschaften der Polygono-Poetalia gemeinhin viel seltener auf Wald- und Feldwegen anzutreffen, als auf vegetationsfähigen Wegen und Plätzen der Siedlungen (vgl. Hülbusch, K. H. et al 1979). In den Siedlungen können sie der Biotopwert-Liste zufolge gar nicht zugeordnet werden, da Trittgesellschaften nach Richtlinie allein mit dem ‘Nutzungstyp’ ‘Wald- und Feldwege’ zulässig zu verbinden sind.

Registriert der Planer Trittgesellschaften in den Siedlungen dennoch, würde die jeweilige Auf- oder Abwertung einer Fläche davon abhängen, ob sie nach der realen Vegetation oder aber über den Standort (Substrat) zur Berechnung eingestuft wird: Einstufung nach der realen Vegetation brächte 21 Punkte/qm, nach dem Substrat (z. B. der Schotterdecke) nur 6 Punkte/qm.

An diesem Beispiel wird zugleich deutlich, was sozioökonomische Blindheit der Naturschutzperspektive konkret bedeutet:

Trittgesellschaften sind nutzungsstabilisiert, daher pflegeaufwendig und lesbar i. S. einer Orientierung der Leute über Art- und Intensität der Freiraumnutzung - einer Art beiläufiger Information über Gebrauchsmöglichkeiten und Gewohnheiten. Nebenbei verbessern sie das Kleinklima. Gebrauchswertaspekte dieser Art stehen im Zentrum planerischer Überlegungen (oder sollten es). Naturschutzzideologisch und -methodisch sind diese Gebrauchswertaspekte irrelevant.

Grob verkürzt ist auch der naturschützerische Blick auf Probleme der Industrialisierung und ihrer Folgelasten.

Im Aachener Raum bei Stolberg wurden seit alters her Zink-Erze abgebaut. Auf den Halden gedeiht die von Schwickerath und Ernst beschriebene Galmei-Vegetation. Ein Autor der LÖLF kommentiert diesen Sachverhalt mit den Worten:

„Mit Schwermetallen angereicherte Böden können unter bestimmten Bedingungen

(*Verwehung, Auswaschung*) eine starke gesundheitliche Gefahr für Menschen und ihre Nutztiere darstellen (...). Und weiter: „Da die Galmeivegetation in dieser Ausprägung in Nordrhein-Westfalen (...) einmalig ist, (...) ergibt sich daraus zwangsläufig die Schutzwürdigkeit“. (Schütz, P. 1992:23 ff.)

Diese denkwürdig widersprüchsvolle Einschätzung hat mit der hessischen Biotoptwertliste System erlangt:

In einigen Subrosionssenken östlich von Bad Hersfeld weisen die Quellen heute höhere Salzgehalte als Meerwasser auf. Ursache: Plattendolomitwässer mit Ablaugen aus dem benachbarten Kalibergbau bei Philippstal/Hattorf, die in den kavernösen Plattendolomit der Zechstein verdrückt wurden, fanden entlang von Verwerfungsspalten den Weg ins Fuldatal. Bereits Anfang der sechziger Jahre stellten die Bad Hersfelder Stadtwerke aufgrund steigender Chloridwerte einen Förderschacht ein. Die Oberflächenwässer sind heute für die Bewässerung landwirtschaftlicher Flächen ungeeignet. In einem autobahn nahen Abschnitt treten bereits Initialen von Halophyten gesellschaften auf. (vgl. Vollrath, H., Bettinger, A. 1991:17-52, dies.: 1992, ferner: Der Spiegel, 45/1992:134-142)

Sie sind als Indiz externalisierter Produktionsfolgelasten planerisch und ressourcenpolitisch zu interpretieren! (Exemplarisch hierzu: Hülbusch, I.M. und K. H. 1980, ferner Hülbusch, K.H. und I. M., Krützfeld, A. 1981) Nach dem Biotoptwertverfahren hingegen würden die entstehenden Salzwiesen in formalistischer Manier mit 66 von 80 erreichbaren Punkten hochbewertet und für schutzwürdig befunden.

Den Gehalt dieser Einschätzung bestätigt Bönsel, D. (1989) in einer Arbeit über „Entstehung und Vegetation des Salzquellgebietes NSG ‘Rohrlache von Heringen‘“. Ziel der Arbeit sei es „1. die Entstehung und fortschreitende Ausdehnung des Salzschäden und die Entwicklung und Ausdehnung der Halophytenflora zu dokumentieren“, wobei die Kali-Endlaugeversenkung als „landschaftsschädigend“ bezeichnet wird. (S. 33). Hingegen votiert der Autor in der „Schlußbetrachtung“ für den naturschützerischen Erhalt der ‘Salzfluren’: „Dabei ist durch Lenkung der Vegetationsstruktur und des Wasserhaushaltes eine möglichst breite Übergangszone zwischen stark salzbeeinflußten und mehr süßwassergeprägten Standorten mit hoher floristischer Vielfalt anzustreben. (...) Ferner müßte die ständige Nachlieferung von Salzen aus dem Untergrund gewährleistet bleiben, um eine allmäßliche Aussüßung der Flächen zu verhindern.“ (sic! S. 89).

Die ‘landschaftliche Perspektive’ im Begriff des Landschaftsschadens verstellt zugleich die Wahrnehmung des Prozesses einer kalten Enteignung der Bauern durch die Externalisierung industrieller Produktionsfolgelasten:

„Im Zentrum der Werraue, dem heutigen NSG, lagen nach Aussagen der Landwirte noch in den dreißiger Jahren die besten und ertragreichsten Wiesen. Seit Beginn der vierziger Jahre wandelten sich die Wiesen zunächst allmählich, später immer rascher, in minderwertiges Grünland um, das nur noch begrenzt zu nutzen war (Speidel 1963)“ (S. 47).

Die Kaliindustrie ist Basis der landwirtschaftlichen Mineraldüngung als Bestandteil industrialisierter Landwirtschaft (Wroz, W. 1983, Ledermann, B. 1989). Die naturschützerischen Klagen über zönologische Nivellierungseffekte (‘Biotoptverlust’) sind Legion und Movens administrativer Machtausweitung und Zugriffe auf ‘Land und Leute’. So gesehen stellt die affirmative Bezugnahme des Naturschutzes auf ‘Salzwiesen’ einen pikanten Reflexionsmangel und zugleich Lebenselixir naturschutzbürokratischer und expertokratischer Selbstlegitimation dar (Parkinson, C. N. 1993).

Absichten, die Milchquoten für Naturschutzzwecke zu kanalisieren (Schubert, S. 1989), zeichnen die Linie des logischen und politischen Paradoxons nach.

Solche (Pseudo-) „Rationalität durch Verfahren“ hat - nach einem Ausdruck Luhmanns - Legitimations- und Entlastungsfunktion für die Naturschutzverwaltung. Dem naturschutzkritischen Planer legt das Verfahren problematische Beweislasten auf. Ist der Planer hingegen naturschützerisch orientiert, ebnen die vorgeschriebenen Deskriptions- und Bewertungsschemata von Natur- und Landschaft den vorgezeigten Trend zum ‘ökotechnokratischen’ Planungsverständnis.

M. E. ist das Leitthema einer naturschutzkritischen Lehre und Forschung in der Landschaftsplanung mit dem Begriff der Kontextualisierung von Naturausstattung am ehesten umrissen.

Planung ermöglicht oder beschneidet materielle und organisatorische Spielräume, in denen sich alltägliches Leben und Wirtschaften vollziehen. Der Planer ist hierbei Interpret. D. h., seine i. d. R. extern definierten professionellen Werthaltungen und Realitätsdefinitionen treffen auf die Alltags- und Arbeitswelt von Sozialgruppen mit eigener Interpretation der Lebens- und Produktionsgrundlagen. Hieraus folgt, daß Planungskonzepte keine Gedankenmodelle sein können, die den Dingen von außen aufgeprägt werden, sondern sie müssen sich auf die in den Planungssituationen bereits wirksamen alltagsweltlichen Bedeutungen beziehen. (vgl. Berger, P. L., Kellner, H. 1984:22 ff.; ferner Bourdieu, P. 1992:585 ff.)

Für den Planer geht es also grundsätzlich erst einmal um Beschreibung und Verständnis der Kontexte von Naturausstattung, gesellschaftlicher Arbeit und Alltagssubjekten. Diese Kontexte sind auf Basis naturalistischer Wertschemata und entsprechend formalisierter Handlungsanweisungen, wie sie der Naturschutz anbietet, nicht adäquat formulierbar.

Planen heißt also wesentlich Verstehen, Verstehen erst einmal beschreiben. Als Landschaftsplaner und Vegetationskundler bin ich von der besonderen Leistungsfähigkeit der Vegetationskunde hierfür überzeugt:

1. Nach dem pflanzensoziologischen Basisparadigma ist die Vegetation einer Landschaft integraler (synthetischer) Ausdruck aller biotischen, abiotischen und anthropogenen Standortfaktoren, mithin ein sehr umfassendes planerisches Arbeits- und Erkenntnismittel. (vgl. Tüxen, R. 1974)
2. Die anerkannten vegetationskundlichen Regeln gewährleisten Nachvollziehbarkeit und Überprüfbarkeit der Beschreibung landschaftlicher Strukturen.
3. Standortökologisch trägt die Vegetationskunde dem wichtigen Prinzip analog bzw. homolog wirksamer Standortfaktoren Rechnung. D. h. das Arbeitsprinzip rechnet mit der grundsätzlichen Mehrdeutigkeit landschaftlicher Phänomene hinsichtlich zugrundeliegender Ursachen.

„Die Möglichkeiten der partiellen Kompensation sind zahlreich und werden durch den Einfluß des Menschen noch vervielfacht. Es ist bekannt, daß auf dem Verbreitungsbereich der gleichen systematischen Einheit der potentiell-natürlichen Vegetation bei gleicher Nutzung (z. B. Grünland oder Acker) die anthropogenen Ersatzgesellschaften wirtschaftsbedingt sehr viel differenzierter sind. Gleichzeitig ist dabei auch zu beobachten, daß minimale Standortsunterschiede, die in der natürlichen Vegetation kaum zum Ausdruck kommen, bei gleicher Bewirtschaftungsweise und Intensität beträchtliche Differenzierungen aufweisen“. (Hülbusch, K. H. 1986)

#### Ein Beispiel:

In den Mittelgebirgen treten Schlangenknöterich - reiche Grünländer im soziologischen Spektrum frischer Goldhaferwiesen bis Glatthaferwiesen auf. Häufig ist die Dominanz von Schlangenknöterich (*Polygonum bistorta*) zu beobachten. Solche Reinbestände weisen miserable Futterwerte auf. Sie werden im landespflegerischen Schrifttum als schön und reichblühende Bestände ästhetisch verklärt. ( vgl. Reinfeld, U. 1977:70) Schlangenknöterich-Dominanzen stehen nun in sehr unterschiedlichen Kontexten von Nutzung, Bewirtschaftung und Pflege der Flächen:

- bei bewirtschaftungsbedingter Verdichtung feuchter, lehmiger Böden
- und/oder bei Zuführung hoher Reinstickstoff bzw. Güllegaben, dann auch auf frischen, durchlässigen Böden
- wie auch beim Brachfallen der Flächen.

Ein Planer könnte z. B. im Rahmen einer agrarstrukturellen Vorplanung daran interessiert sein, über die Kartierung solcher Dominanzgesellschaften eines Gebiets einen Hinweis auf die regionale Differenzierung der Grünlandbewirtschaftung zu erhalten. Mit gewisser Verlässlichkeit wird er seine Kartierung nur dann interpretieren können, wenn er die örtlichen Kontexte des Auftretens seiner Gesellschaften berücksichtigt, z.B.:

- Hof-/bzw. Ortsnähe und Lage der Flächen,
- Kontaktgesellschaften und Bewirtschaftungszustand angrenzender Flächen
- Meliorationsindizien, wie beispielsweise der Erhaltungszustand von Zäunen und Gräben
- örtliche Auskünfte zu Realnutzung und Eigentumsverhältnissen.

Hierbei sind die Routinen der Bestandsbeobachtung und -aufnahme, Geländeerfahrung und die Fähigkeit zur Analogiebildung von grundsätzlicher Bedeutung.

Die herrschende Wachstumslandwirtschaft hebt zusehends nicht allein bäuerliches Wirtschaften auf. Verloren geht damit zugleich das Wissen um nachhaltige Wirtschaftsweisen.

Nachhaltigkeit ist kein ökosystemares sondern ein sozial kulturelles Prinzip, insofern die Art und Weise des Wirtschaftens die Reproduktion naturbürtiger und kultureller Produktions- und Lebensbedingungen einschließt . (vgl. Berager, J. 1984)

Es ist eben ein Unterschied, ob z. B. Grünland auf Glatthaferwiesen- bzw.

Arrhenatherion-Niveau ohne periodischen Umbruch, Neuansaat, Herbicide auf vorwiegender Festmist-Grundlage bewirtschaftet wird - oder aber industrialisiert, d. h. auf Queckenrasen- bzw. Agropyro-Rumicion-Niveau, was bedeutet:

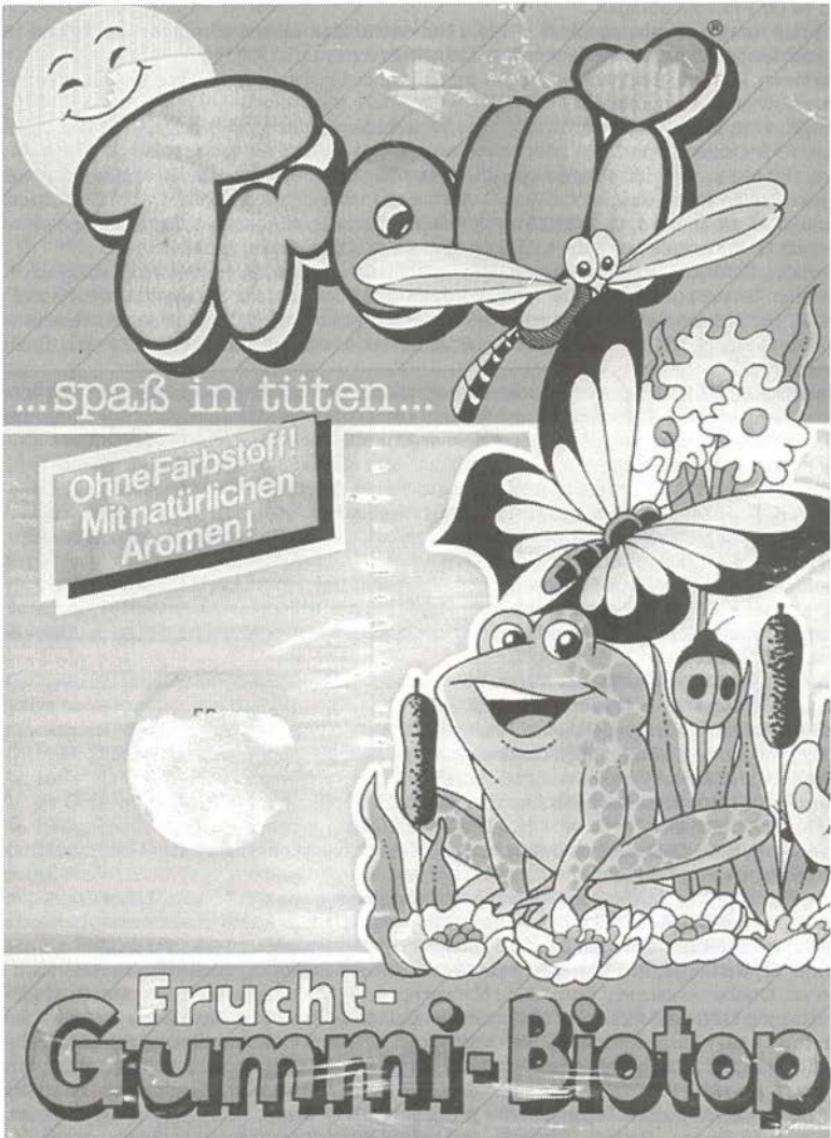
- hohen Fremdenergieeinsatz
- tendenziell bodenunabhängige, technologisch aufgerüstete Viehhaltung
- bei gleichzeitiger Labilisierung von Tiergesundheit und wirtschaftseigenen Futtergrundlagen
- zunehmender Subventions- und Expertenabhängigkeit der Betriebe
- sowie das Diktat des Wachsens oder Weichens einschließlich der damit verbundenen sozial-psychologischen 'Modernisierungsfolgen'.

Eine landschaftsplanerische Problemwahrnehmung bedingt, daß der Planer den Zusammenhang bestimmter Naturausstattungen und Folgen von Veränderungen abschätzen und beurteilen kann. Dies erfordert neben der Gegenstandskenntnis zugleich ein Interesse an relativ alltäglichen und unspektakulären Naturausstattungen und ihren sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Kontexten, fernab der amtierenden Naturschutzperspektive. Beides gilt es in Forschung, Lehre und der Planung mit Nachdruck zu vertreten.

## Literatur

- Bauer, I. 1993;** Ackerbrache und Flächenstilllegungsprogramm. Die Agropyro-Rumicion - Brachtegesellschaften in der Umgebung von Kassel - ein landschaftsplanerischer Diskussionsbeitrag. Diplomarbeit am FB 13, GhK. Kassel
- Berger, J. 1984;** Sauerde. Geschichten vom Lande. Frankfurt/M., Berlin, Wien.
- Berger, P.L., Kellner, H. 1984;** Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt/Main.
- Bickel 1981;** Hessisches Naturschutzgesetz. Kommentar. Köln, Berlin, Bonn.
- Bourdieu, P. 1987;** Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.
- Braig, M., Lenz, C. 1983;** Wider die Enthistorisierung der Marxschen Werttheorie. Kritische Anmerkungen zur Marxschen Kategorie „Subsistenzproduktion“. In: Prokla 50. Berlin.
- Burckhard, L. 1976;** in: Riede 76, Ästhetik der Landschaft. Gesamthochschule Kassel OE Architektur - Stadtplanung - Landschaftsplanung. Schriftenreihe 01. Heft 018. Kassel.
- Dalos, G. 1993;** Proletarier aller Länder entschuldigt mich. Das Ende des Ostblockwitzes. Bremen.
- Dietz, H.-J. 1993;** Obstwiesen-Förderung durch das Land Nordrhein-Westfalen. Löf-Mitteilungen 3/93:30-31 Recklinghausen.
- Erdmann, K.-H., Nauber, J. 1990;** Biosphären-Reservate - Ein zentrales Element des UNESCO-Programms „Der Mensch und die Biosphäre“ (MAB). In: Natur und Landschaft, 65. Jg., H. 10:479-483. Stuttgart.
- Fachhochschule Osnabrück 1993** Entwurf: Studiengang Landschaftsentwicklung, Fachbereich Landespflege. Unveröffentlichtes Manuskript.
- Gamm, G. 1982;** Gleiche Dichte. Über einige vergessene Zusammenhänge von Systemtheorie und utopischem Bewußtsein. Konkursbuch 19. Frankfurt/M.
- Gamm, G. 1985;** Simulierte Natur. Zur Kritik der ökologischen Vernunft. In: Konkursbuch 14.: Natur und Wissenschaft. Zeitschrift für Vernunftkritik. Tübingen.
- Gamm, G. 1986;** Vom Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse. Das lebendige Arbeitsvermögen zwischen Universalität und Natur. In: ders.: Wahrheit als Differenz, S. 141-188. Frankfurt/M.
- Groh, D. 1987;** Strategien, Zeit und Ressourcen - Risikominimierung, Unterproduktivität und Mußpräferenz - die zentralen Kategorien von Subsistenzökonomie. In: Prokla 67. Berlin.
- Hard, G. 1965;** Arkadien in Deutschland. Bemerkungen zu einem landschaftlichen Reiz. Die Erde, 96, S. 21-41
- Hard, G. 1965;** „Kosmos“ und „Landschaft. Kosmologische und landschaftsphysiognomische Denkmotive bei Alexander von Humboldt und in der geographischen Humboldt-Auslegung des 20.Jahrhunderts. In: A. v. Humboldt - Werk und Werkgeltung. S. 133-177. Hrg.: Pfeiffer, H. München.
- Hard, G. 1973;** Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung. Berlin - New York.
- Hard, G. 1983;** Zu Begriff und Geschichte der „Natur“ in der Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Natur als Gegenwart. Hg.: Großklaus, G. und Oldemeyer, E., S. 139-168, Karlsruhe.
- Hard, G. 1991;** Landschaft als professionelles Idol. In: Garten und Landschaft 3/1991:13-18.
- Hard, G. 1992;** Konfusionen und Pardonien. In: Gaerten und Landschaft 1/1992:13-18, Stuttgart.
- Heckmann, W. (HLELL) 1993;** Wenn die Wiese zum Biotop verkommt. Grünlandumbau in Zukunft genehmigungspflichtig? - Zwei bedeutende Urteile. In: Hessenbauer Nr. 8/1992. Friedrichsdorf.
- Hessisches Ministerium für Landesentwicklung, Wohnen, Landwirtschaft, Forsten und Naturschutz 1992;** Richtlinien zur Bemessung der Abgabe bei Eingriffen in Natur und Landschaft (§ 6 Abs. 3 des Hessischen Naturschutzgesetzes /HeNatG) Staatsanzeiger 29.6.1992:1437-1445. Wiesbaden.
- Hoerster, N. 1993;** „Ist die menschliche Leibesfrucht ein Mensch? Das Bundesverfassungsgericht und die religiöse Neutralität des Staates.“ Frankfurter Rundschau vom 09.09.1993:7.
- Hüibusch, K. H. 1967;** Der Landschaftsschaden - ein Phänomen der Kulturlandschaft. Diplomarbeit am Institut für Landschaftspflege und Naturschutz der T. H. Hannover, April 1967, DOC 10139.
- Hüibusch, K. H., Bäuerle, H., Hesse, F., Kienast, D. 1979;** Freiraum- und landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Urbs et Regio 11. Kassel.
- Hüibusch, I. M. und K. H. 1980;** Bleibelaustung bei Kindern und Verbreitung einer Cardaminopsis halleri-Gesellschaft in Nordenham/Unterweser. Sonderdruck aus: Epharmenie. Ber. d. Int. Symp. d. Int. Ver. f. Veg.kde. Hrf.: R. Tüxen. Vaduz.
- Hüibusch, K. H. und I. M., Krützfeld, A. 1981;** Cardaminopsis halleri-Gesellschaften im Harz. Sonderdruck aus: Syntaxonomie. Ber. d. Int. Symp. d. Int. Ver. f. Veg.kde. Red.: H. Dierschke. Vaduz.
- Hüibusch, K. H. et al. 1986;** Naturschutz durch Landnutzung. Die Pflanzengesellschaften in der Wümme-Niederung im Leher Feld am nördlichen Strandrand Bremens. Urbs et Regio 40. Kassel.
- Kamper, D. 1973;** Geschichte und menschliche Natur. Die Tragweite gegenwärtiger Anthropologiekritik. München.
- Kant, I. 1974;** Kritik der Urteilskraft. Frankfurt/M.

- Keil, G. 1993;** Kritik des Naturalismus. Quellen und Studien zur Philosophie Bd. 34. Berlin; New York.
- Klapp, E. 1965;** Grünlandvegetation und Standort, Berlin und Hamburg.
- Krauß, S., Schürmeyer, B. 1987;** Landschaftsplanung oder Ressourcenverwaltung. In: Landschaft und Stadt 19 (4):145-155. Stuttgart.
- Landkreis Kassel - Kreisausschuß - Untere Naturschutzbehörde Außenstelle Wolfhagen 1993.** Ausgleichsabgaben nach dem Naturschutz. Schreiben vom 18.01.1993.
- Ledermann, B. 1989;** Etappen und Folgen der Grünlandintensivierung. Diplomarbeit am FB 13 Stadt- und Landschaftsplanung. Kassel.
- Lührs, H. 1993 a;** Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. In: Notizbuch 31 der Kasseler Schule:13-34. Kassel.
- Lührs, H. 1993 b;** Vorwort - Pflanzengesellschaften die auf dem Weg liegen. In: Notizbuch 31 der Kasseler Schule:4-8. Kassel.
- Luhmann, N. zit. n. Hard, G. 1985:191;** Alltagswissenschaftliche Ansätze in der Geographie? Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie Jg. 29 h. 3/4, S. 190-200. Frankfurt a. M.
- Meermeier, D. 1993;** Versaumungen an Weg- und Straßenrändern. Eine Kritik zur „ökologisch orientierten Grünpflege“ am Straßenrand.In: Notizbuch 27 der Kasseler Schule:184-300. Kassel
- Mies, M. 1985;** Subsistenzproduktion, Hausfräusierung, Kolonialisierung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H. 9/19:115-125. Hrsg.: Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e. V. Frankfurt/M.
- Ministerrat der DDR 1990;** Informationen über den Stand und die vorgesehene Entwicklung von Biosphärenreservaten, Nationalparks und Naturschutzhäfen in der DDR. Beschuß des Ministerrats der DDR vom 16. März 1990. In: Landschaft und Stadt 22, (3):96-100. Stuttgart.
- Nockemann, Ch.;** Neuanlage einer Obstwiese. Löff-Mitteilungen 3/93:37-39. Recklinghausen.
- Parkinson, C. N. 1983;** Parkinsons neues Gesetz. Frankfurt/M.
- Popper, K. R. 1974;** Das Elend des Historismus. Tübingen.
- Reinfeld, U. 1977;** Landschaftsentwicklung Naturpark Hessische Rhön. Institut für Naturschutz, Schriftenreihe XI, 2. Darmstadt.
- Schmidt, A. 1962;** Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx. Frankfurt/M.
- Schmidthüsen, J. 1974;** Fliesengefüge der Landschaft und Ökotop. In: Landschaft und Vegetation. Gesammelte Aufsätze von 1934 bis 1971. Selbstverlag des Geographischen Instituts der Universität des Saarlandes. Saarbrücken.
- Schneider, G. 1989;** Die Liebe zur Macht. Über Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. Notizbuch der Kasseler Schule H. 15. Kassel.
- Schütz, P. 1992;** „Galmeivegetation“ in Stolberg. Zur Notwendigkeit eines gezielten Schutzkonzeptes. Löff-Mitteilungen 1/92:23-28. Hrsg.: Landesanstalt für Ökologie, Landschaftsentwicklung und Forstplanung Nordrhein-Westfalen. Recklinghausen.
- Sloterdijk, P. 1983;** Kritik der zynischen Vernunft. Bd. 1. Frankfurt/M.
- Spiegel, Der, 1992;** Der Topt ist voll. H. 45:134-142. Hamburg.
- Stolzenburg, H.-J. 1989;** Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der Hessischen Rhön. Notizbuch der Kasseler Schule H. 13. Kassel.
- Tüxen, R. 1974,** Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands. 2. Auflage. Lehre.
- Völlrath, H., Bettinger, A. 1991;** Initiale Halophytenvegetation nach Quellenversalzung bei Bad Hersfeld und ihre Ursachen. Beiträge zur Naturkunde in Osthessen, 27:17-52. Fulda.
- Völlrath, H., Bettinger, A. 1992;** Halophytenvegetation und Bodendegradation bei Bad Hersfeld - eine Folge von Quellenversalzung. Erweitertes Manuscript eines Vortrags anlässlich der wissenschaftlichen Jahrestagung 1992 des Vereins für Naturkunde in Osthessen am 25.10.1993. Bad Hersfeld.
- Völlrath ... 1987;** Ausgangspunkt „Deckungsbeitrag“ Grünland im Naturschutzgebiet: Mit welcher Entschädigung ist zu rechnen? Hessenbauer 37:11-13.
- Werlhof, C. v. 1988;** Was verstehen wir unter Subsistenzperspektive? In: Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg.): Reader zu den Tagungen: Die „Subsistenz-Perspektive“ - ein Weg ins Freie? - zum Verhältnis von Frauen-, Bauern-, Ökologie- und Kolonialfrage (bzw. Dritte-Welt-Bewegungen). Materialien 1/1988, Bad Boll.
- Wirtz, H.-G. 1992;** Natur und menschliches Handeln. Zum Naturverständnis in der gegenwärtigen Umweltdiskussion. Beiträge zur Philosophie Bd. 104, Reihe 11. Idstein.
- Wittfogel, K. A. 1932;** Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik 67 /4, 5 und 6). Tübingen.
- Wolz, H. 1993;** Obstbaumschnitt - ein dynamischer Prozeß. Grundregeln für den erfolgreichen Schnitt von Obstbäumen. Löff-Mitteilungen 3/93:40-42. Recklinghausen.
- Wroz, W. 1983;** Die Werra - ein sterbender Fluß. In: Witzenhausen und Umgebung. Schriften des Werratalvereins Witzenhausen. J. 7:232-243. Witzenhausen.



# Frucht- **Gummi-Biotop**

Bernd Sauerwein

## Vegetationskundige Beobachtungen in Bordeaux

Im Frühsommer 1985 unternahm der Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhK unter Leitung von L. BURCKHARDT, K.H. HÜLBUSCH und R. MAYER eine Exkursion nach Bordeaux auf Einladung der dortigen Ecole d' Architecture. Das planerische Verstehen und Arbeiten sollte an einen fernem fremden Ort erprobt und vertieft werden. An praktischen Beispielen in und um Bordeaux wollten wir die Freiräume oder ein Stück der Landschaft beschreiben und über den Vergleich mit Bekanntem verstehen lernen. Die spontane Vegetation, mit der sich eine Arbeitsgruppe befaßte, ist zum Verständnis von Freiräumen und Landschaften ein gutes Indiz, zumal in der Sysnssystematik viel Arbeit und Wissen akkumuliert wurde, das einen Vergleich der Fälle ermöglicht (HÜLBUSCH, K.H., 1986; SAUERWEIN, B., 1989). Neben altbekannten Mustern der Vegetationszonierungen und -verteilungen erwarteten wir Neues im Detail: Pflanzengesellschaften und -arten. Bereits während der mehrtägigen Anreise konnten wir vom Bus aus beobachten, wie sich das Straßenbegleitgrün wandelte. Zu den bekannten Gehölzen waren mehr und mehr uns unbekannte südländische Arten gepflanzt, die schließlich dominierten. Trotz der größeren bunteren Blüten und bizarren Formen blieb es Straßenbegleitgrün (GRUNDLER, H. u. LÜHRS, H., 1993).

### Das Andere ist Gleich

*"Der Vegetationskundler erkennt - wie die Erfahrung gezeigt hat - in dem varierenden Kontinuum der Pflanzendecke bald Ausschnitte als Wiederholung desselben Falls oder desselben Seiens" (GLAHN, H., 1969: 2)*

Wir, Studenten und Studentinnen der Arbeitsgruppe Vegetation, näherten uns Bordeaux über die Vegetation. Sie ist in ihrer unterschiedlichen Erscheinung (Habitus) und in ihrer Verteilung für jeden und jede ein wichtiger, wenn auch nicht bewußter, Anhaltspunkt für die Orientierung in städtischen Freiräumen (HÜLBUSCH, K.H. u. BÄUERLE, H., 1979: Kap 3; HARD, G. 1983b: 98). *"Zum Umgang mit dieser Vegetation gehört nicht die Kenntnis der Pflanzen. Das 'Ablesen' der Nutzungen aus der Erscheinung und der Verbreitung der spontanen Vegetation gehört zu den unbewußten Erfahrungen und Routinen jedes einzelnen im Umgang mit Freiräumen"* (BÖSE, H. u. SCHÜRMEYER, B., 1984: 546). Die bewußte Reflexion der über die Kontextualisierung der Vegetation unbewußt wahrgenommenen Informationen ist Ausgangspunkt für die vegetationskundige Interpretation (nicht nur) in der Stadt (SAUERWEIN, B., 1989: Kap. 2).

In einer fremden Stadt, in einem fremden Florengebiet sind Vegetationskundige daher nicht orientierungslos. Während Vulgar-Floristen (SAUERWEIN, B., 1989: 54ff) bei Null anfangen, lokale Besonderheiten bestaunen und für diese, wie für Kosmopoliten, stadtspezifische Rasterkartierungen durchführen und so den administrativen Zugriff kolonialistisch vorbereiten (z.B. KUNICK, W., 1987 in Izmir; zur Kritik Sauerwein, B. 1989: 59ff), erinnert Zonierung und Habitus der Vegetation Vegetationskundige an bekannte Phänomene, die das Verstehen des fremden Ortes ermöglichen. Auch ohne detaillierte Kenntnis der Arten wird durch die Vegetation die in ihr widergespiegelte Freiraumnut-

zung (und -verhinderung) ersichtlich (AUERSWALD, B. et al., 1991: 61ff; TIEMANN, C., 1992).

Die Verteilung und Zonierung der Vegetation als Ausdruck der Bau- und Freiraumstruktur sowie der Freiraumnutzungen und Freiraumnutzungsmöglichkeiten war uns bekannt (s. z.B. GRUNDLER, H., LÜHRS, H. u. STOLZENBURG, H.J., 1992; HÜLBUSCH, K.H., BÄUERLE, H. et al., 1979; HARD, G., 1983, 1983b, 1986, 1990; MOES, G., 1995; zusammenfassend SAUERWEIN B., 1989). Bereits vom Habitus der vorgefundenen Vegetation konnten wir Rückschlüsse auf den Gebrauch der Freiräume ziehen, ohne die Taxa oder Syntaxa zu kennen.

*"Mit Hilfe des synthetisch gewonnenen Systems haben wir den Schlüssel für die pflanzensoziologische Orientierung im Gelände gefunden, sei es in Mittel-Europa oder in Island, in Hokkaido (oder Bordeaux, B.S.) oder wo auch immer. Man weiß sofort, in welchem bekannten soziologischen Bereich man sich befindet, solange nicht etwas vollständig neues vorliegt" (TÜXEN, R., 1970: 151).*

Die in der Synsystematik konkretisierte vorgeleistete Arbeit der Pflanzensoziologie (R. TÜXEN) ermöglicht es die fremden Vegetationsbestände aufgrund ihres Habitus bekannten Syntaxa z.B. auf der Ebene der Ordnung oder der Klasse zuzuordnen. Die nie-dergetretene, hauptsächlich aus annuellen Arten bestehende lückige Vegetation ist z.B. ohne weiteres der Klasse der POLYGOPOETEA ANNUAE zuzurechnen, während die hoch aufgewachsenen dichten grünen ruderalen Staudenfluren auch in Bordeaux zur Ordnung der ARTEMISIETALIA gehören. Durch den Vergleich der vorgefundenen Vegetationsbestände und ihrer Standortbedingungen mit bekannten oder beschriebenen Gesellschaften wird mit Hilfe des pflanzensoziologischen Systems der fremde Ort zugänglich. Hingegen birgt die vom floristischen Auge wahrgenommene, sich kontinuierlich wandelnde Florendecke mit und ohne botanische Raritäten keinerlei Information, außer der trivialen, daß es die Vegetation eben gibt. Die tautologische Feststellung, daß es darin etwas viel oder wenig gibt, was häufig oder selten da ist, trägt nicht nur nichts zum Verständnis des Ortes bei. Es ist vielmehr die Grundlage der Kreation grünplanerischer oder biotopistischer Leitbilder. Floristen, Floristinnen, Grünplaner und Grünplanerinnen betrachten die Flora ähnlich wie Inspector Lestrade, der zufällig aufgefundene Asche Sherlock Holmes quasi als kriminalistische Rarität vermeldet (vgl. z.B. DOYLE, A.C., 1977). Während die Asche bei Inspector Lestrade einen Topos bildet, ist sie für Holmes ein Indiz einer Theorie, die zur Lösung des (Mord-)Falles führt (vgl. SAUERWEIN, B., 1989: 7-9). Er hätte seine Fälle nicht gelöst, wenn er lediglich die Asche verschiedener Tabakwaren und -sorten erkannt, klassifiziert und benannt hätte und nicht über bestimmte Abasch- und Rauchergewohnheiten auf die Raucher rückgeschlossen hätte.

Für die pflanzensoziologische Betrachtung der Vegetation vor Ort mußten wir uns freilich in die lokale Flora vertiefen. Dies war ärgerlicher, da sich in den Aufnahmeflächen oft sterile Pflanzen mit geringer Vitalität wachsen. Ihre Bestimmung erleichterte uns ihr Vergleich mit blühenden oder fruchtenden Exemplaren, die wir später fanden. Trotzdem sind Fehlbestimmungen nicht ausgeschlossen. Möglich ist, daß z.B. unbekannte mediterran-atlantische Arten mit ähnlichen bekannten subatlantischen Arten verwechselt oder zusammengefaßt wurden. Für die lokale Betrachtung und freiraumplanerische Interpretation ist es jedoch unerheblich, ob eine begleitende Art richtig benannt wird. Bei syntaxonomischen Betrachtungen muß der Taxonomie jedoch mehr Augenmerk geschenkt werden.

## Wie es nicht geht

*"Zu Beginn der Excursion wurde von allen Excursionsteilnehmern akzeptiert, daß es eine von Studenten und Hochschullehrern gemeinsam durchgeführte Gruppenfahrt wird." (DIE VERÄRGERTEN DESINTERESSIERTEN, 1985: 8)*

*"Das Unbehagen war so vehement, daß daraus als Kritik autoritäres Verhalten abgeleitet wurde. Dabei stellt sich im Nachhinein das ganze Theater als antiautoritärer Wattebausch heraus, in dem keine/r weiß, woran sie ist." (AUERSWALD, B., BÄRENWEILER, R. et al., 1991: 110)*

Vor Ort war das Arbeiten, Lehren und Lernen schwierig, genauer: Die Exkursion war ein Desaster. Vorab war wenig über die Exkursion, außer dem Ziel: Bordeaux, bekannt. Bei den Vorbereitungstreffen wurden lediglich Interessengruppen (Vegetation, Boden, Infrastruktur) festgelegt. Alles weitere sollte mit Rücksprache der französischen Gastgeber in Bordeaux geklärt werden. Der antiautoritäre, vorgeblich demokratische Charakter der Diskussionen auf den Vorbereitungstreffen erweckte den Eindruck, daß alle Exkursionsteilnehmer und -teilnehmerinnen gleichermaßen demokratisch den Ablauf der Exkursion bestimmen können.

*"Eine Exkursion an einen für uns sozial- und kulturhistorisch fremden Ort weckt bewußt oder unbewußt die Erwartungen auf eine Forschungs-Expedition, ein Stück aus Kinderträumen. Damit sind nicht nur große Erwartungen verbunden, sondern auch die individuellen Interessen treten stärker in den Vordergrund" (HÜLBUSCH, K.H., 1985:1).*

Die Hochschullehrer versäumten es, die studentischen Teilnehmer und Teilnehmerinnen bei ihren Erwartungen abzuholen. Der vermeintlich demokratische Rahmen der Exkursion erweckte zudem den Eindruck, als könnte jeder und jede ihre Interessen gleichwertig einbringen. Vor Ort prallten die Wünsche und Interessen der Studenten und Studentinnen auf die Interessen, Lehr- und Lernabsichten der Hochschullehrer, die sie entgegen der vorgespielten Demokratie durchzusetzen wußten. Die Antiautorität schlug in harte Autorität um". Eine für alle Beteiligten unbefriedigende und ärgerliche Situation (DIE VERÄRGERTEN DESINTERESSIERTEN, 1985; HÜLBUSCH, K.H., 1985). Wir haben aus diesem Desaster gelernt. Auf späteren vegetationskundigen Kompaktseminaren, die ohne Beteiligung des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung von der AG Freiraum und Vegetation durchgeführt wurden (s. Aufstellung der Kompaktseminare in diesem Notizbuch) waren der Arbeitsgegenstand, die Arbeitsweise und die Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten vorab klar definiert (AUERSWALD, B., BÄRENWEILER, R. et al. 1991: 109-117). Zudem fanden die Kompaktseminare in Landschaften statt, die keine unerfüllbaren Erwartungen und Hoffnungen bei den Teilnehmern und Teilnehmerinnen schürten.

## Müll

*"Das Programm der Landespflege ist Tourismus" (APPEL, A., 1992: 56).*

In Bordeaux wurde die diffuse Arbeitssituatiuon durch die landespflegerische Müll-Theorie L. BURCKHARDT's verstärkt. Sie gab den touristischen Erwartungen einen vermeintlich professionellen background. Der Müll-Theorie zu folge wird ein Gegenstand, auch ein Freiraum oder eine Landschaft, nach dem Gebrauch zunächst Abfall, Müll, bevor er als touristische Attraktion in Museen, als Ruine oder als 'locus amoenicus' wieder entdeckt werden kann (BURCKHARDT, L., 1985: 323ff). Losgelöst vom

<sup>1)</sup> Ähnlich vorgeblich demokratische Strukturen bestimmen die studentische Mitarbeit in zahlreichen Gremien des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung (vgl. z.B. SAUERWEIN, B., 1990).

Kontext ihres Entstehungszusammenhangs und des aktuellen Gebrauchs werden die Landschaften, die Freiräume oder Teile von ihnen zu einem ästhetischen Objekt.

"Ästhetische Produkte sind resultativ und können nur existieren, wenn sie ihren Entstehungszusammenhang ausblenden (darüber kommen sie auch nicht hinweg, wenn sie hin und wieder die ausgewählte Aspekte ihrer Entstehung thematisieren)" (DIETRICHSEN, D., 1993: 52, Klammerzusatz im Original).

Der solchermaßen initiierte landespflegerische smalltalk um die Müll-Theorie verhüllt die ökonomischen Ursachen der Landschafts- (vgl. LÜHRS, H., 1995) und Freiraumgeschichte, in einem ästhetisch schönen Mäntelchen, daß seine bisher idealste Ausbildung im Postmodernismus fand (vgl. HARVEY, D., 1987). Das ganze Land wird zum Landschaftspark, oder andersherum der subtil-kolonialistische Zugriff, der im Landschaftspark verborgen ist, wird flächig erweitert. (APPEL, A., 1992; BELLIN, F., 1995; MEYER, B., 1993; SAUERWEIN, B., 1988, 1995; SCHNEIDER, G., 1989).

Die ästhetisierende Debatte verhindert das Sammeln von Erfahrungen. An unsere vorhandenen Erfahrungen, die wir nach Bordeaux mitbrachten, wird nicht angeknüpft. Zum Bestaunen der Topoi sind sie eher hinderlich. Mit Hilfe der 'Mülltheorie' kann nunmehr Alles, auch nicht originär touristische Topoi, singulär und ohne Kontext betrachtet werden. Der touristische Blick wird professionelle Arbeitsweise der Landespflege. Aus Topoi werden Leitbilder.

"Die ewige Suche und Frage nach Leitbildern weist auf einen Berufsstand hin, der aus Orientierungslosigkeit und Verunsicherung ständig nach neuen Idealen Umschau hält. Dies läßt vermuten, daß es sich hier um einen Berufsstand handelt, der es sich zur 'Tradition' gemacht hat, Leitbilder zu übernehmen, anzueignen oder zu erfinden" (MEHLI, R., 1992: 129).

Die tradierte theoretische Orientierungslosigkeit der Landespflege traf auf die vorgebliche demokritische, d.h. antiautoritäre Struktur der Exkursion und behinderte das Lehren und Lernen.

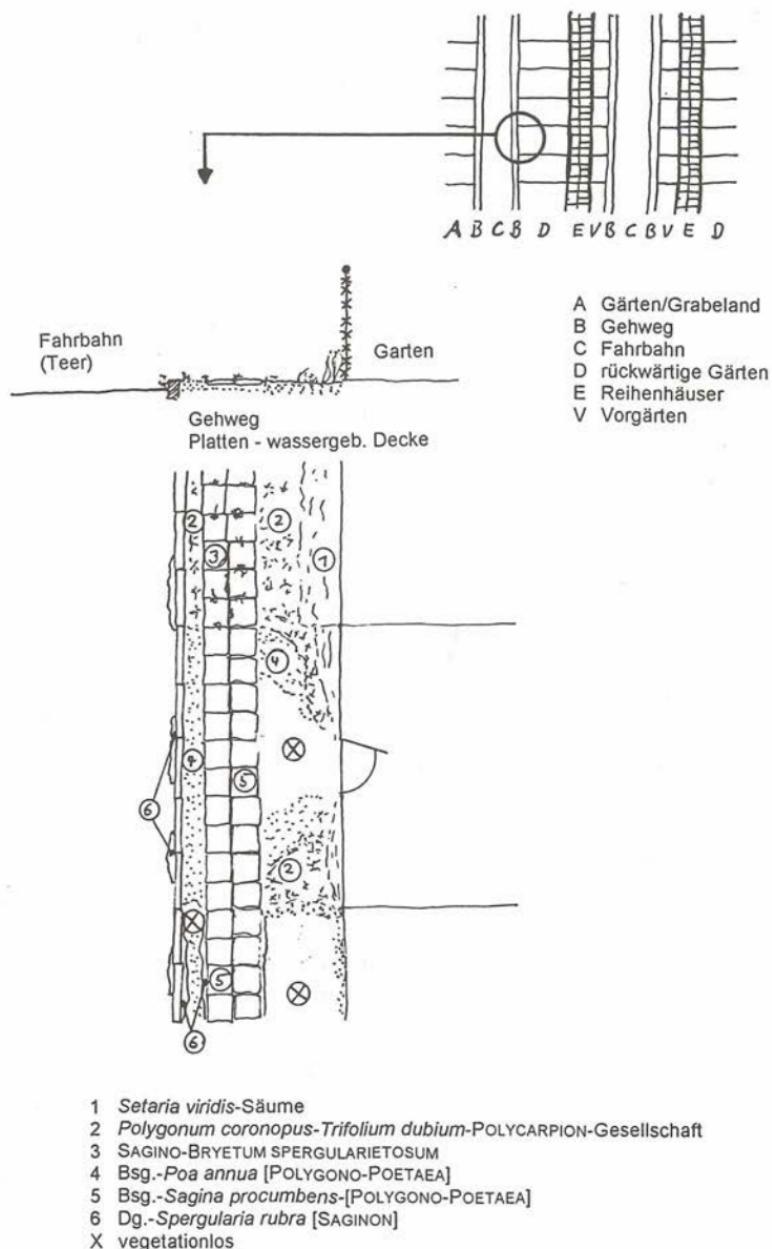
Zusammen mit C. SCHOLZ, R. SCHÖFFEL und K.H. HÜLBUSCH konnte ich jedoch mehrere Reisen (APPEL, A., 1992) in die Stadt unternehmen. Dabei machten wir zunächst von den am Wegrand stehenden spontanen Vegetationsbeständen pflanzensoziologische Aufnahmen. Von der kleinräumigen Vegetationszonierung der Wege und Plätze ausgehend, betrachteten wir anschließend die flächige Vegetation der Grünflächen.

### **Erste Spaziergänge**

Das Universitätsgelände, auf dem wir untergebracht wurden, lag am südlichen Stadtrand Bordeaux'. Weite kurzgeschorene Rasenflächen, die hin und wieder ein Grünplaner oder eine Grünplanerin mit einzelnen Sträuchern 'aufgelockert' hatte, erstreckten sich zwischen den zerstreut liegenden Gebäuden. Alle Wege, auch die fußläufigen, waren geeteert. Zu den Rasenflächen hin bildeten totgespritzte Gräser und Kräuter eine gerade gezogene strohiggelbe Spritzkante. Auch um die Stämme neugepflanzter Gehölze war die spontane Vegetation mit Herbiziden bekämpft worden, teilweise so stark, daß das Laub der Ziergehölze Herbizidschäden aufwies. In den offiziellen, repräsentativen Freiräumen auf dem Campus wurde die spontane Vegetation offensichtlich intensiv bekämpft. Auf den weiten Grünflächen hatten sich aus ehemaligen Ansaaten Scherweiden entwickelt. Habituell unterschieden sich die niedrigen Rasen nur wenig von mittel-europäisch-atlantischen Beständen, wenngleich sie eine andere floristische Zusammensetzung aufwiesen. In den Randbereichen des Campus, um Liegewiesen, Bolz- und Sportplätze herum, fanden wir artenärmere staudische und annuelle Trittgessellschaften, über die wir uns der euatlantischen Flora annäherten.

Abb.: Gedächtnis-Skizze: Vegetationszonierung auf Gehweg am Rande eines Reihenhausquartieres

Lage im Quartier



Vom Campus aus unternahmen wir Spaziergänge in Richtung Innenstadt. Sehr bald erkannten wir, daß in der ganzen Stadt intensive Pflege, besonders ein sehr hoher Herbizideinsatz, die Entwicklung spontaner Vegetation verhinderte. Säume, Staudenfluren und annuelle Raukenfluren waren kaum zu finden. Selbst die Pflasterritzengevegetation war häufig nur fragmentarisch ausgebildet. Eine Patina des Gebrauchs, die die Nutzung der Freiräume sowohl für die Anwohner und Anwohnerinnen als auch für Gäste sicherer machen würde (HÜLBUSCH, K.H., BÄUERLE, H. et al., 1979: 131), war selten entwickelt.

Unsere Spaziergänge führten zunächst in ein zu Beginn unseres Jahrhunderts entstandenes Mehrfamilienhausquartier. Die Straßenfreiräume waren klar in Gehweg und Fahrbahn gegliedert; Zäune grenzten die Vorgärten der ein- bis zweigeschossigen Häuser vom öffentlichen Freiraum ab.

Die rückwärtigen großen Gärten schlossen an einen weniger häufig genutzten Weg. Er bestand aus einer wassergebundenen Decke in der mittig der Gehbereich mit Platten befestigt war (s. Abb.). Die Pflege des rückwärtigen Weges durch Anwohner und Anwohnerinnen bestimmte die Vegetationsentwicklung auf dem Distanzstreifen, der nur mäßigem Tritteinfluß unterliegt (vgl. BÖSE, H. u. SCHÜRMEYER, B., 1984). Seine Vegetationsausstattung änderte sich mit der Zuständigkeit der Leute parzellenscharf. Neben vegetationsfreien Streifen fanden sich z.T. hoch aufgewachsene 'Trittgesellschaften' und herbizidbedingte Säume der Grünen Hirse (*Setaria viridis*). Besonders üppig war die Vegetationsentwicklung entlang des Quartierrandes zu einem Kleingartengebiet. Hier fanden sich auch kleine Brache-Parzellen, in denen staudische Ruderalgesellschaften (ARCTION) aufwuchsen.

Auf unserem Weg Richtung Innenstadt gelangten wir in ein klassistisches Reihenhausquartier. Die Vorderfronten der Häuserreihen grenzten über ein oder zwei Trittsteine an den Gehweg. In dem Kleinplaster des Gehweges und - falls noch nicht überteert - in den groben ausgespülten Fugen des Großplasters der Fahrbahn hatten sich Trittgesellschaften angesiedelt. Höherwüchsige Vegetation war in den Straßenfreiräumen und auf vereinzelten kleinen (Quartiers-)Plätzen nicht zu finden. Von einigen wenigen Stellen (z.B. von Brücken über Bahngleise) konnten wir einen Blick in die kleinstrukturierten Hinterhöfe und üppigen Gärten der Reihenhäuser werfen, die uns nicht zugänglich waren.

In der Innenstadt fanden sich in den Straßenfreiräumen und Plätzen nur artenarme Moosrasen, in denen nur wenige Phanerogame aufwuchsen. Auffällig häufig waren Schmuckpflanzungen von Sommerblumen in kleinen Grünanlagen und auf Verkehrsinselfen. Die Pflanzungen waren oft von grasreichen und saftig grünen Scherrasen gesäumt. Die Rasen erinnern in ihrer Farbe und Struktur an frische Zierrasenansaaten oder intensivst gepflegte mitteleuropäische Scherrasen (FESTUCO-CREPIDETUM). In ihnen fiel die hellblaue Blüte des Fadenförmigen Ehrenpreises (*Veronica filiformis*) auf. Ähnliche Scherrasen mit Aspekten uns unbekannter Arten sahen wir auch in Abstandsflächen des Zeilenwohnungsbaus und in Parkanlagen.

Umwege und Sprünge mit den Stadtbussen führten uns in ein Geschoßwohnungsbauquartier der 70er Jahre. Am Rande der Siedlung fanden wir ausgeprägte annuelle Ruderalgesellschaften (Mäusegerstenfluren/HORDEETUM MURINI). Die nachlassende Pflege städtischer Freiräume mit abnehmendem Sozialstatus der Quartiere (BEKESZUS, K., BRAUN, U., et al. o.J.; HARD, 1983, 1983c, 1985; KRAH, G., 1988 u.a.) wird hier angesichts der sonst fast unkrautfreien Stadt Bordeaux besonders deutlich. Mäusegerstenfluren fanden wir sonst nur in aufgelassenen oder wenig genutzten Gewerbehöfen am Stadtrand.

## Die Vegetation

Die Vegetation, die wir an unseren Wegen durch Bordeaux fanden, nahmen wir, um die Arbeitsweise zu üben, nach der Methode BRAUN-BLANQUETs auf. Bei der Beschreibung der Vegetation anhand der in Tabellen geordneten Aufnahmen (zur Tabellenarbeit s. z.B. AUERSWALD, B., BÄRENWEILER, R. et al. 1991: 18-25; DIERSCHKE, H., HÜLBUSCH, K.H. u. TÜXEN, R., 1973) folgen wiederum unseren Wegen und unseren Augen: Von den kurzlebigen einjährigen und ausdauernden staudischen Trittgesellschaften (POLYGOPOETEA ANNUAE, LOLIO-PLANTAGINION) schauen wir zu den annuellen und staudischen Gesellschaften am Wegrand (HORDEETUM, ARCTION) und blicken schließlich auf die flächigen Gesellschaften, die Zierrasen (CYNOSURION).

### Annuelle Trittgesellschaften und herbizidbedingte annuelle Säume

(POLYGOPOETEA ANNUAE RIV.-MART. 1975: Tab. 1 Sp. I-VI, VIII; Tab. 2 Sp. I-III, V-VI; *Setaria viridis*-Säume: Tab. 1 Sp. VII; Tab. 2 Sp. IV)

Bereits auf dem Campus nahmen wir Trittgesellschaften, die wir auf Bolzplätzen und am Rande der Liegewiesen vorfanden, auf. Die lückigen, aus wenigen gemeinen Arten bestehenden Gesellschaften sind ein idealer Einstieg in die örtliche Flora. Die meisten Arten dieser Gesellschaften waren uns bekannt. Die Bestimmung der wenigen Unbekannten bereitete zu Anfang aufgrund ihrer betretenen Wuchsform Schwierigkeiten, die jedoch während der Exkursion durch das Vorfinden vitalerer Exemplare behoben werden konnten.

Bei der Aufnahme der floristisch einfachen Gesellschaften standen methodische Fragen, das Erkennen einheitlicher Vegetationsbestände und ihrer Grenzen (Vegetationszonierung) sowie das Abgrenzen der Aufnahmeflächen im Vordergrund. Gerade bei Trittgesellschaften, die ein fein abgestuftes Muster der Nutzungen wiederspiegeln, ist die genaue Wahl der Aufnahmefläche besonders wichtig<sup>1)</sup>.

In unterschiedlichen Ausformungen begleiteten uns Trittgesellschaften auf unseren Reisen durch Bordeaux. In den Straßenfreiräumen und Plätzen wuchsen sehr lückige annuelle Trittgesellschaften. Auf stark tritt- oder herbizidbelasteten Bereichen waren sie artenarm und fragmentarisch ausgebildet (Sp I, II). Neben den bekannten Pflasterritzengesellschaften (SAGINOBRYETUM) auf intensiv genutzten und gespritzten städtischen Freiräumen (Sp. III, IV), finden sich in Bordeaux euatlantische Nagelkraut-Trittgesellschaften (POLYCARPION TETRAPHYLLI) bei nachlassendem Herbicideinfluß (Sp. V, VI). Am Rande der Wege in der Gesellschaft der Grünen Hirse (*Setaria viridis*) ist der Tritt als dominierender Standortfaktor gänzlich durch den Herbicideinfluß abgelöst (Sp. VII). Trittgesellschaften der Strahlenlosen Kamille (POLYGO-МАTRICARIETUM) fanden sich nur am Strandrand (Sp. VIII). Staudische Trittgesellschaften (Tab. 3), mit rasigem dichtem Wuchs, siedelten entlang von Trampelpfaden wenig gepflegter Rasenflächen.

### Fragmentarische Ausbildungen und Initialgesellschaften

(POLYGOPOETEA ANNUAE-Fragmentgesellschaften: Tab. 1 Sp. I, II)

Gänzlich vegetationslos sind die stark betretenen und intensiv herbizidbehandelten Wege und Plätze Bordeaux' selten. Entlang der trittgeschützten Randsteine und als Initiale auf flächig ge-

<sup>1)</sup> Lange Zeit sahen selbst erfahrene Pflanzensoziologen und Pflanzensoziologinnen über die Differenzierungen der Trittvegetation hinweg und belegten Verzahnungen der annuellen Trittgesellschaften mit staudischen Zierrasen als 'siamesische Zwillingsgesellschaft' (SISSINGH, G., 1969). Damit die Vegetation zu einem Indiz der Feiraumnutzungen und -aneignungsmöglichkeiten werden kann (HÜLBUSCH, K.H., 1986; SAUERWEIN, B., 1989), muß sie als abgegrenztes Objekt, als Typus erkannt, benannt und beschrieben werden. Diese genaue Beobachtung und Beschreibung des Gegenstandes, der Vegetationsbestände und -zonierungen, ist Voraussetzung, um auf den "geistigen Plan, der das Wirken der Menschen im Raum regelt", vom unbewußt und unbeabsichtigten hergestellten "Ergebnis im Objekt der Pflanzengesellschaften" (SCHMITTHÜSEN, J., 1968: 344-345) indizienparadigmatisch (GINZBURG, C., 1983) rückschließen zu können.

herbizideten Wegen wachsen artenarme Initialgesellschaften der POLYGONO-POETEA ANNUAE (Sp. I, II). *Poa annua* und *Sagina procumbens* bilden auf dem ansonsten fast vegetationslosen Substrat kleine Herden (Sp. I). Auf die starke Herbizidbelastung weist das fast völlige Fehlen der herbizidempfindlichen Klassenkennart *Polygonum aviculare* agg. hin (vgl. AUERSWALD, B., BEEKMANN, H. et al., 1995: 99<sup>1</sup>). Häufig fanden wir Herden des Roten Spörgels (*Spergularia rubra*, Sp. II). In den artenreichenen Beständen wuchsen *Poa annua* und *Sagina procumbens* stet.

Die POLYGONO-POETEA ANNUAE-Fragmentgesellschaften siedeln in Pflasterritzen, auf Schotter und auf wassergebundenen Decken. Intensive Nutzung, Tritt wie auch Herbizidbelastungen führen zu diesen artenarmen Ausbildungen der Trittgessellschaften. Der Mastkrautrasen (Bsg.-*Sagina procumbens*-[SAGINION], lfd. Nr. 1) ist u.E. ausschließlich herbizidbedingt. Die Spörgel-Herden (Dg. *Spergularia rubra*-[SAGINION PROCUMENTIS] Sp. II) siedeln bandartig in trittgeschützten Bereichen entlang von Kantsteinen. Infolge des dort abfließenden Niederschlagswassers ist der Standort feucht und das Substrat verschlemmt. Dies spiegelt sich im Aufwachsen von *Juncus bufonius* wider. Die Entwicklung des fakultativ halophilen Roten Spörgels wird in Bordeaux aufgrund der durch die Meeresnähe salzhaltigen Luft begünstigt.

Die artenarmen Vegetationsbestände können wegen der dominierenden Art(en), aufgrund ihres Habitus und/oder infolge des Kontextes ihres Wuchsortes als annuelle Trittgessellschaften (POLYGONO-POETEA ANNUAE) angesprochen werden. Mit der "deduktiven" Methode KOPECKY's und HEJNY's (1971; vgl. auch KOPECKY, K., 1978; 1992) können diese fragmentarischen Gesellschaften ausgehend von der bekannten Synsystematik beschrieben werden. Die Autoren unterscheiden neben dem klar definierten Gesellschaftstypus, der Assoziation, eine von Klassen-, Ordnungs- und Verbandskennarten charakterisierte Basalgesellschaft (Bsg.\*\*) und eine von Begleitern dominierte Derivatgesellschaft (Dg.\*\*\*). Die Methode hat den Vorteil, daß mit der Nennung der bestandsprägenden Art (bzw. Arten) das Bild der fragmentarisch ausgebildeten Gesellschaft kurz charakterisiert wird und über die vom Vegetationskundler bzw. von der Vegetationskundlerin im Kontext des Aufnahmeortes vorgenommene und in der Tabelle geprüfte Benennung der Bezugs-Syntaxa die 'vorgeleistete Arbeit der Pflanzensoziologie' (R. TUXEN) er-schlossen wird. Zur Prüfbarkeit der Aussagen ist es bei der Beschreibung von Bsg.- und Dg.-Gesellschaften notwendiger als bei der Beschreibung von klar umrissenen Assoziationen, die Bestände mit Tabellen zu belegen. Nomenklatorische Exaktheit und Autorenzitate\*\*\*\* vernebeln jedoch die klare Sicht, die die "deductive" Methode eröffnet.

Die Vegetationsbestände können als Bsg.-*Sagina procumbens*-[SAGINION PROCUMENTIS] (Sp. I, lfd. Nr. 1), als Bsg.-*Poa annua*-[POLYGO-POETEA] (Sp. I, lfd. Nr. 2, 3) und als Dg.-*Spergularia rubra*-[SAGINION PROCUMENTIS] (Sp. II) bezeichnet werden.

#### Mastkraut-Moosrasen (Pflasteritzengesellschaften)

(SAGINO-BRYETUM DIEM., SISS. et WESTH. 1940: Tab. 1 Sp. III, IV)

Die Vegetationsbestände werden durch die Moose *Ceratodon purpureus* und *Bryum argenteum* gebildet, in denen oft eingesunken *Sagina procumbens* wächst. Lediglich *Poa annua* ist in der artenarmen Ausbildung als weitere Art stet zu finden (Sp. III). Die artenreichen Bestände der

\*) Klimatische kann das auffällig geringe stete Vorkommen von *Polygonum aviculare* agg. in Bordeaux (vgl. auch Tab. 2) nach unserer bisherigen Kenntnis des Gebietes nicht erklärt werden, da die Sammelart "im gesamten westlichen, südlichen, mittleren und nördlichen Europa verbreitet" (QUINGER, B., 1990: 516) ist. Zudem ist sie in den weniger herbizidbelasteten POLYCARPION-Gesellschaften häufiger und im POLYGONO-MATRICARIETUM stet (Tab. 1 Sp. VIII).

\*\*) Schreibweise: Dg. Kennart- ev. zweite Kennart-[SYNTAXON]

\*\*\*) Schreibweise: Bsg. Begleitart- ev. zweite Begleitart-[SYNTAXON]

\*\*\*\*) Brennessel-Giersch-Herden heißen nomenklatorisch exakt: Bg. *Urtica dioica*-Aegopodium *podagraria*-[GALIO-URTICETEA] KOPECKY et HEJNY 1971 = Bg. *Urtica dioica*-[ARTEMISIETEA VULGARIS] (KOPECKY et HEJNY 1971) BRAAKHEKKE et ILSINK 1976 + Bg.-Aegopodium *podagraria*-[ARTEMISIETEA VULGARIS] (KOPECKY et HEJNY 1971) BRAAKHEKKE et ILSINK 1976. Ein nomenklatorischer Popanz, den der Autor nach ausführlicher Darstellung selbst für überflüssig hält (KOPECKY, K., 1992: 22).

Tabelle 1:

**Annuelle Trittgessellschaften (POLYGOPO-POETEA ANNUE Riv.-Mart. 1975)**  
**und herbizidbedingte annuelle Säume (Setaria viridis-Säume)**

Spalte	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII
Laufende Nummer (lfd. Nr.)	1 2 3 4 5 6 7 8 9	10 11 12 13 14 15 16 17 18	19 20 21 22 23 24					
Nummer der Aufnahme	30 32 3 39 40 57 17 14 41	8 10 37 40 6 13 38 5 36	6 25 37 1 31 2					
Aufnahmegröße (m <sup>2</sup> )	1,0 0,6 1,0 1,0 0,8 1,0 0,5 0,8 1,0	0,6 1,0 2,0 3,0 0,5 1,3 1,5 0,7 0,5	0,3 1,2 2,5 1,5 1,0 1,5					
Deckung (%)	40 15 5 40 20 40 75 40	50 20 40 40 30 20 5 40	50 60 40 10 70 15					
Artenzahl	1 2 3 5 5 6 4 13 21	18 15 13 7 10 8 6 6 7	12 7 11 3 8 6					
Sagina procumbens	3,3 . . r + 1,1 3,3 1,2 r	2,1 1,1 . . . 2,2 1,2 . . . 2,2	3,3 1,1 4,4 . . .					
Ceratodon purpureus	. . . . . 3,4 1,2 2,2	2,2 2,2 3,3 2,2 1,2 . . . .	. . . . . 2,2 . . . .					
Bryum argenteum	. . . . . 1,2 1,1 1,1	+ + 2,2 2,2 . + . . .	. . . . . . . .					
Polycarpon tetraphyllum	. . . . . . 1,1 . + r <sup>0</sup> +	r + r r r . . . .	. . . . . 2,2 . . . .					
Plantago coronopus	. . . . . . . 1,1	2,2 2,2 3,3 r . + r . 2,2	+ 2 . . . .					
Spergularia rubra	. . + 2 2,2 1,1 3,3 . . 3,3 1,1 . . . .	2,2 2,2 2,2 2,2 + . . + 2 . . . .						
Crepis taraxacifolia	. . . . . . + +	. . . . . . . . . .	. . . . . . . .					
Cynodon dactylon	. . . . . . + + 2 . . . .	. . . . . . . . . .	r 2 . . . .					
Trifolium dubium	. . . . . . . . + +	+ + + 4,2 . . . . .	. . . . . . . . . .	r .				
Plantago lanceolata	. . . . . . . . + + 1,1	. . . . . . . . . .	. . . . . . . . . .					
Setaria viridis	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	2,2 2,2 4,4 . . . .					
Matricaria discoidea	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	2,2 1,3 2,2				
POLYGOPO-POETA ANNUE								
Poa annua	. 2,3 1,1 + 2,1 1,1 1,1 1,1 3,3 2,2 1,1 + .	2,2 1,2 + 1,1 2,2 1,1 1,1 . 1,1 3,3 1,1						
Polygonum aviculare agg.	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	+ 2,1 1 + .				
Coronopus didymus	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	1,1 . . . . 1,1				
Lepidium virginicum	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				
Veronica arvensis	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				
Plantago intermedia	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				
Capsella bursa-pastoris	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				
Sclerochloa dura	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				
Crassula tillaea	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				
Amaranthus deflexus	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				
begleiter:								
Erigeron annuus	. . . . . . . . . . . . . . . .	1,1 . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	+ 1,1 + . . . . .				
Taraxacum officinale	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	1,1 . . . . . . . . .				
Hypochaeris radicata	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	2,2 . . . . . . . . .				
Juncus bufonius	. . . . . . . . . . . . . . . .	r . . . . . . . . . . . .	r . . . . . . . . . . .	r . . . . . . . . . .				
Trifolium repens	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				
Leontodon hispidus	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	1,1 . . . . . . . . .				
Agrostis tenuis	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	+ 2 . . . . . . . . .				
Oxalis corniculata	. . . . . . . . . . . . . . . .	+ 2 . . . . . . . . . . . .	. . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				
Brachythecium spec.	. . . . . . . . . . . . . . . .	r . . . . . . . . . . . .	r . . . . . . . . . . .	* . . . . * . . . .				

außerdem je einmal: in lfd. Nr. 4 Vulpia myuros 2,2; in lfd. Nr. 6 Convolvulus arvensis + 2; in lfd. Nr. 8 Lactuca serriola r, Epilobium Klug. spec. r<sup>0</sup>; in lfd. Nr. 9 Bromus mollis +, Cardamine hirsuta r, Sonchus oleraceus r, Klug. spec. r; in lfd. Nr. 10 Crepis capillaris r, 'Trifolium striatum', Geranium pusillum r<sup>0</sup>, Arenaria serpyllifolia r; in lfd. Nr. 11 Lolium perenne +, Bellis perennis r; in lfd. Nr. 14 Klug. spec. r; in lfd. Nr. 15 Digitaria spec. r; in lfd. Nr. 17 Klug. spec. r; in lfd. Nr. 19 Senecio jacobaea r, Pulmonaria spec. Zierpflanze r<sup>0</sup>; in lfd. Nr. 21 Sonchus asper +; in lfd. Nr. 23 Plantago major +; in lfd. Nr. 24 Poa pratensis r, Festuca pratensis r.

Sp. I	POLYGOPO-POETA ANNUE-Fragmeningesellschaften
lfd. Nr. 1	Bsg.-Sagina procumbens-[SAGINON PROCUMENTIS]
lfd. Nr. 2,3	Bsg.-Poa annua-[POLYGOPO-POETA ANNUE]
Sp. II	Dg.-Spergularia rubra-[SAGINON PROCUMENTIS]
Sp. III, IV	SAGINO-BRYETUM ARGENTE DIEM., SISS. et WESTH. 1940
Sp. III	typische Subassoziation Variante von Ceratodon purpureus
Sp. IV	Degradationsphase von Crepis taraxacifolia
Sp. V	Plantago coronopus-Trifolium dubium POLYCARPION-Gesellschaft
Sp. VI	Spergularia rubra-POLYCARPION-Gesellschaft
Sp. VII	Setaria viridis-Säume
Sp. VIII	POLYGOPO-MATRICARIETUM DISCOIDEAE (SISS. 1969) R.TX. 1972
	typische Subassoziation

Mastkraut-Moosrasen sind durch die auffällige Entwicklung von *Spergularia rubra* charakterisiert (Sp. IV). Stet finden sich in ihnen *Crepis taraxacifolia* und *Cynodon dactylon*.

Die Gesellschaft siedelt in Pflasterritzen und auf wassergebundenen Decken. Nach unseren Beobachtungen wurde sie ebenfalls durch Herbizideinsatz gefördert (vgl. auch HÜLBUSCH, K.H., KNITTEL, J. u. WEGMANN, A., 1995: 73). Die herbizidempfindliche Klassenkenntart *Polygonum aviculare* agg. fehlt fast völlig. Ohne Tritt können die Moose kleine Polster ausbilden. Die Gesellschaft hat einen anderen Habitus als die in den Pflasterfugen versunkene ausschließlich trittstabilisierte Pflasterritzengesellschaft, weshalb wir sie als Mastkraut-Moosrasen bezeichnen. Der Herbizideinsatz stabilisiert die artenarme typische Subassoziation (Sp. III), indem er die Entwicklung von POLYCARPION- und ruderalen Arten verhindert.

Mit nachlassender Herbizidbelastung und bei mäßigem Tritt entwickeln sich in dem Mastkraut-Moosrasen zahlreiche staudische Arten. *Spergularia rubra* wächst mächtig auf. Mit der artenreichen Gesellschaft deutet sich die Sukzession zu einer annuellen Ruderalgesellschaft (SISYMBRION?, *Setaria viridis*-Säume?, vgl. Sp. VII, Tab. 2: Sp. IV) an, deren Etablierung jedoch durch Herbizide unterbunden wird. Wir fassen die Gesellschaft daher als Phase (von *Crepis taraxacifolia*, Sp. VI) des SAGINO-BRYETUM's auf.

#### Schlitzblättriger Wegerich-Nagelkraut-Trittgesellschaft

(*Plantago coronopus*-*Trifolium dubium*-POLYCARPION TETRAPHYLLUM-Gesellschaft: Tab. 1 Sp. V) Auf wassergebundenen Gehwegen entlang von Gartenwegen siedeln neben Arten der Pflasterritzengesellschaft (*Sagina procumbens*, *Bryum argenteum*, *Ceratodon purpureus*) Arten der südländischen Nagelkrautgesellschaft in der Trittvegetation. Nagelkraut (*Polycarpon tetraphyllum*) und Schlitzblättriger Wegerich (*Plantago coronopus*) wächst in ihnen stet. Die Gesellschaft siedelt auf bindigen verdichteten Substraten trockener Standorte. *Polygonum aviculare* agg. deutet auf eine geringere bzw. nicht aktuelle Herbizidbelastung hin.

*Trifolium dubium*, *P. coronopus* und *Plantago lanceolata* kennzeichnen eine nur mäßige Trittbelastung und deuten unterstützt durch das spärliche Vorkommen von *Lolium perenne* und *Bellis perennis*, eine mögliche Sukzession zu PLANTAGO CORONOPUS-LOLIETUM hin. Die Herbizidbelastung, der diese Bestände unterliegen, ist jedoch ausreichend, die Entwicklung der staudischen Trittgesellschaft zu verhindern.

Das Moos-Dickblatt (*Crassula tillaea*) zeigt die Verbindung zum Nagelkrautverband (POLYCARPION) an.

#### Roter Spörgel-Nagelkraut-Trittgesellschaft

(*Spergularia rubra*-POLYCARPION TETRAPHYLLUM-Gesellschaft: Tab. 1 Sp. VI)

Auf sandigen Substraten wird die Nagelkrautgesellschaft des Schlitzblättrigen Wegerichs von Beständen mit Rotem Spörgel (*Spergularia rubra*) abgelöst. Der Schlitzblättrige Wegerich und die Arten des SAGINO-BRYETUMS treten in ihrer Mächtigkeit und Stetigkeit in den lückiger wachsenden Beständen zurück. Vermutlich wird durch mäßiges Herbiziden die Entwicklung von Stauden, die in der *Plantago coronopus*-*Trifolium dubium*-POLYCARPION-Gesellschaft mächtiger am Bestandsaufbau beteiligt waren, verhindert und das Aufwachsen des annuellen *Spergularia rubra* begünstigt.

#### Borstenhirse-Säume

(*Setaria viridis*-Säume: Tab. 1 Sp. VII)

Die Trittgesellschaften entlang der Gehwege werden in Quartieren am Stadtrand häufig von Säumen der Grünen Borstenhirse (*Setaria viridis*), zu der sich stet und hoch aufgewachsen das Einjährige Berufkraut (*Erigeron annuus*) gesellt, gesäumt. Im heterogenen Unterwuchs der Gesellschaft findet sich aufgrund der Oberbodenverschlämmlung durch Herbizideinsatz das Mastkraut (*Sagina procumbens*) mächtig ein. Die Säume werden nicht betreten. Die Borstenhirse-Säume sind reine Herbizidgesellschaften (MATTHEIS, A. u. OTTE, A., 1989: 104; MOES, G., 1995: 205-206).

Erläuterung zur Tabelle 2:

Sp. V	POLYCARPON TETRAPHYLLUM-Gesellschaften Id. Nr. 13
	Plantago coronopus; Trifolium dubium-POLYCARPON TETRAPHYLLUM-Gesellschaften Spergularia rubra-POLYCARPON TETRAPHYLLUM-Gesellschaft aus Tab. 1 dieser Arbeit
	aus Tab. 1 dieser Arbeit
	POLYCARPON TETRAPHYLLUM-RIV.-MART. 1975
	CASSIUS-SAGNETUM-APELAE RIV.-MART. 1975 aus Rivas-Martinez, S., 1975; 128, Tab. 8, Sp. 4
	SOLVETUM STOLONIFERAE RIV.-MART. 1975 aus Rivas-Martinez, S., 1975; 128, Tab. 8, Sp. 5
	SPERGELIUM-MATRICARIETUM-AUREAE (RIVAS-GODAY 1955) RIV.-MART. 1975 Spergularia rubra-Poetea annuae RIV.-MART. 1975 aus Rivas-Martinez, S., 1975; 128, Tab. 8, Sp. 3

Polygono-Matricarietum discoidae (ISSS, 1969) R. TX. 1972 typische Subassoziation

aus Rivas-Martinez, S., 1975; 128, Tab. 8, Sp. 2

aus Tab. 1 dieser Arbeit

Id. Nr. 2

Id. Nr. 3

Id. Nr. 4

Id. Nr. 5

Dg. Spergularia rubra-Saginum procumbens)

aus Tab. 1 dieser Arbeit

Id. Nr. 6

Typische Variante aus Rivas-Martinez, S., 1975; 128, Tab. 8, Sp. 1

aus Kienast, D., 1978; 56, Tab. 3, Sp. 13

Variante von Crepis taraxacifolia aus Kienast, D., 1978; 56, Tab. 3, Sp. 2

Subassoziation aus Kienast, D., 1978; 56, Tab. 3, Sp. 2

aus Kienast, D., 1978; 56, Tab. 3, Sp. 6

Variante von Spergularia rubra (Kienast 1978) HÜB. 1993

Subassoziation aus Kienast, D., 1978; 56, Tab. 3, Sp. 6

aus Tab. 1 dieser Arbeit

Id. Nr. 7

Typische Variante aus Kienast, D., 1978; 56, Tab. 3, Sp. 7

aus Tab. 1 dieser Arbeit

Id. Nr. 8

Variante von Bryum argenteum aus Tab. 1 dieser Arbeit

aus Kienast, D., 1978; 56, Tab. 3, Sp. 6

Degradationsphase von Crepis taraxacifolia aus Tab. 1 dieser Arbeit

Id. Nr. 9

Variante von Bryum argenteum aus Tab. 1 dieser Arbeit

aus Kienast, D., 1978; 56, Tab. 3, Sp. 6

aus Tab. 1 dieser Arbeit

Id. Nr. 10

Variante von Spergularia rubra (Kienast 1978) HÜB. 1993

Subassoziation aus Kienast, D., 1978; 56, Tab. 3, Sp. 6

aus Tab. 1 dieser Arbeit

Id. Nr. 11

Selaria viridis-Saum aus Tab. 1 dieser Arbeit

Aufnahmearorte:

Bordeaux (Frankreich)

verschiedene europäische Orte meist aus England, Holland, Schweden, Deutschland

E verschiedene europäische Orte meist in Spanien und Portugal

Kassel (Deutschland)

KS

Aufnahmearorte:

B Bordeaux

D verschiedene europäische Orte meist aus England, Holland, Schweden, Deutschland

E verschiedene europäische Orte meist in Spanien und Portugal

Kassel (Deutschland)

KS

Aufnahmearorte:

K KIENAST, D., 1978

R RIVAS-MARTINEZ, S., 1975

V Verfasser zusammen mit K.H. HÜLBUSCH, R. SCHOFFEL und C. SCHOLZ

Tabelle 2:

Vergleich der einjährigen Trittgesellschaften  
Bordeaux' mit weiteren mittel- und  
westeuropäischen Aufnahmen  
(POLYGO-POETA ANNUAE RIV.-MART. 1975)

Spalte	Spalte					
	I	II	III	IV	V	VI
laufende Nummer (Lfd. Nr.)	1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17					
Aufnahmearort	D B NS B B D NS NS B NS B B B B E E E R					
Autor	R V K V V R K K V K V V V V R R R					
Spalte in Tabelle Nr. 1	. VII . I II . . . III . IV VII V VI . . .					
Aufnahmenanzahl	IS 3 20 3 3 26 22 20 1 6 2 3 3 6 19 39 22					
durchschnittliche Artenzahl	6 7 2 5 . 5 6 4 8 17 7 15 7 . . .					
Matricaria discoidea	V 3 V . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Capella bursa-pastoris	. 1 III . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Sagina procumbens	. . + 1 3 V V V 1 III 2 3 2 III . . .					
Ceratodon purpureus	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Bryum argenteum	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Spergularia rubra	. . . . 1 3 . . . . . . . . . . . .					
Crepis taraxacifolia	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Cynodon dactylon	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Eriogonum annuum	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Setaria viridis-Saum	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Setaria viridis	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
POLYCARPION	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Polycarpon tetraphyllum	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Plantago coronopus	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Oxalis corniculata	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Trifolium dubium	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Plantago lanceolata	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Sagina apetala	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Koeleria phleoides	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Trifolium suffocatum	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Amaranthus deflexus	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Capsella rubella	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Crassula tillaea	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Alternanthera caracasana	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Soliva stolonifera	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Matricaria aurea	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Polygonum-Portula	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Poa annua	V 3 V 2 3 V V IV 1 V 2 2 3 V V V V					
Polygonum aviculare agg.	V 3 IV . 1 III III III V 1 . 2 III II III III					
Coronopus didymus	I 1 . 1 . 1 . . . 1 1 . II I I . . .					
Lepidium virginicum	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Veronica arvensis	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Sclerachlos dura	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Plantago intermedia	. . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Begleiter	I . II . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Taraxacum officinale	I . II . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Plantago major	III 1 IV . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Agrostis tenuis	. . + . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Lolium perenne	. . I . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Conyza canadensis	. . + . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Bonchus olereaceus	. . I . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Hypochoeris radicata	. . . 1 . . . . . . . . . . . . . . . .					
Juncus bufonius	. . . . 2 . . . . . . . . . . . . . . .					
Solidago canadensis	. . . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Trifolium repens	. . . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Poa pratense	. . 1 + . . . . . . . . . . . . . . .					
Artemisia vulgaris	. . . I . . . . . . . . . . . . . . .					
Poa compressa	. . . + . . . . . . . . . . . . . . .					
Tripleurospermum inodorum	. . . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Pohlia nutans	. . . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Epilobium tetragonum	. . . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Arenaria serpyllifolia	. . . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Brachythecium spec.	. . . . . . . . . . . . . . . . . . .					
Leontodon hispidus	. . . . . . . . . . . . . . . . . . .					

außerdem weitere Arten mit geringer Stetigkeit und Mächtigkeit.

## Trittgesellschaft der Strahlenlosen Kamille

(POLYGO-MATRICARIETUM DISCOIDEAE (SISS. 1969) R.Tx. 1972: Tab. 1 Sp. VIII)

Lückig wachsend bilden Strahlenlose Kamille (*Matricaria discoidea*), Einjähriges Rispengras (*Poa annua*) und Vogelknöterich (*Polygonum aviculare* agg.) diese Trittgesellschaft auf Feldwegen am Rande der Stadt. Sie wird ausschließlich durch Tritt stabilisiert.

## Syntaxonomische Betrachtungen: Die Trittgesellschaften Bordeaux' im europäischen Vergleich (Tab. 2)

Die Trittgesellschaften Bordeaux' wiesen trotz lokaler Arten und Gesellschaften Ähnlichkeiten mit uns bekannten mitteleuropäischen Gesellschaften auf. Gegenüber den lokalen, geobotanischen und klimatischen Gegebenheiten ist die Nutzung prägend für ihre floristische Zusammensetzung. Dies wird bereits an der kosmopoliten Verbreitung der Charakterarten der Klasse POLYGO-POETA ANNUAE (Einjähriges Rispengras (*Poa annua*), Mastkraut (*Sagina procumbens*), Strahlenlose Kamille (*Matricaria discoidea*), Vogelknöterich (*Polygonum aviculare* agg.), Silbermoos (*Ceratodon purpureus*) und Purpurmoos (*Bryum argenteum*), vgl. OBERDORFER, E., 1990: 222, 380, 937, 334; FRAHM, J.-P. u. FREY, W., 1983: 353, 224) ersichtlich.

Die syntetische Tabelle (Tab. 2) ermöglicht den Vergleich unserer Aufnahmen aus Bordeaux mit anderen Trittgesellschaften. Das POLYGO-MATRICARIETUM (Sp. I), das wir in Bordeaux sahen, entspricht der typischen Variante, die sich in Nordhessen z.B. in städtischen Freiräumen und auf Wirtschaftswegen findet. Die ausschließlich trittstabilisierte Gesellschaft besiedelt ein weites Areal, das vom atlantischen Bereich bis zu kontinentalen Klimata reicht, wenngleich sie oft als 'siamesische Zwillingsgesellschaft' (SISSINGH, G., 1969) in Verzahnung mit staudischen Trittrasen (LOLIO-PLANTAGINETUM) beschrieben wurde (z.B. KRIPPELOVA; T., 1972: 44, Tab. 18; GRÜLL, F. 1981: 85-93, Tab. 16-18) und häufig noch wird.

Die Mastkraut-Moosrasen Bordeaux' sind dem SAGINO-BRYETUM anzuschließen (Sp. III). Auch die beobachteten Fragmentgesellschaften (Sp. II) sind in mitteleuropäischen Städten zu finden, wenngleich sie wenig belegt wurden (WITTIG, R., 1989). Die Pflasterritzengesellschaft ist aufgrund des von ihr besiedelten extremen Standortes, der zwischen den Pflasterterrassen gelegen oberflächlich rasch austrocknet und häufig zugeschwemmt wird, auf ein gemäßigt niederschlagsreiches Klima angewiesen. Ihr Verbreitungsoptimum hat sie im subatlantischen Klimabereich Mitteleuropas. Im kontinentalen Klimabereich ist das SAGINO-BRYETUM in Dörfern zu finden (BRANDES, D., 1989: 187). In Großstädten, deren Mesoklima im Vergleich zu ihrem Umland kontinentaler ist (KRATZER, P. A.; 1956), ist das SAGINO-BRYETUM seltener. In Prag war es auf stark beschattete Hinterhöfe beschränkt (KOPECKY, K., 1989 mdl.), während es in Wien nicht vorkommt (LÜHRS, H., MOES, G., 1993 mdl.). Für Bordeaux vermuteten wir, daß das aufgrund der Meeresnähe mild-feuchte Klima die Entwicklung von Pflasterritzengesellschaften begünstigen würde. Vielfach wurde hier jedoch die Entwicklung von SAGINION-Gesellschaften durch Herbizide bewirkt. Sie wirken auf den Oberboden verschlemmend und begünstigen die Entwicklung von *Bryum argenteum*, *Ceratodon purpureus* und *Sagina procumbens*. *Polygonum aviculare* agg. ist herbizidbedingt nur wenig stet am Vegetationsaufbau beteiligt. Der Herbicideinsatz verhinderte zudem auf vegetationsfähigen Wegen die Entwicklung von POLYCARPION-Arten und an Wegrändern die Entwicklung von echten Saumgesellschaften.

Für uns waren in Bordeaux die Trittgesellschaften des Nagelkrautes (POLYCARPION TETRAPHYLLUM, Sp. V) neu. Sie besiedelten trockenere Standorte in weniger intensiv gepflegten Freiräumen. Häufig waren die Arten des POLYCARPION (*Polycarpon tetraphyllum*, *Plantago coronopus* und *Crassula tillaea*) mit SAGINO-BRYETUM-Arten vergesellschaftet. Letztere waren in den von RIVAS-MARTINEZ (1975) aus mediterranen Klimata beschriebenen Assoziationen des POLYCARPION nicht vorhanden (Sp. VI). Anhand weiterer Aufnahmen sollte geprüft werden, ob es sich bei den Vegetationsbeständen um eine eigenständige euatlantisch verbreitete Assoziation des POLYCARPION-Verbandes oder um eine herbizidstabilisierte Phase handelt.

Die typischen und artenreichsten POLYCARPION-Gesellschaften fanden sich in den randstädtischen Lagen Bordeaux'. Mit zunehmender Nähe zur Innenstadt, d.h. mit zunehmender Nutzung

und mit zunehmendem Pflege- sprich Herbiziddruck wurden die Gesellschaften und Fragmentgesellschaften des SAGINO-BRYETUM-Verbandes häufiger. Die Nutzung und vor allem die Herbizid-'Pflege' wird hier gegenüber dem Klima der dominierende Standortfaktor.

Tabelle 3:  
Trittrasen  
(LOLIO-PLANTAGINION Siss. 1969)

Spalte	I	II
Laufende Nummer (lfd. Nr.)	1 2	3 4 5
Aufnahmeort	B B	B B B
Nummer der Aufnahme	12 11	31 35 30
Aufnahmegröße (m <sup>2</sup> )	2 2	2,5 4 6
Deckung (%)	60 95	70 80 75
Artenzahl	10 12	12 13 13
Plantago major	2.2 1.2	1.1 + 1.2
Agrostis tenuis	+ 2 + 2	. . .
Plantago coronopus	. .	+ + 1.1
LOLIO-PLANTAGINION:		
Lolium perenne	1.2 + 2	3.3 3.3 3.4
Trifolium repens	1.1 2.3	2.2 2.2 1.3
Begleiter		
Poa annua	1.2 2.2	1.1 3.3 2.2
Bellis perennis	r <sup>D</sup> +	+ r 1.2
Plantago lanceolata	. +	r + 1.1
Poa pratensis	2.3 1.1	2.2 .
Trifolium dubium	. +	. 1.2 + 2
Festuca pratense	. 3.3	2.2 .
Poa trivialis	. .	1.1 1.1 .

außerdem je einmal: in lfd Nr 1 Phleum pratense +.2, Ceratodon purpureus +.2, Bryum argenteum +; in lfd Nr 2 Carex muricata +, Brachythecium spec. 1.1; in lfd Nr. 3 Leontodon hispidus +, Bromus mollis r; in lfd. Nr. 4 Cynodon dactylon 3.3, Cerastium glomeratum +, Taraxacum officinalis +, Capsella bursa-pastoris +; in lfd. Nr 5 Medicago maculata 1.2, Veronica arvensis 1.1, Dactylis glomerata +.2, Hordeum murinum +<sup>O</sup>, Crepis taraxacifolia r.

### Ausdauernde Trittrasen

(LOLIO-PLANTAGINION SISS. 1969: Tab. 3)

Die staudischen Trittrasen werden durch das stete und mächtige Vorkommen von *Plantago major*, *Lolium perenne* und *Trifolium repens* gebildet. *Bellis perennis*, *Plantago lanceolata*, *Poa pratensis* und *Trifolium dubium* sind die häufigsten Begleiter. *Poa annua* siedelt stet in Lücken der Vegetationsdecke. Neben dem LOLIO-PLANTAGINETUM, das in unseren Aufnahmen positiv durch *Agrostis tenuis* charakterisiert wird (Sp. I) findet sich in Bordeaux das PLANTAGO CORONOPUS - LOLIETUM.

Die Trittrasen bilden entlang von Trampelpfaden und Rändern extensiv gepflegter Scherrasenflächen häufig ein dunkelgrün gefärbtes Band. Seltener sind sie auf den wassergebundenen Decken der Distanzstreifen entlang der Wege zu finden. Immer bildet die grasreiche Gesellschaft, die eine hohe Deckung erreicht, rasige Bestände. Der Breitwegerich-Weidelgras-Trittrasen (LOLIO-PLANTAGINETUM, Sp. I) ist in Bordeaux sehr selten. Er wächst auf bindigen, lehmigen Böden. Sie sind in Bordeaux wahrscheinlich aus grüngärtnerischen Bodenverbesserungsmaßnahmen zur Anlage von Scherrasen hervorgegangen. Mit nachlassender Pflege entwickelte sich, bei möglich gewordenem Gebrauch der Rasenfläche, ein für mitteleuropäische Verhältnisse typischer Trittrasen. Auf sandigen Böden der Bolzplätze und wassergebundenen Decken wuchs in den staudischen Trittrasen Schlitzblättriger Wegerich (*Plantago coronopus*, Sp. II). Die Entwicklung des atlantisch verbreiteten, schwach halophilen Schlitzblattwegerich-Weidelgras-Trittrasens (PLANTAGO-LOLIETUM, SISSINGH, G., 1969) kann durch die salzige Luft infolge der Meernähe begünstigt sein. Entscheidend für ihre Entwicklung ist jedoch Tritt auf sandigen Böden.

Sp. I LOLIO-PLATAGINETUM (LINKOLA 1921)  
BEGER 1930

SP. II PLANTAGO CORONOPUS-LOLIETUM PERENNE  
(KUHNHOLTZ-LORDAT 1928) SISS. 1969

Tabelle 4:

**Mäusegerstenfluren**  
**(HORDEETUM MURINI Libb. 1932)**

Spalte	I	II	III
laufende Nummer (lfd. Nr.)	1 2 3	4 5 6 7	8 9
Nummer der Aufnahme	50 53 56	54 52 16 51	7 28
Aufnahmegröße (m <sup>2</sup> )	4 1,51,5	2 3 3 2,5	2,4 3,2
Deckung (%)	95 100 90	90 100 100 80	95 75
Artenzahl	12 7 4	6 8 5 10	17 14
Hordeum murinum	3,3 5,5 5,5	4,4 5,5 5,5 5,5	4,4 4,5
Lolium perenne	1,2 1,1 1,1	.	.
Trifolium repens	2,2	.	.
Bromus sterilis	.	.	+
Convolvulus arvensis	.	.	2,2
Lepidium virginicum	.	.	.
Medicago lupulina	.	.	+
VOK			
Stellaria media	1,1 . .	1,1 . . .	. +
Capsella bursa-pastoris	. + .	. 1,1 . .	1,2 +
Medicago maculata	. . 1,2	. 1,1 . .	+
Sonchus asper	. . r	3,3 . .	.
Reseda luteola	.	1,2 . .	.
Geranium dissectum	.	. 1,1 . .	.
Sisymbrium officinale	.	. +,2 . .	.
Malva sylvestris	.	. +,2 . .	.
Polygonum convolvulus	.	. r .	.
Lactuca serriola	.	. . . +	.
Cardamine hirsuta	.	. . . +	.
Sonchus oleraceus	.	. . . r	.
Brassica napus	.	. . . r	.
Anagallis arvensis	.	. . . r	.
Geranium molle	.	. . . .	+,2 .
Veronica arvensis	.	. . . .	+
Chenopodium album	.	. . . .	+
Geranium pusillum	.	. . . .	+
Rumex pulcher	.	. . . .	+
Oxalis europaea	.	. . . .	+
Panicum ischaemum	.	. . . .	. 1,1
Ceratium glomeratum	.	. . . .	+
Polygonum cf. heterophyllum	.	. . . .	+
Begleiter:			
Poa annua	3,3 2,2 .	2,2 3,3 r .	. +
Taraxacum officinale	+ + .	+ . . r	r 1,1
Plantago lanceolata	+ .	. . . .	1,2 .
Polycarpon tetraphyllum	+ .	. . . .	+
Cynodon dactylon	. + .	. . . r	.
Moose:			
Ceratodon purpureus	.	. . . .	1,1 . +
Moos div. spec.	.	. . . .	. 2,3

## Erläuterung zur Tabelle 4:

außerdem je einmal: in lfd. Nr. 2 Trifolium resupinatum r; in lfd. Nr. 3 Impatiens glandulifera r; in lfd. Nr. 5 Trifolium dubium +, Crepis capillaris r; in lfd. Nr. 7 Hypochaeris radicata 1,2, Crepis taraxacifolia +, Bellis perennis +, Veronica cf. praecox; in lfd. Nr. 8 Polygonum spec. r.

Sp. I-II

HORDEETUM MURINI TYPICUM

Sp. I Ausbildung mit *Lolium perenne*

Sp. II

typische Ausbildung

Sp. III

HORDEETUM MURINI BROMETOSUM KIENAST 1978 (Syn. ELIAS 1979)

**Mäusegerstenfluren**

(HORDEETUM MURINI LIBB. 1932: Tab. 4)

Die auffällig dichten Bestände der Mäusegerstenflur sind die einzigen von uns beobachteten annuellen Raukenfluren (SISYMBRION). Ihr Vorkommen ist auf Geschoßwohnungsbauquartiere der 70er Jahre und auf randstädtisch gelegene Kleingewerbegebiete beschränkt. In der Tabelle (Tab. 4) spiegelt sich der abnehmende Nutzungseinfluß von den am Wegrand gelegenen Säumen mit *Lolium perenne* (Sp. I) zu pflege- oder sukzessionsbedingten Gesellschaften (Sp. II, III) wider.

**Typische Mäusegerstenfluren**

(HORDEETUM MURINI TYPICUM SISS. 1950: Tab. 4 Sp. I, II)

In den Beständen der typischen, artenarmen Subassoziation sind neben der Mäusegerste nur wenig weitere unstete Arten (*Sonchus asper*, *Reseda lutea*) auffällig am Bestandsaufbau beteiligt.

## In der Ausbildung des Weidelgrases

(Ausb. v. *Lolium perenne*; Syn: HORDEETUM LOLIETOSUM KNAPP 1945; Sp I) sind staudische Arten (*Taraxacum officinalis* agg., *Cynodon dactylon*, *Trifolium repens* u.a.) stark am Bestandsaufbau beteiligt. Sie säumt Wege und Trampelpfade entlang wenig gepflegter Scherrasen. Die Randbereiche der Wege, auf denen der Saum siedelt, werden gelegentlich betreten.

Der Anteil der SISYMBRION-Arten ist in der typischen Ausbildung (Sp. II) höher. Die von annuellen Arten dominierten heterogenen Vegetationsbestände siedeln im Oberboden um Pflanzungen und Pflanzzwischenräume der Grünanlagen des Geschoßwohnungsbau des 70er Jahre. Dort werden sie durch seltene Pflege stabilisiert.

## Trespen - Mäusegerstenflur

(HORDEETUM MURINI BROMETOSUM KIENAST 1978 (Syn.: HORDEETUM MURINI BROMETOSUM ELIAS 1979): Tab. 4 Sp. III)

Die Mäusegerste, zu der sich Sterile Trespe (*Bromus sterilis*) geselte, bildete dichte Bestände die von der rosablühenden Ackerwinde (*Convolvulus arvensis*) durchwoben sind. Diese artenreiche Subassoziation siedelt auf grusigen, wassergebundenen Decken an Baumscheiben, um Verkehrsschilder, entlang von Reklametafeln o.ä. im Straßenfreiraum. Die Trockenheit der beschatteten humusreicherem Standorte fördert *Bromus sterilis* (GUTTE, P. u. KRAH, G., 1993: 215; HÜLBUSCH, K.H., KNITTEL, J. u. WEGMANN, A., 1995: 96). Die Trespen-Mäusegerstenflur kennzeichnet als Saumgesellschaft ältere Standorte mit geringer Nutzung und selteneren Pflegeeingriffen.

### Zur Verbereitung des HORDEETUM MURINIS

Das Vorkommen des HORDEETUM MURINI ist in seinem weiten Verbreitungsareal, das von Großbritannien bis zum Ural, von Skandinavien bis zum Südrand der Alpen reicht (vgl. Verbreitungskarte von SISSING in KIENAST, D., 1978: 106) reicht, mit "auffallender floristisch-soziologischer Gleichmäßigkeit" (GUTTE, P., 1966: 951) fast ausschließlich an Siedlungen gebunden. Dabei bevorzugt es trockene warme Standorte. Im sommertrockenen kontinentalen Bereich seines Verbreitungsgebietes sind diese Standortbedingungen bereits an Stadträndern und in Dörfern gegeben. Dort ist das HORDEETUM in Dörfern (RAABE, U. u. BRANDES, D., 1988: 237), in gealterten Quartieren am Stadtrand, in Vorstädten (KOPECKY, K., 1982; KRIPPELOVA, T., 1972: 92; GUTTE, P., 1972: 36) sowie sukzessionsbedingt auf Müllkippen (GRÜLL, F., 1981: 113) und dorfnahe Weinbergsbrachen (MÜLLER, R., SCHÖFFEL, R. et al., 1986: 10-11) zu finden. Die Mäusegerstenflur wächst dort auch in innerstädtischen Quartieren. In Wien siedelt sie, stabilisiert durch Mahd, Tritt und Eutrophierung durch Hundekot, in städtischen Grünanlagen (MOES, G., 1991: 38; 1995: 207-212). Im gemäßigten mitteleuropäischen und atlantischen Raum ist sie ausschließlich in Städten zu finden. Sie siedelt saumartig in den Freiräumen der stark klimatisch und immissionsbelasteten Industrie- und Gewerbequartiere (Feinstaub, SO<sub>2</sub>, CO, CO<sub>2</sub>, Tausalze, Herbizide - HÜLBUSCH, K.H., 1980: 63; HÜLBUSCH, K.H., BÄUERLE, H. et al. 1979: 99; HÜLBUSCH, K.H., KNITTEL, J. u. WEGMANN, A., 1995; GÖDDE, M., 1986: 92). Nur in größeren Städten, die eine hohe Temperatur und Luftfeuchtigkeitsamplitude aufweisen, d.h. 'kontinentaler' sind (KRATZER, P.A., 1956), ist sie im ganzen Stadtgebiet verbreitet (vgl.: GÖDDE, M., 1986: 92).

Begünstigt wird das HORDEETUM zudem durch kontinuierliche aber nicht häufige Störung des Standortes durch Stadtgrünpflege und Stadtreinigung'). Sie verändert mit Hacke und Herbizid die Bodenstruktur und hinterlässt offenen Boden, den die annuellen Arten der Gesellschaft alljährlich zum Keimen benötigen. Stadtgrünpflege und Stadtreinigung ergänzen und potenzieren so die industriellen Belastungen, die sie 'auszugleichen' vorgeben (aber das ist eine andere Geschichte ... vgl. z.B. BROOKHUIS, N., HORST, A.W. 1992; JANSEN, J., KRAUSSE, J. u. SCHILANDT, J. 1970). Die Begünstigung des HORDEETUMS durch Stadtgrünpflege und Stadtreinigung erklärt u.E. die durchgängige Verbreitung der Gesellschaft in Kassel besser, als die bisher zur Erklärung (z.B. von HÜLBUSCH, K.H., 1978, HÜLBUSCH, K.H., KNITTEL, J. u. WEGMANN, A., 1994: 95) herangezogenen klimatischen Gründe. Die Mäusegerstenflur fehlt in Kasseler Freiräumen, die nicht grüngärtnerisch gepflegt werden: In den Freiräumen der Gesamthochschule am Holländischen Platz, die 1986 mit Arten der spontanen Vegetation vegetationshandwerklich angesät (SAUERWEIN, B., 1989b) und von der AG Freiraum und Vegetation bis 1995 selektiv gepflegt (AUERSWALD, B., 1993) wurden, hat sie sich nicht entwickelt. Das spärliche Vorkommen der Art in anderen Gesellschaften ist auf falsch, d.h. nach grünplanerischen Kriterien hergestellte oberbodenreiche und z.T. hundeurinbelastete Standorte beschränkt (SAUERWEIN, B., 1995b: 37-38).

Das Vorkommen der Mäusegerstenflur weist in Geschoßwohnungsbauquartieren 'Bordeaux' auf extreme Standortbedingungen hin. Die nutzungs- und pflegebedingte

') Diesen Hinweis verdanke ich H. LÜHRS.

"Stabilisierung (der Mäusergerstenflur, B.S.) ist im atlantischen Bereich und auf weniger extremen Substraten unwahrscheinlicher, als auf extremen Substraten und im submediterran und subkontinental beeinflußten Bereich" (HARD, G. u. KRUCKEMEYER, F., 1992: 44).

In Bordeaux ist sie ein Indiz für die baustrukturrell bedingte Verstärkung der mesoklimatischen Belastung (Erhöhung der Temperatur und Luftfeuchtigkeitsamplitude) und weist auch auf die Tätigkeit der Stadtgärtnerie und der Stadtreinigung hin. Obwohl die Entwicklung der Mäusegerstenflur den Gebrauch der Freiräume erleichtert, verdeutlicht sie auch die mikroklimatische und Immissionsbelastung und die geringe Beachtung, die den Bewohnerinnen und Bewohnern dieser Quartiere von der städtischen Grünpflege zugedacht wird (BEKESZUS, K., BRAUN, U., et al. o.J.; HARD, 1983, 1983c, 1985; KRAH, G., 1988 u.a.). In Quartieren mit höherem Sozialstatus wurde ihr Aufwachsen durch stärkeren und häufigeren Herbizideinsatz zu Gunsten von POLYGOPOATEA- und SAGINION-Fragmentgesellschaften (s.o.) verhindert oder mögliche Wuchsorte gar vegetationslos gehalten.

Die typische Subassoziation (Sp. I, II) siedelt entlang von Wegrändern zu Zierrasen oder auf pflegegestörten Standorten. Auf absonnigen trittgeschützten Standorten kann sich das HORDEETUM MURINI BROMETOSUM (Sp. III) entwickeln. Die artenreiche Subassoziation ist mit *Lepidium virginicum* der atlantischen Rasse (MÜLLER, T., 1981: 65-66) zuzurechnen. Beide Subassoziationen sind im gesamten Verbreitungsgebiet der Mäusegerstenflur zu finden. Sie zeigen analoge Standortbedingungen an. Während sie im naturbürtig extrem kontinentalen Bereich in Baustrukturen mit gemäßigtem Mesoklima Dörfer und Vorstädte besiedelt, folgt sie im atlantischen Klima der mäßig intensiven stadtgärtnerischen Tätigkeit.

### **Exkurs: Nachbemerkung zur Zeigerwertarithmetik**

Die Kontextualisierung der Mäusegerstenfluren ermöglicht uns die lokalen Freiraumnutzungsmöglichkeiten und den stadtgärtnerischen Zugriff zu erkennen. Dies ist jedoch nicht möglich, wenn man die Vegetation zu Zeigerwerten abstrahiert und diese vergleicht. Mit großem Rechenaufwand konnten WITTIG und OU anhand der Zeigerwerte der Mäusegerstenflur nachweisen, daß "(d)as Großklima im Transek von W(esten) nach O(sten) durchschnittlich trockener wird und außerdem eine relative Korrelation zwischen hohem Kontinentalitätszeigerwerten und hohem Licht- sowie niedrigen Feuchtezeigerwerten besteht" (WITTIG, R. u. OU, X. 1993: 337, Klammerzusätze vom Verf.). Eine rechenaufwendige Tautologie, da der Kontinentalitätswert wie alle Zeigerwerte bezogen auf die subatlantischen Standorte der Arten  $\pi \times$  Dauermen vergeben wurden. Es ist eine sehr aufwenige Methode, um zu beweisen, das Warschau östlicher als Düsseldorf liegt. Ein Blick in einen Schulatlas (MEYER, F., 19(69)78) hätte genügt. In den dortigen Klimakarten ist auch ersichtlich, daß es im Osten weniger regnet. Heller ist es dort nicht. Die höheren Lichtwerte im Osten bleiben für WITTIG und OU rätselhaft. Das Ergebnis, daß im Osten die Sonne heller scheint resultiert aus den in Mitteleuropa festgelegten Zeigerwerten: Kontinentale Arten wachsen in dem für sie ungünstigeren atlantischen Klima nicht auf stark beschatteten Standorten<sup>7)</sup>. Dies hätte man aus der Debatte um JACUS (P., 1972) lernen können (HÜLBUSCH, K. H., 1986: 64-65).

### **Klettenfluren**

(ARCTION R.Tx. 1937, Tab. 5)

Staudische Ruderalgesellschaften waren in Bordeaux selten. Dichte, artenarme, von Beifuß (*Artemisia vulgaris*) dominierte Vegetationsbestände fanden sich nur vereinzelt am Strand und hatten ihren Verbreitungsschwerpunkt im angrenzenden landwirtschaftlich genutzten Tal. An den dort angelegten Gräben wuchsen dichte Bestände des Attichs (*Sambucus ebulus*).

<sup>7)</sup> Der hohe Lichtwert könnte auch ein Relikt der ehemals real-existierenden-sozialistischen Staaten sein, verspricht doch DIE INTERNATIONALE nach erfolgreicher Revolution: "scheint die Sonn' ohn' Unterlaß".

## Beifußflur

(Bsg.-*Artemisia vulgaris*-[ARCTION]:

Tab. 5 Sp. I)

Hoch aufgewachsener Beifuß (*Artemisia vulgaris*) bildet das Bild dieser Gesellschaft. Trotz ihres monotonen Aussehens sind die Bestände in ihrem Unterwuchs erstaunlich artenreich. Die Beifußbestände, die wir außerhalb der Stadt und in einem randstädtischen Kleingartenquartier fanden, weisen nur wenig gemeinsame Arten auf. An ihnen wird die unterschiedliche Vornutzung der Standorte sichtbar. In den Beständen am Rande der Stadt zeigen annuelle SISYMBRION-Arten an, daß es sich um recht junge Vegetationsbestände handelt. Wilder Wein (*Parthenocissus tricuspidata*) und Fenchel (*Foeniculum vulgare*) zeigen die Herkunft der Aufnahme (lfd. Nr. 2) aus einem ehemaligen Garten an. Nitrophile Arten in den Beständen, die am Rande Bordeaux' um Schuppen und Scheunen siedelten (lfd. Nr. 1), verdeutlichen die landwirtschaftliche Vornutzung der nun ungenutzten Gebäude.

## Attichflur

(SAMBUCETUM EBULI Felf. 1942:

Tab. 5 Sp. II)

In den dichten Attichbeständen fallen zunächst nur die Blüten des Glathafers (*Arrhenatherum elatius*) und des Schilfes (*Phragmites communis*) auf. Alle weiteren Arten verschwinden im dichten Wuchs des Attichs.  
Die Gesellschaft wächst im landwirtschaftlich genutzten Umlands Bordeaux'. Dort säumt sie die wege begleitende Gräben. Bei Nutzungsaufgabe breitet sich die an den "Ufern von Gewässergräben" verbreitete Saumgesellschaft (BRANDES, D., 1982: 57) in die Flächen aus.

Tabelle 5:

## Ruderale Staudenfluren (ARCTION R.TX. 1937)

Spalte	I	II
laufende Nummer (lfd. Nr.)	1 2 3	
Nummer der Aufnahme	21 15 20	
Aufnahmegröße (m <sup>2</sup> )	8 3 14	
Deckung (%)	100 100 100	
Artenzahl	15 14 11	
<i>Artemisia vulgaris</i>	5.5 5.5 .	
<i>Geranium dissectum</i>	2.2 . .	
<i>Parthenocissus tricuspidata</i>	. 1.1 .	
<i>Foeniculum vulgare</i>	. +.2 .	
<i>Sambucus ebulus</i>	. . 5.5	
<i>Phalaris arundinacea</i>	. . 1.2	
<i>Poa trivialis</i>	. . 1.1	
<i>Medicago lupulina</i>	. . +.2	
<i>Potentilla reptans</i>	. . +.2	
<i>Arrhenatherum elatius</i>	2.1 2.2 1.2	
<i>Agropyron repens</i>	1.1 + 2.3	
<i>Convolvulus sepium</i>	1.1 . 1.1	
<i>Urtica dioica</i>	+ . 1.1	
<i>Arctium minus</i>	+.2 . +.2	
<i>Dactylis glomerata</i>	. + +	
<i>Althaea officinalis</i>	+.2 . .	
<i>Rumex obtusifolius</i>	+ . .	

außerdem je einmal: in lfd. Nr. 1 Asteraceae Klg. spec. +, *Lathyrus* spec. +, *Hedera helix* +, *Sonchus asper* r, *Mentha pulegium* r, *Taraxacum officinale* r; in lfd. Nr. 2 *Vicia angustifolia* +, *Bromus sterilis* +, *Scandix pecten-veneris* +, *Trifolium dubium* +, *Trifolium repens* +, *Rumex pulcher* r, *Geranium pusillum* r, *Avena fatua* r.

Sp. I SAMBUCETUM EBULI FELF. 1942

Sp. II Bsg.-*Artemisia vulgaris*-[ARCTION]

## Flächengesellschaften: Scherweiden und Parkwiesen

(Cynosurion R.TX. 1947: Tab. 6; 'Parkwiesen': Tab. 7)

Scherweiden sind neben den annuellen Trittgesellschaften die häufigsten 'spontanen' Pflanzengesellschaften Bordeaux'. Sie sind großflächig in Parkanlagen und im Abstandsgrün des Geschößwohnungsbaus verbreitet sowie kleinfächig in innerstädtischen Grünflächen zu finden. In die ursprünglichen Rasenansaaten haben sich spontane Arten eingestellt und prägen in Abhängigkeit von der Pflege der Flächen (Mahdhäufigkeit, Herbizideinsatz, Bewässerung) die Bestände. Bei unseren Spaziergängen durch Bordeaux konnten wir unterschiedliche Ausbildungen

der Scherweiden beobachten. Neben artenreichen wiesigen Gesellschaften (Tab. 7) sahen wir typische Scherweiden (Tab. 6).

## Scherweiden

(Cynosurion R.TX. 1947: Tab. 6)

Im Habitus ähneln die Scherweiden Bordeaux' denen Kassels. Lediglich Hundszahn (*Cynodon dactylon*) und Bodenfrüchtiger Klee (*Trifolium subterraneum*) trennen sie floristisch von den mitteleuropäischen Pippau-Rotschwingelrasen (FESTUCO-CREPIDETUM). Zum Vergleich wurden den Aufnahmen aus Bordeaux Scherweiden aus Kassel, Aix en Provence und Marseille (Ifd. Nr. 3 - 7) gegenübergestellt.

### Bewässerungsrasen des Fadenförmigen Ehrenpreises

(FESTUCO-CREPIDETUM CAPILLARIS Subass. v. *Prunella vulgaris* Var. v. *Veronica filiformis* HÜLB. et KIENAST in KIENAST 1978: Tab. 6 Sp. I (aus Bordeaux: Ifd. Nr. 1, 2))

Auf innerstädtischen Grünanlagen siedeln kleinflächig saftig grüne, kurzgeschorene Rasen. Der dichte Wuchs der Gräser (*Lolium perenne*, *Agrostis tenuis*, *Poa trivialis*), der häufig von dominierendem Fadenförmigen Ehrenpreis (*Veronica filiformis*) überlagert wird, zeigt die intensive Pflege der Scherweiden an. Das Vorkommen der artenarmen Rasen (Ifd. Nr. 1) ist auf kleine repräsentative Grünflächen beschränkt. Häufig umranden sie als Bordüre Pflanzungen von Sommerblumen auf innerstädtischen Plätzen, Verkehrsinseln und Mittelstreifen. Im euatlantischen Klima Bordeaux', wo solche grünen Rasen nur durch intensive Bewässerung zu erreichen sind, wird ihr repräsentativer Charakter deutlich. Die Alterungssphase, deren Entstehung durch die permanente Erneuerung der Bestände oft unterbunden wird, ist durch Kriechenden Hahnenfuß (*Ranunculus repens*) und Wolliges Honiggras (*Holcus lanatus*) charakterisiert (Ifl. Nr. 2). Soziologisch zeigen die Bewässerungsrasen Ähnlichkeiten zur Variante von *Veronica filiformis* des FESTUCO-CREPIDETUM PRUNELLETOSUM, die ohne Bewässerung bei 'normaler' Mahdhäufigkeit in den niederschlagsreichen subatlantischen Regionen verbreitet ist.

### Hundszahn-Rasen

(CYNODO DACTYLON-TRIFOLIETUM SUBTERRANEUM ass. nov.: Tab. 6 Sp. IV-VI - nomenklatorischer Typus: Ifd. Nr. 13\*)

Die großflächigen Rasen der Parkanlagen und des Abstandsgrüns Bordeaux' werden weniger intensiv gepflegt und bewässert. Mit Hundszahn (*Cynodon dactylon*) und Bodenfrüchtigem Klee (*Trifolium subterraneum*), die das Bild dieser Scherweiden prägen, kommt das euatlantische Klima zum Ausdruck. Stet am Vegetationsbestand sind Weidelgras (*Lolium perenne*), Rotes Straußgras (*Agrostis tenuis*), Wiesenschwingel (*Festuca pratense*) und weniger mächtig Kräuter (*Bellis perennis*, *Trifolium repens*, *Taraxacum officinalis*, *Trifolium dubium*) beteiligt.

In den Rasen waren vereinzelt Arten der Sandtrockenrasen oder der Sandäcker in Störungen der Vegetationsdecken zu finden (z.B.: *Aphanes microcarpa*, *Ornithopus perpusillus*, *Cerastium cf. semidecandrum*, *Trifolium arvense*, *Hernaria glabra*, *Sagina apetala*). Das zum Teil häufige und stete Vorkommen von Arten mitteleuropäischer Kalkäcker (CAUCALIDION: *Veronica praecox*, *Caucalis platycarpos*) und des kalkholden Blasenpippaus (*Crepis taraxacifolia*) weist auf den Kalkgehalt der Sandböden Bordeaux' hin.

Die Charakterarten sind sowohl an die tiefe Mahd der Rasen als auch an die Sommertrockenheit des Klimas gut angepaßt. Die oberirdischen, an den Knoten wurzelnden Ausläufer des gegen Sommerdürre wenig empfindlichen Hundszahns (*Cynodon dactylon*) liegen flach auf der Erde auf, weshalb sie nur vereinzelt von den Rotorblättern der Rasenmäher erfaßt werden. Abgetrennte Ausläufer haben i.d.R. mehrfach an den Knoten gewurzelt, sodaß durch die Mahd aus

\*) Einem Hinweis von E. J. KLAUCK (briefl. 1995) folgend gebe ich den nomenklatorischen Typus an, da sonst die "Ass. schlicht ignoriert wird von der Wiss. Gemeinde". Die Festlegung des Typus' ist natürlich nomenklatorischer Unsinn, ist doch der Typus der Assoziation ein Abstraktum, daß sich aus der Gesamtheit aller Aufnahmen ergibt (SAUERWEIN, B., 1989: 28ff).

Tabelle 6:

## Scherweiden

(CYNOSURION R.TX. 1947: FESTUCO-CREPIDETUM HÜLB. et KIENAST in  
KIENAST 78; CYNODO-TRIFOLIETUM SUBTERRANEUM Ass. nov.)

Spalte	I	II	III	IV	V	VI
Laufende Nummer (lfd. Nr.)	1 2 3 4 5 6 7	8 9 10	11 12 13 14	15 16 17		
Aufnahmehort	B B A	B B A	B B B	B B B	B B	
Nummer der Aufnahme	23 24 25	26 27 28	29 30 31	32 33 34	35 36 37	
Aufnahmegröße (m <sup>2</sup> )	19 16 .	9 . .	16 6 4	4 4 14 4	. 9 16	
Deckung (%)	100 100 .	100 . .	59 50 65	50 55 59 100	55 60 70	
Artenzahl	11 15 26	19 21 21	16	26 22 20	26 20 23 16	19 19 19
Veronica filiformis	4.4 4.4 2.2	2.3 1.2 .				
Ranunculus repens	. + 2.1	2.2 1.1 2.2	. + 2 . .			
Holcus lanatus	. 3.3 + 2	1.1 1.1 1.1	. 1.2 . .	. + . .	1.1 . .	
Sherardia arvensis	. . .	+ 2.3 1.4 1.2	2.3	2.3 2.2 2.2	1.1 . . .	
Potentilla reptans	. . . r	1.1 1.1 1.2	. . . + 2	. . . .	. . . .	
Cynodon dactylon	. . . .	. 2.1 1.1	. 1.1 2.2 .	2.2 3.3 2.1 1.1	4.4 3.3 2.2	
Trifolium subterraneum	. . . .	. . . .	1.2 . 2.2	. 3.3 3.3 3.3	. 3.3 3.3	
Hypochoeris radicata	. . . .	. . . +	. . + 2.2	. + + 2.2 .	. . + .	
Leontodon hispidus	. . . .	. . . .	. 1.2 +	1.1 + 2.1 2.2 +	. . . .	
Cerastium glomeratum	. . . .	. . . .	. . . .	r . + .	+ r 4.2	
Achillea millefolium	. . . .	. . . .	. . . .	1.1 . + 1.2	1.2 + 2.2 +	
Luzula campestris	. . . .	. . . .	. . . .	4.4 + 2 + 2.1 2	. . . .	
Geranium molle	. . . .	. 2.2 . .	. . . .	+ 2.3 . .	. . . .	
Crepis taraxacifolia	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. + 1.1 + 2	
Medicago sativa	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. + 2.2 3	
Aphanes microcarpa	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Festuco-Crepidetum	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Festuca rubra	. . . .	2.2 2.3 2.3	4.4 .	3.3 2.2 .	. . 1.2 2.2 .	
Crepis capillaris	. . . + 2	. . . .	+ 2	. . . .	+ 1.1 . .	
Cynodon dactylon	. . . .	1.2 1.2 1.2	2.2 2.2 2.2	. . . .	. . . .	
Bellis perennis	1.2 1.2 1.2	2.2 2.2 2.2	. . 1.2 + 1.2	+ r . + .	. . + 2.2 +	
Lolium perenne	1.1 1.1 +	. . . +	1.1 . 2.2 . 2.2	1.1 . + 1.1 . 2.2 +	. . . .	
Trifolium repens	. . . .	2.2 2.2 .	. . . .	2.2 2.2 + .	1.2 . . .	
Prunella vulgaris	. . . .	2.2 3.3	1.2 1.2 .	2.2 2.2 .	. . . .	
Veronica serpyllifolia	. . . .	. . . .	. . . +	2.2 . . .	. . . .	
Leontodon autumnalis	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Molinio-Arrhenatheretum	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Taraxacum officinale	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Agrostis tenuis	1.2 2.2 3.3	2.2 . .	3.3 . .	2.2 . .	1.1 1.2 3.3 .	
Festuca pratensis	. . . .	. . . .	. . . +	1.1 . .	2.2 2.2 + 2.2 . 2.2 +	
Trifolium dubium	. . . .	. 1.1 1.2 + 2	. . . .	2.2 . .	1.2 . . 1.2 + .	
Poa pratensis	1.2 . . .	. 1.1 2.2 .	1.2 . . .	1.1 . . .	. . . .	
Cerastium fontanum	0.0 . . .	. . . +	2.2 . .	. . . .	. . . .	
Plantago lanceolata	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Poa trivialis	2.3 1.1 1.1	. . . .	1.1 . . .	. . . .	. . . .	
Veronica arvensis	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Medicago lupulina	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Agrostis stolonifera	1.1 . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Trifolium resupinatum	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Festuca arundinacea	. . . + 2	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Plantago major	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Leucanthemum vulgare agg.	. . . .	. . . .	. . . + 2	. . . .	. . . .	
Anthoxanthum odoratum	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Dactylis glomerata	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Bromus mollis	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Stellaria media	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Poa annua	1.2 + 1.2 .	. . 1.1 + .	+ 2.2 + 2.2	. . + 2.2 4.4	1.1 3.3 3.3	
Veronica cf. praecox	. . . .	. . . .	. . 1.1 + .	2.2 1.1 . .	. . 1.1 + 1.2	
Caucalis platycarpoides	. . . .	+ 2.1 2.2	. . . .	. . . .	. . . .	
Convolvulus arvensis	. . . .	. . . +	. . . .	. . . .	. . . .	
Stellaria media	. . . .	. . . +	. . . .	. . . .	. . . .	
Oxalis europaea	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Hordeum murinum	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Mosses	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	
Brachythecium spec.	. . . .	3.3 . . .	. . . .	5.5 . . .	. . . .	
Moos div. spec.	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	4.4 . . .	

## Erläuterung zur Tabelle 6

Subass. v. *Prunella vulgaris* KIENAST 1978 Ausb. von Sherardia arvensis HÜLB. 1986

CYNODO-TRIFOLIETUM SUBTERRANEUM Ass. nov.

Sp. IV

Subassoziation v. *Sherardia arvensis*

Sp. V

Subassoziation v. *Prunella vulgaris*

Sp. VI

Subassoziation v. *Crepis taraxacifolia*

Sp. VII

Subassoziation v. *Crepis taraxacifolia*

Sp. VIII

Subassoziation v. *Prunella vulgaris* KIENAST 1978

Autoren

(soweit nicht von HÜLBUSCH, K.H., SCHÖFFEL, R. und SCHOLZ, C. zusammen mit dem Verfasser):

Aufnahme-Nr. S3 von S. KRAUSS

Aufnahme-Nr. K63, K50, K45 und K19 aus HÜLBUSCH, K.H. 1986.

außerdem je einmal lfd. Nr. 2 Cardamine pratensis cf. lfd. Nr. 3 Ranunculus bulbosus  
2. Abiga regalis + 2. Carex spec. + humus cristaef. r. Viola spec. r. lfd. Nr. 4  
Veronica chamaedrys 1.1. Cynoglossum cristatum + 2. lfd. Nr. 5 Verbena officinalis + 2.  
Trifolium pratense + 1. lfd. Nr. 6 Viola cracca + 2. Raulia pratensis + 2. lfd. Nr. 7  
Honba polystachys 1.2. Carex hirta r. lfd. Nr. 8 Plantago lanceolata 1.1. Sonchus oleraceus1.1. Viola odorata r. lfd. Nr. 9 Agrostis capillaris 2.2.  
Hedera helix cf. salicifolium 1.1. Orophisops parviflora r. lfd. Nr. 10 Carex corynoidea  
2.2. Poa angustifolia 1.1. Carex dissecta + 2. lfd. Nr. 11 Festuca ovina  
2.2. Trifolium pratense 1.1. Hordeum vulgare 2.2. lfd. Nr. 12 Carduus hirsutus r.

Rumex pulcher r. 0. Angelica archangelica r. Hernaria glabra lfd. Nr. 14 Rumex acetosa lfd. Nr. 15 Sagina apetala 2.2. lfd. Nr. 16

\*. Rumex acetosa lfd. Nr. 17 Trifolium stellatum + 2.

Sp. I FESTUCO-CREPIDETUM HÜLB. et KIENAST in KIENAST 1978

Subass. v. *Prunella vulgaris* Var. von *Veronica filiformis* KIENAST 1978

FESTUCO-CREPIDETUM HÜLB. et KIENAST in KIENAST 1978

Sp. II-III

einer Mutterpflanze zahlreiche Klone entstehen. Die so vermehrten Individuen breiten sich in der Rasenfläche rasch aus. Die Verbreitungsstrategie des annuellen Bodenfrüchtigen Klees (*Trifolium subterraneum*) ist ähnlich. Er ist ebenfalls von niedrigem Wuchs. Nach dem Fruchten der niedrig liegenden Blütenstände versenkt er seinen Samen durch Herabbiegen der Fruchthälfte. Infolge dieser 'Selbstaussaat' kann er rasch und dauerhaft ein Rasenstück, auf das er spontan gelangte, besiedeln. In Bordeaux waren drei Ausbildungen dieser Scherweiden zu beobachten.

### Ackerröte-Hundszahn-Rasen

(CYNODO-TRIFOLIETUM SHERARDIETOSUM subass. nov.: Tab. 6 Sp. IV - nomenklatorischer Typus: Ifd. Nr. 9)

Die Rasen jüngerer Standorte werden durch das bulbartige Vorkommen der Ackerröte (*Sherardia arvensis*) gekennzeichnet. Sie siedelt auf Abstandsflächen des Geschoßwohnungsbaus und in kleineren Stadtteilparks. Die Scherweiden werden nur mäßig intensiv gepflegt. Eine Bewässerung erfolgt nur bei Bedarf. Der Bedarfsfall für eine Bewässerung wird bei den Scherweiden im Abstandsgrün des Geschoßwohnungsbaus früher gesehen, sodaß sich dichtere und grünere Rasen (Var. v. *Ranunculus repens*, Ifd. Nr. 8) entwickeln, deren Habitus an die Bewässerungsrasen erinnert. Die der öffentlichen Pflege unterstehenden Ackerröte-Hundszahn-Rasen werden seltener bewässert. Die bis zu 10 cm tief wurzelnde Ackerröte (*Sherardia arvensis*) (OBERDORFER, E., 1990: 761) kann die periodische Trockenheit gut überstehen. In die durch Trockenheit entstehenden Vegetationslücken können annuelle Arten (*Veronica praecox*, *Caucalis platycarpus*) einwandern. Mit Ferkelkraut (*Hypochoeris radicata*) und Rauhem Herbstlöwenzahn (*Leontodon hispidus*; typische Variante Ifd. Nr. 9, 10) deutet sich eine Entwicklung der Rasen zur typischen Ausbildung des Hundszahn-Rasens an.

Die Subassoziation der Ackerröte grenzt an die *Sheradria arvensis*-Ausbildung mitteleuropäischer und mediterraner Scherweiden (Tab. 6 Sp. II - III). Während die *Sheradria*-Ausbildung des FESTUCO-CREPIDETUM's im mediterranen Klima (Aix-en-Provence) die Folge von Bewässerung und Düngung ist, im subatlantischen (Kasseler) Klima sich in überalterten lückigen Rasen einstellt, weist die Subassoziation von *Sheradria arvensis* innerhalb des CYNODO-TRIFOLIETUM's im euatlantischen Klima Bordeaux' auf nachlassende Rasenpflege und geringe Mahdhäufigkeit hin (HÜLBUSCH, K.H., 1986b: 45-46; LECHENMAYR, H. 1994:178).

### Hainsimsen-Hundszahn-Rasen

(CYNODO-TRIFOLIETUM TYPICUM: Tab. 6 Sp. V - nomenklatorischer Typus: Ifd. Nr. 13)

In den gealterten Rasen der großen Parkanlagen (Jardin public, Jardin botanic) haben sich zu den bestandsbildenden Gräsern (*Cynodon dactylon*, *Festuca rubra*, *Lolium perenne*, *Agrostis tenuis*, *Festuca pratensis*) zahlreiche Kräuter (*Hypochoeris radicata*, *Leontodon hispidus*, *Cerastium glomeratum*, *Achillea millefolium*) eingestellt, die das Bild der Rasen dominieren. Stet findet sich in ihnen die Hainsimse (*Luzula campestris*), die auf sandigen, nährstoffarmen Substraten gute Wuchsmöglichkeiten hat. Sie ist für gealterte Scherweiden (FESTUCO-CREPIDETUM) hagerer sandiger Standorte charakteristisch (HARD, G., 1983c; GUTTE, P., 1984).

Der Hainsimsen-Hundszahn-Rasen besiedelt große zusammenhängende Rasenflächen, deren Betreten verboten ist. Sie werden häufig gemäht, jedoch nicht oder nur geringfügig bewässert, gedüngt und geherbizidet. Das Mahdgut wird abgefahren. Bei Störungen der Vegetationsdecke, die häufig durch tiefe Mahd auf leichten Bodenerhebungen stattfinden, stellen sich auf sonnigen, trockenen Standorten annuelle Ackerunkrautarten (*Veronica praecox*, *Caucalis platycarpus*, Variante v. *Geranium molle*, Ifd. Nr. 11, 12) ein, während in schattigen oder bodenfrischeren Bereichen das Einjährige Rispengras (*Poa annua*, typ. Variante, Ifd. Nr. 13, 14) mächtiger wird.

Tabelle 7:

## Parkwiesen

laufende Nummer (lfd. Nr.)	1	2
Nummer der Aufnahme	19	18
Aufnahmegröße (m <sup>2</sup> )	15	25
Deckung Phanaerogame (%)	70	80
Deckung Kryptogame (%)	90	90
Artenzahl	32	33
<i>Anthoxanthum odoratum</i>	2.2	2.1
<i>Sieglingia decumbens</i>	2.1	1.2
<i>Cynosurus cristatus</i>	1.1	2.1
<i>Lychnis flos-cuculi</i>	2.2	+.2
<i>Holcus lanatus</i>	1.1	2.2
<i>Trisetum flavescens</i>	1.1	2.1
<i>Festuca pratensis</i>	1.1 <sup>0</sup>	2.3
<i>Ranunculus acris</i>	1.1	1.1
<i>Trifolium subterraneum</i>	+.2	1.2
<i>Cynodon dactylon</i>	+	2.2
<i>Bromus mollis</i>	+	1.1
<i>Oenanthe pimpinelloides</i>	+	1.2
<i>Lathyrus nissolia</i>	+	1.1
<i>Linum narbonense</i>	r	1.1
<i>Poa trivialis</i>	+.2	+
<i>Plantago lanceolata</i>	+	+
<i>Juncus acutiflorus</i>	5.5	.
<i>Prunella vulgaris</i>	1.1	.
<i>Trifolium repens</i>	1.1	.
<i>Trifolium pratense</i>	+.2	.
<i>Dactylis glomerata</i>	+	.
<i>Juncus conglomeratus</i>	+	.
<i>Leucanthemum vulgare agg.</i>	+	.
<i>Hypochoeris radicata</i>	+	.
<i>Trifolium dubium</i>	+	.
<i>Rubus cf. caesius juv.</i>	+	.
<i>Fraxinus excelsior Klg.</i>	+	.
<i>Senecio jacobaea juv.</i>	+	.
<i>Serapiss lingula</i>	r	.
<i>Vicia cracca</i>	r	.
<i>Luzula campestris</i>	.	2.2
<i>Carex hirta</i>	.	2.2
<i>Geranium dissectum</i>	.	2.2
<i>Agrostis tenuis</i>	.	1.1
<i>Agropyron repens</i>	.	1.1
<i>Carex muricata agg.</i>	.	+.2
<i>Lathyrus pratensis</i>	.	+.2
<i>Alopecurus bulbosus</i>	.	+.2
<i>Carex remota</i>	.	2
<i>Poa annua</i>	.	+
<i>Potentilla reptans</i>	.	+
<i>Epilobium spec.</i>	.	+
<i>Ajuga reptans</i>	.	+
<i>Poa angustifolia</i>	.	+
<i>Carex vulpina</i>	.	+
Moos	5.5	5.5

## Blasenpippau-Hundszahn-Rasen

(CYNODO-TRIFOLIETUM CREPIDETOSUM TARAXACIFOLIA  
subass. nov.: Tab. 6 Sp. VI - nomenklatorischer  
Typus: lfd. Nr. 16)

In lückigen Rasen sandiger Substrate in kleineren 'Stadtteilparks' kann der Hundszahn auffällig dominant werden. Neben der hier mächtigen Einjährigen Rispe (*Poa annua*) sind Gräser (*Lolium perenne*, *Agrostis tenuis*, *Festuca pratensis*) unauffällig am Vegetationsbestand beteiligt. Kräuter (z.B.: *Trifolium subterraneum*, *Achillea millefolium*, *Plantago lanceolata*) bestimmen das Bild der struppigen inhomogenen Rasen. In ihnen sind die auffällig regelmäßig gezähnten dunkelgrünen Rosettenblätter des Blasenpippaus (*Crepis taraxacifolia*) prägend. Vereinzelt bildet der Gefleckte Schneckenklee (*Medicago maculata*) größere Flecken. In den lückigen Beständen finden die Annuellen Ackerfrauenmantel (*Apianthes microcarpa*) und Frühlings-Ehrenpreis (*Veronica praecox*) gute Wuchsmöglichkeiten. Der lückige struppige Wuchs zeigt die geringe Pflegeintensität, mit der die Stadtteilparks bedacht werden. Der so entstandene, leicht ruderale Charakter der Rasen erleichtert ihren Gebrauch, da er die Nutzung abbildet.

## Parkwiesen (Tab. 7)

Entlang von großen neuen Verkehrsstraßen und in den großen weiten Grünflächen des Campus wuchsen wiesige Rasenbestände. Ihr blühender Aspekt wurde von Kuckuckslichtnelke (*Lychnis floscuculi*), Scharfem Hahnenfuß (*Ranunculus acris*), Wasserfenchel (*Oenanthe pimpinelloides*) und Blattloser Platterbse (*Lathyrus nissolia*) bestimmt. Besonders das Vorkommen der Orchidee (*Serapias lingua*) in einer städtischen Grünfläche lenkte unsere Aufmerksamkeit auf diese Rasen. Zweifellos sind die wiesigen Bestände ein Relikt der Vornutzung des Geländes als Acker oder Grünland. Weitergehende Interpretationen, z.B. hinsichtlich der Art und Intensität der Vornutzung, Einflüsse der Bauphasen und Pflege, Sukzessionstendenzen etc. wären nur im Vergleich mit Grünlandgesellschaften der Umgebung 'Bordeaux' möglich. Da wir über diese Informationen nicht verfügen, geben wir die Parkwiesen in einer Stetigkeitstabelle (Tab. 7) wieder.

## Weiden in der Stadt

Die kurzgeschorenen städtischen Rasen erinnern an Weiden. Auf ihnen weiden jedoch keine Kühe. Sie finden sich in städtischen Kontexten mit Wohn- und Verwaltungsgebäuden bestückt oder in Parkanlagen mit Zierpflanzungen umgeben und gerahmt. Offenkundig ungenutzt dienen sie lediglich zur Zierde der Stadt oder

der von ihnen umgebenen Bauwerke. Ihr alltagsweltlicher Name 'Zierrasen' verdeutlicht treffend den (Nicht-)Gebrauchswert der von ihnen besiedelten Flächen. Die alltagsweltliche Kontextualisierung ist am (Nicht-)Gebrauch orientiert, während die vegetationskundige Bezeichnung 'Scherrasen' oder gar 'Scherweide' (HÜLBUSCH, K.H. 1986b) auf die optische und floristische Verwandtschaft zu den (Vieh-)Weiden hinweist und die hermeneutische Interpretation des Paradoxons einer vermeintlich durch Nutzung geprägten Weide auf offenkundig nicht bärbarlich genutzten städtischen Standorten nahe legt. Die gärtnerische Herstellung von Frischweidengesellschaften ohne produktive Absichten dient zur Repräsentation und Präsentation städtischen Reichtums. Die Scherweide erweist sich als demonstrativer Aufwand (VEBLEN, Th. 1989: 134-136), mit dem städtische Inwertsetzungen begründet und vergoldet werden. "Je mehr Fläche die Scherweide im Landschaftsgarten (besser -park, BS) vor dem Schloß einnahm, desto reicher war der Besitzer" LECHENMAYR, H., 1994: 164). Je größer die Rasen der städtischen Grünflächen und je reingrasiger ihr Aufwuchs, desto reicher scheint die Stadt.

Den Städtern und Städterinnen nützen die gepflegten Rasen allerdings wenig

"Die Effekte der Begrünung öffentlicher Freiräume waren denen der älteren Landschaftsgärtnerie auf dem Lande oft sehr ähnlich: Sie bestanden und bestehen bis heute vor allem in der Vertreibung und Aussperrung der spontanen und sozial eingespielten Nutzungen, in der Vernichtung der historisch angewachsenen Vegetation und vielfach auch in einer Nivellierung der überkommenen Kulturlandschaft. ... Über die großen Grünflächen verfügen meist nicht die Bewohner (die ihre Anlagen oft nicht einmal zu betreten, sondern zu schützen hatten); Verfügbar waren und sind vielfach noch immer die Administration, die Gärtner und Hausmeister der Wohnungsbaugesellschaften" (HARD, G. 1985b: 279, 281, Klammerzusatz im Original).

Die über die Ästhetik der gepflegten Rasen vermittelte Information ist eindeutig: Betreten verboten.

Die Scherweiden, als Ausdruck des administrativen Zugriffs auf die Freiräume in der Stadt, sind heute wohl kosmopolit verbreitet<sup>1)</sup>. In reichen Gesellschaften, "in denen sich das Prinzip der demonstrativen Verschwendug am gebieterischsten durchsetzt" (VEBLEN, Th., 1989: 171), wandeln sich Moden rasch. In Deutschland wurde die Mode des krautfreien Zierrasens im Zuge der 'Naturgärtnerie' (SCHÜRMAYER, B., u. VETTER, Ch.A., 1982) durch artenreiche Ökowiesen ersetzt. Anlaß waren die infolge immensen Flächenzuwachses durch Begleitgrün in den 60er und 70er Jahren gestiegenen Pfegekosten (s. z.B. ALBERTSHAUSER, E. M., 1982; zur Kritik BARTUNG, L., 1987). Der grünplanerische und vulgärloristische Versuch negiert die freiraumplanerische Bedeutung, die Rasenflächen als Element brauchbarer und aneigenbarer städtischer Freiräume haben bzw. haben könnten. Das Leitbild des kurzen Rasens wurde ersetzt durch das Leitbild der 'bunten' Wiese; übrigens zu dem Zeitpunkt, als die Glathafewiesen (ARRHENATHERETALIA) als Ausdruck der Industrialisierung der landwirtschaftlichen Produktion zu Queckengrasland (AGROPYRO-RUMICION) wurden (LÜHRS; H., 1995). Neu ist, daß der modische Wandel des grünplanerischen Leitbildes vulgärloristisch begründet wird. Mit "verschiedenen Mahdsystemen" versucht z.B. MÜLLER (N., 1986: 2) "artenreiche Arrhenathereten" (ebenda: 6) zu schaffen. Die Aussperrung der Leute wird subtiler: Wer einen Zierrasen betritt, verärgert lediglich die zuständige Administration, wer aber in eine 'Öko-Wiese' läuft gefährdet (vermeintlich) unser aller Ökosystem (vgl. GAMM, G., 1985, SAUERWEIN, B., 1995). In Abhängigkeit von Klima und Böden stellen sich spontane Arten in den ursprünglich angesäten Zierrasenmischungen ein, die ihre standörtlichen Ausbildungen prägen. Es entwickelten sich unter der häufigen Schur Rasen, die aufgrund ihrer floristischen Zusammensetzung soziologisch

<sup>1)</sup> Aus semiariden Klima jenseits des Ozeans teilt E.J. KLAUCK (1995) briefl. eine andere von *Cynodon dactylon* dominierte Scherweide mit: Dalles/Texas, USA. 1993, ... vor Hotel in Irving. ... trocken, basisch, ruderal beeinflußt, ca. 10-15x Mahd pro Jahr, F=3x3m, D=100%, abgemähd (5cm hoch): *Cynodon dactylon* 5.5, *Bromus japonica* 1.1, *Aristada glabra* 1.1, *Castilleja confusa* +.2, *Bouteloua gracilis* +, *Plantago purshii* r<sup>o</sup>, *Tradescantia* spec. +, *Agropyron dasystachium* +, *Sphaeralcea cocconeae* +.

den Weiden (CYNOSURION) angehören (GUTTE, P., 1984; KIENAST, 1978; MÜLLER, N., 1988). In ihnen fanden selbst floristische Raritäten neue Wuchsmöglichkeiten (z.B. *Poa bulbosa* in Kassel, MOES, G. u. SAUERWEIN, B., 1995). Dominierender Standortfaktor ist die Pflege der Räsen. Sie bestimmt die Ausbildung der Scherweiden und reproduziert und manifestiert damit die an die Zierrasenflächen gebundene soziale Information (Lesbarkeit). Die Scherweiden Bordeaux ähneln nicht nur im kurzen Habitus und in ihrer floristischen Zusammensetzung mitteleuropäischen Vegetationsbeständen, auch war der soziale Umgang mit ihnen ähnlich. Aufgrund des überall herrschenden Strebens nach reinen Zierrasenflächen konnten wir in der Scherweidentabelle mühe los Aufnahmen aus Kassel und Aix en Provence zu den Scherweiden Bordeaux' stellen.

### **Subatlantische Frischweiden in euatlantischen Städten**

Die Aufnahmen von Aix en Provence und Kassel (Sp. I, lfd. Nr. 3, Sp. II, III) verdeutlichen die Verwandtschaft der Scherweiden Bordeaux' zu den mitteleuropäischen Scherweiden (FESTUCO-CREPIDETUM). Im euatlantischen Klima, wie im mediterranen Klima Aix en Provence, von dessen Scherweiden HÜLBUSCH (1986b) berichtet, sind Pippau-Scherweiden (FESTUCO-CEPIDETUM) jedoch nur durch Bewässerung und Betretungsverbot herstellbar.

Extensiv gepflegte Scherweiden Bordeaux' grenzen sich durch stetes und z.T. mächtiges Vorkommens von Hundszahn (*Cynodon dactylon*) und von Bodenfrüchtigem Klee (*Trifolium subterraneum*) deutlich von mitteleuropäischen Scherweidengesellschaften ab (Sp. IV-VI), so daß hier die Bildung einer eigenen Assoziation mit subatlantischer Verbreitung gerechtfertigt erscheint. Es besteht die Möglichkeit, daß Hundszahn bei der Anlage der Räsen miteingesät wurde (HUBBARD, C.E., 1973: 363) und sich ausbreitete. Dies ist angesichts des sperrigen Habitus des Grases, der in keiner Weise dem eines Zierrasengrasses entspricht, seiner Zunahme in ruderalen Scherweiden und dem häufigen spontanen Vorkommen auf anderen Standorten Bordeaux' wenig wahrscheinlich. Vermutlich haben sich die Hundszahn-Räsen aus Ansäften, die auch Rotschwinge (*Festuca rubra*) enthielten, entwickelt. Auf den sandigen Böden finden hagerkeitertragende Arten (z.B. *Hypochoeris radicata*, *Leontodon hispidus*, *Luzula campestris* u.a.) in gealterten Rasenbeständen gute Wuchsmöglichkeiten. Sie zeigen die Verwandtschaft der Gesellschaft mit der hageren Ausbildung des FESTUCO-CREPIDETUM's (vgl. HARD, G., 1983c: 324, Tab. 2 Sp. 1.1 Ausbildung mit *Thymus serpyllum*) und mit trockne Standorte besiedelnden Subassoziation des Gänseblümchenrasens ("BELLIDETUM PLANTAGINETOSUM MEDIAE", GUTTE, P., 1984: 183ff, Tab. 1b) an. In den gepflegten und gealterten Subassoziationen (SHERADIETOSUM und typicum Sp. IV, V) ist sie am deutlichsten zu erkennen. Mit abnehmender Pflegeintensität werden in der Assoziation des Blasenpippaus (CREPIDETOSUM TARAXACIFOLIA) andere Standortfaktoren dominant und die floristische Verwandtschaft zum FESTUCO-CREPIDETUM undeutlich.

Die Betrachtung der Scherweiden Bordeaux' zeigt uns drastisch, wie die Nutzung der Freiräume durch grünplanerischen und gärtnerischen Zugriff behindert wird. Die Pflege ist nicht an der Herstellung nutzbarer und nachhaltig brauchbarer Freiräume interessiert. Sie versucht ein im mitteleuropäischen Raum entstandenes und geprägtes Leitbild des Zierrasens im wärmeren euatlantischen Klima zu reproduzieren. Dies ist nur durch intensive Pflege möglich. Bei nachlassender Pflege oder bei Gebrauch der Räsen zeigen sie in den wärmeren Klimaten rascher einen ruderalen Charakter, wie z.B. die Aufnahmen von "Vielschnitrasen" aus Jugoslawien (SCHULTE, W., 1989: 219: Tab. 7) bei vegetationskundiger Interpretation sicherlich belegen würden. Um das angestrebte Ziel, einen krautfreien Zierrasen, in extremen Klimata zu erreichen, muß nicht nur die Pflege intensiver, der Kapital- und Arbeitsaufwand höher, sondern auch die Aussperrung der Leute rabiater sein. Dies konnten wir bei unseren Spaziergängen beobachten: In Parks bewachten sogar Wächter mit Trillerpfeife das Befolgen der Parkordnungen. Im Abstandsgrün des sozialen Wohnungsbaus haben Anwohner und Anwohnerinnen, die uns von der Aufnahmefläche verscheuchten, den Zugriff der Wohnungsverwaltungen verinnerlicht. Die Räsenflächen werden nicht betreten. Sie sind als Freiraum nicht verfügbar. In sommertrockenen

Gebieten stellt sich zudem die Frage, ob die Trinkwasservorräte nicht besser verwendet werden können, als zur aufwendigen Anlage von Zierrasen".

### Bekannte Vegetation mit fremder Flora

Die Vegetation Bordeaux<sup>1)</sup>, der wir auf unseren Spaziergängen begegneten, hat vieles mit der uns bekannten Stadtvegetation Mitteleuropas gemeinsam. Der Habitus und die Zonierung der Trittgesellschaften, der Säume, der Staudenfluren und der Scherweiden, ist mit denen mitteleuropäischer Vegetationsbestände identisch. Gleichwohl sind florengeographisch bedingt andere Arten (*Plantago coronopus*, *Polycarpon tetraphyllum*, *Cynodon dactylon*, *Trifolium subterraneum* u.a.) maßgeblich am Vegetationsaufbau beteiligt, die die Abgrenzung neuer regionaler Assoziationen (POLYCARPION-Gesellschaften, CYNODO-TRIFOLIETUM) sinnvoll erscheinen lassen. Trotz der geobotanischen Besonderheiten der fremden Flora erschließt die Vegetation im Rückgriff auf höhere Syntaxa und bei der Beobachtung der Zonierung den Gebrauch und die Gebrauchsmöglichkeiten städtischer Freiräume.

Unsere erste und auffälligste Beobachtung war, daß wenig spontane Vegetation aufwachsen konnte. Intensive Pflege und rabiater Herbizideinsatz behinderten ihre Entwicklung in der ganzen Stadt, jedoch in den verschiedenen Stadtquartieren unterschiedlich stark. Die Verbreitung der Vegetation zeigte, welche Freiraumnutzungs- und -aneignungsmöglichkeiten den Leuten über die Bebauung ermöglicht und zugestanden oder verhindert werden und wie die städtische Grünpflege die Aneignung erschwert. Großflächige artenreiche Bestände und assoziationsreiche Sigmavergesellschaftungen wuchsen ausgeprägt nur in Quartieren des Sozialen Geschoßwohnungsbau und in Mehrfamilienhausquartieren, in denen die Bewohner und Bewohnerinnen einen hohen Anteil an der Verwaltung der Straße hatten, am Rande der Stadt. Offensichtlich zieht sich die öffentliche Grünpflege und Stadtreinigung wegen des geringen Sozialstatus der Bewohner (KRAH, G., 1988; HARD, G., 1985) bzw. wegen ihrer örtlichen Zuständigkeit aus diesen Quartieren zurück. In den Abstandsflächen und Pflanzbeeten des Geschoßwohnungsbau führt dies zu z.T. flächig ausgebreiteten Mäusegerstenfluren (HORDEETUM). In den Straßenfreiräumen der Mehrfamilienhausquartiere entwickeln sich annuelle Trittgesellschaften (POLYCARPION) und Saumgesellschaften mit Grüner Hirse (*Setaria viridis*-Säume), die die Nutzung und die Nutzungsmöglichkeiten der Straßenfreiräume belegen (vgl. BÖSE, u. H. SCHÜRMAYER, B., 1984). Die feine interne Differenzierung dieser Bestände sowohl in der linearen parallel zur Straße verlaufenden Zonierung als auch in ihrer grundstücksweise veränderten 'Segmentierung' verdeutlicht die in diesem Quartier fein abgestuften Nutzungen und sozialen Zuständigkeiten. Hierin hat die hohe Gesellschaftsdiversität, wie Pflanzensoziologinnen und Pflanzensoziologen dies ohne Reflexion ihres Ursprungs nennen würden, nicht nur in innerstädtischen Bereichen ihre Ursache (HÜLBUSCH, K.H., BÄUERLE, H. et al., 1979: 130ff; GRUNDLER, H., LÜHRS, H. u. STOLZENBURG, H.J., 1992).

Je mehr wir uns der Innenstadt und ihren repräsentativen Orten näherten, desto artenärmer wurden die Vegetationsbestände, die wir seltener vordanden. Durch Pflege wurde ihre Entwicklung verhindert. Besonders intensiv gepflegte Orte wirken wie neu, ungenutzt. Das Pendant zu diesen vegetationslosen Plätzen stellen die dort angelegten Bewässerungsrasen dar. In dem euatlantischen Klima entwickeln sich diese Vegetationsbestände nur bei intensiver Pflege und Bewässerung. Ihre Anlage in kleinfächigen Beeten zeigt deutlich, daß an eine Nutzung der Flächen nicht gedacht wurde. Sie sind

<sup>1)</sup> Nicht nur in Südeuropa, auch in den USA werden die Scherweiden bewässert. KLAUCK (E.J. briefl.) teilt mit, daß in Santa Fé, einer Stadt mit wenig Trinkwasservorrat, die Zierrasen ebenfalls regelmäßig bewässert werden.

lediglich das als Zierde gewollte Begleitgrün der Gehwege und Gehflächen, auf die die Freiraumnutzungen beschränken sollen.

Bei der tabellarischen Auswertung unserer Aufnahmen erstaunte uns, wie sehr sie in ihrer floristischen Zusammensetzung den Städten Mittel- und Kontinentaleuropas ähnelten. Geobotanische oder klimatische Gegebenheiten spielen bei der Entwicklung spontaner Vegetationsbestände in der Stadt offensichtlich eine untergeordnete Rolle. Bestimmend für ihre Ausbildung ist die Nutzung der Freiräume bzw. deren Verhinderung durch Stadt- und Grünplanung. Gleichwohl sind die spontanen Vegetationsbestände im geobotanischen Kontext zu sehen. Eine z.B. in Mitteleuropa verbreitete Gesellschaft kann in Bordeaux extremere Standortbedingungen charakterisieren. Der gärtnerische Zugriff und die Aussperrung der Leute wird über die in regenreichen subatlantischen Klimaten verbreiteten Bewässerungsräsen besonders deutlich.

Die lokalen Standortbedingungen kommen am deutlichsten in Gesellschaften, die lange Zeit kontinuierlicher Nutzung oder Pflege unterlagen, in den mäßig herbizidbelasteten Trittgesellschaften (*POLYCARPION*-Gesellschaft, *PLANTAGO-LOLIETUM*) und in den extensiven Scherweiden (*CYNODO-TRIFOLIETUM*) zum Ausdruck. Dies zeigt, wie sehr Stadtplanung und Grünpflege lokale Standortbedingungen überlagern und ihre unterschiedlichen Gebrauchsmöglichkeiten tendenziell zu einer einheitlichen Nicht-Brauchbarkeit nivellierten.

#### Dank

Mein Dank gilt zunächst KIWI, mit dem ich lehrreiche (nicht nur) vegetationskundige Spaziergänge (nicht nur) durch Bordeaux unternehmen konnte. Mit C. SCHOLZ und R. SCHÖFFEL habe ich die Vegetationsaufnahmen in Bordeaux gemacht und die Tabellen geordnet. Eberhard J. KLAUCK gab mir wertvolle vegetationskundige und syntaxonomische Hinweise und stellte mir eine Vegetationsaufnahme aus Dallas, Texas (USA) zur Verfügung. Helmut LÜHRS wies mich auf den postmodernen Charakter der 'Mülltheorie' L. BURCKHARDTs und auf die offensichtliche Abhängigkeit des *HORDIETUM*'s von grüngärtnerischen Pflegearbeiten hin. H. LECHENMAYER gab mir Hinweise zur Interpretation der Scherweiden und zusammen mit B. AUERSWALD wertvolle Hinweise zum Beschreiben der Tabellen und zum inhaltlichen Textaufbau. B. BÖTTCHER las den Text aufmerksam redaktionell. Ihnen allen gilt mein Dank!

#### Literatur:

- Albertshauser, Edgar Michael 1982: Ökonomisch-ökologische Wildblumenwiesen. Forderung, theoretische Artenauswahl, Artenzusammenstellung, Bestandsaufbau, Orientierungshilfen. Das Gartenamt 31: 521-529. Hannover, Berlin.
- Appel, Andrea 1992: Reisen ohne das Weite zu Suchen. Notizb. d. Ks. Sch. 26 'Reise oder Tour': 9-71. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Auerswald, Birgit 1993: Gärtnerische Erfahrungen mit selektiver Freiraumpflege. Notizb. d. Ks. Sch. 29 'Gut gesät': 153-176. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Auerswald, Birgit, Bärenweiler, Rainer et al. 1991: Bilder und Berichte - Lernen und Lehren. Notizb. d. Ks. Sch. 20. 128 Seiten. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Auerswald, Birgit, Beekmann, Helena et al. 1991: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen ... diesmal: Bockholmwik in Angeln. Studienarbeit am FB Stadt- und Landschaftsplanung GhK. 284 Seiten + Tabellenanhang. Msgr. Kassel.
- Bartung, Lutz 1987: Ein alter Hut: die Bioökologische Stadtgrünpflege. Notizb. d. Ks. Sch. 97 Seiten + Tabellenanhang. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation.
- Bekeszus, Katrin, Braun, Ulrike et al. o.J. Gesucht: Gärtnergrün + Bodenrente. Fahndungsprotokoll vom PlanerInnenseminar in Osnabrück. Msgr. 122 Seiten. Kassel.
- Bellin, Florian 1995: 110 ha Entwurf. Diplomarbeit am FB Stadt- und Landschaftsplanung Gh Kassel.
- Böse, Helmut und Schürmeyer, Bernd 1984: Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft. Das Gartenamt 33: 537-550. Patzer Verlag. Hannover, Berlin. (Reprint in Notizb. d. Ks. Sch. 10 'Nachlese Freiraumplanung': 136 - 160. Kassel).

- Brandes, Dietmar 1982: Das Sambucetum *ebuli* Felf. 1942 im südlichen Mitteleuropa und seine geographische Gliederung. *Tuexenia* 2: 47-60. Selbstverlag der Floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft. Göttingen.
- Brandes, Dietmar 1987: Die Siedlungs- und Ruderalvegetation der Wachau (Österreich) *Tuexenia* 9: 183-197. Selbstverlag der Flor.-soz. Arbeitsgem., Göttingen.
- Brookhuis, Norin, Horst, Axel W. et al. 1992: Die Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. Notizb. d. Ks. Sch. 24: 3-112. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation.
- Burckhardt, Lucius 1985: Die Kinder fressen ihre Revolution. 440 Seiten. DuMont. Köln.
- Die verärgerten Desinteressierten 1985: Etudiants, on se moque de vous. Eine Exkursionserfahrung unter dem Motto: "Wir sitzen doch alle im gleichen Bus". Studienarbeit am FB Stadt- und Landschaftsplanung GhK. Mskr. Kassel.
- Dierschke, Hartmut, Hülbusch, Karl Heinrich und Tüxen, Reinhold 1973: Eschen-Erlen-Quellwälder am Südwestrand der Bückeberge bei Bad Eilsen, zugleich ein Beitrag zur örtlichen pflanzensoziologischen Arbeit. Mitt. d. Flor.-soz. Arbeitsgem. NF 15/16: 153-164. Selbstverlag. Todenmann, Göttingen.
- Dietrichsen, Dieter 1993: Trümmerarbeit. konkret 1993/2: 52-55. Gremliza Verlag. Hamburg.
- Doyle, Arthur Conan 1977: Sherlock Holmes 3 Bd. Ullstein GmbH. Himberg (Österreich).
- Frahm, Jan-Peter u. Frey, W. 1983: Moosflora. 522 Seiten. Eugen Ulmer. Stuttgart.
- Gamm, Gerhard 1985: Simulierte Natur. Konkursbuch 14: 47-74. Konkursbuchverlag. Tübingen.
- Ginzburg, Carlo 1983: Spuren Sicherung. Dergl. (Hrg.): Spuren Sicherung: 61-96. Berlin.
- Glahn, Helmut v. 1968: Der Begriff des Vegetationstyps im Rahmen eines allgemeinen naturwissenschaftlichen Typenbegriffes. TÜXEN, R. (Hrg.): Ber. d. Int. Symp. d. Int. Vereinigung f. Vegetationskunde 'Pflanzensoziologische Systematik': 1-14. Den Haag.
- Gödde, Michael 1986: Vergleichende Untersuchung der Ruderalvegetation der Großstädte Düsseldorf, Essen und Münster. (Hrg.): Oberstadtdirektor Düsseldorf. Manuskriptdruck. 273 Seiten + Anhang. Düsseldorf.
- Grüll, Frantisek 1981: Fytocenologicka charakteristika ruderalnich spolecenstev na uzemi mesta Brna Studie CSAV 10. 127 Seiten (dt. Zusammenfassung). Praha.
- Grunder, Hubert u. Lührs, Helmut 1993: Straßenbegleitgrün in der Krise. Notizb. d. Ks. Sch. 27 'Vom Rand zur Bordüre': 1-99. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Grundler, Hubert, Lührs, Helmut und Stolzenburg, Hans Jürgen, 1992: Der Landschaftsplan für die Stadt. Notizb. d. Ks. Sch. 24: 114-238. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Gutte, Peter 1966: Die Verbreitung einiger Ruderalpflanzengesellschaften in der weiteren Umgebung von Leipzig. Wiss. Z. Univ. Halle 20(6): 937-1010. Halle.
- Gutte, Peter 1972: Ruderalpflanzengesellschaften West- und Mittelsachsens. Feddes Repertorium 83(1-2): 11-122. Berlin.
- Gutte, Peter 1984: Die Vegetation Leipziger Rasenflächen. Gleditschia 11: 179-197. Berlin.
- Gutte, Peter und Krah, Gudrun 1993: Saumgesellschaften im Stadtgebiet von Leipzig. Gleditschia 21: 213-244. Berlin.
- Hard, Gerhard 1983: Gärnergrün und Bodenrente. Beobachtungen an spontaner und angebauter Stadtvegetation. Landschaft und Stadt 15(3): 97-104. Stuttgart.
- Hard, Gerhard 1983b: Die spontane Vegetation der Wohn- und Gewerbegebiete von Osnabrück (II). Osnabrücker naturw. Mitt. 10: 97-142. Osnabrück.
- Hard, Gerhard 1983c: Vegetationsgeographische Fragestellungen in der Stadt. Am Beispiel der Osnabrücker Scherrasen (*Festuco-Crepidetum capillaris*). Ber. z. dt. Landeskunde 57(2): 317-342. Selbstverlag des Zentralausschuß für dt. Landeskunde. Trier.
- Hard, Gerhard 1985: Vegetationsgeographie und Sozialökologie einer Stadt. Ein Vergleich zweier "Stadtpläne" am Beispiel von Osnabrück. Geographische Zeitschrift 73(3): 125-144. Stuttgart.
- Hard, Gerhard 1985b: Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet. Klagenfurter Geographische Schriften 6 (Festschrift Elisabeth Lichtenberger): 29-52. Klagenfurt. Zitiert nach Rerpint in HARD, G. 1990: 273-295.
- Hard, Gerhard 1990: Hard-Ware. Notizb. d. Ks. Sch. 18: 360 Seiten. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hard, Gerhard u. Kruckemeyer, Frauke 1992: Stadtvegetation und Stadtentwicklung. Die Lesbarkeit eines trivialen Bioindikators. Ber. z. Dt. Landeskunde 66(1): 33-66. Trier.
- Harvey, David 1987: Flexible Akkumulation durch Urbanisierung: Reflektionen über 'Postmodernismus' in amerikanischen Städten. Prokla 69: 109-131. Berlin.
- Hubbard, Charles Edward 1973: Gräser. 461 Seiten. Eugen Ulmer. Stuttgart.

- Hülbusch, Karl Heinrich 1978: Diskussionsbeitrag zu KIENAST, D.: Kartierung der realen Vegetation des Siedlungsgebietes der Stadt Schleswig mit Hilfe von Sigmagesellschaften. TÜXEN, R. (Hrg.): Ber. d. Int. Symposien der Int. Vereinigung f. Vegetationskunde. 'Assoziationskomplexe': 348-349. Cramer-Verlag. Vaduz.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1980: Die Pflanzengesellschaften von Osnabrück. Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. 22: 51-75. Selbstverlag. Göttingen.
- Hülbusch, Karl Heinrich, 1985: Professurs, on se moque de vous. Msgr. 2 Seiten. Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich, 1986: Eine pflanzensoziologische "Spurensicherung" zur Geschichte eines Stücks Landschaft. Landschaft und Stadt: 18(2): 60-72. Hannover.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1986b: Sherardia arvensis in Scherweiden. Hess. Flor. Briefe 35(3): 45-47. Verlag der Stadt Darmstadt. Darmstadt.
- Hülbusch, Karl Heinrich 1987: Ein Beitrag zur pflanzensoziologisch-vegetationskundlichen Arbeit. 19 Seiten + Anhang. vorläufiges Msgr. Kassel. (publiziert 1993 in Notizb. d. Ks. Sch 31 'Pater Rourke's semiotisches Vierdeck': 52-68.. Kassel.)
- Hülbusch, Karl-Heinrich, Knittel, Jürgen u. Wegmann, Andreas 1995: Untersuchung zum "Umgang mit 'Wildwuchs' in öffentlichen Verkehrsflächen" oder Pflege und Unterhaltung vegetationsfähiger Straßenfreiräume. Notizb. d. Ks. Sch. 34 'Pflege-Fälle': 33-146. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Hülbusch, Karl Heinrich, Bäuerle, Heidbert, et al., 1979: Freiraum- und Landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. Urbs et Regio 11. 216 Seiten + Tabellen- und Kartenanhang. Kassel.
- Janssen, Jörn, Krausse, Joachim und Schlandt, Joachim 1970: Stadtplaner und Reformgeister. Voltaire-Flugschrift 31. 61 Seiten. Edition Voltair. Berlin.
- Jaucus, P. 1972: Dynamische Verbindung der Wälder und Rasen. Verlag der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Budapest.
- Kienast, Dieter 1978: Die spontane Vegetation der Stadt Kassel in Abhängigkeit von bau- und stadtstrukturellen Quartierstypen. Urbs et Regio 10. Kassel.
- Kopecky, Karel 1978: Deduktive Methode syntaxonomischer Klassifikation anthropogener Pflanzengesellschaften. Acta Bot. Slovaca Acad. Sci. slovacae ser. A,3: 373-384. Bratislava.
- Kopecky, Karel 1982: Die Ruderalpflanzengesellschaften im südwestlichen Teil von Praha (3). Preslia 54: 67-89. Praha.
- Kopecky, Karel 1992: Syntaxonomische Klassifizierung von Pflanzengesellschaften unter Anwendung der deduktiven Methode. Tüxenia 12: 13-24. Selbstverlag der Flor.-soz. Arbeitsgem. Göttingen.
- Kopecky, Karel u. Hejny, Slavomil 1971: Nitrofilní lemová společenstva viceletých rostlin severovýchodních a středních Čech. Rozpr. Cs. Akad. Ved. ser. math.-nat. 81(9): 1-126. Praha.
- Krah, Gudrun 1988: Differenzierung der Wahrnehmung nach Sozialstatus und Lagewert der Quartiere. Notizb. d. Ks. Sch. 7: 104-110. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Kratzer, P. Albert 1956: Das Stadtclima. Die Wissenschaft 90. Braunschweig.
- Kripelova, Terezia 1972: Ruderalgesellschaften der Stadt Mylacky. Biologiche Prace 18(1): 7-97. (dt. Zusammenfassung). Bratislava.
- Kunick, Wolfram 1987: Flora und Vegetation von Izmir/Türkei. Düsseldorfer Geobot. Kolloq. 4: 29-52. Düsseldorf.
- Lechenmayr, Heike 1993: Die Scherweide. Dipl. am FB 13 GhK. 84 Seiten + Anhang. Kassel. (publiziert 1994 in Notizb. d. Ks. Sch. 34 'Pflege-Fälle': 147-213. Kassel)
- Lührs, Helmut 1995: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrachen - oder Von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück?. Notib. d. Ks. Sch. 32. 210 Seiten + Tabellenanhang. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Meyer, Bettina 1993: Landschaftsgarten und Naturschutz. Notizb. d. Ks. Sch. 30 'Prüfungsreden '91/92': 189-201. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Mattheis, Anna u. Otte, Anette 1989: Die Vegetation der Bahnhöfe im Raum München-Rosenheim. ANL 13: 77-143.
- Mayer, Ferdinand 19(69)78: Westermann Schulatlas. Grundausgabe Hessen. 124 Seiten. Braunschweig.
- Mehli, Reto 1992: Das Leitbild "Landschaft". Notizb. d. Ks. Sch. 26 'Reise oder Tour': 128-156. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Moes, Georges 1991: Notizen zur Stadtvegetation Wiens. Ein pflanzensoziologischer Stadtführer für Wien. Manuskriptdruck. 79 Seiten. Wien.

- Moes, Georges 1995: Säume und Brachen Wiens. Cooperative Landschaft 4: 162-246. Selbstverlag der Cooperative. Wien.
- Moes, Georges u. Sauerwein, Bernd 1995: Das Knollige Rispengras (*Poa bulbosa* L.) in Scherweiden (*Festuco-Crepidetum capillaris* HÜLB. et KIENAST 78) Kassels. Mskr. zur Veröffentlichung 1996 in den Floristischen Rundbriefen, Bochum, vorgesehen.
- Möller, Rainer, Schöffel, Reiner et al. 1986: Pflanzensoziologische Studien im pannonischen Raum oder Wie begrabe ich einen Hund? Studienarbeit am FB Stadt- und Landschaftsplanung GhK. 30 Seiten + Tabellenanhang. Mskr. Kassel.
- Müller, Norbert 1988: Südbayerische Parkrasen - Soziologie und Dynamik bei unterschiedlicher Pflege. Diss. Botanicae 123. 176 Seiten + Anhang. J. Cramer. Berlin, Stuttgart.
- Müller, Theo 1981: Klasse Chenopodietae Br.-Bl. in Br. Bl. et al. 52. OBERDORFER, E. (Hrg.): Süddeutsche Pflanzengesellschaften Teil III: 48-114. VEB Gustav Fischer Verlag. Jena.
- Oberdorfer, Erich 1990: Pflanzensoziologische Exkursionsflora. 1050 Seiten. Eugen Ulmer. Stuttgart.
- Quinger, B. 1990: Polygonaceae. in SEBALD, O., SEYBOLD, S. u. PHILIPPI, G.: Die Farn- und Blütenpflanzen Baden-Württembergs. 1: 514-576. Eugen Ulmer. Stuttgart.
- Raabe, Uwe u. Brandes, Dietmar 1988: Flora und Vegetation der Dörfer im nordöstlichen Burgenland. Phytocoenologia 16(2): 225-258. Stuttgart, Braunschweig.
- Rivas-Martinez, Salvador 1975: Sobre la nueva clase *Polygono-Poetea annuae*. Phytocoenologia 2(1/2): 123-140. Stuttgart-Lehre.
- Sauerwein, Bernd 1988: Wildnis : Ordnung = Landschaft = Schönheit. Vortrag zur Mündl. Diplomprüfung am 12.7.88 am FB Stadt- und Landschaftsplanung GhK. Mskr. Kassel.
- Sauerwein, Bernd 1989: Die Vegetation der Stadt. Notizb. d. Ks. Sch. 11. 89 Seiten. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation, Kassel.
- Sauerwein, Bernd 1989b: Kraut mit Unkraut. Garten und Landschaft 8/89; 19-22. Georg D.W. Callwey. München (Reprint: 1993 Notizb. d. Ks. Sch. 29 'Gut Gesät': 144-152. Kassel.)
- Sauerwein, Bernd 1990: Naturschutz bleibt Männerache. Stattzeitung 180: 10-11. Kassel.
- Sauerwein, Bernd 1995: Spontankultur und Stadtnatur. Das Gartenamt 1/95: 42-50. Patzer Verlag. Berlin, Hannover.
- Sauerwein, Bernd 1995b: Vegetation und Vegetationsentwicklung nach vegetationshandwerklicher Ansaat in den Freiräumen der Gesamthochschule Kassel (GhK), Standort Holländischer Platz (HoPla). Projektarbeiten am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung GhK. Mskr. 61 Seiten + Tabellenanhang. Kassel.
- Schmithüsen, Josef 1963: Diskussionsbeitrag zu PIETSCH; Rudolf: Der künstliche Standort und Pflanzenbestand der Fussballplätze im Bundesgebiet. TÜXEN, R. (Hrg.): Ber. d. Int. Symp. d. Int. Vereinigung f. Veg.-kunde 'Pflanzensoziologie und Landschaftsökologie': 394-395. Den Haag.
- Schneider, Gerda 1989: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespfliege. Notizb. d. Ks. Sch. 16. 164 Seiten. Selbstverlag der AG Freiraum und Vegetation. Kassel.
- Schulte, Wolfgang 1989: Zur Flora und Vegetation der Städte Rovinj und Krk (Jugoslawien). Tuexenia 9: 199-233. Selbstverlag der Flor.-Soz. Arbeitsgem. Göttingen.
- Schürmeyer, Bernd u. Vetter, Christine Anna 1982: Die Naturgärtnerei. Arbeitsber. des FB Stadt- und Landschaftsplanung Gh Kassel. 131 Seiten. Selbstverlag. Kassel. (Reprint in Notizb. d. Ks. Sch. 28 'Die 'Freie Landschaft': 63-124. Kassel.)
- Sissingh, G. 1969: Über die systematische Gliederung von Trittpflanzengesellschaften. Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 3: 179-192 + Anhang. Selbstverlag der Flor.-soz. Arbeitsgem., Todenmann.
- Tiemann, Claudia 1992: Von sichtbaren Wegen zu unsichtbaren Zielen. Studienarbeit am FB Stadt- und Landschaftsplanung. Mskr. Kassel.
- Tüxen, Reinold 1970: Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. Miscellaneous Papers 5: 141-159. Wageningen.
- Veblen, Thorstein 1899 (1899): Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. 382 Seiten. Fischer Verlag. Frankfurt/M.
- Wittfogel, Karl-August 1932: Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Archiv. für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik 67(4/5), Tübingen.
- Wittig, Rüdiger 1989: Methodische Probleme der Bestandsaufnahme der spontanen Flora und Vegetation von Städten. Braun-Blanquetia 3: 21-28. Camarino.
- Wittig, Rüdiger u. Ou, X. 1993: Analyse der Artenzusammensetzung des *Hordeetum murini* in sieben europäischen Großstädten entlang eines West-Ost-Transektes: Ein Beitrag zur Charakterisierung der Stadtfloren. Phytocoenologia 23: 319-342. Berlin, Stuttgart.

Eberhard-Johannes Klauck

## Moorbirken- und Schwarzerlenforste auf nassen Standorten im Hunsrück

Herrn Professor Karl Heinrich HÜLBUSCH zum 60. Geburtstag mit den besten Wünschen gewidmet.

### Inhalt:

1. Einleitung
2. Geographische Einsichten
  - 2.1 Naturbürige Spuren
  - 2.2 Volkskundliche Spuren
3. Die Forste auf feuchten und nassen Standorten
  - 3.1 Forstsoziologie
  - 3.2 Zu den Pflanzengesellschaften
  - 3.3 Moorbirkenforste
  - 3.4 Schwarzerlen-Sumpfforste
  - 3.5 Schwarzerlen-Bachrandforste
4. Nachlese
5. Danksagung
6. Literaturangaben
7. Tabelle

### 1. Einleitung

Die mitteleuropäische Region ist unter natürlichen Bedingungen, d. h. ohne Einflüsse wirtschaftender und arbeitender Menschen, ein geschlossenes Waldgebiet. Ausnahmen bilden große Seen, Hochmoore sowie Felsenorte. Dieses können wir anhand aktueller Vegetationsentwicklungen herleiten, die in Mitteleuropa bei Ausbleiben anthropogener Einflüsse eine Sukzessionsreihe bilden, von staudenreichen Fluren über Gebüsche hin zu Baumbeständen. Untersuchen wir diese Sukzessionsreihe, erhalten wir Aussagen über die „natürlicher“ Bedingungen - so glauben einige. Leider ist es aber nicht derart einfach, denn es kommt ein arbeitserschwerender, dennoch interessanter Faktor hinzu, der dieses grundsätzlich in Frage stellt: die Eingriffe des Menschen in die Landschaften durch sein Arbeiten und Wirtschaften. Infolgedessen haben sich die Vegetationsverhältnisse aufgrund vielfältig differenzierbarer Bedingungen verändert, so daß ein Rückschluß auf „natürliche“ Stand-



Abb.1: Lage des UG in Mitteleuropa

ortbedingungen sehr fragwürdig erscheint. Wir können beispielsweise einen Eichen-Hainbuchenwald erkennen mit allen seinen floristisch-soziologischen Merkmalen und folglich annehmen, dieser sei an diesem konkreten Ort die natürliche Schlußwaldgesellschaft. Und dennoch mögen wir falsch liegen; denn die wirtschaftende menschliche Hand ist in der Lage, durch stetige Eingriffe („Eigenschaftsstetigkeit“, vgl. THIENEMANN 1956) die naturbürtigen Bedingungen so zu beeinflussen und zu überdecken, daß auf buchenfähigem Standort (Galio-Fagetum) eine andere Pflanzengesellschaft anzutreffen ist, als die „natürliche“, eben ein Eichen - Hainbuchenforst. POTT (1985) nennt das den „Hainbuchen-Effekt“. Es ist also ein Trugschluß anzunehmen, die aktuelle Artenkombination eines Baumbestandes sei gleichzeitig auch die naturbürtige, selbst dann, wenn anhand floristisch-soziolog. Merkmale eine eindeutige Zuordnung zu einer „natürlicher“ Pflanzengesellschaft möglich ist. Ein weiteres Beispiel abgewandelter Gehölzgesellschaften durch den Menschen sind die Baumbestände auf feuchten bis nassen Böden, die ich im Folgenden aus dem Hunsrück beschreiben will. Sie gelten in Ihrer Artenkombination als eine Rarität und sind daher sehr „natur“schutzverdächtig. Daß Sie aber Ausdruck einer ehemaligen Bewirtschaftung und gleichzeitig deren Niedergang sind, wird vielfach verkannt. Die Baumbestände der feuchten und nassen Standorte sind in keiner Weise natürliche oder naturnahe Waldgesellschaften, sondern die Folge von wirtschaftlichen Extensivierungsmaßnahmen, Nutzungsänderungen und Entaktualisierungen bis hin zur völligen Brache. Sie sind damit Ausdruck einer Wirtschaftsgeschichte, die ich hier für die Forstgesellschaften der Brücher des Hunsrück skizzieren will. Die Betrachtung und Beschreibung der Wirtschaftsgeschichte ist der Standpunkt, an dem sich die Vegetationskunde - als kundige Kenntnis über die Pflanzengesellschaften - von der Pflanzensoziologie trennt. Denn rein floristisch-soziologisch betrachtet lassen sich beispielsweise auf Bruchwaldstandorten des Hunsrück Bachrinnen-Erlen-Eschenforste (*Carici remotae-Fraxinetum*) erkennen und aufnehmen. Daß sie hier, auf den staunassen Standorten der *Alnetea glutinosae*, nicht natürlich sein können, liegt auf der Hand. Doch andererseits „verraten“ sie die anthropogenen Eingriffe an diesem Ort mit ihren standortverändernden Folgen. Dadurch erhält die Vegetationskunde ja erst ihre Bedeutung für die Landschaftsplanung, indem sie „lesbar“ die Wirtschaftsgeschichte „abbildet“ (vgl. HÜLBUSCH 1986), sie also nachvollziehbar macht für jeden, der offenen Auges die fremden Orte aufsucht. Sie bietet die Möglichkeit, planvoll mit Prozessen in einer Landschaft umzugehen.

Im Folgenden sollen die Forstgesellschaften der Moorbirke und Schwarzerle auf feuchten bis nassen Standorten anhand publizierter Vegetationsaufnahmen aus dem Hunsrück beschrieben, sowie ihre Wirtschaftsgeschichte nacherzählt werden. An ihnen soll beispielhaft aufgezeigt werden, daß auch Forstgesellschaften mit ihren großen, Generationen umfassenden Entwicklungsphasen, anthropogenen Ursprungs sind, wie wir das von kurzlebigeren Pfl.-Beständen her kennen. Ich will zeigen, daß dieses an aktuell erkennbaren Indizien in den Forsten noch nachvollziehbar ist. Vorangestellt sind geographische Einsichtnahmen, um das Mittelgebirge Hunsrück der geneigten Leserin und dem geneigten Leser etwas näher zu bringen.

## 2. Geographische Einsichten

Wer in eine fremde Gegend geführt und auf bestimmte Phänomene aufmerksam gemacht wird, setzt voraus, über die Gegebenheiten Kenntnis zu erhalten, also Kunde über naturbürtige Bedingungen und über Land und Leute. Wenn ich also mit dem geneigten Leser und der geneigten Leserin einen Spaziergang in den Hunsrück mache, um die Aufmerksamkeit auf Moorbirken- und Schwarzerlenforste zu lenken, so wecke ich die Neugier auf die Geschichte und die Geschichten, die damit verbunden sind.

Leser und Leserin möchten erfahren, wohin sie geführt werden, welche Bedingungen sie dort antreffen und warum die betrachteten Phänomene vorhanden sind. Solcherart ist der Spaziergang eine „Spurenlese“ (HÜLBUSCH 1986) auf bekannten und unbekannten Fährten. Ein Spaziergang ist immer eine neue Erfahrung.

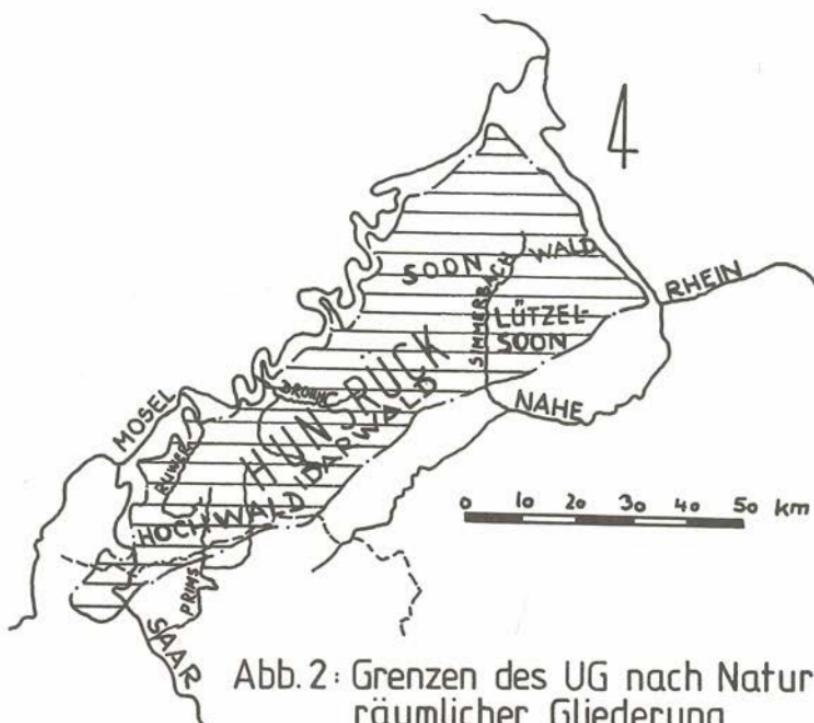


Abb. 2: Grenzen des UG nach Naturräumlicher Gliederung  
(vgl. FISCHER H. 1989:107)

## 2.1 Naturbürtige Spuren

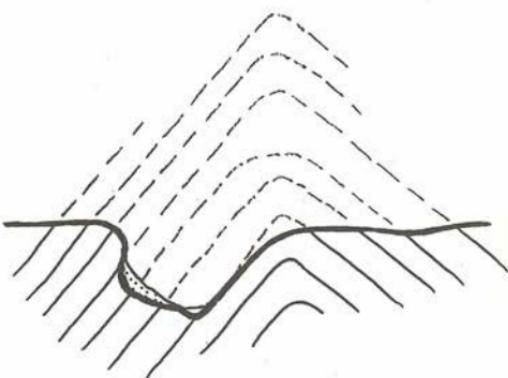
Ein Spaziergang durch den Hunsrück lässt uns flachwellige Rumpfflächen in diesem mitteleuropäischen Mittelgebirge erblicken, das südwestlicher Teil des devonischen Rheinischen Schiefergebirges ist (vgl. Abb. 1 und 2). Es verrät uns durch diese Oberflächenform sein hohes Alter der Gebirgsbildung und dessen Abtrag. Vor 350 bis 400 Millionen Jahren wurde das heutige Gestein in Form von Schlammablagerungen im damaligen unterdevonischen Meer begründet, die sich im Verlauf der Zeit durch hohe Auflagedrücke verfestigten. Diese kalkarmen, harten, quarzitischen Grauwacken und weichen Tonschiefer erfuhrten im Perm vor ca. 225 bis 280 Millionen Jahren eine Auffaltung und bildeten ein bizarres Gebirge, ähnlich den heutigen Alpen. Aber die lange Zeit der erosiven Krafteinwirkung des Wassers, im Prinzip bis heute, denn in den Eiszeiten war den Hunsrück nicht von Eis bedeckt, hat dieses alte Gebirge abgetragen und lässt uns heute nur noch die Rümpfe erkennen. Das Mittelgebirge mit der höchsten Erhebung Erbeskopf (816 m NN) erstreckt sich auf eine Länge von etwa 100 km in südwest-nordöstlicher Richtung. Es wird nördlich vom Moseltal begrenzt, östlich vom

Rheintal, südlich vom Nahetal. Westlich reicht es entsprechend dem Vorkommen devonischer Gesteine bis über das Saartal (vgl. Abb. 2). Weite Teile des Hunsrück erreichen Höhen zwischen 500 m NN bis 700 m NN. Von einigen Bächen wird der Hunsrück quer zu seinem geologischen Streichen in nordwest-südöstlicher Richtung getalt, wodurch sich steile Flanken bildeten, die als Klippen über Talsysteme reichen, an deren Hängen sich Laubbaum-Niederforste und deren Bracheformen befinden. Die flachwelligen Hochflächen mit tiefgründigem Schieferzersatz erfahren überwiegend eine Ackernutzung. In feuchten Lagen der Sohlentäler, aber auch auf den Hochflächen, sind Wiesen und Weiden anzutreffen sowie deren Bracheformen.

Die unterschiedliche Härte der devonischen Quarzite und der Tonschiefer hat die Oberflächengestalt maßgeblich geprägt. Die harten Quarzitrücken sind als langgestreckte, linsenförmige Gebilde vom Wasser durch millionenjahralte Erosion regelrecht herauspräpariert und vom weicheren umgebenden Tonschiefer „befreit“ worden. Der Tonschiefer wurde abgetragen und in den Kolluvia der Täler abgelagert. An den Quarzitrücken (z. B. Teufelskopf, Erbeskopf, Diebskopf etc.) bildeten sich steilwandige Klippen heraus, im Verbreitungsbereich der Tonschiefer eher muldenartige Talformen. Die engen schluchtartigen Täler dagegen folgen quer zum Streichen der Gesteinsschichten, während wannenförmige und flachere Täler gleichförmig mit dem Streichen verlaufen.

**Abb. 3:**

**Prinzip eines Hunsrücker Bachtales** quer zum Streichen der Gesteinsschichten. Das ursprüngliche Gebirge (gestrichelt) wurde durch Erosion abgetragen. In das Gestein hat sich ein Bachlauf hineingearbeitet und auf der linken Talseite Steilkanten und Klippen gebildet, an deren Fuß Schuttkegel (gepunktet) entstanden. Die rechte Talseite liegt den Gesteinsschichten sozusagen auf. Dicke Linie=heutige Oberflächenform.



„Die Ursache dieser Verschiedenheit in den Böschungsverhältnissen zwischen queren und streichenden Talstrecken liegt in der Richtung der Hauptablösungsflächen des Schiefers. Da diese dem Streichen als Schicht- und Schieferungsflächen gleichlaufen, so wurde der Zerfall und das Losbrechen der Schiefer an den Böschungen, die dem Streichen folgen, erleichtert, diese Böschungen daher verflacht und die Talform zu breiten flachen Wannen umgestaltet. Der natürliche, plattige Schieferbrocken wird quer zu seinen Breitseiten, verhindert durch die Reibung an den Nachbarbrocken oder der Nachbarplatte, viel schwieriger und seltener sich lösen und umkippen als ihnen gleichlaufend. Die Böschungen der Querstrecken der Täler haben daher wenig Neigung, sich zu verflachen, sie bleiben steil und sind in den meisten Fällen felsig und mit Klippen besät. Da nun die meisten Nebentäler in der Hochfläche quer zu den Schichten verlaufen, so nehmen ihre Talungen durchweg enge, steile Formen an.“

(LEPPLA, A; zitiert bei BECKER 1910:23)

**Abb. 4:**  
**Geologische Gliederung im Hunsrück**  
(nach FISCHER 1989, verändert)

**schwarz:** vordevonische Gneise und vulkanische Metamorphite

**gepunktet:** Quarzitgestein im Unterdevon

**ohne Signatur:** unterdevonische Schiefer, Grauwacken

**waagerechte Schraffur:** permische und jüngere Gesteine

**schräge Schraffur:** tertiäre und pleistozäne Ablagerungen, an der Mosel Terrassen



Das Mittelgebirge des Hunsrück ist sehr regenreich. Es erreicht in den Hochlagen Jahressamtdurchschnittsniederschläge über 1.000 mm. Die Niederschlagsspitzen liegen im Dezember-Januar und in den Erntemonaten Juli-August. Die Böden (vgl. Abb. 5) sind sandige bis tonige Lehme, lehmige Sande. Auf Rücken und Erosionshängen herrschen rankerartige Braunerden. Als Mulden ausgebildete Geländeformen an Unterhängen sind vorzugsweise grund- und stauwasserbeeinflußt. Hier herrschen vorwiegend Stagnogleye. Dies sind in der Regel die lokalen Orte, auf denen die Moorbirkenforste und Schwarzerlensumpfforste stocken.

**Abb. 5:**  
**Verteilung der Böden im Hunsrück**  
(nach FISCHER 1989, verändert)

**ohne Signatur:** Braunerden geringer Basenversorgung aus lehmigem Sand bis sandigem Lehm

**gepunktet:** Podsole, örtlich Ranker, aus Sanden und schwach lehmigen Sanden

**waagerecht schraffiert:** Parabraunerden, oft podsolig oder pseudovergleyt, aus schluffig-sandigen Lehmen

**schräg schraffiert:** Braunerden geringer Basenversorgung aus lehmigem Sand und Sand

**schwarz:** Pseudogleye, z. T. Stagnogleye, geringer Basenversorgung aus lehmigem Sand bis schluffigem Lehm



Die Verbreitung der Forstgesellschaften des Hunsrück lässt sich grob gliedern, entsprechend den geologisch-geomorphologisch-pedologischen Gegebenheiten. Auf den mittel- bis tiefründigen Hochflächen herrschen Buchenforste und Fichtenforste vor. Werden die Böden flachgründiger, treten Eichenforste und Kiefernforste auf. Entlang der variskisch ausgerichteten Höhenketten der Bergspitzen kommen die Brücher der Moorbirke und Schwarzerle vor, und entlang der Bachsysteme die Schwarzerlen-Bachrandforste.

Abb. 6:  
grobe Vegetationsgliederung  
im Hunsrück

**waagerecht schraffiert:**

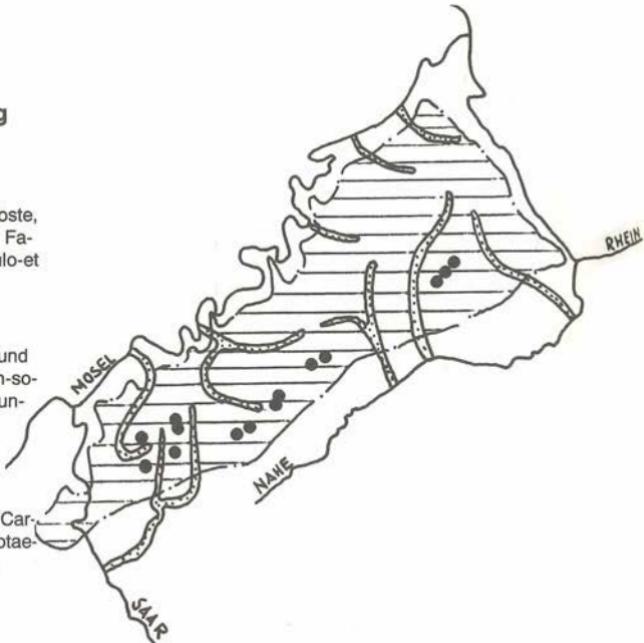
Buchenforste, Eichenforste, Fichtenfeste, Kiefernforste, floristisch-soziologisch Fagion, Quercion robori-petraeae (Luzulo-et Galio-Fagetum, Holco-Quercetum)

**schwarze Punkte:**

Schwerpunkte der Moorbirkenforste und Schwarzerlen-Sumpfforste; floristisch-soziologisch Betulion pubescentis und unechte Alno-Padion-Ges.

**gepunktete Flächen:**

Schwarzerlen-Bachrandforste  
floristisch-soziologisch Alno-Padion, Carpinion (Stellario-Alnetum, Carici remotae-Fraxinetum, Stellario-Carpinetum)



## 2.2 Volkskundliche Spuren

Erste Spuren eines menschlichen Lebens im Hunsrück reichen in die Eisenzeit (La Tène) um 500 v. Chr. zurück und sind vorzugsweise militärischer Art. Keltische Treverer errichteten Befestigungsanlagen (Oppidum), die - auf Bergspitzen gelegen - Fürstensitze waren. In diesen Oppida sind Menschen einer gewerblich-handwerklichen Tätigkeit nachgegangen (BORN 1980). Ein markantes Beispiel ist der Ringwall im südwestlichen Hunsrück bei Otzenhausen, der eine Größe von 18,5 ha aufweist. Solche Gebilde ragten sozusagen als erste Siedlungsformen aus dem Wald heraus. Um sie herzustellen, mußten Rodungsarbeiten größeren Ausmaßes durchgeführt werden, als sie bis dahin zu Brenzzwecken vonnöten waren. Im Inneren der Oppida wurden Waffen hergestellt, möglicherweise auch Eisenerze gefördert. BORN (1980) nennt die Besiedlung des Hunsrück eine „Suche nach Eisenerzer“. Archäologische Indizien sind Eisenschwerter, Messer, Lanzenspitzen, sowie Schmuck (Fibeln, Ringe) und Keramik. Die Herstellung eiserner Gerätschaften war aber nur möglich, indem Erze mit Hilfe von Holzkohle verhüttet wurden. Der Verhüttungsprozeß als erste vorindustrielle Wirtschaftsform bedurfte größerer Holzressourcen, die aus den angrenzenden Wäl dern bezogen wurden.

Nach BAUER (1962) betrieben die keltischen Treverer in den Oppida bis in die römische Zeit hinein bereits eine in „hoher Blüte stehende Pferdezucht“. Auch Schweinal-

tung war bereits wichtig, um das Militär zu versorgen, wie es ein archäologischer Fund bei Bell im Soonwald/Osthunsrück belegt, wo in 2 Gräbern neben den Menschen auch jeweils ein bestattetes Schwein gefunden wurde. Im gleichen Grab bei Bell fand man einen vierrädrigen Wagen mit Felgen und Radnaben aus Eichenholz und einen Wagenkasten aus Buchenholz. Dieser Wagen hatte militärische Funktion.

Die Hunsrück-Eifel-Kultur, wie Archäologen die menschlichen Zeugnisse aus der Zeit um 500 v. Chr. benennen, stellt die ersten Anfänge der späterhin so bedeutsam werdenen Eisenproduktion im 17./18. Jhd. im Hunsrück dar, wovon heute noch Indizien zu erkennen sind, deren wirtschaftliche Bedeutung aber Mitte des 19. Jahrhunderts erlosch (vgl. PETTO 1969/70, THEISEN 1982).

Die Verhüttung der Erze durch die Treverer erfolgte in ca. 1,50 Meter hohen Schmelzöfen, in die das kleingeschlagene Erz mit Holzkohle eingefüllt wurde.

*„Das auf diese Art gewonnene schlackenartige Roheisen mußte nach dem Schmelzen in einem zweiten Herd, dem Frischfeuer, erneut geschmolzen und dann mit dem Hammer bearbeitet werden. Das geschah in den in unmittelbarer Nähe der Hüttenplätze liegenden Waldschmieden. Für den Standort der Schmelzöfen an windausgesetzten Waldhängen war u. a. wichtig, daß hier der nötige Luftzug als >>Schürmittel<< von Natur aus vorhanden war“* (BAUER 1962:25).

Roland KNAUER (1995) beschreibt aus der Savanne im Norden Togos Lehmöfen, in denen bis vor 30 Jahren Eisen produziert wurde. Die Technik ähnelt jener, wie sie BAUER für den Hunsrück beschreibt.

Die Landschaft des Hunsrück zur La Tené-Zeit dürfen wir uns nicht klar gegliedert und mit deutlich umrissenen Nutzungsgrenzen vorstellen, wie man möglicherweise aus der Beschreibung herauslesen könnte. Viehhaltung, Siedlungsweisen in Oppida, Eisenverhüttung und Waffenherstellung waren räumlich nicht voneinander getrennt. Aber sie dürften eindeutig dazu geführt haben, daß die ursprünglichen Wälder zurückgedrängt wurden und erste anthropogene Überformungen - möglicherweise irreversibler Art - erfuhren. Davon betroffen waren auch die Wälder der Moorbirken und Schwarzerlen.

Die Römerzeit brachte im Hunsrück einen enormen Landausbau. Zahlreiche Wege netzte durchzogen den Hunsrück sowohl entlang des geologischen Streichens (SW-NO) wie Fallens (NW-SO). PÖRTNER (1959) berichtet, daß die durch den gesamten Hunsrück führende Hunsrückhöhenstraße teilweise auf alten römischen Straßenfundamenten ruht. Er nennt das Römerreich ein „Imperium der Straßenn“ (S. 282). Mindestens 7 ausgebauten Straßen erschlossen den Soonwald/Osthunsrück, mindestens 3 den Hochwald/Westhunsrück. Sie verbanden die zahlreichen römischen Höfe und militärische Einrichtungen miteinander. Ihr Bau führte nicht nur zu einem weiteren Zurückdrängen der Wälder, sondern sie wurden neben der militärischen Nutzung geradezu Förderbänder von Holztransporten zur Eisenherstellung oder zum Schiffsbau. Der intensive Landausbau in römischer Zeit, insbesondere auf den fruchtbaren Schieferböden, führte zum Zurückdrängen der Wälder auf weniger günstige Standorte mit mageren Böden über Quarzitgestein und auf Naßstandorte. BAUER (1962) schließt aus der großen Besiedlungszahl der Stadt Trier, die dem heutigen Stadtzentrum (ohne Eingemeindungen der 1970er Jahre) vergleichbar ist, sowie aus der Stationierung von ca. 90.000 römischen Soldaten zu Zeiten AUSONIUS` (310-394 n. Chr.), daß eine hohe Lebensmittelproduktion, insbesondere Rind- und Schweinefleisch, auf den Flächen der angrenzenden Mittelgebirge Eifel und Hunsrück stattfand. Schafe dienten sowohl der Ernährung als auch der Textilherstellung. Diese enorme Versorgungslage der Stadt Trier beeinflußte ebenfalls die rückschreitende Verbreitung von Wald und Forst zugunsten offenen Landes, wovon die Bruchwaldstandorte ebenso betroffen waren.

Fränkische Landnahme baute das Land des Hunsrück weiter aus, bis etwa im 5. Jahrhundert n. Chr. kriegerische Auseinandersetzungen großen Ausmaßes zwischen Römern und Germanen dazu führten, daß kultiviertes Land brach fiel und verwaldete. Neugründungen von Siedlungen lassen sich im Hunsrück erst zur Zeit der Merowinger (700 - 900 n. Chr.) feststellen, nunmehr auch auf weniger guten Böden in höheren Lagen, wo die quarzitischen Gesteine vorherrschen. Grund dafür war eine Zunahme der Besiedlung. Von diesen Orten ist im späten Mittelalter - meist durch Kriege und Seuchen wie die Pest - eine große Zahl wüstgefallen. Bauernfamilien, die bisher im Hunsrück in Einzelhöfen lebten und arbeiteten, mußten sich in bewehrten Dorfgemeinschaften zusammenfinden, wodurch weiter abseits liegende Landwirtschaftsflächen brach fielen.

Die mittelalterliche Besiedlung zur Zeit der großen Rodungsperiode (9. - 13. Jhd.) führte zu Dorfgründungen, auf die die heutigen Gemeinden in überwiegender Zahl zurückreichen. Der Besiedlungsdruck war derart hoch, daß auch auf ungünstigsten Standorten gesiedelt wurde. BAUER (1962) gibt durchschnittliche Bodengüteknoten von 22 an (max. 30, min. 14). Das sind die naturbürtigen Orte der sauren Eichen-Buchenwälder, die BORN (1980) „Quarzitwälder“ nennt.. Das sind aber auch die Orte der naturbürtigen Feucht- und Naßwälder mit Moorbirke und Schwarzerle.

In dieser Epoche etablierte sich eine Gemeinschaftsnutzungsform im westlichen Hunsrück und der südwestlichen Eifel, die bis in unsere heutige aktuelle Zeit<sup>1</sup> hineinreicht und der auch die Feucht- und Naßforste unterzogen wurden: die Bodennutzung durch „Gehöferschafter“.

Erstmals beschreibt SCHWERZ (1831) die Gehöferschaften als eine bäuerliche Besitzgemeinschaft mit Anteilen an Dauerackerland („Escht“), Grünland, Wildland („Willerunger“, also Heide) und Forste. Der jeweilige Besitz wird in Perioden von bis zu 18 Jahren durch Verlosen neu verteilt, was noch heute bei Niederforsten stattfindet. Man kann gar eine Kongruenz feststellen zwischen noch bewirtschafteten Niederforsten und Gehöferschaften, während die Niederforsten in anderen Besitzverhältnissen oft bereits sich in Brachestadien befinden.

*„Zur Nutzung wird die Gesamtfläche des gehöferschaftlichen Eigentums in der Regel in periodischem Wechsel unter die Gehöfer im Verhältnis ihrer Eigentumsquoten aufgeteilt. Dabei haben die ehemaligen Nutzungsbräuche<sup>2</sup> im Laufe der Jahre infolge notwendiger Anpassungsbestrebungen auch Änderungen erfahren müssen, die aber Wesensgehalt und Grundprinzip der Nutzungsvergabe nur unerheblich beeinträchtigten. In früheren Jahren wurden sowohl die land- als auch die forstwirtschaftlichen Flächen gemeinsam genutzt. Heute sind es dagegen nur noch die Waldnutzungen, die im Verhältnis der Eigentumsquoten aufgeteilt werden. Die Bewirtschaftung des gehöferschaftlichen Niederwaldes bestand ursprünglich vor allem in der Gewinnung von Eichenlohe als begehrtem Gerbmittel und einer im Laufe der Zeit zunehmenden Brennholzentnahm“ (KÖPPE 1978:34).*

Gehöferschaften konnten sich dort etablieren, wo die Grundherrschaft sich über die Landesherrschaft behaupten konnte. Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) wird diese bäuerliche Besitz- und Sozialstruktur, die zuvor überwiegend die Forste betraf, auch auf das Dauerackerland ausgedehnt (vgl. ZSCHOCKE 1969). Die Gründe dazu werden in der Neubesiedlung des Hunsrück nach den Kriegswirren gesehen (vgl. BORN 1980). Grund- wie Landesherren der barocken Zeit, also zu Zeiten des

<sup>1</sup> z. B. die Gehöferschaft Olfen am Hunsrückrand zur Saar

<sup>2</sup> gemeint sind naturalwirtschaftliche Versorgungen mit landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Produkten, aber auch „Nebenbei“-Produkte aus der Wirtschaft, wie Streu, Gesteine aus Brüchen, Sand zur Stallstreu, Stroh und Farn als Dämm-Materialien etc.

Churfürstentums Trier und der Grafschaft Sponheim, waren bestrebt, ihre vormaligen Steuereinnahmen wieder herzustellen. Dazu wurde noch nicht wieder genutztes Land, das vormals Dauerackerland war, verlost, um zuwanderungswillige Menschen bei der Neuansiedlung nicht zu behindern, so geschehen z. B. in der Grafschaft Birkenfeld (vgl. MÜLLER-WILLE 1936), um aber ebenso die eigenen Pfründe zu sichern. Der bäuerlichen Besitz- und Sozialstruktur der Gehöferschaften unterlagen auch die Flächen der Feucht- und Naßforste bis in preußische Zeit. Seither befinden sie sich überwiegend in Staatsforstbesitz. Da Moorbirken- und Schwarzerlenholz nach der Philosophie der Forstämter kein besonders wertvolles Holz darstellt, wurden viele Brücher entwässert und mit anderen Hölzern (Buche, Fichte) aufgeforstet. Anderen Forstämtern war diese Arbeit zuviel, sie ließen die Vegetation der Brücher ohne Pflege wachsen (verbrachen), wodurch sich der amtliche Naturschutz in den 1970-1980er Jahren veranlaßt sah, in solchen Orten „Naturwaldzellen“ zu sehen. Die aktuellen Moorbirken- und Schwarzerlenforste dürften letztmalig in den wirtschaftlich schwierigen Nachkriegszeiten „geerntet“ worden sein, worauf das Alter der Bäume hinweist, aber auch deren mehrstämmige Form, die auf eine Niederforstnutzung deutet.

### 3. Die Forste auf feuchten und nassen Standorten:

Pflanzengesellschaften sind immer Ausdruck und Spiegel ihrer Standortbedingungen (HARD 1964, HÜLBUSCH 1979, 1986). Nehmen wir als Definition des Standortbegriffes alle Einflüsse, die synthetisch auf einen konkreten Vegetationsbestand einwirken (vgl. TÜXEN 1962, WILMANNS 1978), so drücken Pflanzengesellschaften neben den naturbürtigen Bedingungen auch die anthropogenen Einflüsse, also „...die menschliche Bearbeitung der Natur“ (LÜHRS 1994) aus. Dies ist anhand einer Ackerunkrautflur oder anhand eines Trittrasens unmittelbar und unschwer nachzuvollziehen und wird von niemandem in Abrede gestellt. Der Nutzungseinfluß gilt aber ganz genauso auf die Baumbestände, die sinnigerweise von den Forstverwaltungen als „Forste“<sup>3</sup> bezeichnet werden, denn Wälder sind sie nicht mehr (vgl. DENGLER 1990/1992, BURG 1995). Allerdings ist der Nutzungseinfluß bei Forstgesellschaften, insbesondere aus Laubgehölzen, nicht unmittelbar zu erkennen und nicht offensichtlich:

- 1) Die Nutzungen werden nicht selbst und nicht direkt erfahrbar, denn die Ernterhythmen umfassen lange Zeitspannen.
- 2) Die Arbeitsweisen haben sich im Verlauf der Zeit verändert, alte handwerklich-bäuerliche Techniken der Forstkulturbearbeitung werden in den Generationen umfassenden Zeiträumen vergessen.
- 3) Die Interessen am Erntegut Holz wandeln sich ebenso, wie die Einstellungen der Interessenten.
- 4) Die Baumbestände entwickeln eine Situation, in der sie ihrerseits Einflüsse auf die Standortentwicklung haben, beispielsweise durch ein Bestandsklima oder eine Bodengenese, wodurch sich alte, vor langer Zeit erfolgte Nutzungseinflüsse verwischen.

Dennoch drücken auch Forstgesellschaften neben den naturbürtigen Bedingungen die anthropogenen Nutzungseinflüsse aus, wie jede Pflanzengesellschaft.

#### 3.1 Forstsoziologie

Forstgesellschaften sind mehrere Generationen an Arbeit umfassende und ausdrückende Pflanzengesellschaften, die am geschichtsträchtigsten sind (vgl. HORNSTEIN

<sup>3</sup> zur Geschichte der Hunsrücker Forste vgl. MICHEL (1958), allgemein HARRISON (1992).

1951/1984), bei denen gleichzeitig ihre kulturellen und kulturhistorischen Bedingungen gelegentlich in Frage gestellt werden. Es wird von „natürlicher“ oder „naturnahen Wäldern“ gesprochen (z. B. KNAUER, 1981), wo es sich real in Mitteleuropa um künstlich überprägte oder angelegte Bestände handelt, für die sich ab Ende des 16. Jhd. der zunächst juristische Begriff „Forst“ etablierte. Dennoch sind Scharen von Biologen und Botanikern ausgezogen, um in den Beständen „Natur“ zu suchen und dementsprechend eine **Waldsoziologie** zu schreiben. Aber wer in den Forstgesellschaften „Natur“ sucht, sieht freilich nicht die kulturbedingten Nutzungsspuren, die dann - sozusagen folgerichtig - in der Literatur der Waldsoziologie keine Erwähnung finden. Es wird so getan, als gäbe es sie nicht, als seien die Baumbestände ob ihrer langen Entwicklungszeit „von selbst“ wieder zur Natur geworden, eine „Natur-Natur“, wie LÜHRS (1994) sagt. Eine vegetationskundige Soziologie schließt aber immer die kulturbedingten Arbeiten an den Pflanzengesellschaften mit ein, wie es insbesondere das methodische Vorgehen TÜXENScher Pflanzensoziologie intendiert. Entsprechend handelt es sich bei einer pflanzensoziologischen Betrachtung der Baumbestände um eine **Forstsoziologie**, in der die wirtschaftlichen Aspekte (Wozu nutzt der Mensch die Dinge, die er produziert?) in die Betrachtung mit einfließen. „Pflanzensoziologie macht ja nur dann Sinn, wenn sie ein handhabbares Instrument darstellt, das prüfbare und interpretierbare Ergebnisse liefert. Unter diesem Gesichtspunkt wird sie in der Landschaftsplanung erfolgreich angewandt (...). So hat denn auch der >>Altmeister<< der Pflanzensoziologie, Professor Reinhold TÜXEN, diesen Wissenschaftszweig immer im Kontext wirtschaftlicher Prozesse gesehen, z. B. Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Wasserkirtschaft etc.“ (KLAUCK 1995:135).

In diesem Sinne müssen wir die Begriffe genauer verwenden. Daher wird im Folgenden nunmehr von **Moorbirken- und Schwarzerlenforsten** gesprochen. Die Methodik der Darstellung orientiert sich an dem bewährten Muster der Pflanzensoziologie, wie sie in der Tradition der Zürich-Montpellier-Schule steht (vgl. BRAUN-BLANQUET 1928/1964, RÜBEL 1936, TÜXEN 1979). Sie geht vom konkreten Ort der Vegetationsaufnahmen aus und leitet hin zu allgemein Gültigem. Die Abbildung der realen Gesellschaften des Hunsrück erfolgt in einer geordneten Vegetationstabelle (Tabelle 1). Grundlage sind publizierte Vegetationsaufnahmen aus dem Hunsrück. Die Angaben wurden in Stetigkeitsklassen umgerechnet und die Tabelle nach Schwerpunktvor kommen differenziert (zur Methodik im Detail vgl. DIERSCHKE & HÜLBUSCH & TÜXEN 1973). Dabei wird nach Manier BRAUN-BLANQUET's (1928/1964) die Tabelle als „Prüfsteir“ der Aussagen verstanden, wonach es möglich wird, den Aussagegehalt nachprüfen zu können. Für Vegetationskundige erhält somit die Tabelle einen ähnlichen Stellenwert wie für Musiker eine Partitur (vgl. HÜLBUSCH 1986).

### 3.2 Zu den Pflanzengesellschaften

Bevor wir die Leserin/den Leser in's Detail der feucht-nassen Moorbirken- und Schwarzerlenforste des Hunsrück führen, will ich eine kurze, zusammenfassende Darstellung des zu Erwartenden geben.

Was wir heute als aktuelle Vegetation erkennen können, sind überwiegend Bracheformen einer ehemaligen Holzproduktion, die insbesondere mit dem billigen Erwerb von zunächst Kohle/Brikett als Energieträger zusammenhängen, späterhin auch mit den Ölzentralheizungen. Daher erkennen wir heute in den Moorbirken- und Schwarzerlen gesellschaften überwiegend brachgefällene Forste, in denen eine Nutzung der biotischen Masse in der Regel nicht mehr gegeben ist. Diese Forstbrachen lassen sich grob folgenden soziologischen Einheiten zuordnen:

- A. Vaccinio-Piceetea, in die die reinen (echten) Moorbirkenforste gestellt werden. Sie gehören zum Verband der Betulion pubescentis.
- B. Alnetea glutinosae, für die es **keine** aktuellen Beispiele mehr gibt; sämtliche Alnion glutinosae-Standorte sind nachhaltig abgewandelt (anthropogen verändert) und hier wachsen „unechte“ (Pseudo-) Alno-Padion-Gesellschaften.
- C. Querco-Fagetea, in die die Bachufergesellschaften der „echten“ Alno-Padion gestellt werden.

Entsprechend dieser Grobgliederung differenziert sich weitestgehend auch die Vegetationstabelle in die o. g. drei Hauptspalten (vgl. Tab. 1, Sp. A, B, C). Wenn für den Hunsrück - und wahrscheinlich für alle mitteleuropäischen Mittelgebirge - von **Forstbrachen** die Rede ist, bedeutet dies nicht den Niedergang der Nutzungsmöglichkeit des Holzes. Gleichwohl kann auf diese Ressource zurückgegriffen werden, wenn die Zeiten schlechter werden, wie es insbesondere bäuerliche Kulturen schon immer vorsahen (vgl. BAUER, I. 1995).

Allerdings gilt es festzuhalten, daß die Forstbrachen nicht mehr die notwendige „Pflege“ (im Sinne von Arbeit) erhalten, wodurch der Wert der Hölzer - so vor allem in weiteren Forstbrachen wie z. B. der Eichen-Buchenbestände - erheblich abnimmt. Daß es sich um Forstbrachen handelt, erklärt sich vorwiegend aus dem nicht erreichbaren bzw. erreichbaren Produktionsziel, wofür diese Bestände ursprünglich einmal geplant und vorgesehen waren. Bestes Beispiel liefern uns hierzu die Eichen-Buchenforste, die angelegt wurden, um dem einstigen hohen Bedarf an Holzkohle und an Bauholz (Eiche) zu genügen. Als aber die Bestände „reif“ wurden, hatte die rasend-schnelle industrielle „Materialersatzentwicklung“ die natürliche Ressource Holz weitestgehend überflüssig gemacht. Und so finden wir heute Forste vor, in denen keine pflegende Arbeit mehr stattfindet, das Holz bestenfalls noch als Brennholz verkauft werden kann. Entsprechend sehen z. B. die Eichen-Buchenforste in den Mittelgebirgen auch aus. Man hat sie kaum mehr weiter beachtet, weil sie keine akzeptierte Ressource mehr waren. Was aber heute als Bau- und Möbelholz aus Eiche und Buche verarbeitet wird, kommt überwiegend aus anderen Ländern (z. B. Skandinavien). Die „extensivierter“ Forste, die wir ja eigentlich als „verwahrlost“ bezeichnen müßten, weil sich die Administration nicht mehr um das selbst gesteckte Ziel kümmern konnte, werden uns in der Literatur vielfach als „natürliche“ bzw. „naturnah“ Vegetation offeriert, weil gerade hier eine Rücknahmne anthropogener Eingriffe stattgefunden hat. Es ist aber ein Trugschluß zu glauben, daß diese Eingriffe nicht auf die Artenkombination - auch über die sehr lange, Generationen umfassende Zeit - eingewirkt hätten. Die sich uns heute präsentierenden Forstgesellschaften in Mitteleuropa sind alle Ergebnis eines ehemalig geplanten **Vegetationsanbaues** und deren vernachlässigter Bracheformen. Sie sind somit auch Zeugnis einer vernachlässigten oder nicht mehr ganz ernst genommenen Arbeit.

### **3.3 Moorbirkenforste (Betulion pubescentis Tx. 1937; Tab. 1, Lfd. Nr. 1-6):<sup>4</sup>**

#### Symmorphologie:

Die feucht-nassen Gesellschaften der Moorbirke haben eine schütter ausgebildete Baumschicht mit geringem Kronenschlußgrad (maximal 70 %, im Durchschnitt um 30

<sup>4</sup> Die Nomenklatur höherer Arten richtet sich im Folgenden nach OBERDORFER (1994), der Moose nach FRAHM & FREY (1983)

Tabelle 1: Moorbirken- und Schwarzerlenforste

	A	B	C
Lfd. - Nr.	1 2 3 4 5 6	7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18	19 20 21 22 23 24
Areib. - Nr.	1 10 2 5 6 7	24 25 11 12 3 4 8 9 13 14 15 16	21 22 23 26 27 28
Zahl der Artennummern mit ihrer Anzahl	5 2 3 5 5 7	6 4 7 5 9 5 3 5 5 2 3 6	7 9 8 31 16 7
	11 12 16	31 32 14 29 13 19 15 19 20 18 17 11	9 15 26 11 19 22
B	<i>Betula pubescens &amp; carpatica</i>	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 3^1 \nabla \nabla \nabla 2^1 3^1 \nabla$
M	<i>Polytrichum commune</i>	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 4^1 \nabla \nabla \nabla \nabla 2^1 3^1 \nabla$
B	<i>Vaccinium myrtillus</i>	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$
	<i>Picea abies</i>	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$
	<i>Deschampsia flexuosa</i>	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$
M	<i>Molinia caerulea</i>	$\nabla 2^1 \cdot \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 2^1 \nabla \nabla \nabla 3^1 \nabla 2^1 3^1 \nabla$
M	<i>Sphagnum nemoreum</i>	$\nabla 2^1 3^1 \cdot \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 4^1 \nabla \nabla \nabla 3^1 \nabla 2^1 3^1 \nabla$
M	<i>Phragmites australis</i>	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$
M	<i>Rhus typhina</i>	$\nabla 2^1 3^1 \cdot \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$
M	<i>Sphagnum squarrosum</i>	$\nabla 2^1 3^1 \cdot \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 3^1 \nabla \nabla \nabla$
	<i>Blechnum spicant</i>	$\nabla 2^1 3^1 \cdot \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 3^1 \nabla \nabla \nabla$
	<i>Pteridium aquilinum</i>	$\nabla 2^1 3^1 \cdot \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$
M	<i>Trientalis europaea</i>	$\nabla 2^1 3^1 \cdot \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$
M	<i>Polytrichum formosum</i>	$\nabla 2^1 3^1 \cdot \nabla \nabla \nabla$	$\nabla 2^1 3^1 \nabla \nabla \nabla$
B	<i>Juncus articulatus</i>		
	<i>Galium aparine</i>		
B	<i>Lotus uliginosus</i>		
B	<i>Salix cinerea</i>		
	<i>Populus tremula</i>		
	<i>Helicia lanata</i>		
	<i>Menyanthes trifolia</i>		
M	<i>Lophocoma heterophylla</i>		
B	<i>Luzula sylvatica</i>	I	I
	<i>Scutellaria minor</i>	I	I
	<i>Potentilla erecta</i>	I	I
	<i>Equisetum palustre</i>	I	I
	<i>Cirsium palustre</i>	I	I
	<i>Carex canescens</i>		
	<i>Ajuga reptans</i>		
	<i>Ranunculus flammula</i>		
	<i>Menyanthes trifolia</i>		
M	<i>Juncus acutiflorus</i>		
	<i>Sphagnum recurvum &amp; flexuos.</i>		
	<i>Carex fuscata</i>		
	<i>Hedysarum modiolus</i>		
	<i>Polygonatum verticillatum</i>		
	<i>Carex echinata</i>		
B	<i>Juncus effusus</i>		
	<i>Agrostis capillaris</i>		
B	<i>Allium glutinosum</i>	I	I
	<i>Lychnis viscaria vulgaris</i>	I	I
	<i>Deschampsia cespitosa</i>	I	I
	<i>Oxalis acetosella</i>	I	I
	<i>Viola palustris</i>	I	I
	<i>Cardamine amara</i>		
	<i>Ranunculus repens</i>		
	<i>Lysimachia nemorosa</i>		
	<i>Gilia palustris</i>		
	<i>Glyceria fluitans</i>		
	<i>Crepis pallidula</i>		
	<i>Epilobium palustre</i>		
	<i>Stellaria uliginosa</i>		
M	<i>Carex remota</i>	I	I
	<i>Thlaspium tenuirostre</i>	I	I
	<i>Impatiens noli-tangere</i>	I	I
	<i>Erythronium dens-canis</i>	I	I
	<i>Rubus fruticosus</i> s.l.	I	I
	<i>Calystegia sepium</i>	I	I
M	<i>Cardamine pratensis</i>	I	I
	<i>Rhizomatostachys punctatissima</i>	I	I
M	<i>Filipendula ulmaria</i>	I	I
M	<i>Plagiomnium undulatum</i>	I	I

Fortsetzung Tabelle 1:

Lfd.-Nr.	a		b		c										d		e			f													
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31		
Lonicera periclymenum							I	2				I	1 <sup>+</sup>	II					IV	I	III	III	III	III	III		I						
Valeriana dioica																				II	IV	I	III	I									
Scirpus sylvaticus							I													II	I	III	I										
Carex elongata																					IV	III											
M Chrysosplenium oppositifolium																				II	I	I	I										
M Alnus epiphylla																																	
Gaultheria odoratissima																																	
Tetragonia glauca																					I												
Valeriana procera																																	
Glechoma hederacea																					I												
Milium effusum																																	
Equisetum telmateia																																	
Circara lutetiana																																	
Viola richardiana																																	
Geranium robertianum																					I	II											
B Taxinus excelsior																																	
Urtica dioica																																	
Angelica sylvestris																																	
Stachys sylvatica																																	
Senecio fidelis																																	
Lamium galeobdolon																																	
Convallaria alliacea																																	
B Acorus pseudoplatanus																																	
Rubus caesius																																	
Dryopteris filix-mas																																	
Carpinus betulus																																	
Stellaria nemorum																																	
Nemone nemorosa																																	
B Gelopeltis tetralitus																																	
Ficaria verna																																	
Poa nemoralis																																	
B Polygala amara																																	
B Salix fragilis																																	
Aegopodium podagraria																																	
Melandrium rubrum																																	
Perovskia hybridoides																																	
Alnaria pectinata																																	
Palmaria armillariacea																																	
Circaea intermedia																																	
Beigleiter:																																	
B Dryopteris carthusiana		II	2 <sup>+</sup> 3 <sup>+</sup>		I	III	III																										
S Sosnowskyiaria		II	2 <sup>+</sup> 2 <sup>+</sup>																														
B Tagetea sylvestris																																	
M Muilla hornemannii																																	
M Leucothyrsus glaucium																																	
Galium boreale																																	
M Sphagnum girgensohnii																																	
B Sphagnum fallax																																	
Thelypteris limbosperma																																	
Hypolepis palestinae s.l.																																	
Equisetum arvense																																	
M Pogonoskiella dentifoliatum																																	
M Athyrium inclinatum																																	
Carex pauciflora																																	
Brachypodium sylvaticum																																	

### Fortsetzung Tabelle 1:

überdem je einzmal in Lfd.-Nr. 6: *Dicranodontium desmodiorum* II; Lfd.-Nr. 21: *Veronica beccabunga* II  
*Lycopus europaeus* II, Lfd.-Nr. 24: *M. Plagiomnium elatum* II; Lfd.-Nr. 27: *Polygonatum multiflorum* II, *Dentaria*  
*bilobata* III, *Felicia amelloides* III, Lfd.-Nr. 28: *B. Urticae minor* II, *Cardamine flexuosa* II, Lfd.-Nr. 29: *Polygonum* I, *cicoriifolium* III  
*Heracleum sphondylium* III, *Ranunculus aconitifolius* II, *Chrysosplenium alstroemerianum* II; Lfd.-Nr. 30:  
*B. Prunus padus* II, *Eryngium europaeum* II, *Carduus crispus* II, *Sympodium officinale* II, *Agropyron caninum* II.

## Fortsetzung Tabelle 1:

### Herkunft der Aufnahmen:

- Lfd.-Nr. 1: Thürgarten, Hermskell, Deinbach, KLAUCK (1985a): Tab. 7, Nr. 4-5  
 2: Kell, Thürgarten, KLAUCK (1988), n.p.  
 3: Deinbach, Hermskell, KLAUCK (1985a): Tab. 7, Nr. 6-8  
 4: Norbach, Koppelbach, BUSHART (1989): Tab. 1, Nr. 22-26  
 5: Norbach, BUSHART (1989): Tab. 1, Nr. 27-31  
 6: Norbach, Rötschkeff, Thurenauerweiher, BUSHART (1989): Tab. 1, Nr. 15-21  
 7: Hermskell, KLAUCK (1985a): Tab. 6  
 8: Hermskell, Thurenauerweiher, Holzbach, REICHERT (1975): Tab. 4  
 9: Thurenauerweiher, Hüttgesweier, VOGT / RUTHSATZ (1980): Tab. 1, Nr. 1-7  
 10: Thurenauerweiher, Hüttgesweier, VOGT / RUTHSATZ (1980): Tab. 1, Nr. 8-12  
 11: Norbach, Thürgarten, Hochried, BUSHART (1989): Tab. 1, Nr. 4-9  
 12: Norbach, Norbach, BUSHART (1989): Tab. 1, Nr. 10-14  
 13: Stromberg, Holzbach, KRAUSE (1982): Tab. 7, Nr. 4-3  
 14: Holzbach, KRAUSE (1982): Tab. 7, Nr. 4-8  
 15: Thurenauerweiher, Hüttgesweier, VOGT / RUTHSATZ (1980): Tab. 1, Nr. 13-17  
 16: Thurenauerweiher, Hüttgesweier, VOGT / RUTHSATZ (1980): Tab. 1, Nr. 18-19  
 17: Thurenauerweiher, Hüttgesweier, VOGT / RUTHSATZ (1980): Tab. 1, Nr. 20-22  
 18: Thurenauerweiher, Hüttgesweier, VOGT / RUTHSATZ (1980): Tab. 1, Nr. 23-28  
 19: Trier, WEY (1988): Tab. 14, Nr. 3  
 20: Trier, WEY (1988): Tab. 14, Nr. 4  
 21: Pfedelbach, Gewünden, Kirchberg, KRAUSE (1972): Tab. 6, Nr. 7-14  
 22: Trier, WEY (1988): Tab. 14, Nr. 1  
 23: Trier, WEY (1988): Tab. 14, Nr. 2

Legende:  
 B = Baumarten  
 M = Moosarten

### Gesellschaftsberechnung:

Spalte A : Betiliion pubescens (Tx. 1937) Lohmeyer et Tüxen 1955  
 a) Sphagnum nemoreum - Betiliion pubescens - Gesellschaft  
 b) Pteridium aquilinum - Betiliion pubescens - Gesellschaft

Spalte B : ünrechte (Pseudo-) Kno - Padiou - Gesellschaften auf Alnorea glutinosa - Standorten  
 c) Juncus acutiflorus - Kno - Padiou - Gesellschaft  
 Lfd.-Nr. 7 - 10 = Ausbildung mit Sphagnum squarrosum  
 Nr. 7 = Variante mit Juncus articulatus  
 Nr. 8-10 = Variante mit Carex canescens

d) Lfd.-Nr. 11 - 18 = typische Ausbildung  
 Lonicera periclymenum - Kno - Padiou - Gesellschaft  
 Lfd.-Nr. 19-20 = Ausbildung mit Carex elongata  
 Lfd.-Nr. 21-24 = typische Ausbildung

Spalte C : echtes Kno - Padiou Knapp 1948

e) Carici remotae - Fraxinetum W. Koch 1926  
 Lfd.-Nr. 25 = Subassoziation mit Chrysosplenium oppositifolium (syn. Chrysosplenio - Kuetinum)  
 Lfd.-Nr. 26 - 27 = Ausbildung mit Circaea lutetiana  
 Nr. 26 = Variante mit Galium odoratum  
 Nr. 27 = typische Variante  
 f) Lfd.-Nr. 28 = Ausbildung mit Rubus caesius  
 Skellario nemorum - Kuetinum Lohmeyer 1957  
 Lfd.-Nr. 29-30 = Ausbildung mit Salix fragilis  
 Lfd.-Nr. 31 = Ausbildung mit Circaea intermedia

- Lfd.-Nr. 24: Holzbach, Gewünden, Schrenz, Kirchberg, KRAUSE (1982): Tab. 6, Nr. 15-24  
 25: Trier, WEY (1988): Tab. 14, Nr. 6  
 26: Trier, WEY (1988): Tab. 14, Nr. 5  
 27: Pfedelbach, Gewünden, Kirchberg, Lehrer-Oberstein, Kastelläuern, KRAUSE (1972): Tab. 6, Nr. 4-6  
 28: Hermskell, Neuwied, Wodoll, KLAUCK (1985): Tab. 3  
 29: Hermskell, Kell, Meerbach, KLAUCK (1985): Tab. 4  
 30: Kirchberg, Gewünden, Mar - Ober, KRAUSE (1972): Tab. 4  
 31: Neuwied, Hermskell, KLAUCK (1985): Tab. 1, Nr. 13, 14, 15.

%), eine kaum erkennbare Strauchschicht, doch eine üppig wachsende und wuchernde Kraut- und besonders Moosschicht. Die Baumschicht wird gebildet aus bis zu ca. 15 m Höhe erreichenden Moorbirken (*Betula pubescens*).<sup>5</sup>

Neben den dominierenden Birken bilden Eberesche (*Sorbus aucuparia*) und Rotfichte (*Picea abies*) hohe Dominanzanteile. Dagegen tritt die Schwarzerle (*Alnus glutinosa*) in nur verschwindend geringer Dominanz und Stetigkeitsklasse auf. Auf entwässerten Torfböden gewinnt die Rotbuche (*Fagus sylvatica*) hohe Stetigkeitsklassen zwischen III und V. Weiterhin lassen sich gelegentlich antreffen: Mehlbeere (*Sorbus aria*) und Sandbirke (*Betula pendula*); vgl. Tabelle 1, Spalte A.

Die Baumbestände sind in der Regel sehr lichtdurchlässig. Allerdings bildet sich infolge des sauren, mageren, nährstoff- und basenarmen Bodensubstrates keine Strauchschicht aus. Nur gelegentlich läßt sich der Faulbaum (*Frangula alnus*) eher randlich der Bestände, wo die Torschicht dünner ist und mineralische Bodeneinflüsse stärker werden, feststellen.

Die Krautschicht, mit einer maximalen Höhe von ca. 120 cm, weist Dominanzen von *Molinia caerulea* und dem Farn *Dryopteris carthusiana* auf. Bis ca. 40 cm Höhe erreichen *Vaccinium myrtillus* und *Deschampsia flexuosa* als auffällige Arten.

In der bis ca. 15 cm hohen Moosschicht dominieren flächig oder als Polster ausgebildet *Polytrichum commune*, *Sphagnum palustre* sowie weitere *Sphagna* (vgl. Tab. 1, Sp. A).

Bemerkenswert und auffällig ist das nur geringe Vorhandensein juveniler Baumarten, die offensichtlich infolge des dichten Moosteppichs sich kaum entwickeln können. Sie gehen bereits als Keimlinge oder Jungpflanzen wieder ein. Weitestgehende Entwicklungschancen scheint noch die allochthone Rotfichte (*Picea abies*) zu besitzen. Die mittleren Artenzahlen der Moorbirkenbestände im Hunsrück sind relativ gering und erreichen im Durchschnitt nur 15 Arten (maximal = 17 Arten, minimal = 12 Arten). Besonders im Herbst sind die Gesellschaften der Moorbirke im Hunsrück auffällig entwickelt, wenn das Laub der Birken sich gelb gefärbt hat. Dann haben die Bestände optisch eine Ähnlichkeit mit ihren nordisch-boreal verbreiteten Verwandten, den Krummbirkenwäldern mit *Betula tortuosa* (vgl. KLAUCK 1988). Die floristische Verwandtschaft der Moorbirkenforste mit nordisch-boreal verbreiteten Birkenbeständen drückt sich im Hunsrück insbesondere in der entwässerten Variante durch das Auftreten von *Trientalis europaea* und *Lycopodium annotinum* aus, aber auch im spontanen Auftreten der Fichte (*Picea abies*). Zwar läßt sich die Fichte für den Hunsrück nicht als autochthon nachweisen. Pollenwerte (um 1 %) liegen so niedrig, daß sie auch als Fremdeintrag aus weiter entfernten Gebieten gewertet werden können (vgl. KLAUCK 1987). Bekanntermaßen verfügt gerade der Fichtenpollen über relativ große Luftsäckchen, die es ihm ermöglichen, lange und weit im Wind zu treiben. Doch kann die Fichte, die vor ca. 170 Jahren infolge preußischer Verwaltungsvorschriften verstärkt im Hunsrück eingeführt wurde (vgl. BAUER 1962), gerade in den Moorbirkenforsten sich spontan gut entwickeln und etablieren - wenn auch in ihrer späten Entwicklungsphase windwurfgefährdet infolge flach ausgebildeter Wurzelsteller, die den Gleyboden kaum

<sup>5</sup> Leider läßt sich aus der Literatur oft nicht herauslesen, ob es sich um die Subspezies *pubescens* oder *carpatica* handelt, weil die Aufnahmen diese Differenzierung nicht aufweisen. Das ist insofern zu bedauern, weil die Moorbirkenforste des Hunsrück im Vergleich zu dem aus Nordwestdeutschland beschriebenen Betuletum *pubescens* Tüxen 1937 Unterschiede in der Artenzusammensetzung aufweisen, so daß möglicherweise die Karpatenbirke eine kennzeichnende Art der Mittelgebirgs-Moorbirkenbrücher darstellt. Nach meinen Beobachtungen handelt es sich im Hunsrück überwiegend um *Betula pubescens* Ehr. ssp. *carpatica* Koch, syn. *Betula carpatica* W. et Kit. (vgl. KLAUCK 1985), was von anderen Autoren validiert wird (vgl. BUSHART 1989, SCHÖNERT 1989).

Zu den Standortbedingungen von *Betula pubescens* vgl. WAGNER (1994).

durchdringen können -, so daß die Fichte im Hunsrück heute hier ihr potentiell natürliches Vorkommen hat; wenn auch ein „Piceetum“ für den Hunsrück auszuschließen ist, wie BUSHART (1989:400) betont.

Das Pfeifengras (*Molinia caerulea*) hat die Oberfläche der Böden in den Moorbirkenforsten durch Bultbildung uneben ausgebildet. Dadurch gelten für einzelne Pflanzenarten, die diese Bulte besiedeln, unterschiedliche Wasserhaushaltsbedingungen, gegenüber direkt am Boden siedelnden Arten. Insbesondere *Trientalis europaea* läßt sich überwiegend auf den „tockeneren“ Bulten feststellen, ebenso *Vaccinium myrtillus* und *Deschampsia flexuosa*. Dagegen wachsen die Torfmoosarten überwiegend in den nassen Schlenken.

#### Physiographie:

In den Hochlagen des Hunsrück bei ca. 500 bis 750 m NN und mit seinen hohen Jahresgesamtniederschlägen um 1000 mm sind die Moorbirkenforste als kleinräumige Ausbildungen im Bereich der Quarztrüken anzutreffen. Vielfach sind sie an Hanglagen ausgebildet, wo tonig-lehmig verwitternder Hunsrücksschiefer den Hangschutt aus Taunusquarzit und Grauwacke durchsetzen und wasserstauende Schichten bilden (vgl. BUSHART 1989).

„Die erdgeschichtliche Entwicklung der Hunsrückoberfläche seit Beginn des Pleistozän bedingte eine mechanische Verwitterung der festen Gesteine, insbesondere Frostverwitterung während der Tundrazeit. Es bestanden ausgedehnte Blockmeere, die späterhin in ihrer überwiegenden Zahl von Lehmen überdeckt wurden. Die oftmals wasserführenden Bodenschichten waren Ursache der im südwestlichen Hunsrück ehemals zahlreichen Brücher und Hangmoore. Schwache Rutschungen des Bodens, der dann als Barriere zur Talseite hindeute, bildeten im Verlauf der Zeit an den Hängen Mulden oder Senken, die zunächst versumpften, später vermoorten“  
(KLAUCK 1985:46).

Die Gesellschaften der Moorbirke (*Betula pubescens* ssp. *pubescens* und *Betula pubescens* ssp. *carpatica*) sind in der Landschaft des Hunsrück trotz ihrer kleinräumigen Verbreitung und Größe (maximal bis jeweils 20 ha) besonders auffällig als lichtdurchlässige und helle Baumbestände innerhalb der ansonsten verbreiteten und dunkleren Buchen- und Fichtenforste. Sie stehen innerhalb dieser ausgedehnten Laub- und Nadelforste gewissermaßen wie kleine „Inseln“.

Nach REICHERT (1975:16) waren die Quarztrüken im Hunsrück an ihren mittleren und unteren Hangpartien bis in das 18.Jhd. hinein „... geradezu von einem Kranz solcher Moore umgeben“. REICHERT erwähnt in seiner Studie für den südwestlichen Hunsrück 71 „Quellmoore“, wobei allerdings diese Zahl auch die späterhin zu behandelnden Schwarzerlen-Brücher enthält. Weiterhin zählt er 16 ehemalige „Quellmoore“ auf, die durch Entwässerung und Aufforstung sonstiger Baumarten, vorwiegend Nadelhölzern, völlig verändert und in der Landschaft aktuell kaum noch erkennbar sind. Sie lassen sich teilweise nurmehr anhand von Flur- und Gewann- bzw. Ortsnamen in Kartenwerken herleiten, wenn Wortteile wie „...weier“, „...bruch“, „...gebrücht“ oder „...moo“ enthalten sind.

#### Syndynamik und Synchronologie:

Sicherlich stellen Moorbirkenforste im Hunsrück eine Dauergesellschaft am Endpunkt einer Sukzessionsreihe dar, die erhebliche Einflüsse von den naturbürtigen Standortbedingungen erfährt. Es wäre aber falsch anzunehmen, es handele sich hier um eine natürliche Waldgesellschaft. Einflüsse durch wirtschaftende und arbeitende Menschen haben den Standort mitgeprägt und sind noch heute in der Artenzusammensetzung

der Moorbirkenbestände zu erkennen. Sie „pausen“ sich gewissermaßen in der Vegetation durch (vgl. WILMANNS et al. 1979).

Die historische, bis zur großen Rodungsperiode im 13. Jhd. reichende Waldnutzung im Hunsrück unterlag periodischem Niederforstbetrieb.

Dabei dürfte bei den Moorbirkenbeständen keine Ausnahme gemacht worden sein, da besonders Betula-Arten unter luftfeuchten Bedingungen durchaus stockauschlagsfähig sind.

In der Zeit der großen Rodungsperiode, die mit dem 13. Jhd. zu Ende ging und in der die meisten heutigen Dörfer im Hunsrück begründet wurden, rodeten man auch die Moorbirkenbestände. Aufgrund ihres natürlichen, hohen Wasserhaushaltes waren diese prädestinierte Orte zur Anlage von Dauergrünland - neben den feucht-nassen Tällagen. Pollenanalytische Untersuchungen verzeichnen für diese Phase einen Rückgang von Betula- wie Alnuspollen. Ein erneuter Anstieg der Birkenpollen erfolgt erst später, etwa zeitgleich mit dem Fichtenpollen im 17./18. Jhd. (vgl. KLAUCK 1987). In den Kartenwerken von TRANCHOT & v. MÜFFLING (1803-1820) wird für den größten Teil der heutigen Moorbirkenforste im Südwest-Hunsrück Dauergrünland (Wiesen, Weiden) verzeichnet, das innerhalb ausgedehnter Baumbestände lag. Genannt seien: Keller Bruch; Drieslers Brunnen bei Damflos; Hammelbruch bei Damflos; Ochsenbruch, Krunzelbruch, Thierchbruch, Sausteigerbruch, Langebruch, Gasperbruch, Riedbruch, Thranerbruch, alle am Erbeskopf bei Thranenweier; Gonnebruch bei Zinserhütten.

Das auf Moorbirkenstandorten angelegte Grünland, das durch kluge Entwässerungsmaßnahmen<sup>6</sup> mit frühjährlicher Bewässerung und sommerlich-herbstlicher Entwässerung reguliert und gesteuert wurde (Gräben sind teilweise noch heute erkennbar), dürfte aufgrund des sauer-torfigen Substrates zum Nardo-Galion Preising 1949 gehört haben, insbesondere deren feuchtere Ausbildungen, welches beweidet wurde. Ein in nur noch schwacher Stetigkeit, zum Teil aber größerer Dominanz auftretendes Indiz ist das Harzer Labkraut (*Galium harcynicum*, syn. *G. saxatile*).

In den Zeiten erster landwirtschaftlicher Intensivierungen infolge der Entdeckung des Kunstdüngers („Thomasmehl“, ein phosphathaltiges Abfallprodukt aus der stahlproduzierenden Rüstungsindustrie; vgl. LEDERMANN 1995) durch Justus v. LIEBIG (1840) wurde es möglich, ertragreiches Dauergrünland auch an trockeneren Stellen anzulegen (vgl. LÜHRS 1994). Man sprach in der Landwirtschaft von einem Prozeß der „Vergrünlandung“, der in Mitteleuropa vorstatten ging. Dadurch verloren aber bisherige Wiesen und Weiden auf überwiegend ortsfernen Bruchwaldstandorten der Moorbirke ihre bisherige Bedeutung. Das ortsfreie Wirtschaftsgrünland erfuhr durch Intensivierung ortsnaher Standorte eine Extensivierung bis hin zu ersten Brachphasen. In der Folge entwickelte sich auf den Bruchwaldstandorten eine Dominanzphase mit Pfeifengras (*Molinia caerulea*), die als Streuwiese genutzt wurde. Noch heute nachvollziehbare Brachen mit Moliniadominanzen weisen die ungünstigen Standortbedingungen in ihrer Artenarmut aus. Die Gesellschaften sind mit einem Molinetum *caeruleae* im Sinne KOCH's (1926) nur sehr entfernt vergleichbar. Eine Vorstellung gibt folgende Vegetationsaufnahme, die ich 1986 im Westhunsrück am Erbeskopf gemacht habe:

<sup>6</sup> Erste Entwässerungsmaßnahmen wurden im Hunsrück durch Forstkommissar KLING im Soonwald bereits 1786 vorgenommen (vgl. BAUER 1962). Für das Jahr 1790 gibt KLING 30.000 Ruthen (= 136 km) Entwässerungsgräben im Soonwald an!

Thranenweier am Erbeskopf, Nähe Parkplatz, 17.Mai 1986,  
Artenzahl = 9, Deckung 100 %, Vegetationshöhe = 50 -70 cm,  
Fläche = 20 m x 20 m, Boden = Torf, Aspekt = Molinia-Bultwiese

55	Molinia caerulea	+	Poa pratensis
11	Deschampsia cespitosa	+	Galium harcynicum
+	Polygonum bistorta	+	Juncus effusus
+	Holcus lanatus	( r )	Anemone nemorosa auf Molinia-Bult
+	Festuca rubra		

Diese anfangs noch als Streuwiese genutzten Moliniabestände (=Nardo-Galion-Buchen) auf Standorten der Moorbirkenbrücher im Hunsrück, die eine nachsommerlich-frühherbstliche Mahd erfuhrten, unterlagen weiterer Brachetendenz, als man zur Einstreu in Ställe ebenfalls Stroh aus dem Getreideackerbau vermehrt verwenden konnte. Zwar wurde Getreide im Hunsrück schon sehr lange angebaut. KÜSTER (1995:136) spricht gar von vorrömischer Beackerung der silikatischen Böden im Hunsrück. Aber mit der Entdeckung des Kunstdüngers ging auch eine Intensivierung des Getreideackerbaues einher. Hinzu kam die Streuenutzung toten Laubes aus den Buchen- und Eichenbeständen. In die Pfeifengrasbestände wanderten erste Gehölze ein, eine Verbuschung setzte ein, die in einem Moorbirkenbestand endete. Dabei gab es zwei Entwicklungslinien, die von vormaligen anthropogenen Eingriffen abhingen und sie heute noch indizieren: a) dem Offenhalten der Entwässerungsgräben einerseits (Tab. 1, Sp. 4-6) und b) dem völligen Zerfall dieser Gräben (Tab. 1, Sp. 1-3).

Teile der sich entwickelnden Moorbirkenbestände wurden in die forstwirtschaftliche Nutzung integriert, wobei man stellenweise auf den entwässerten Böden eine Anpflanzung von Rotfichte (*Picea abies*) vornahm (vgl. BECK 1869:36, der zur „.... Umwandlung von Weichholzbrüchern im Hochwald ...“ die Fichte empfiehlt), z. B. im Moosbruch bei Zerf (REICHERT 1975:112). Die sich entwickelnden Moorbirkenbestände hat man dagegen - solange Holz, besonders Birkenholz, als Brennholz genutzt wurde - im Niederforstbetrieb bewirtschaftet. Die Schläge wurden während der Frostperioden im Winter geführt, als der nasse, torfige, jetzt aber gefrorene Boden ungehindert betreten werden konnte. Daß Moorbirkenforste heute nicht mehr „geerntet“ werden, läßt sich auf die technische Entwicklung im Heizungsbau zurückführen, als es möglich und zunehmend billiger war, auf fossile Ressourcen (Kohle, Öl) zurückzugreifen. Nur aus diesem Grunde wurden die Vorschläge SCHWICKERATH's (1940, 1953, 1975), die naturschutzorientiert waren, von den Forstadministrationen akzeptiert, die Moorbirkenforste durchwachsen zu lassen. Zu Beginn der 1980er Jahre setzte man sogar Steuergelder (ABM) seitens der Bezirksregierung Trier ein, um die noch teilweise vorhandenen Entwässerungsgräben zu verschütten, so geschehen im „Keller Hochmoor“ am Rösterkopf bei Kell am See. Über die erzielten Ergebnisse liegen keine Darstellungen vor.

Andererseits führten die preußischen Aufforstungsprogramme, die aus der Überlegung heraus geboren wurden, nicht genügend Holzressourcen zur Produktion von stählerinem Rüstungsgerät zu haben und die ja nicht immer nur den verhafteten „Prüßeboom“ (Rotfichte) verwendeten, sondern auch Buchen- und Eichenforste begründeten, auf den Standorten der Moorbirke zu völlig anderen Holzbeständen, sofern die Entwässerung aufrecht erhalten wurde. Ihre ursprüngliche Herkunft verraten solche Forste aktuell z.B. nur noch durch plötzlich massiertes, polsterähnliches Auftreten von Torfmoosarten sowie in der morphologischen Gestalt der Oberfläche, die eine Mulde oder Senke erkennen läßt, innerhalb sonst eher artenärmer und dominanzschwacher Krautschichtausbildungen in Forstgesellschaften.

naturbürtige Ausgangslage:

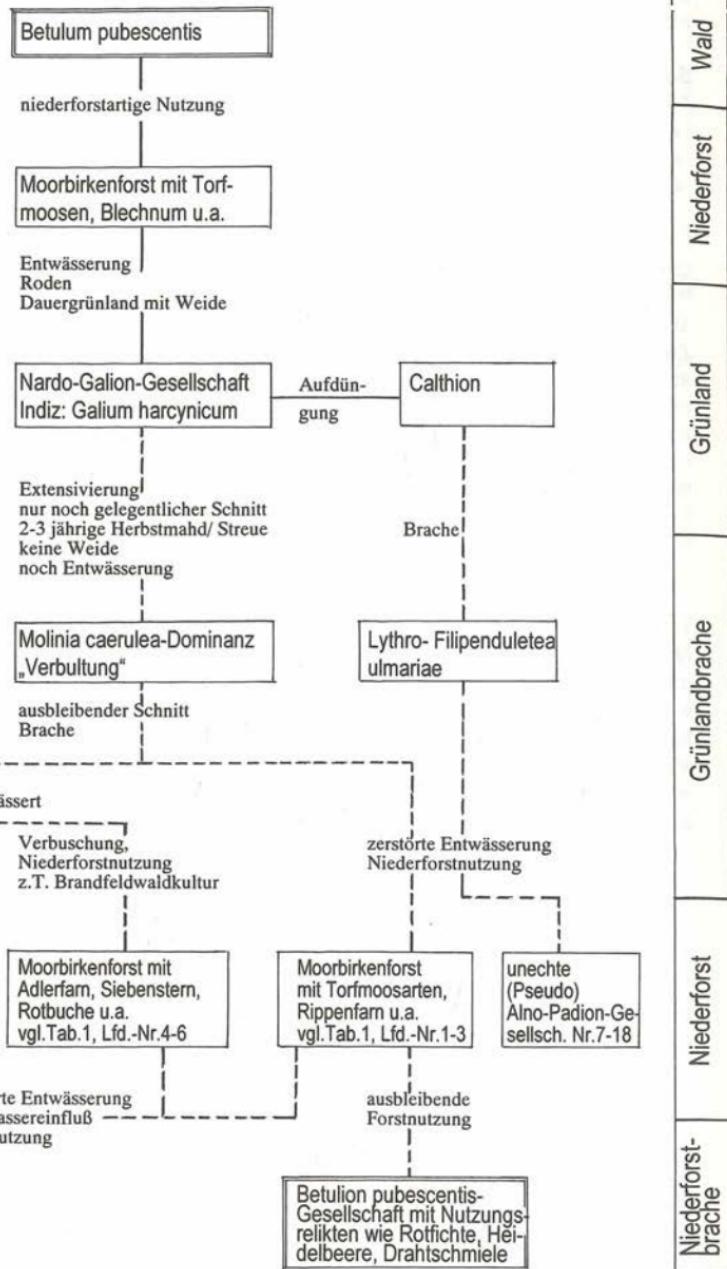


Abb. 7 : Sukzessionsreihe der Moorbirkenforste im Hunsrück (Vgl. Tab. 1, Sp.A)  
 ausgezogene Linien = Intensivierungsprozesse  
 gestrichelte Linien = Extensivierungsprozesse

In Zeiten der Grünlandnutzung wurden Orte mit stärkerer Torfschicht abgetorft (REICHERT 1975). Allerdings dürfte der Torfertrag gering gewesen sein, da die Schichten kaum über 2 m Mächtigkeit verfügten. BECK (1869) spricht aber immerhin vom Beruf der „Torfstecher“ im Regierungsbezirk Trier! Der Torf wurde zur Stalleinstreu genutzt, die ihrerseits der Ackerdüngung diente. Die heute aktuell anzutreffenden Bestände der Moorbirke im Hunsrück sind infolge Grünlandbrache, Verbuschung und „Verwaldung“ entstanden. Sie stellen das Endstadium einer Bracheentwicklung dar (vgl. Abb. 7).

#### Synökologie:

Die entscheidende Ursache für das aktuelle Vorhandensein der Moorbirkenforste im Hunsrück ist zunächst die niedergegangene bäuerliche Nutzung der Brücher-Standorte als Wiese und Weide bis ca. Mitte/Ende des 19. Jahrhunderts und geht synchron mit der Entdeckung und dem Einsatz von Kunstdünger.

Als naturbürtige Standortbedingungen gelten die basen- und nährstoffarmen, sauren Bodenverhältnisse infolge des quarzitischen Ausgangsgesteins, aber ebenso die wasserstauende Wirkung der tonig-lehmig verwitternden Tonschiefer, die das Quarzit-Trümmergestein durchsetzen, sowie der natürlich große Wasserreichtum des Hunsrück. Das Substrat ist ein aus Bleich- und Braunmoosen gebildeter Torf, durchsetzt mit Sauergrasanteilen und zersetzen Baumaub. Die durchschnittlich 30 cm bis 40 cm dicke Torfschicht lagert über tonig-lehmigem Substrat, der Bodentyp ist als Stagnogley anzusprechen. Die Nährstoffverhältnisse sind sehr ungünstig. Der Boden ist sauer und sehr feucht bis naß bei gleichzeitig hohen Luftfeuchtigkeitsgehalten. Die Orte sind spätfrostgefährdet, selbst im Mai können in sternklaren Nächten noch Minus-Temperaturen gemessen werden, d. h. die Wirkung des Hunsrücker Allgemeinklimas geht gegenüber den Standortbedingungen der Moorbirkenforste zurück. Allerdings ist nicht diese Tatsache Ursache für das Auftreten der borealen Florenelemente im Hunsrück. Die liegen insbesondere in den Konkurrenzvorteilen, welche die borealen Elemente - wahrscheinlich Relikte aus den Glazialen - auf diesen Sonderstandorten haben, die sich vorwiegend edaphisch erklären: nasser und saurer Torf. Die Standorte der Moorbirkenforste zeichnen sich aus durch ihren hohen Lichteinfall, der durch die kleinen Blätter der Birken dringt und in der Krautschicht Lichtpflanzen saueren Milieus begünstigt, also *Vaccinium myrtillus*, *Deschampsia flexuosa* und *Molinia caerulea*. Allerdings sind diese Arten auch Indiz ehemalig durchgeführter Entwässerungsmaßnahmen, insbesondere die Heidelbeere und die Drahtschmiele, da sie infolge ihrer Biologie vorwiegend auf trockeneren, nicht wasserdurchtränkten Substraten ohne Stauwassereinfluß vorkommen. Sie nehmen innerhalb der Moorbirkenforste jene Orte ein, welche diese Bedingungen bieten; und das sind die höherstehenden Bulte. Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*) und Drahtschmiele (*Deschampsia flexuosa*) weisen die Hunsrücker Moorbirkenforste als durch anthropogene Eingriffe - insbesondere Entwässerung - abgewandelte Bestandsausbildungen aus.

#### Produktion:

Moorbirkenforste standen im Hunsrück sicherlich nie im besonderen Blickfeld einer Holzproduktion. Sie waren existent und wurden von den Bauern mitgenutzt, wenn die übrigen Wälder im Niederforstbetrieb bewirtschaftet wurden. Dennoch werden sie von BECK (1869) im Kapitel über die „Niederwälder“ im Regierungsbezirk Trier als wirtschaftlich relevant erwähnt, auch wenn er sie „im Ganzen unbedeutend“ sieht (S. 39). Doch in Zeiten der Dauergrünlandwirtschaft auf diesen Orten waren die Produktionsergebnisse und Ernteerträge - Grünfutter - sehr wohl wichtig und existenzsichernd. Denn nur an von Natur aus dauerhaft feuchten Stellen konnte Dauergrünland erfolgreich angesiedelt werden, solange keine künstliche Düngung möglich war. Dieses

Dauergrünland entsprach den Borstgrasrasen. Aber mit Anwenden der künstlichen Dünger verloren die ortsfernen Dauergrünländer, die nicht gedüngt wurden, ihre Bedeutung. Es entwickelten sich in der Sukzessionsreihe wieder Moorbirkenbestände, deren Holz in Zeiten der Subsistenzwirtschaft als Brennholz genutzt wurde. Eine gezielte industrielle Verwendung des Holzes dürfte auszuschließen sein.

Nach BIERAU (1933) wurden im Hunsrück Birkenreiser und Rotdornäste<sup>7</sup> zur Ausfachung von Bauernhausinnenwänden verwendet, die man um senkrecht eingekeilte Eichenäste geflochten hat. Diese Geflechte wurden von beiden Seiten mit einem von Häcksel durchsetzen Lehmgemisch bestrichen und mit „Kalkmilch“ überzogen. Diese Birkenäste, die in Zeiten ausgedehnter Röderwirtschaft häufig vorhanden waren, gewann man aber wahrscheinlich auch aus den feucht-nassen Moorbirkenbeständen, je nachdem die Besitzverhältnisse und Nutzungsrechte verteilt waren.

Heute haben die Moorbirkenforste des Hunsrück als Holzlieferant kaum noch wirtschaftliche Bedeutung. Selbst die Stallbesen werden nicht mehr aus Birkenreisern gebunden, sondern zugekauft, sofern überhaupt noch benötigt.

#### Epharmonie:

TÜXEN (1979) hat den Begriff der Epharmonie eingeführt und meint damit „... die Stellung und Einflüsse der Gesellschaft im Wirkungsgefüge der Landschaft ...“

„Es ist an der Zeit, darüber gründlich nachzudenken: Wie wirkt eine bestimmte Pflanzengesellschaft auf ihre Kontakt- und weiter entfernt liegenden Nachbar-Gesellschaften? Wie wird sie andererseits von diesen beeinflußt? Wie wirkt sie sich auf den Gesamthaushalt des Gesellschaftskomplexes in einer einheitlichen Landschaft aus?“

(Seite 11).

Die Bruchwaldstandorte im Hunsrück zeichnen sich aus durch ihre ständige und ganzjährig andauernde Nässe, sofern sie nicht vollständig entwässert wurden. Das Wasser stammt aus Quellen, die die Eigenschaft besitzen, summers wie winters nahezu gleichförmig kühle Wassertemperaturen um 7-8° C zu haben (vgl. KLAUCK 1987<sup>a</sup>). Dadurch wird das Lokalklima im näheren Umfeld in der Weise beeinflußt, so daß dies häufig Orte von Nebelbildungen sind. Die erhöhte Luftfeuchtigkeit gegenüber angrenzenden Forstgesellschaften begünstigt im näheren Umkreis der Moorbirkenforste das Wachstum von Flechten und Moosen, die an den Bäumen manchmal wie Bärte hängen.

Für den Raum Trier beschreibt WEY (1988) drei Temperatur-Typen von Quellen: a) mit geringen Temperaturschwankungen zwischen 6 -9° C mit oberflächenfernem Grundwasser; b) mit weiter Temperaturamplitude bei Wintertemperaturen nicht unter 5° C und höchsten Temperaturwerten bis 17° C in überwiegend landwirtschaftlich genutzten Flächen sowie c) mit weiter Temperaturamplitude, deren Wintertemperatur zwischen 1-5° C beträgt und die höchsten Werte um 13° C (in Quellen der Eifel bis 19° C). Danach entsprechen die Moorbirkenforste im Hunsrück dem erstgenannten Temperaturtypus.

Moorbirkenforste sind weiterhin Ausgangsorte von Bächen, die ihrerseits das weiche (ca. 2-3° dH), nährstoff- und basenarme, saure Wasser (vgl. KRIETER o.J.) in weitere Pflanzengesellschaften transportieren.

Infolge des natürlich hohen Wassergehaltes der Moorbirkenforste hat man die Orte seit preußischer Zeit zunehmend und systematisch unter dem Aspekt der Trinkwassergewinnung gesehen (vgl. REICHERT 1975:106). Es wurden Quellfassungen aus künstlich eingebrachten Steinen und Bindemitteln aus Zement und Kalk hergestellt.

<sup>7</sup> Interessanterweise gibt die Tabelle für Crataegus-Arten nur wenige Stetigkeitsklassen und geringe Verbreitung an. Crataegus-Hecken sind im Hunsrück aber ebenso rar. Woher hat man die Rotdornäste bezogen?

WIRTGEN (1867) betrachtet die Brücher gar als „wertvolle Wasserspeicher“ und legitimierte den administrativen Zugriff auf die Wasserkapazitäten. In den aktuellen topographischen Karten sind in den Bereichen der Moorbirken- und Schwarzerlenbrücher eine ganze Reihe von gefäßten Brunnen und Quellen angegeben. Diese Quellfassungen haben ihrerseits eine basische Wirkung auf die Wasserqualität.

### Synchorologie.

Anhand von Namensspuren in den Gewässern sind aktuelle und ehemalige Brücher im Hunsrück auszumachen, wobei aber nicht festzustellen ist, ob es sich um Moorbirken- oder Schwarzerlen-Sumpfore handelt. Beispiele sind Ortsnamen wie Morbach, Morscheid, Bruchweiler, Thranenweier oder Flurnamen wie Kellergebrüch, Hahnenbrüch bei Grimburg, Gunnesbruch bei Neuhütten, Schwarzenbruch bei Allenbach-Hüttgeswasen u.a. Die Verbreitung der Moorbirkenbrücher im Hunsrück ist überwiegend entlang der Berghöhen, die sich von Südwest nach Nordost, im südlichen Teil des Gebietes im Bereich der Quarztrüchen hinziehen.

Überregional wurden sie erstmalig aus Nordwestdeutschland (TÜXEN 1937) mitgeteilt. Weitere Beschreibungen erfolgten aus dem Hohen Venn, der Hohen Schneifel, der Hohen Rhön, dem Sauerland, dem Schwarzwald, dem Odenwald, dem Neckargebiet, dem Bodenseegebiet und aus Oberbayern.

Über die deutschen Grenzen hinaus werden sie aus den Vogesen mitgeteilt, dem Gebiet der Pommerschen Seenplatte, sowie aus Skandinavien. Das Hauptverbreitungsgebiet ist entsprechend dem Vorkommen der Sphagna und von Trientalis europaea vorwiegend nordisch-boreal (vgl. HEGI Bd.III/Teil 1, 1981).

Die Vorkommen in Mitteleuropa stellen Kleinstareale auf lokalen Sonderstandorten dar, deren Größe bis ca. 1 - 20 ha beträgt.

### Syntaxonomie und Synsystematik

Moorbirkenforste kennzeichnen sich zunächst durch das dominante und weitgehend alleinige Auftreten von *Betula pubescens* und *Betula carpatica* in der Baumschicht. Sie werden dem Verband der Moorbirkenwälder eingereiht, wie ihn TÜXEN et LOHMEYER 1955 beschrieben. Somit sieht die systematische Stellung der Moorbirkenforste des Hunsrück wie folgt aus:

Klasse: Vaccinio-Piceetea Br.-Bl. 1939

Ordnung: Vaccinio-Piceatalia, Br.-Bl. 1939

Verband: Betulion pubescantis Lohmeyer et Tüxen 1955

Die Moorbirkenforste des Hunsrück gliedern sich in zwei Ausbildungen, die beide durch anthropogene Vornutzungen beeinflußt sind. Sie werden hier als Verbandsgesellschaften beschrieben. Denn einerseits werden die Bestände durch Vorherrschenden der Karpatenbirke (*Betula carpatica*) aufgebaut. Andererseits sind die Moorbirkenforste des Hunsrück gegenüber dem *Betuletum pubescantis* Tx. 1937 negativ charakterisiert durch das Fehlen diagnostisch wichtiger Arten, wie *Vaccinium uliginosum*, *Sphagnum recurvum*, *Vaccinium vitis-idaea* und *Eriophorum vaginatum*. Nach HAND (1991) existierten *Vaccinium vitis-idaea* und *Vaccinium uliginosum* in früheren Zeiten im Hunsrück, und *Eriophorum vaginatum* soll an Sonderstandorten noch ganz vereinzelt auftreten (vgl. z. B. lfd. Nr. 6 u. 12). Daraus läßt sich ableiten, daß die Moorbirkenforste als floristisch verarmte Gesellschaften des *Betuletum pubescantis* Tx. 1937 angesehen werden können.

## A. Sphagnum nemoreum - Betulion pubescantis - Gesellschaft

(Tab. 1, Lfd. Nr. 1-3):

Trennarten sind die Moose *Sphagnum nemoreum*, *Sphagnum squarrosum*, *Pleurozium schreberi*, *Rhytidadelphus loreus* und der Farn *Blechnum spicant*.

Es handelt sich um die am stärksten vernähten Moorbirkenforste, in denen die Pflanzen der Krautschicht nur geringen Wurzelanschluß an den mineralischen Unterboden haben, also eine „dickere“ Torschicht vorhanden ist.

SEIBERT (in: OBERDORFER 1992:60) bezeichnet diese Forstbestände aus Süddeutschland nach dem Rippenfarn als „*Blechnum - Betula pubescens - Gesellschaft*“, die er als eine „Randerscheinung des *Piceion abietis* ...“ auffaßt. Doch einige Zeilen weiter reiht er die Gesellschaft dem Verband der *Dicrano-Pinion Matusz.* 1962 em. Oberd. 1979 ein. Einen eigenen Verband *Betulion pubescantis* negiert SEIBERT. Die systematische Eigenständigkeit als Dauergesellschaft erkennt SEIBERT jedoch durchaus an (S. 61), während er den Moorbirkenforsten einen Assoziationsrang aberkennt.

BUSHART (1989:402) nennt diese Bestände „*Sphagnum-Betula pubescens-Gesellschaft*“. Allerdings bezieht er sich auf die Bleichmoosarten *Sphagnum palustre*, *Sphagnum fallax* und *Sphagnum squarrosum*. Wie unsere Tabelle belegt, haben die von BUSHART genannten Bleichmoosarten für den Hunsrück in den dortigen Moorbirkenforsten keinen diagnostischen Wert. *Sphagnum palustre* reicht weit in die abgewandelten „unechter“ (Pseudo-) Alno-Padion-Gesellschaften auf Bruchwaldstandorten hinein (Tab. 1, Sp. A und B) und grenzt diese gemeinsam mit *Molinia caerulea* gegenüber den Schwarzerlen-Bachuferforsten (Sp. C) ab. *Sphagnum fallax* und *Sphagnum girgensohni* treten nur sporadisch auf. Wir benennen die Gesellschaft nach *Sphagnum nemoreum*.

## B. Pteridium aquilinum - Betulion pubescantis - Gesellschaft

(Tab. 1, Lfd. Nr. 4-6)

Trennarten sind *Pteridium aquilinum*, *Trifolium europaea*, die Braumoosart *Polytrichum formosum* und die Rotbuche (*Fagus sylvatica*). Die Bestände wachsen auf weniger vernähten Standorten. Ein stärkerer Einfluß des mineralischen Untergrundes macht sich bemerkbar in der Trennartenkombination, insbesondere Adlerfarn und Rotbuche. Die Torschicht ist nicht sonderlich stark ausgeprägt. Es handelt sich um Bestände, die noch einer Entwässerung durch (meist ungepflegte) Gräben unterliegen. Sie wurden ehemals, vor der „Wiederverwaltung“, abgetorft.

## Exkurs: Zum *Pteridium aquilinum* - Vorkommen im Hunsrück:

In mehrfacher Hinsicht ist das Vorkommen des Adlerfarns (*Pteridium aquilinum*) interessant, weil er Indiz verschiedener Produktions-, Wirtschaftsweisen und Nutzungsformen im Hunsrück ist:

### 1. Als lichtliebende Art verhält sich der Adlerfarn im Hunsrück wie eine Saumpflanze.

Er geht nur dann in die Fläche, wenn er genügenden Sonnengenuß bei gleichzeitig zurückgehendem Nutzungldruck erfährt. Dies ist dann z.B. der Fall, wenn Forstflächen kahlgeschlagen werden. Bei einer Wiederaufforstung wird er ab einem bestimmten Stadium des Schattendruckes wieder in die Säume der Forstgesellschaften zurückgedrängt. PASSARGE (1994) wertet den Adlerfarn als Art der Klasse *Melampyro - Holcetea*, den thermophil-akzidoklinen Saumgesellschaften. Bereits GARCKE (1885:502) nennt ihn „Adlersaumfarn“!<sup>8</sup> Aber in den Moorbirkenforsten des Hunsrück kommt der Adlerfarn auch in Baumbeständen zum Teil herdenbildend vor und indiziert hier den Lichtreichtum in der Krautschicht. Dieser Lichtreichtum ist Folge eines Niederforstbetriebes, wodurch die Baumbestände der Moorbirke immer wieder aufgelichtet wurden.

### 2. Adlerfarn wird durch den sauren Einfluß von Streue stark herdenbildend gefördert.

Daher läßt er sich im Hunsrück an den Säumen der Nadelforste (Fichte, Kiefer) ebenso antreffen, wie entlang der Eichen-Birkenforste.

Aber ebenso erfährt der Adlerfarn eine Wachstumsförderung und Konkurrenzvorteile gegenüber anderen Pflanzenarten durch Brennen (POTT 1985). Das verstärkte Auftreten des Adlerfarns entlang der Eichen-Birkenforste, wie auch der Buchenforste, ist im Hunsrück ein Indiz ehemaliger Brand - Feld - Waldkultur. Das dominante Vorkommen von *Pteridium aquilinum* in den Saumgesellschaften wie auch auf den Kahlflächen kennzeichnet im Hunsrück die angrenzenden Flächen der Forstgesellschaften als

<sup>8</sup> Hervorhebung durch den Verfasser

kulturhistorisch bedingte Pflanzenbestände, deren Grenzen sich weitgehend mit denen ehemaliger Röder- und Schiffelwirtschaft decken, ähnlich der Verbreitung von *Sarrohamnion*-Gesellschaften (vgl. WILMANNS, SCHWABE & EMTER 1979). Im Verbreitungsgebiet des *Luzulo-Fagetum* wurden im Hunsrück die Waldgesellschaften durch ehemalige Brand - Feld - Waldkultur abgewandelt in *Quercion robori-petraeae* - Bestände, also in Eichen-Birkenforste, wie es SEIBERT (1966) aus dem Bayerischen Raum beschreibt. Man kann in Analogie zum „Hainbucheneffekt“ (POTT 1985) hier von einem „Birkeneffekt“ sprechen. Diese Wirtschaftsweise hat dem Adlerfarn im Hunsrück erst seine Massenverbreitung ermöglicht. In früheren Zeiten, als noch weit verbreitete und anthropogen kaum überprägte Wälder im Hunsrück existierten, dürfte der Adlerfarn weit weniger im Hunsrück verbreitet gewesen sein. Ein Beleg dafür sind die Pollenwerte von Farne aus Hunsrücker Brücher (vgl. KRAUSE 1972, KLAUCK 1987). Danach erreichten die *Filicinae* ihre Massenausbreitung erst in der Älteren und Jüngeren Nachwärmezeit, also ca. 600 v. Chr. bis 1300 n. Chr.

Das heute weit verbreitete Vorkommen der Adlerfarnbestände im Hunsrück (vgl. z.B. BUJNOCH 1991) ist ein Indiz ehemalig weit verbreiter Röder- und Schiffelwirtschaft.

3. Einmal in großen Mengen vorhanden, unterzog man den Adlerfarn freilich bestimmten bürgerlichen Nutzungen, für deren ehemalige Existenz er heute noch Indiz ist:

- a) Adlerfarn wurde als Stalleinstreu genutzt (vgl. STERNE & ENDERES 1952).
- b) Man verwendete die Wedel im Winter zur Wärmedämmung an Kellerluken und hinter Scheunentoren der Bauernhäuser (südwestdeutsche Einhäuser), indem sie in Säcke gefüllt in die Luken gezwängt oder an die Torinnenseite genagelt wurden, wie ich selbst es bis in die 1970er Jahre erlebte.
- c) Als gehäckseltes Material hat man den Adlerfarn (mit Stroh) einem Sand-Lehm-Gemisch beigegeben und zur Ausfachung von Innenwänden der ansonsten seit dem 30jährigen Krieg überwiegend steinernen Bauernhäuser - insbesondere im Westhunsrück - verwendet.
- d) HEGI (1984:120) gibt weitere Verwendungen des Adlerfarns an:
  - zur Dacheindeckung, als Stroh-Ersatz (DOSTAL 1984, SCHIER 1966:80) und
  - als Pottasche-Lieferant für Glashütten.

Ob auch diese Nutzungsformen im Hunsrück stattfanden, ist nicht belegt (FRECKMANN /1995, briefl.). Aber es ist durchaus vorstellbar, aufgrund der verbreiteten Glashütten wie auch der Strohdächer im Hunsrück bis in den Beginn des 20.Jahrhunderts hinein (vgl. SCHÖMER 1985), dies anzunehmen. Insbesondere in den Zeiten, da die Getreideerträge nicht besonders hoch waren (vor der Kunstdüngerverwendung) und damit Stroh eher eine Mangelware darstellte, dürften Bauernhäuser im Hunsrück auch mit Adlerfarn eingedeckt gewesen sein. Andererseits war der Hunsrücker Dachschifer nur an wenigen Orten in brauchbarer Qualität zu gewinnen und somit entsprechend der Transport schwierigkeiten unerschwinglich. KNEIDL (1984:82) erwähnt, daß im Fürstentum Birkenfeld im Westhunsrück im Jahre 1826 noch über ein Viertel der bewohnten Häuser mit „Stroh“ gedeckt war. Vermutlich aber hat man unter dem Begriff Stroh mehr verstanden als die Halme von Getreidefrucht, sondern auch den Adlerfarn. Schilf kam aufgrund geringer Verbreitung kaum in Frage.

- e) BAUMEISTER et al. (1977) nennen den Adlerfarn als Rohstoff für Grabschmuck.
- f) Auch offizielle Verwendung wurde dem Adlerfarn in einer Mischung mit *Scolopendrium* und *Dryopteris filix-mas* zuteil (vgl. SIMONIS 1991:100).

4. Und noch ein Indiz liefert uns heute der Adlerfarn als bestandsbildende Krautschicht in Moorbirkenforsten: die ehemalige Abtorfung des Substrates. Denn dadurch erhielt der Adlerfarn die Möglichkeit, mit seinen Wurzeln und Rhizomen den mineralischen Untergrund zu erreichen. Bekanntlich geht der Adlerfarn nicht tiefer als ca. 50 cm (vgl. HEGI 1984). Da er aber auf mineralische Bodenanteile angewiesen ist, wächst er auf den eher dünnmächtigen, ehemals abgetorften, organogenen Böden.

#### Bibliographie:

- BUSHART (1989); BUDDE & BROCKHAUS (1954); DIERSSEN & DIERSSEN (1984); DÖRING-MEDERAKE (1991); KIELLAND-LUND (1981); KLAUCK (1985); KRAUSE (1972); LOHMEYER & BOHN (1972); LIEPELT & SUCK (1987); MATUSZKIEWICZ (1963); OBERDORFER (1957, 1992); REICHERT (1975); SCHÖNERT (1989); SCHWICKERATH (1944, 1975); TÜXEN (1987); VOGT & RUTHSATZ (1990); WEY (1988); WITTIG (1980);

### **3.4. Schwarzerlen-Sumpfforste (Alno-Padion-Ges. auf Standorten der Betulion pub. und Alnion glutinosae; vgl. Tab. 1, Lfd. Nrn. 7-24):**

#### Symmorphologie:

Das Bild der Pflanzengesellschaft bestimmt einerseits die Schwarzerle (*Alnus glutinosa*) als baumschichtbildende Art, andererseits der Krautreichtum in der Bodenschicht. Als kleinfächige Ausbildungen (max. ca. 20 ha) innerhalb anderer Forstgesellschaften des Hunsrück gelegen [die vorwiegend aus Buchen- und Fichtenforsten bestehen, in die die Schwarzerlenbestände bei dauerhafter Entwässerung teilweise umgewandelt wurden], fallen sie doch sehr ins Auge, wenn plötzlich in der ansonsten krautarmen Bodenschicht der Forstgesellschaften dieser Stauden- und Gräserreichtum auftritt. Insbesondere im Frühjahr fallen die Bestände durch die Blüten der Stauden auf, z. B. das Gelb der *Lysimachia vulgaris*, das Weiß der *Cardamine amara* und *Oxalis acetosella*. Gelegentlich sind Bestände anzutreffen, die eine ausgeprägte Strauchschicht beinhalten aus Weidenarten und Faulbaum (vgl. lfd.Nr. 7) und dadurch noch das Verbuschungsstadium vorangegangener Nutzungsformen indizieren (*Salicion cinereae* Müll. et Görs 1958, *Frangulo-Salicetum cinereae* Malcuit 1929). Die Bestände bilden halbschattige Standortbedingungen durch das dichte Erlenlaub, denen die Krautarten und Gräser genügen müssen. Vorwiegend und stetig treten hygromorphe Kräuter und Gräser auf wie *Lysimachia vulgaris*, *Viola palustris*, *Juncus effusus*, *Agrostis canina*, *Deschampsia cespitosa* sowie die azidophile *Oxalis acetosella*.

Entsprechend unterschiedlicher Ausbildungen ist das Bild der Schwarzerlen-Sumpfforste nicht einheitlich. Insbesondere fallen torfreichere und staunasse Ausbildungen mit der Moorbirke (*Betula pubescens* und *Betula carpatica*) im gelbgefärbten Herbstlaub auf (lfd. Nr. 7-18), gegenüber sickernassen, noch weitgehend entwässerten Erlenbeständen mit Krautarten der Quero-Fagetea (lfd. Nr. 19-24).

Die Baumbestände entwickeln eine Höhe bis ca. 20 Meter. Die Krautschicht ist gestuft und erreicht ca. 120 - 150 cm Höhe durch die fruktifizierenden Gräser (*Molinia*, *Deschampsia cespitosa*), sowie eine niedrigere, dichter geschlossene Schicht (Deckungsgrade um 100 %) mit ca. 70 cm Höhe. Eine dichte Moosschicht aus Bleich- und Braunmoosarten bedeckt den ammonigen, tonig-lehmigen Boden. Die Baumexemplare weisen teilweise eine ausgeprägte Vielstämigkeit auf, die auf ehemalige Niederforstnutzung schließen lässt. Aktuell findet diese Wirtschaftsform keine Anwendung mehr.

Die mittleren Artenzahlen der Schwarzerlen-Sumpfforste liegen im Vergleich zu den Moorbirkenforsten erheblich höher und erreichen im Durchschnitt 20 Arten (max. 37, min. 9 Arten, vgl. Tab. 1).

#### Physiographie:

Schwarzerlen-Sumpfforste haben erdgeschichtlich eine ähnliche Entstehung wie die Moorbirkenforste im Hunsrück. Allerdings befinden sich die Schwarzerlen-Sumpfforste auch in Bereichen, wo der etwas basenhaltigere Tonschiefer anzutreffen ist. Insbesondere sind das die Sumpfforste ohne die Trennartengruppe mit *Betula pubescens* & *carpatica* (vgl. lfd. Nr. 19-24). Das Substrat hat bei der Bodenbildung, vorwiegend durch Tonschieferzersatz mit wasserstauenden Schluffanteilen, eine nährstoff- und basenreicherere Ausprägung erhalten gegenüber den Moorbirkenforsten.

Aber andererseits treten Schwarzerlen-Sumpfforste auf, in denen ebenfalls die Arten der Moorbirkenforste vorkommen (lfd. Nr. 7-18).

Sie haben vergleichbare Verbreitungsschwerpunkte ähnlich der Moorbirkenforste, also an den Unterhängen quarzitischer Bergrücken.

Die Sumpfforste der Schwarzerle (*Alnus glutinosa*) wachsen in den höheren, niederschlagsreichen Lagen in geomorphologisch ausgebildeten Mulden und Senken. Dort sind sie von Natur aus eher abflußlose Gebilde an den schwach geneigten Hängen. Die wirtschaftende Hand jedoch hat aus den Brüchen entwässerte Standorte geschaffen, die zeitweise als Dauergrünland genutzt wurden (vgl. Kartenwerk TANCHOT & MÜFFLING 1803-1820). Ihre Ausdehnung ist eher gering und erreicht maximal ca. 20 ha.

#### Syndynamik und Synchronologie:

Die Entwicklung der Schwarzerlen-Sumpfforste dürfte zunächst ähnlichen Verlauf genommen haben wie die der Moorbirkenforste: zunächst eine niederforstartige Nutzung durch Bauern. Ab der großen Rodungsperiode im 13. Jhd. erfolgte die Umwandlung in Dauergrünland durch Abtrieb der Bäume und kluge Ent- und Bewässerungsmaßnahmen. Mit der Entdeckung des Kunstdüngers dürfte ein Teil der Flächen intensiviert worden sein, sofern sie ortsnah lagen, und ein Teil fiel einer Extensivierung anheim, vorzugsweise die ortsfernernen Lagen. Die Entwässerungsmaßnahmen führten dazu, daß die „aufgedüngter“ wie auch natürliche reicherer Standorte sich mit Arten aus den Gesellschaften der Alno-Padion besiedelten.

In der aktuellen Artenkombination drücken sich zwei unterschiedliche Produktionsformen aus: sowohl eine ehemalige Frischfutterproduktion ist aus den Trennarten der *Juncus acutiflorus* - Alno - Padion - Gesellschaft (Sp. c.) erkennbar als auch eine Streuwiesennutzung aus der *Lonicera* - Alno - Padion - Gesellschaft (Sp. d.). Ersteres wird indiziert durch Relikte eines ehemaligen Crepido-Juncetum *acutiflori* (*Crepis paludosa*, *Juncus acutiflorus*), letzteres durch Streupflanzen wie *Scirpus sylvaticus* (*Polygono-Scriptetum*).

Nach KLAPP (1965) waren die Erträge der Binsenwiesen mit *Juncus acutiflorus* bei einmaliger Mahd zwischen 10 - 70 dz/ha. Ein häufigeres Mähen soll nach SCHWICK-RATH (1944) zur Entwicklung von Pfeifengraswiesen geführt haben.

Übergänge in der Nutzung der Wiesen hat es wahrscheinlich gegeben, so daß *Juncus acutiflorus*-Wiesen, je nach Kräutergehalt, sowohl als Frischfutter verwendet, wie auch als Stalleinstreu genutzt wurden. STEBLER (1898) nennt gerade die *Juncus acutiflorus*-Wiesen gute Streulieferanten.

Die Grünländer auf den Standorten der aufgedüngten Moorbirkenbrücher wie auch der natürliche reicherer Erlenbrücher wurden alle beweidet, worauf noch heute Indizien hindeuten: *Juncus effusus* und *Agrostis canina*.

Beim Brachfallen der Grünländer entwickelten sich einerseits pfeifengrasreiche Bestände (Sp. c), die in einen Schwarzerlenbruch überleiteten, teilweise mit einem Zwischenstadium des Weiden-Faulbaumgebüsches. Auf den Standorten der ehemaligen Erlenbrücher hingegen (Sp. d) entstanden Mädesüßfluren (vgl. KLAUCK 1993). Die Tabelle weist in der Spalte B eine Merkwürdigkeit auf, die u. E. ein wichtiges Indiz zur Synchronologie liefert: Es ist auffällig, daß es einen Schwerpunkt des Vorkommens von *Alnus glutinosa* und *Betula pubescens* & *carpatica* gemeinsam gibt (Ibd. Nr. 7-18); diese Gesellschaften nennen wir *Juncus acutiflorus* - Alno - Padion - Gesellschaften, sowie einen Schwerpunkt des Vorkommens von *Alnus glutinosa* allein (Ibd. Nr. 19-24); letztere Gesellschaften nennen wir *Lonicera periclymenum* - Alno - Padion - Gesellschaften.

Die *Juncus acutiflorus* - Alno - Padion - Ges. enthalten eine Reihe von Arten, die sich als Trennarten gegenüber der *Lonicera* - Alno - Padion - Ges. herauskristallisieren. Sie weisen gleichzeitig die Verwandtschaft zu den Moorbirkenforsten der Betulion

pubescens aus. Es sind die säuretoleranten Arten

*Betula pubescens & carpatica*  
*Polytrichum commune*  
*Vaccinium myrtillus*  
*Picea abies*  
*Deschampsia flexuosa*

Andererseits werden die *Juncus acutiflorus* - Alno - Padion - Ges. vom Betulion pubescens abgetrennt durch die Artenkombination mit

*Alnus glutinosa*  
*Lysmachia vulgaris*  
*Deschampsia cespitosa*  
*Oxalis acetosella*  
*Viola palustris* und andere Arten

(vgl. Tab. 1, Sp. A und B), worin sich eine floristisch-soziologische Verwandtschaft zum Alnion glutinosae andeutet. Daraus könnte man die These ableiten, daß es sich in den aktuellen *Juncus acutiflorus* - Alno - Padion - Ges. um ein Sukzessionsstadium handelt, welches sich weiter zu Alnion glutinosae - Gesellschaften entwickelt, beispielweise über die „reichere“ Laubstreue der Schwarzerlen. Dieses wäre eine **analoge** Schlußfolgerung. Ich will aber dagegen eine **homologe** Folgerung ins Feld führen: Unseres Erachtens erscheint hier eine Sukzessionsreihe von einem nährstoffreicherem zu einem nährstoffärmeren Bruchwald-Standort plausibler. Denn an Nährstoffen wird anthropogen aktuell nichts eingetragen. Nährstoffe werden auf diesen Standorten im Verlauf der Jahrzehnte eher verbraucht denn akkumuliert.

Es liegt die Vermutung nahe, daß die Standorte zur Zeit des Beginns der Mineraldünneranwendung eine künstliche Düngung erfuhren, um ein Mehr an Biomasse auf Grünflächen zu produzieren. Als die Flächen später brachfielen und verbuschten, waren die Orte aber noch soweit mit Nährstoffen versorgt, um den Alno-Padion verwandte Gesellschaften herauszubilden. Dazu war freilich auch weiterhin eine Entwässerung vonnöten. Bei zunehmendem Stauwassereinfluß, d.h. Zerfall der Entwässerungseinrichtungen, weist die sich entwickelnde Vegetation Anzeichen von Alnion glutinosae - Ges. auf, z. B. mit *Scutellaria minor* und *Carex canescens* (Ibd. Nr. 7-10). Ob die weitere Vegetationsentwicklung aber zu echten Alnion glutinosae - Ges. führen wird, halten wir für unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher erscheint eine Entwicklungstendenz „zurück“ zu Betulion pubescens - Ges. durch weiteres Aufbrauchen der ehemals anthropogen eingetragenen Nährstoffe. Eine Beeinflussung durch Deposition von Nährstoffen aus der Luft bzw. Knöllchenbakterien der Schwarzerle (z. B. *Frankia subtilis* und *Actinomyces alni*) erscheint hier von geringerem Belang, da wir auch an dernorts eine Verarmung der Böden festzustellen haben, trotz natürlicher Stickstoffeinträge von 20 - 30 dz/ha (vgl. KRIETER O: J:).

D.h. die wirtschaftende und arbeitende, menschliche Hand hat die Standorte der Betulion pubescens (aus dem bei Dauergrünlandnutzung ohne Düngung ein Nardo - Galion entstand), teilweise derart nachhaltig verändert, daß wir heute ein gemeinsames Auftreten von Moorbirke und Schwarzerle verzeichnen können, und daß sich in der Vegetation Indizien von Betulion pubescens - Ges. , Alno - Padion - Ges. und Alnion - Ges. finden lassen. Eine ehemalig mineralgedüngte Feuchtgrünlandnutzung wird noch indiziert durch die Trennartengruppe mit

*Cardamine amara*  
*Ranunculus repens*  
*Lysimachia nemorum*  
*Galium palustre*

*Crepis paludosa*  
*Epilobium palustre*  
*Stellaria uliginosa*

(vgl. lfd. Nr. 7-10). Gleichzeitig treten hier auch Arten aus den Betulion pubescantis (*Sphagnum squarrosum*, *Blechnum spicant*) sowie aus den Alnion glutinosae (*Scutellaria minor*, *Carex canescens*, *Ranunculus flammula*) auf. Unter welchen Konkurrenzbedingungen aber könnten acidophile Arten in Gesellschaften einwandern, in denen sich aufgrund der Nährstoffversorgung eine üppige Flora mit entsprechend hohem Konkurrenzverhalten entwickelte? Dies ist u. E. nicht zu erwarten. Daher schließen wir, daß die Entwicklung umgekehrt verlaufen sein muß, die azidophilen Arten also Indizien der „ursprünglicheren“ Vegetation sind. Es handelt sich daher um Betulion-Standorte, in die Alno - Padion - und Alnion - Arten infolge anthropogener Einflüsse einwandern konnten. Bei weiterer Forstbrache ist zu erwarten, daß sie im Verlauf der Zeit, mit Aufbrauchen der Nährstoffe, den Betulion-Arten weichen werden. Nun gibt es in Spalte c weitere Gesellschaften, in denen diese trennenden Arten mit Indiziencharakter weitgehend ausfallen (lfd. Nr. 11-18), soweit es eine düngende Aufbesserung der Standorte betrifft. Gleichwohl enthalten diese *Juncus acutiflorus* - Alno - Padion - Ges. auch noch Pflanzenarten der Auenforste:

*Lysimachia vulgaris*  
*Deschampsia cespitosa*  
*Carex fusca*  
*Carex echinata*

Es dürfte sich hier ebenfalls um Standorte der Betulion pubescantis handeln, die wohl nur schwach aufgedüngt wurden, z. B. durch organische Dünger infolge Weideviehs. Mineralische Düngung halten wir hier für eher unwahrscheinlich.

Anders die *Lonicera periclymenum* - Alno - Padion Gesellschaften (vgl. lfd. Nr. 19-24): Hier fallen die säuretoleranten Trennarten mit *Betula pubescens* & *carpathica* .... aus, was indiziert, daß es sich um natürbütig bereits „reichere“ Standorte handelt, die ursprünglich wahrscheinlich echte Alnion-Gesellschaften, also nasse Erlenbruchwälder waren. Die Standorte wurden aber ebenfalls durch die arbeitende, menschliche Hand verändert; sie wurden entwässert, wodurch sickernasse Verhältnisse entstanden, die floristisch-soziologisch zu einem Winkelseggen - Erlen - Eschenforst führten. Als Trennarten treten auf:

*Carex remota*  
*Thuidium tamariscinum*  
*Impatiens noli-tangere*  
*Eurhynchium praelongum*  
*Rubus fruticosus agg.*

*Caltha palustris*  
*Rhizomnium punctatum*  
*Filipendula ulmaria*  
*Plagiomnium undulatum* u. a.

(vgl. Spalte d), wodurch die Verwandtschaft zum *Carici remotae*-Faxinetum angezeigt wird. Es handelt sich aber standörtlich nicht um ein potentielles Vorkommen der Auenforste, sondern um staunasse Brücher, weshalb wir von einem „unechter“ Winkelseggen - Erlen - Eschenforst sprechen können, oder besser nur von einer Lonicera - Alno - Padion - Gesellschaft. Hier könnten wir in Anlehnung an POTT (1985) von einem „Erlen-Eschen-Effekt“ sprechen. Die Orte erfuhren ebenfalls eine künstliche Düngung

natur-  
bürige  
Ausgangs-  
lage:

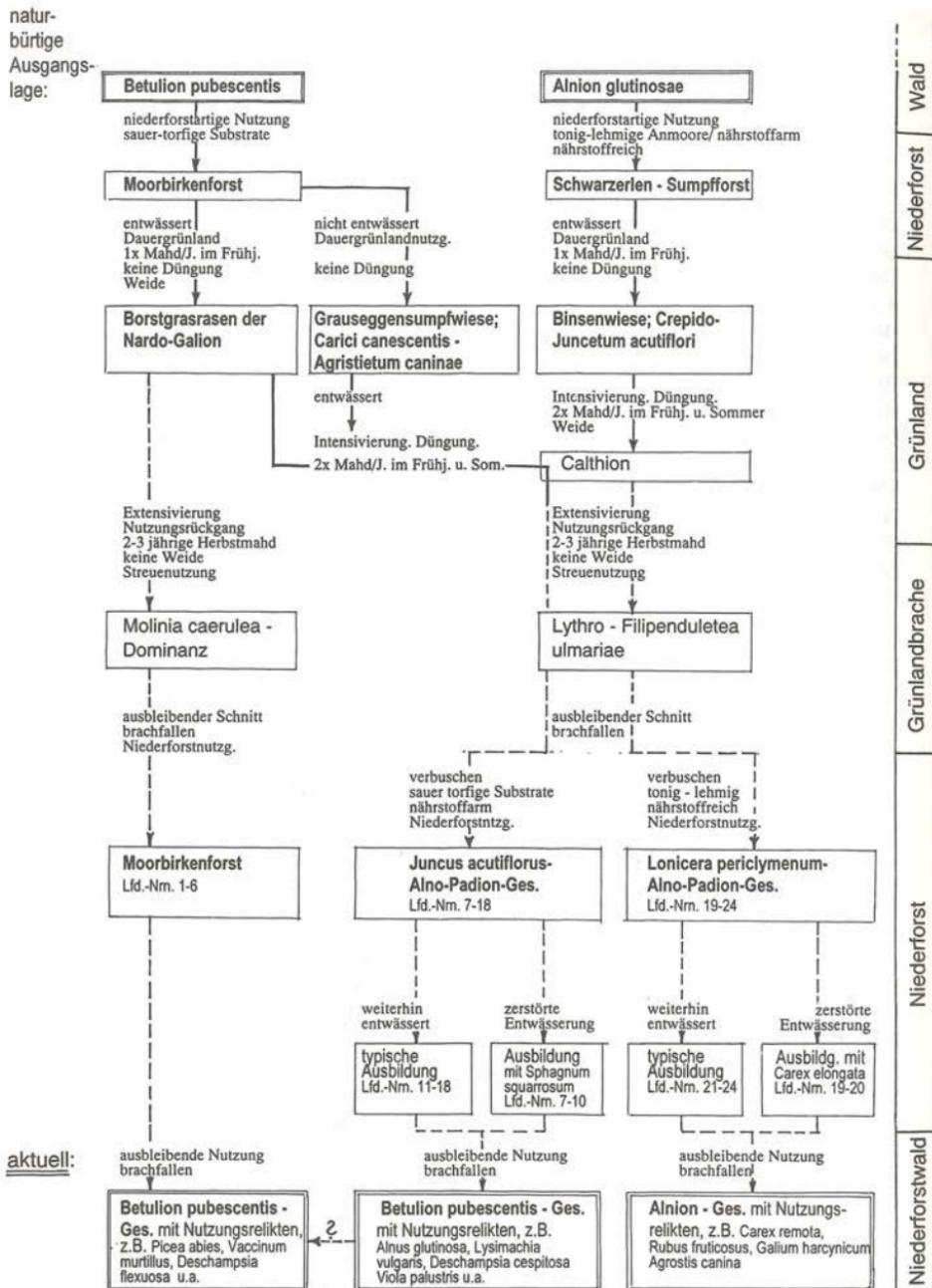


Abb. 8: Sukzessionsreihe der Schwarzerlen - Sumpfforste (Tab.1, Sp.B)

und ihr Zusammenhang zu den Moorbirkenforsten im Hunsrück

ausgezogene Linie = Intensivierungsprozesse

gestrichelte Linie = Extensivierungsprozesse

in Zeiten der Grünlandnutzung. Es entwickelten sich Gesellschaften der Calthionwiesen, was noch als Indiz in der Artenkombination mit Cardamine amara ... enthalten ist. Die Arten der echten Alno - Padion - Ges. fehlen weitestgehend (vgl. Spalte e + f) z. B. Fraxinus excelsior, Urtica dioica, Angelica sylvestris, Stachys sylvatica, Senecio fuchsii, Lamium galeobdolon, Corylus avellana, Acer pseudoplatanus.

Wir schließen daher, daß sich die Juncus acutiflorus - Alno - Padion - Ges. aus Brachen ehemalig gedüngten Dauergrünlandes auf Betulion pubescantis - Standorten entwickelten, die Lonicera periclymenum - Alno - Padion - Ges. hingegen aus Brachen ehemalig gedüngten Grünlandes auf Alnion glutinosae - Standorten.

### **Exkurs:**

Es stellt sich die Frage nach dem Alter beider aktuellen „unechten“ (Pseudo-) Alno - Padion - Gesellschaften auf Bruchwaldstandorten. Dazu will ich die Entwicklung der Transportwege im Hunsrück mit in Betracht ziehen.

Um 1820 waren die Standorte der Brücher im Hunsrück überwiegend als Dauergrünland ausgewiesen (TRANCHOT & v. MÜFFLING 1803-1820). Die Entdeckung des Kunstdüngers durch Justus v. LIEBIG war um 1840. Doch das „Thomasmehl“ aus den saarländischen Industrievierieren in den Hunsrück zu transportieren, war aufwendig und schwierig, da nur mit Ochsen-/Pferdegespannen zu bewerkstelligen.

Um den Hunsrück verkehrsmäßig zu erschließen, entstand Mitte des 19. Jahrhunderts, also mit der Entdeckung des Kunstdüngers (!), eine teilweise heftig geführte Diskussion um die Einführung der Eisenbahn. Die - heute weitestgehend wieder stillgelegten - Bahnstrecken im Hunsrück lassen sich direkt auf die Kunstdüngereinfuhr und die Industrie- und Landprodukteausfuhr zurückführen. Das bedeutet, das Brachfallen der ortsfernen und nassen Wiesen konnten sich die Bauern des Hunsrückes erst „erlauben“, als eine dauerhafte Möglichkeit der Kunstdüngeranwendung durch gesicherte Einfuhr per Eisenbahn gegeben war. Das geschah ab Herbst 1889. LAUER (1983) beschreibt detailliert den Streit um die Einführung und die Einweihungsfeierlichkeiten der Hochwaldbahn Trier - Hermeskeil - Türkismühle, die am 14. August 1889 stattfanden. Demnach dürften die ortsfernen, nassen Dauergrünländer um 1900 brachgefallen sein, wobei noch eine Streuennutzung zwischen Dauergrünlandwirtschaft und Forstwirtschaft auf den Flächen stattfand. Mit Veränderung der Energieanwendung von Brennholz zu Kohle und besonders Öl im großen Maßstab fielen aber auch die Forste brach. Heute wird kaum noch in den Juncus - Alno - Padion - Ges. wie in den Lonicera - Alno - Padion - Ges. Holz eingeschlagen. Das Alter der aktuellen, mehrstämmigen Baumexemplare reicht mit 40 - 50 Jahren gerade noch in die ressourcenarme Nachkriegszeit zurück. Seither sind die Forste brach.

### **Synökologie:**

Die standörtlichen Bedingungen variieren entsprechend den verschiedenen Vegetationsausbildungen:

Die Juncus acutiflorus - Alno - Padion - Gesellschaften wachsen vorwiegend auf **staunassen**, sauren, torfigen Substraten über Stagnogley-Böden. Der Lichteinfall ist relativ hoch und wird indiziert durch das Auftreten lichtliebender Pflanzen wie Vaccinium myrtillus, Deschampsia flexuosa und Betula pubescens & carpatica. Die Fichte gewinnt in diesem sauren Milieu Konkurrenzvorteile und kann sich spontan reichlich vermehren. Ihr Auftreten trägt über die Nadelstreue zur Begünstigung der Heidelbeere (Vaccinium myrtillus) und der Drahtschmiele (Deschampsia flexuosa) entscheidend bei.

Die Lonicera periclymenum - Alno - Padion - Gesellschaften wachsen vorwiegend auf schwach sauren, nährstoff- und basenreichen Böden, die zum Typ des Gley gehören. Die Artenkombination mit Cardamine amara ... und Carex remota ... macht die mineralischen Bodeneinflüsse deutlich. Die Böden sind **sickernaß**, lehmig-tonig und noch weitgehend mit funktionierenden Entwässerungseinrichtungen. Der Lichteinfall ist gegenüber den Juncus - Alno - Padion - Ges. deutlich herabgesetzt, wodurch die lichtlie-

bende Trennart *Lonicera periclymenum* geringere Dominanz- wie Stetigkeitsklassen erreicht.

#### Produktion:

Die Biomasseproduktion in den abgewandelten Schwarzerlenbrüchern des Hunsrück ist sehr hoch. Dies betrifft insbesondere die Produktion durch krautige und gräserne Pflanzenarten. Das Holz der Bäume erfuhr überwiegend eine bäuerliche Nutzung als Brennholz. Daneben unterzog man die Schwarzerle auch der Köhlerei sowie aufgrund Ihres Kalciumcarbonatgehaltes der Pottascheherstellung. HEGI (1981, Bd. III/1:179) betont gar, daß Erlenholz in Glashütten geradezu begehrte gewesen sei. Das Vorhandensein von Glashütten im Hunsrück legt nahe, daß dort auch Schwarzerlenholz aus Brüchern verwendet wurde. Von Wichtigkeit waren die nassen Standorte der Schwarzerle in Zeiten der Grünlandnutzung. Sie waren Lieferant von Frischfutter sowie Stallstreu. Ihre Bedeutung verloren sie erstmalig mit der Entdeckung des Kunstdüngers, insbesondere ortsfremde Lagen. Mit der industriellen Maschinisierung der Landwirtschaft in den 1950/60er Jahren verloren die Brücher ihre Bedeutung, sowohl als Lieferant von Futter/Streu wie auch als Holzlieferant. Aktuell findet keine Biomasse-Nutzung statt, es handelt sich bei den Beständen um Forstbrachen.

#### Epharmonie:

Ähnlich der Moorbirkenforste sind die nassen Schwarzerlenforste im Hunsrück Ausgangsort zahlreicher kleiner Bäche. Die dauerhafte Wasserversorgung der Landschaft geht nicht zuletzt auch von diesen Forstgesellschaften aus. Mit dem hohen Anteil an Moosen der Gattung Sphagnum hat die Vegetation ein großes Wasserspeichervermögen. BETZ (1993) gibt maximal bis zu 72 l pro Quadratmeter Torfmoosfläche an! Allerdings bedarf es zur Trinkwassernutzung einer Wasseraufbereitung, da der Charakter des Wassers durch Huminsäuren dystroph ist.

#### Synchorologie:

Schwarzerlenforste auf nassen Standorten ehemaliger Bruchwälder sind im Hunsrück vorwiegend in den höheren Lagen verbreitet. Sie finden sich oft an den Unterhängen der Berge, sowohl über quarzitischem Ausgangsgestein (Grauwacke, Taunusquarzit) als auch über Tonschiefergestein (Hunsrück-schiefer, Phyllite, Gdinne).

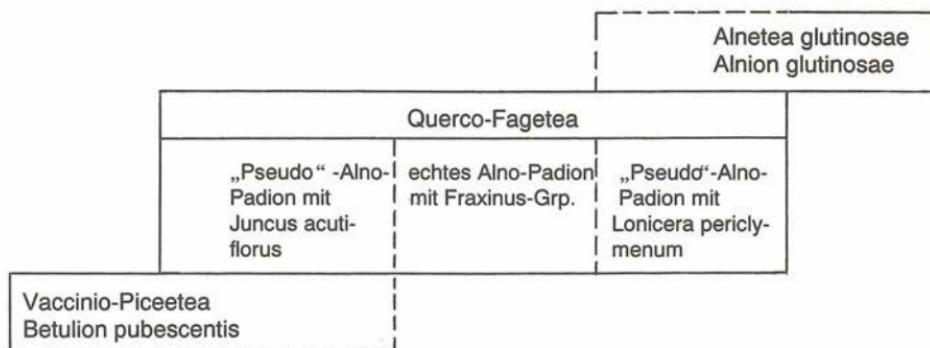
In ihrer atlantischen Ausprägung sind sie in Westeuropa weit verbreitet und seit langem untersucht. ALLORGE (1922) teilt die Gesellschaften mit der Schwarzerle auf Bruchwaldstandorten erstmalig aus Frankreich mit. Weiterhin sind sie bekannt aus Nordwestdeutschland, dem Hohen Venn, der Hohen Rhön, der Eifel, dem Harz, dem Schwarzwald, dem Pfälzer Wald, den Ardennen, dem Sauerland, dem Westfälischen Bergland, dem Taunus, dem Nordhessischen Schlitzenland, dem Westerwald, Thüringen und dem Bayerischen Wald.

#### Syntaxonomie und Synsystematik:

Die Standorte lassen sich historisch als Bedingungen für das Vorkommen sowohl von *Betulion pubescantis* - Gesellschaften (Sp. c) als auch von *Alnion glutinosae* - Gesellschaften (Sp. d) erkennen. Aktuell gehört jedoch die Vegetation von ihrer floristisch-soziologischen Artenzusammensetzung zu den *Alno-Padion* - Gesellschaften. Sie werden hier als „unechtes“ (Pseudo-) *Alno-Padion* bezeichnet, da sie von ihrer Symmorphologie her keine Auenforste darstellen, sondern entwässerte staunasse Brücher. Die floristisch-soziologische Systematik sieht wie folgt aus:

Klasse: Querco-Fageta Br. Bl. et Vlieger 1937  
 Ordnung: Fagetalia sylvaticae Pawl. 1928  
 Verband: Alno - Padion Knapp 1948  
 Gesellschaften: Juncus acutiflorus - Alno - Padion - Ges.  
 Lonicera periclymenum - Alno - Padion - Ges.

Die verwandtschaftlichen Beziehungen sowohl zur Vaccinio-Piceetea als auch zur Alnetea glutinosae gibt nachfolgende Abb. 9 wieder. Als trennende Arten kristallisieren sich heraus: *Juncus effusus* und *Agrostis canina*, die sowohl zum Betulion pubescantis abgrenzen als auch zum „echter“ Alno - Padion (vgl. Tab. 1)



**Abb. 9: systematische Verwandtschaftsbeziehungen der unechten (Pseudo) Alno - Padion - Gesellschaften; schematisch**

a) *Juncus acutiflorus* - Alno - Padion - Gesellschaft

(Tab. 1, lfd. Nr. 7-18):

Trennarten sind *Juncus acutiflorus*, *Sphagnum recurvum* & *flexuosum*, *Carex fusca*, *Holcus mollis*, *Polygonatum verticillatum* und *Carex echinata*. DÖRING-MEDERAKE (1991) benennt diese Gesellschaft als „*Carici elongatae* - *Alnetum betuletosum*“ für das Nordwestdeutsche Tiefland.

Die Gesellschaft gliedert sich wie folgt:

I) Ausbildung mit *Sphagnum squarrosum* (lfd. Nr. 7-10) mit den Trennarten *Sphagnum squarrosum*, *Blechnum spicant*, *Luzula sylvatica*, *Scutellaria minor*, *Potentilla erecta*, *Equisetum sylvaticum*, *Cirsium palustre*, *Cardamine amara*, *Ranunculus repens*, *Lysimachia nemorum*, *Galium palustre*, *Glyceria fluitans*, *Crepis paludosa*, *Epilobium palustre* (syn.: *Luzulo-Alnetum Arkenau et Wucherpfennig 1985*). Die Ausbildung wächst auf den am stärksten vernähten Standorten. Sie lässt sich gliedern in folgende Varianten:

1) Variante mit *Juncus articulatus*, *Galium aparine*, *Lotus uliginosus*, *Salix cf. cinerea*, *Populus tremula*, *Holcus lanatus*, *Menyanthes trifoliata*, *Lophocolea heterophylla* (lfd. Nr. 7) auf wenig verdichtetem Bodensubstrat.

2) Variante mit *Carex canescens*, *Ajuga reptans*, *Ranunculus flammula*, *Mentha arvensis* (lfd. Nr. 8-10) auf vorwiegend verdichtetem Bodensubstrat; wahrscheinlich aus einem *Carici-Agrostietum* Tx. 1937 hervorgegangen.

II) Ausbildung typicum (lfd. Nr. 11-18) auf oberflächlich etwas abgetrocknetem Substrat. Hier ist ein schwacher Schwerpunkt der Vorkommens von *Pteridium aquilinum* und *Trientalis europaea* zu erkennen.

b) *Lonicera periclymenum* - Alno - Padion - Gesellschaft

(Tab. 1, lfd. Nr. 19-24):

Trennarten sind *Lonicera periclymenum*, *Valeriana dioica* und *Scirpus sylvaticus*. Die Gesellschaft gliedert sich wie folgt:

I. Ausbildung mit *Carex elongata* (lfd. Nr. 19-20) auf den am stärksten vernähten lehmig-tonigen Böden. DÖRING-MEDERAKE (1991) benennt diese Ausbildung als „*Carici elongatae-Alnetum cardaminetosum*“.

II. Ausbildung typicum (lfd. Nr. 21-24). Hier lässt sich eine Konzentration von *Scutellaria galericulata* und von *Molinia caerulea* erkennen. Die Böden sind weniger vernäht. Eine weitere Untergliederung in Varianten zeichnet sich ab: mit *Trichocolea tomentella* sowie mit *Viburnum opulus*. MAAS (1959) beschreibt ein Sphagneto-Alnetum trichocoleetosum und erhebt diese Variante zu einer Subassoziation, was nach unserer Tabelle nicht gerechtfertigt erscheint.

In den beiden Trennarten drückt sich der verschieden hoch anstehende Grundwasserspiegel aus, der mit *Viburnum opulus* niedriger ist als bei der Moosart *Trichocolea*.

Bibliographie:

ALLORGE (1922); ARKENAU & WUCHERPENNIG (1985); BOHN (1981); BREUNIG (1990); BUDDE & BROCKHAUS (1954); BUSHART (1989); BODEUX (1955); DINTER (1982); DIERSCHKE & HÜLBUSCH & TÜXEN (1973), DÖRING (1987); DÖRING-MEDERAKE (1991); FASEL (1984); KLAUCK (1985); KRAUSE (1972); LEMÉE (1937); LIEPELT & SUCK (1987); LOHMEYER (1960); MAAS (1959); MAST (1995); NOIRFALISE & SOUGNEZ (1961); OBERDORFER (1957, 1992); PASSARGE & HOFMANN (1968); REICHERT (1975); SAUER (1955); SCAMONI (1960); SCHÖNERT (1989); SCHUBERT (1972); SCHWICKERATH (1938, 1944, 1975); SEIBERT (1954); TÜXEN (1937, 1974); WEY (1988).

**3.5. Schwarzerlen-Bachrandforste (Alno - Padion Knapp 1948):**

(vgl. Tab. 1, lfd. Nr. 25-31)

Symmorphologie:

Entlang kleinerer und größerer Bäche des Hunsrück stocken schmale, wenig in die Breite gehende Forste, die von der Schwarzerle (*Alnus glutinosa*) und der Gemeinen Esche (*Fraxinus excelsior*) aufgebaut werden. Es handelt sich um bis ca. 25 Meter Höhe erreichende lichte bis halbschattige Bestände mit überwiegend vielstämmigen Baumexemplaren. In letzterem spiegelt sich eine niederforstartige Nutzung bzw. neuerdings administrative „Pfleg“ wieder. Als schmale, bandförmige Gebilde ziehen sich diese Forste durch die Talsysteme und fallen deshalb ins Auge, weil sie häufig innerhalb von Grünlandflächen und deren Bracheformen wachsen und dort den Verlauf der Bäche schon von weitem markieren.

Neben bestandsbildender Schwarzerle und Esche kommt in der Baumschicht oft der Bergahorn (*Acer pseudoplatanus*) vor. Er lässt sich vorzugsweise an den größeren Bächen mit langsamer fließendem Wasser antreffen. Gelegentlich treten weitere Baumarten in oftmals geringer Dominanz wie Stetigkeitsklasse hinzu, wie: *Betula pendula*, *Betula pubescens* & *carpatica*, *Picea abies*, *Salix cinerea*, *Populus tremula*, *Carpinus betulus*, *Salix fragilis*, *Sorbus aucuparia*, *Fagus sylvatica*, *Quercus robur* & *petraea*, *Salix alba*, *Ulmus glabra*.

Eine Strauchschicht ist vorhanden, oft aber nur spärlich ausgebildet mit *Sambucus nigra*, *Crataegus monogyna*, *Corylus avellana*, *Frangula alnus*, *Ribes alpinum* sowie Arten der Baumschicht. Die Schwarzerlen sind an den Stämmen zum Teil tief belastet (Indiz mangelnder Pflege), wodurch sich der Eindruck einer ausgeprägten Strauchschicht vermitteln kann, die aber nicht gegeben ist.

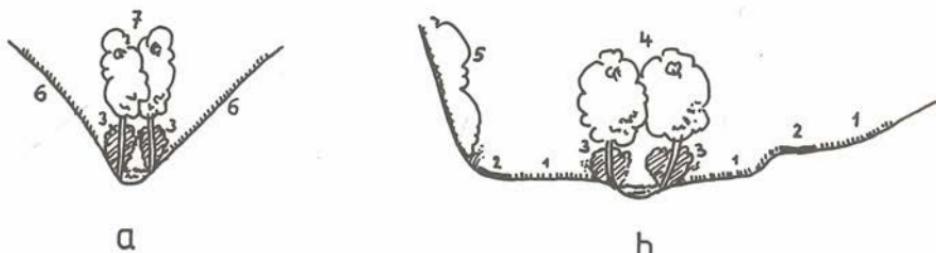
Die Krautschicht fällt auf durch ihre dicht schließende, meist 100 % Deckungsgrad erreichende Ausbildung. Sie „...bildet einen leuchtend grünen Teppich aus meist feuchtigkeitsliebenden Pflanzen“ (KNAPP 1948:69), wobei der Teppich mit ca. 80 cm bis 120 cm Höhe ziemlich „dick“ ausfällt. Es dominieren Arten aus der Klasse der Querco-Fagetea, wie:

<i>Urtica dioica</i>	<i>Ranunculus repens</i>
<i>Angelica sylvestris</i>	<i>Crepis paludosa</i>
<i>Stachys sylvatica</i>	<i>Impatiens noli-tangere</i>
<i>Senecio fuchsii</i>	<i>Carex-Arten</i>
<i>Lysimachia vulgaris</i>	<i>Rubus idaeus</i>
<i>Deschampsia cespitosa</i>	<i>Rubus fruticosus agg.</i>
<i>Cardamine amara</i>	und andere (vgl. Tab. 1, Spalte C).

Die mittleren Artenzahlen betragen im Durchschnitt 26 Arten (minimal 10 Arten, maximal 44 Arten!).

#### Physiographie:

Schwarzerlen-Bachrandforste durchziehen entlang der zahlreichen Bäche die Täler des Hunsrück wie schmale, linienförmige Bänder. Sie kommen in eigenständigen soziologischen Assoziationen sowohl in den höheren Lagen mit ihren Kerbtalformen vor (*Carici remotae - Fraxinetum* W. Koch 1926) als auch in den tieferen Lagen mit ihren breiten Sohlentalformen (*Stellario nemorum - Alnetum glutinosae* Lohmeyer 1957; vgl. Abb. 10), sofern sie nicht vollständig beseitigt und durch Grünland ersetzt wurden, bzw. von dessen Bracheformen eingenommen werden.



**Abb. 10: Talformen im Hunsrück und ihre Vegetation**

- a) Kerbtalform mit Vorkommen des *Carici remotae-Fraxinetum* in höheren Hunsrücklagen  
b) Sohlentalform mit Vorkommen des *Stellario-Alnetum* in den tieferen Hunsrücklagen

Legende:	1 = Talwiese/-weide	5 = Niederforst an Prallhang
	2 = Weg	6 = Bergwiese/Weide
	3 = Brombeergebüsche	7 = Winkelseggen-Erlen-
	4 = Hainmieren-Erlen-Bachrandforst	Eschen-Bachrandforst

Die Entstehung der Bachrandforste läßt sich zunächst durch die Abhängigkeit von naturbürtigen Bedingungen erklären. Talformen mit ihren unterschiedlichen hydrogeologischen Bedingungen prägen die Artenzusammensetzung der spontan vorkommenden Vegetation maßgeblich mit. Doch schon frühzeitig erfuhren die Gesellschaften durch Rodung der Wälder in den Talauen und angrenzenden Berghängen einen anthropogenen Einfluß, der teilweise bis heute stattfindet. An vielen Orten führte der anthropogene Einfluß zum völligen Abtrieb und Verschwinden der Bestände. Sie wurden durch Grünlandnutzung ersetzt, die bis zum direkten Bachufer stattfindet, oder aber im Verlauf der Sukzession zu Brachegegesellschaften sich entwickelten.

#### Syndynamik und Synchronologie:

Die Entwicklung der Schwarzerlen-Bachrandforste ist - wie betont - durch Nutzungs-einflüsse und Wirtschaftsprozesse beeinträchtigt worden. Wir gehen davon aus, daß diese schmalen Pflanzengesellschaften entlang der direkten Bachränder und -ufer gleichzeitig mit der Rodung der Auenwälder sowie der Wälder an den Hängen zur Zeit der Rodungsperiode (ca. 900 - 1300 n. Chr.) im Hunsrück beseitigt wurden. Die Uferbereiche wurden, wie die übrige Talaue auch, als Wiese bzw. Weide genutzt, und ebenso ging man die Umwandlung der schnellfließenden Bachrandvegetation in den Kerbtälern zur Grünlandnutzung an. Eine Düngung erfuhren diese Grünländer an den Bachläufen vorwiegend durch Bewässerung in den regenreichen Frühjahren und Herbsten infolge ausufernder Bäche. Andererseits dürften die frühjährlichen Hochwässer, gerade in den Auen, schon frühzeitig zu Erosionen und Abtransport des fruchtbaren Auebodens geführt haben, wodurch die Bachränder nachbrachen und sich so die grünlandgenutzte Fläche „verkleinerte“. Die Erkenntnis, daß baumbestandene Bachufer stabiler gegen Erosion sind und gleichzeitig die Möglichkeit einer Holznutzung („Beholtzigung“) boten, dürfte daher rasch geherrscht haben. Aber diese bäuerliche Erkenntnis wurde von den Herrschern und deren Administratoren enteignet und in für sie einträgliche Nutzungsformen umgewandelt (vgl. SCHNEIDER 1989).

Aus dem Jahre 1725, noch zu Zeiten des Churfürstentums Trier und der Hinteren Grafschaft Sponheim, die beide im Hunsrück barocke Landesherren waren, gibt es im Landeshauptarchiv Koblenz einen Beleg (Abt. 1 D 4146), wonach im Hunsrück die „... Wiesen in Dorfnähe einzuzäunen ...“ waren. Per Dekret wurden die Bauern verpflichtet, diese Zäune in Ordnung zu halten, damit „... das Vieh nicht durch Löcher entlaufen und Schaden ...“ anrichten könne.

In einer Zeit, da Holz einer der wichtigsten Rohstoffe war, sowohl für die bäuerliche Subsistenzwirtschaft als auch für die aufkommende Eisen- und Stahlindustrie im Hunsrück (Holzkohle, Pottasche) und der Salzsiedereien an der Nahe, können wir uns Zäune nicht unter der Ausbildung von heute vorstellen. Drähte gab es freilich nicht. Aber die Errichtung von Zäunen mit Pfosten und Latten entlang der Wiesentäler schließen wir auch aus, weil der Rohstoff und die Verarbeitung von Holz dazu viel zu teuer waren. Wir schließen daher aus dem archivalischen Indiz, daß entlang der Wiesengrenzen vermutlich „lebende Zäune“ gebaut wurden, also Hecken und Forstgesellschaften. Als Wiesengrenze dienten dazu bachseitig Forste aus ausschlagkräftigen Gehölzen, die im Niederforstbetrieb genutzt wurden. Ihre Stöcke müssen so dicht gestanden haben, daß eine Einhegung des Weideviehs gewährleistet werden konnte. Begründet wurden die Bestände durch die Schwarzerle (*Alnus glutinosa*) und die Gemeine Esche (*Fraxinus excelsior*). Das Holz wurde bäuerlicherseits zu Brennzwecken (Erle) und als Werkholz (Esche) genutzt. Dort wo die Landesherrschaft über der Grundherrschaft stand, war das Schlagen der Bachrandforste verboten. Ein Indiz dazu liefert uns die trierische kurfürstliche Forstdordnung aus dem Jahre 1721 für die Lände-

reien des Erzstiftes. Im Teil 5 mit der Überschrift „Von den Fischereien“ wird neben Angaben über Wasserqualität der Bäche und Fischbesatz festgelegt und bestimmt, daß

„... das Fällen und Schwemmen von Weiden, Erlen und anderem Gehölz an den Bächen verboten“ sei, damit „die Fische ihren Stand und ihre Nahrung beibehalten mögen“ (MICHEL 1958:236).

Ja man ging gar soweit, Sägewerke zu verbieten, die durch die Wasserkraft der Bäche angetrieben wurden. Grund dazu war freilich das höfische Interesse an Fischen für die kurfürstliche Küche:

„Schneidemühlen waren einem Antrag der Hofkammer gemäß abzuschaffen, nicht nur um der Fischzucht nicht zu schaden, sondern weil >>dadurch Anlaß gegeben wird, umb in den Churfürstlichen auch anderen Waldungen Holtz zu stehlen<<,“ (MICHEL 1958:237)

Zur Kontrolle dieser Verfügungen wurden Revierförster beauftragt sowie eigens eingesetzte „Weihermeister“. Sie hatten das höfische Bedürfnis nach Forellen, Salm, Hechten und Flußkrebsen zu decken, das sehr hoch gewesen war, bei gleichzeitig starkem Fischmangel infolge Hitze- und Windeinwirkungen (MICHEL 1958). Auf Befehl des Kurfürsten von Trier hatten sich die Revierförster

„... besser als bisher um das ordnungsgemäß Befischen der Bäche, insbesondere der >>Kuppelbäche<< zu kümmern und die Forellenteiche mit starken Setzlingen zu besetzen ... Allen Abfischungen habe der Weihermeister beizuhören, der auch die >>Befehlsgewalt hinsichtlich Beheeg<sup>9</sup> und Befischung der Bäche und Besetzung der Teiche<< habe“ (MICHEL 1958:240).

Das Befischen der Bäche war ein fürstliches Sonderrecht im Hunsrück und den Bauern verboten. Taten sie es dennoch, mußten sie mit harten Strafen rechnen:

„Im Spurken<sup>10</sup> oder Idarwegen ..., durfte niemand ohne Geheiβ des Erzbischofs oder seiner Vögte fischen. Wer es doch tat, zahlte für den kleinsten Fisch ebensoviel Strafe wie für einen Hirsch“ (MICHEL 1958:236).

Aus der kurfürstlichen Forstordnung des Erzstiftes Trier von 1721 geht also hervor, daß dort entlang der Bäche im Hunsrück Forstgesellschaften gestockt haben. Ein Beleg für das Gebiet der Hinteren Grafschaft Sponheim liefert die Waldordnung aus dem Jahre 1586 (wiedergegeben bei BAUER 1962:198-206). Im Kapitel 7 mit dem Titel „Verrichtung der Amt- und Forstleute“ heißt es:

„3. Wildhäge: Sie sind an vielen Orten verfallen, sollen aber zumindest an den Grenzen, wo sie zur Erhaltung der Jagdgerechtigkeit dienen, wieder hergestellt werden. Dabei ist vorzusehen, daß im Frühjahr bei zunehmendem Mond die Äste junger Bäume und Hecken niedergezogen werden, indem man sie mit der Axt leicht anhaut (Knicken der Äste). Die Astspitzen werden dann auf dem Boden mit feuchtem Wasen<sup>11</sup> festgelegt. Auf diese Weise entsteht mit der Zeit ein undurchdringlicher Hag“ (Seite 205).

Die Einhegung erfolgte also derart, daß man Äste verflocht und Absenker herstellte. Daß dies nicht nur für Jagdgrenzen galt, sondern auch für Bäche, geht aus der Anweisung Nr. 6 hervor:

„6. Bäche und Wildbänne sind zu hegen<sup>12</sup> und keine Hunde im Walde laufen zu lassen“ (Seite 205).

Einen weiteren Beleg für ein Vorhandensein von Bachrandforsten als Weideeingrenzung liefert uns BECK (1869:38). In seinem Kapitel über den „Niederwald“ weist er in einer Nebenbemerkung über die Rentabilität von Niederforstbetrieben darauf hin:

<sup>9</sup> Hervorhebung durch den Verfasser

<sup>10</sup> östlich von Koblenz; benannt nach Spurken = Wacholder (MICHEL 1958)

<sup>11</sup> Wasen = Rasensoden

<sup>12</sup> Hervorhebung durch den Verfasser

„Abgesehen von den Weidenheegen<sup>13</sup> an den Ufern der Ströme, welche hier nicht dem Waldgebiete zugezählt werden, ist die reine Niederwaldwirtschaft wenig rentabel, da sie bei einem Umtrieb von 12 - 20 Jahren meistens nur geringes Knüppelholz und Reiser liefert. Eine Ausnahme hiervon machen allerdings einzelne vorhandene kleine Erlen- und selbst noch vollbestockte Birkenbrücher ...“ (Seite 38).

BECK weist hier sowohl auf die wirtschaftliche Bedeutung der Moorbirken- und Schwarzerlenbrücher im Hunsrück hin als auch auf die Tatsache, daß die Bachrandforste von preußischen Administratoren nicht mehr zu den Forstbeständen gezählt wurden. Entsprechend wenig werden Bachrandforste in der Forstliteratur erwähnt. Somit sind Bachrandforste im Hunsrück der alleinigen Nutzung durch Bauern unterlegen gewesen, die sie gleichzeitig als „Weidenheeger“ (von: hag mhd., bzw. hac ahd. = Einfriedigung, Einfassen; davon: Hecke, Gehege; vgl. MACKENSEN 1985:170) genutzt haben. BECK deutet weiterhin an, daß diese Bachrandbestände einem Niederforstbetrieb unterlagen.

All das legt den Schluß nahe, daß ein Teil heutiger Hunsrücker Bachrandforste bzw. deren Bracheformen ihren Ursprung in administrativen Verfügungen der jeweiligen damaligen Herrschaften haben, die als Hintergrund die Fischproduktion sowie die Einhegung von Weidevieh auf Wiesen und Weiden in Ortsnähe vorsahen. In Letzterem zeigt sich eine gewisse Parallelität zu den norddeutschen Knicks (vgl. BUSCH 1989, Autorenkollektiv 1995). Freilich hatte die Hunsrücker „Einhegung“ nicht die Konsequenz, wie es die „Verkoppelung“ in Norddeutschland um 1760 zeigt, mit der einhergehend Dörfer zerstört wurden, sich Einzelgehöfte etablierten und wo diese undurchdringlichen Knicks die menschliche Kommunikationsmöglichkeit der Familien untereinander auf ein Minimum reduzierte.

Es stellt sich die Frage, wie die Bachrandforste im Hunsrück ihre Eingrenzungsfunktion aufrecht erhalten konnten, wenn sie gestockt wurden, also einen Niederforstbetrieb erfuhren? Die Waldordnung vom Mai 1586 der Hinteren Grafschaft Sponheim liefert uns ein Indiz, wenn dort die Arbeit zur Herstellung von Gehölzabsenkern in Hecken benannt und beschrieben wird. Besonders bewurzelungsfähige Gehölze mit Dornenbewehrung, die bei entsprechender menschlicher Pflege undurchdringliche „Zäune“ bilden, sind Rubus fruticosus s. l. und Rubus caesius. Hinzu traten Gestrüpp des Rotdorns (*Crataegus laevigata* & *monogyna*) im Auebereich. In der Vegetationstabelle (Spalten d, e, f) zeichnen sich Schwerpunkte des Auftretens dieser Gehölze noch ab, wenn auch in oft nur geringen Stetigkeitsklassen. Freilich sind sie auch Ausdruck der „naturbürtiger“ Standortbedingungen, insbesondere der **sickerfeuchten** bis **sickernassen** Verhältnisse. Auf **staunassen** Böden würden sie kümmern.<sup>14</sup>

Daß die Brombeeren, gerade jene der Subsektion *Hiemáles* E.H.L. Krause in der Serie *Sylvatici* (P.J. Müller) Focke, wie sie unter anderem im Hunsrück vorkommen (vgl. WEBER 1991), schwer durchdringliche Dickichte bilden können, beschreibt H.E. WEBER (1977) für Knicks in Nordwestdeutschland, die also vor fast 20 Jahren noch einer bäuerlich-handwerklichen Pflege unterlagen. Die Brombeergestrüpp des Hunsrück sind freilich seit Aufkommen der Weidedrähte längst abgegangen. Sie deuten sich aber in der Vegetationstabelle noch an als Bestände entlang der Bachrandforste und eingewandert in entwässerte, ehemalige Erlenbrücher (*Lonicera* - *Alno* - *Padion* - Ges.)- Die Artenkombination gerade in Spalte d lässt das ehemalige Vorhandensein dieser Hecken als systematisch zu fassenden Verband *Lonicero* - *Rubion sylvatici* Tx. et Neumann ex. Wittig 1977 noch erkennen. Und ebenso wie den norddeutschen Knicks dichte Gestrüpp z. B. aus dornenbewehrter Schlehe (*Prunus spinosa*) beid-

<sup>13</sup> Hervorhebung durch den Verfasser

<sup>14</sup> Rubus-Arten sind nach WEBER, H.E. (1990) „Entwässerungsanzeiger“.

seitig vorgelagert sind, damit das Vieh die Stockausschläge der Eschen, Buchen usw. auf dem Wall nicht durch Fraß behindern bzw. zerstören kann (vgl. Autorenkollektiv 1995), so lagerten den Hunsrücker Bachrandforsten - als Grenzen ortsnaher Wiesen und Weiden - die Brombeer- und Weißdornhecken vor.

Wir wissen aber weiterhin, daß im Hunsrück besonders Eschen (vgl. BECK 1869) sowie Erlen, Birken und Hainbuchen (vgl. BAUER 1962) als Laubheulieferant geschneitelt wurden, was uns ein weiteres mögliches Indiz einer Grenzziehung andeutet. Schneiteln bedeutet, daß ein 1,50 m bis 2,00 m hohes Stammstück stehenbleibt, an dem die jungen Blatttriebe jedes Jahr oder zweijährig heruntergeschnitten werden. BAUER (1962) gibt eine „Stummelhöhe“ von 2,10 m an. Diese Wirtschaftsform hat die Funktion des Baumbestandes entlang der Bäche als „lebenden Zaun“ nicht außer Kraft gesetzt. Demnach ist die Aussage eines „Niederforstbetriebes“ dieser Bachrandforste im Hunsrück nur zum Teil richtig, denn korrekterweise müssen wir von der Herstellung von Kopfbäumen sprechen.

Diese Kopfbäume aus Esche, Erle, Hainbuche und wohl auch Bergahorn, der hier an den Bachrändern ein natürziges Vorkommen hat, gemeinsam mit vorgelagerten, undurchdringlich „gemachten“ Dornenhecken, bildeten sowohl die geforderte Einhegung der ortsnahen Wiesen und Weiden als auch die Beschattung der Bäche für eine förderliche Fischzucht. Darüber hinaus lieferten die Bachrandforste Holz und Laubfutter.

### **Exkurs zum „Wald“ und zum Schneiteln:**

Nach Jost TRIER (1963) hat der Wald seine Bedeutung zunächst für den Menschen in den sog. „Nebennutzungen“ wie Streuenutzung und insbesondere Futterlaubnutzung gehabt.

*„Man kann nicht deutlich genug sagen, daß Begriff und Anschauung >>Wald<<, wie sie unsern Zeit- und Sprachgenossen vertraut sind, ganz wesentlich durch neuzeitliche Austreibung und Verbannung der sogenannten Nebennutzungen, die früher einmal Hauptnutzungen waren, entstanden sind! Und unter diesen Nutzungen spielten Wanderacker und Viehernährung samt Hude und Laubgewinnung eine Hauptrolle. Wald - das war einmal etwas ganz anderes als es heute ist. Den Wald hat das 18. und beginnende 19. Jahrhundert gebracht. Man weiß das wohl, aber bedenkt es nicht immer“*  
(TRIER 1963:10).

Den Wald betrachtet TRIER als Futterlaublieferant wesentlich wichtiger denn als Holzlieferant in den Zeiten des menschlichen Nomadentums und beginnender Seßhaftwerdung. Und den Begriff „Wald“ wertet er etymologisch nicht als einen flächigen Baumbestand, sondern als das einen Baum oder Busch umgebende Laubwerk:

*„Neuere Zusammensetzungen und Ableitungen von Wald bewahren die Bedeutung >>Wipfel<<. Wald d i c h t, w a l d i g sagt man im Elsaß und in der Schweiz von einem Baum, der bei kurzem Stamm eine ausgearbeitete Krone hat. Wald d ü r r ist ein Baum, dessen Wipfel infolge einer Krankheit ausgetrocknet ist ... Die Verben w a l d e n und a u s w a l d e n heißen >>den liegenden Baum von Ästen und Zopf, vom Wipfelzweige (Rauchwerk) befreien, um den übrig bleibenden Stamm leichter aus dem Schlag rücken und zum Verkauf bringen zu können<< ...  
W a l d und S t a m m stehen sich begrifflich gegenüber. Beide zusammen machen den nutzbaren Baum aus. Wir müssen uns, so ungewohnt uns das auch ankommt, mit der Tatsache befrieden, daß nicht nur ein Wald Bäume, sondern auch ein Baum Wald hat“*  
(TRIER 1963:42).

Somit ist auch der Begriff „Wald“ nicht mit Ursprünglichkeit oder Natürlichkeit (i. S. außerhalb menschlicher Einflüsse) gleichzusetzen, sondern hat seine Wurzeln in einer anthropogenen Wirtschaftsweise, dem Rupfen, Raufen und Schneiteln des Laubes zu Futterzwecken. TRIER betont, daß als älteste Wirtschaftsweise das Brechen und Rupfen durch Menschen angewendet wurde, sowie das Rau-

fen, also das direkte Abfressen des Laubes durch das Vieh. Das Schneiden setzt er in Zeiten der Eisen-gewinnung an, also seit Hallstadt- und La Tène-Zeit (ca. 800 - 600 v. Chr.). Als uraltes Erntegerät war ein Haumesser üblich, das sich bis in unsere heutige Zeit erhalten hat: die Hippe, im Hunsrück: Heeb, im alemannischen: Gertel.

Dieses Schneiteln und Raufen hat eigentümliche Baumformen hinterlassen, die als Charakteristikum einer Hudewirtschaft gesehen werden können. In einigen Gebieten, so z. B. im Schwarzwald (vgl. SCHWABE/KRATOCHWIL 1987), sind diese „verwachsenen“ Gebilde noch auf alten Viehweiden erkennbar. Im Hunsrück ist diese Wirtschaftsform vollständig verschwunden, und die „verwachsenen“ Schneitelbäume damit einhergehend auch. BECK (1869) erwähnt die Schneitelwirtschaft immerhin noch für den westlichen Hunsrückteil. Das bedeutet, daß die Indizien des Schneitels in nicht einmal 130 Jahren völlig aus der realen Landschaft verschwunden sind. Am längsten haben sie sich in den extensiv wirtschaftenden Berggegenden gehalten:

*„Mit der Zunahme des Verkehrs, mit dem Bezug in der Ferne erzeugter Futtermittel, mit der Ausbreitung des Getreides, mit neuen Arten der Düngung, mit der Verhackfruchtung der Brache, mit der Heraufkunft der Kuntwiese und eben mit der erwähnten Verbannung aller Nichtholznutzung aus dem Walde zieht sich das Laub in den entwickelten Teilen Europas auf Landstriche zurück, die auch sonst Merkmale extensiver Wirtschaft sich bewahrt haben: Pyrenäen, Alpen, Apennin, Karpaten, Balkan, Kaukasus, skandinavische Berge, Cevennen, Jura, Vogesen, Schwarzwald, Spessart, Westerwald“*

(TRIER 1963:10).

Das Schneiteln und Raufen der Laubbäume des Hunsrück bis in das 19. Jhd. hat alle Laub-Baumarten umfaßt. Zwar sind *Fraxinus*, *Carpinus*, *Tilia*, *Acer* dem Vieh am schmackhaftesten (TRIER 1963). Doch nach BECK (1869) wurden auch Eichen und Buchen, die am weitesten verbreiteten Baumarten des Hunsrück, sowie Birken, Pappeln und Weiden geschneitet. In BECK (1869:62, Anm. 2) wird beispielsweise die Futterlaubentnahme in „Eichen-Schälwaldungen“ insbesondere in trocken-warmen Jahren („guten Weinjahren“) beklagt, die als „...Diebstähle mit dem gefährlichsten aller Werkzeuge - der Menschenhand“ bezeichnet werden! Hierin spiegelt sich die wirtschaftliche Bedeutung des Schneitels zu jener Zeit, auch wenn BECK (1869:35) schreibt, daß „Kopfholz mit Schneideholzzucht ... (nachdem die Schoreichen der Gemeinden aufgearbeitet worden) nur noch von einzelnen Privaten auf geringen Flächen betrieben“ wird. Bedenkt man aber gleichzeitig, daß preußische Administrationen die Bachrandbestände nicht als Forste sahen, wird die BECKsche Beschreibung der Schneitelverarbeitung relativiert. Denn gerade diese Bachrandbestände waren die Orte der bäuerlichen Schneitelwirtschaft. Die Bedeutung der Schneitelwirtschaft läßt sich im Hunsrück auch am bis in unsere Tage hineinreichenden religiösen Brauchtum ablesen, an Fronleichnam die Strecke der Prozession mit Birkenreisern (sog. „Maien“) abzugrenzen.

*„Wenn Zweig und Laub für die Ernährung des Viehs und damit des Menschen so wichtig sind, so ist es verständlich, daß sie Heiligkeit gewinnen, daß sie im kultischen Leben bedeutsame Stellen beziehen.... Aber oft hat die allgemeine Religionswissenschaft die Verkettung ihrer Gegenstände mit Arbeit und Arbeitsbrauchtum verkannt“* (TRIER 1963:8/9).

Es stellt sich eine weitere Frage hinsichtlich der Bachrandforste: Wie kann in den Bächen des Hunsrück Holz geflößt worden sein, wenn die Ufer dicht mit Bäumen und Dornenhecken bewachsen waren? Daß geflößt wurde steht außer Zweifel (MICHEL 1958, SCHÖMER 1985). Zu Beginn des 18. Jahrhunderts begann man, Holz in den gebirgigen Lagen von Hunsrück und Eifel einzuschlagen und abzutransportieren, um Städte in den großen Tälern (Mosel, Nahe, Rhein) mit Holz zu versorgen und später hin noch weiter zu verkaufen. Der Abtransport erfolgte über größere Bäche, wie z.B. Ruwer, Droph, Prims, Hahnenbach, Baybach usf.

*„Zunächst nutzte man starke Regengüsse hierzu aus, dann errichtete man Schwemmweiber, bei deren Bau man die Einwohner der zunächst gelegenen Dörfer fronden ließ. 1739“*

*schloß die Regierung<sup>15</sup> zwecks Schwemmbarmachung der Ruwer einen Vertrag mit den Brüdern Printz zu Saarholzbach<sup>16</sup>, der 1753 erneuert wurde“ (MICHEL 1958:96).*

Weitere Bäche wurden zum Holzflößen „schwemmbar“ gemacht, d.h. erfuhren einen Ausbau: Röderbach, Sattelbach oder Hohltrieb, Riveris. Das Holz wurde vom „Hohen Walde“ (Hochwald im Westhunsrück) bis nach Koblenz von den Vertragspartnern geflößt, wo es weiterverarbeitet, als Brennholz genutzt oder weiter nach Norden transportiert wurde (sog. „Holländerholz“). Der Ausbau der Bäche sah vor, daß die

*„... >Wehre, Klausen und Abteilungen<< nach Notdurft geöffnet und mit >Fäng und Schlingen<< so eingerichtet werden, daß den Mühlen und Wehren das Wasser erhalten blieb“ (MICHEL 1958:97).*

Die ausreichende Wassermenge zum Flößen erreichte man durch den Bau zahlreicher Schwemmweiher, künstliche Staubecken also unterschiedlichen Fassungsvermögens. Die Weiher ließ man während größerer Regengüsse im Frühjahr und Herbst ab, um das Holz durch die engen Bachläufe zu flößen. Dabei entstanden vielfach Schäden an den Mühlen, an Brücken, die z. T. mitgerissen wurden, an Wiesen und Weiden, sowie eine Behinderung der Weidegänge durch das Vieh. Hierüber gab es zahlreiche Schadensregulierungsprozesse (vgl. MICHEL 1958). Wie wichtig aber dennoch der churtrierischen Hofkammer das Holzflößen war, geht daraus hervor, daß man

*„alles Holz, was aus dem Hochwald auf diesem Weg nicht an Mosel oder Rhein gebracht werden konnte, (sollte man) 1769 den Hütten zum Verkohlen überlassen ...“ sollte (MICHEL 1958:98).*

Man „verzichtete“ seitens der Administration also auf Holz, was unterwegs „verloren ging. Die Ermittlung des „Verlustes“ wurde ab 1785 derart durchgeführt, daß „... der Revierförster in Osburg das dort gefällte und abgemessene Holz, und der Holzinspektor in Ruwer das dort empfangene und abgegebene Holz verzeichnen mußten“ (vgl. MICHEL 1958). Jeder war für das durch sein Verschulden abgegangene Holz dem churfürstlichen „Palastkellner“ gegenüber haftbar. Das transportierte Holz wurde von vereidigten Holzhauern nach einem gestempelten Maßstock „von 4 Nürnberger Schuh Länge<sup>17</sup>, ½ Zoll Breite und 1/8 Zoll Dicke“ vermessen und verschnitten.

*„Nach diesem Maßstab sollten sie alles zum Klaftern bestimmte Holz - mochten es Stamm, Stangen oder Äste sein, abmessen und durchsägen, so daß alle Scheiter die erforderliche Größe aufwiesen“ (MICHEL 1958:100).*

Das Klafterholz mußte vor dem Flößen von den Holzhauern aufgesetzt werden zu Stapeln von 12 Nürnberger Schuh (=3,60 m) Breite, 4 Nürnberger Schuh (=1,20 m) in der Tiefe und ebenso in der Höhe. Danach waren die zu flößenden Hölzer nicht länger als 1,20 Meter. Die Frage nach dem Flößen von Holz entlang der baumbestandenen Bäche läßt sich demnach dahingehend beantworten, daß das Flößerholz als Klafterholz<sup>18</sup> transportiert wurde, also in einer Länge von jeweils 1,20 m pro Stück. Einem Transport von Hölzern in dieser Größe standen die Bachrandforste freilich kaum im Wege. Langholz hat man wohl kaum durch die gewundenen, mäandernden Bäche transportiert, sondern dazu den Landweg genutzt.

Wie aber hat man trotz Flößerei die Fischzucht aufrechterhalten können?

<sup>15</sup> von Churtrier

<sup>16</sup> Der Ortsnahme enthält einen Hinweis auf Flößerei

<sup>17</sup> Ein Nürnberger Schuh = 0,30 Meter

<sup>18</sup> Ein Klafter = urspr. dem Maß ausgebreiteter Arme (vgl. MACKENSEN 1985:209); hier = 4 Nürnberger Schuh = 1,20 Meter. Später gibt 1 Klafter Holz ein Raummaß von ca. 4,86 rm im churtrierischen Gebiet an; vgl. BAUER (1962:222).

„Viele Revierjäger mußten Forellenkisten anlegen, in denen Forellen und Krebse ... aufbewahrt wurden, um auf Anruf zur Hofküche versandt zu werden. Auch wurde den Revierförstern des Obererzstiftes 1768 befohlen, in den dortigen Bächen die Fischereigerechtsame<sup>19</sup> zu erhalten, die Tage, an denen in denselben gefischt wurde, aufzuzeichnen und am Ende des Jahres dem Forstamt mitzuteilen! (MICHEL 1958:123).

Auch wenn zu preußischer Zeit die Bachrandforste nicht mehr zu den Forsten des Hunsrück gezählt wurden (vgl. BECK 1869), so behielten die Forstadministrationen dennoch maßgebliche Einflußmöglichkeiten auf diese Bestände, die über Fischerei und Flößerei organisiert waren. Wurden diese Bestände auch nicht mehr als

„Wälder und beträchtliche Holzungen“ gesehen, „die nach Beschaffenheit und Umfang zu einer forstmäßigen Bewirtschaftung geeignet sind“ und demnach nicht „durch gehörig ausgebildete Forstbediente administrieren“ (BECK 1869:7)

zu lassen waren, so behielten die Forstbehörden sehr wohl noch ihre Zugriffe. Selbst Privatforste (z. B. Forstgehöferschaften, vgl. KÖPPE 1978) unterlagen forstadministrativen Bestimmungen, eine preußische Regelung, die z. T. bis in unsere heutigen Tage hinein Fortbestand hat.

#### Synökologie:

Die standörtlichen Bedingungen der Bachrandforste im Hunsrück variieren entsprechend den Bestandsausbildungen in Kerbtälern und in Sohlentälern. Beiden gemeinsam ist der lebhaft durchsickerte Boden. Längere Zeiten durch Überschwemmungen und stauender Nässe vermögen beide Forstgesellschaften nicht zu ertragen.

Geschieht es dennoch, kann man Jahre später abgestorbene Baumexemplare entlang der Bäche beobachten, die wie von Schadinsekten befallen sich präsentieren, wie es der Ulmensplintkäfer bei den Ulmen vermag. Ebenso werden die Bestände - insbesondere die Esche (*Fraxinus excelsior*) durch längere Frosteinwirkungen beeinträchtigt. Die unterschiedlichen ökologischen Bedingungen zwischen Kerbtal- und Sohlentalform sind:

##### a) Kerbtalform:

Die Böden sind nährstoffreiche und basenreiche, sickernasse Gleye. Durch erosionsfördernde Erdmassen von den Seitenhängen, die z. T. unterspült werden, findet ein stetiger Nährstoffnachschub statt. Das Wasser ist ganzjährig kühl und rasch fließend, die relative Luftfeuchtigkeit ist ganzjährig hoch. Dadurch werden Arten gefördert, wie *Carex remota*, oder die Moose *Thuidium tamariscinum* und *Eurhynchium praelongum*.

##### b) Sohlentalform:

Die Böden sind nährstoff- und basenreich, sickernaß. Es handelt sich um Typen wie insbesondere Braune Vega, sowie deren vorangegangene Entwicklungsstufen der Rambla (Aue-Rohboden) bzw. Paternia (Aue-Ranker).

Das Wasser ist wärmer und langsam fließend. Nährstoffnachschübe finden statt durch die Hochwässer der Frühjahrsüberschwemmungen. Begünstigt werden besonders Arten wie *Stellaria nemorum*, *Anemone nemorosa*, *Galeopsis tetrahit*, *Aegopodium podagraria* und andere (vgl. Tab. 1, Sp. f.).

#### Produktion:

Die Bachrandforste im Hunsrück zeichnen sich durch eine sehr hohe Biomasseproduktion aus. Die Wuchsleistung bei den Bäumen weist eine hohe Bonität

<sup>19</sup> Gerechtsame = alte Bezeichnung für Rechtsanspruch

auf. Es lassen sich vereinzelt in Hochwaldbetrieb umgewandelte Forste antreffen mit geradschäftigen Baumexemplaren, insbesondere bei Eschenexemplaren.

Vereinzelt lassen sich auch Bestände ausfindig machen, in denen die Esche völlig fehlt. Als lichtliebende Art mit einem Anspruch an den Lichtgenuss ähnlich der Eichen (*Quercus spec.*) wurde sie von den dichterschließenden Erlen verdrängt. Daß die Erlen aber dichter schließen ist eine Frage forstlicher Maßnahmen, um durch engen Stand Bäume mit rascher Höhenentwicklung zu erhalten (vgl. KNAPP 1948). Die Hölzer wurden als Brennholz (*Alnus*), Industrieholz (*Alnus; Pottasche, Holzkohle*) und Wagnerholz (*Fraxinus; Reifen, Achsen, Nabben, Kufen, Deichseln, Stiele, Möbel*) genutzt. Die Bestände waren Lieferant für eine Laubheuproduktion durch Schneideteln und hatten damit in der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft eine wichtige Funktion.

Epharmonie:

Die wichtigste Wirkung der Bachrandforste auf die umgebende Landschaft ist ihre Stabilisierung der Ufer und das weitgehende Verhindern von Erosionsschäden und Bodenabschwemmungen. Mit ihrem Wurzelwerk sind sie in der Lage, die Erde regelrecht zu „umklammert“. Mit ihren oberirdischen Teilen (Stämmen) tragen die Forste dazu bei, daß das Hochwasser nicht allzu rasch im Frühjahr abfließt. Durch verminderte Fließgeschwindigkeit kann das Wasser mitgeführte Schwemm- und Schwebstoffe verstärkt ablagnern, wodurch eine reichere Nährstoff- und Basenversorgung stattfindet. Zudem mindert das verzögerte Abfließen der Frühjahrshochwässer in den Bachrandforsten die Hochwassergefahren in Städten an tiefergelegenen Flüssen, wie Mosel, Saar, Nahe.

### Synchorologie:

Die Verbreitung der Bachrandforste reicht über das gesamte Hunsrückgebiet. Ihre Bindung besteht an den Verlauf der Bäche, weshalb ihre flächenhafte Verbreitung nicht sonderlich groß ist. W. KOCH (1926) teilt die Winkelseggen-Erlen-Eschenforste erstmalig aus der schweizerischen Linthebene mit. Diese Forstbestände in den Kerbtälern sind also in der Geschichte der Pflanzensoziologie bereits zu den Anfängen erkannt worden. Die Bachrandforste entlang der größeren Bäche hat LOHMEYER (1957) aus den Kreisen Detmold, Höxter, Warburg, Arnsberg, Köln, Sieg, Neuwied, Kassel, Dill, Aachen, Koblenz, Mainfranken, Heidelberg, Pforzheim, Neustadt/Saale, aus Oberfranken und dem Steigerwald belegt. Erstmals beschrieben hat sie KÄSTNER (1938) aus Sachsen.

Weiterhin werden die Gesellschaften beschrieben aus dem Schwarzwald, aus dem Leintal, dem Pegnitztal, dem Inn-Gebiet, den Vogesen, dem Odenwald, dem Spessart, der Hohen Rhön, der Eifel, dem Harz, den Bückeburger Bergen, der Baar, dem Bodenseegebiet, dem Hunsrück, dem Taunus, dem Weserbergland. Damit haben sie eine weite Verbreitung im Berg- und Hügelland Mitteleuropas.

## Syntaxonomie und Synsystematik:

Die Gesellschaften der Bachrandforste gehören aufgrund ihrer Artenkombination zu folgenden floristisch-soziologischen Einheiten:

## Klasse: Querco-Fagetea, Br.-Bl. et Vlieger 1937

Ordnung: Fagetalia sylvaticae Pawl. 1929

Verband: Alno - Padion Knapp 1948

Gesellschaft: Carici remotae - Fraxinetum W. Koch 1926  
Stellario nemorum - Alnetum Lohmeyer 1957

Aufgrund ihrer standörtlichen Bedingungen sind sie die „echten“ Alno - Padion - Gesellschaften des Hunsrück. Bezeichnet werden sie durch die Artenkombination *Fraxinus excelsior*, *Urtica dioica*, *Angelica sylvestris*, *Stachys sylvatica*, *Senecio fuchsii*, *Lamium galeobdolon*, *Corylus avellana*, *Acer pseudoplatanus* (vgl. Tb. 1, Sp. e und f).

a) **Carici remotae - Fraxinetum W. Koch 1926**

(Tab. 1, Spalte e):

Kennart der Gesellschaft ist die Winkelsegge (*Carex remota*).

Die Forstgesellschaft gliedert sich wie folgt:

I. Subassoziationen chrysoplenietosum oppositifolii Knapp 1948

(lfd. Nr. 25) mit den Trennarten *Chrysosplenium oppositifolium* und *Pellia epiphylla*.

Nach KNAPP tritt diese Subassoziation am schneller fließenden Gewässern auf. WEY (1988) geht rein floristisch vor und stellt die Gesellschaft aufgrund des Fehlens der diagnostischen Alno-Padion-Arten (*Fraxinus* ...) als eigene Assoziation „*Chrysoplenietum oppositifolii* Oberdorfer et Philippi 1977“ heraus.

Es mag eine solche Assoziation geben, insbesondere als Ersatzgesellschaft des Carici-Fraxinetum, wenn die Bäume gerodet wurden.

Doch im Hunsrück tritt die Erle bestandsbildend mit auf, weshalb wir die Gesellschaft in der von KNAPP gefassten Subassoziation belassen.

II. Ausbildung mit *Ciraea lutetiana* (lfd. Nr. 26-27) mit den Trennarten

*Ciraea lutetiana*, *Viola reichenbachiana*, *Geranium robertianum*. Die Ausbildung wächst auf nassen, nährstoff- und bes. phosphathaltigen Böden mit hohem Basenanteil. Das Substrat ist oft lehmig-schluffig. Die Ausbildung lässt sich weiter gliedern in folgende Varianten:

a) Variante mit *Galium odoratum*, *Festuca gigantea*, *Valeriana procurrens*,  
*Glechoma hederacea*, *Milium effusum*, *Equisetum telmateja* (lfd. Nr. 26)  
an vorwiegend lichteren Stellen.

B) typische Variante (lfd. Nr. 27) an dunkleren Stellen, wo sich *Senecio fuchsii*,  
*Lamium galeobdolon* und *Corylus avellana* hinzugesellen.

III. Ausbildung mit *Rubus caesius* (lfd. Nr. 28) auf oberflächlich etwas abgetrocknetem Substrat. Hier ist der Schwerpunkt vom Wurmfarn (*Dryopteris filix-mas*) und der

Hainbuche (*Carpinus betulus*). *Rubus caesius* dürfte künstlich, zur Ausbildung dicht schließen-der Hecken, gefördert worden sein.

b) **Stellario nemorum-Alnetum glutinosae Lohmeyer 1957**

(Tab. 1, lfd. Nr. 29-31):

Als Kenn- und Trennarten treten auf: die Hainmiere (*Stellaria nemorum*) und das Buschwindröschen (*Anemone nemorosa*). Letzteres dürfte aus den räumlich angrenzenden *Carpinion*-Standorten herürrhen, die sich in lfd. Nr. 29 mit einem Schwerpunkt vorkommen von *Carpinus betulus* andeuten. Die Forstgesellschaft gliedert sich wie folgt:

I. Subassoziation salicetosum Lohmeyer 1957 (lfd. Nr. 29-30) mit den

Trennarten *Salix fragilis*, *Galeopsis tetrahit*, *Ficaria verna*, *Poa nemoralis* *Polygonum bistorta*, *Aegopodium podagraria*, *Melandrium rubrum*, *Petasites hybridus*, *Alliaria petiolata*, *Phalaris arundinacea*. Sie wächst auf sandig-lehmig-kiesigen Substraten mit hoher Nährstoff- und Basenvorsorgung.

„Neben mineralischen Sedimenten hinterlassen die Hochwässer organisches Getreibsel, das sich zwischen den Wurzelstöcken der Bäume, den Sträuchern und den hochwüchsigen Stauden fängt und rasch in Zersetzung geht... Es scheint, daß sich die Bruchweide gegenüber der

*Schwarzerle um so leichter durchzusetzen vermag, je stärker die Wasserstände im Verlauf des Jahres schwanken (KÄSTNER 1938). Bis zu einem gewissen Grade mag Salix fragilis jedoch durch niedervaldartige Bewirtschaftung und Freistellung der Bestände in den offenen breiten Wiesentälern gefördert worden sein, zumal sie ausschlagfreudiger und lichthungriger ist als Alnus glutinosa“ (LOHMEYER 1957:254).*

## II. Ausbildung mit *Circea intermedia* (lfd. Nr. 31):

Trennart ist *Circea intermedia*.

Die Gesellschaft fällt auf durch das Ausfallen der Schwarzerle und die Zunahme von *Acer pseudoplatanus*. Sie wächst vorwiegend an den bereits etwas höher gelegenen Stellen, die beim zurückgehenden Hochwasser eher abtrocknen. Offensichtlich wird diese Ausbildung auch nicht so häufig überschwemmt, was sich im Fehlen einiger Nährstoffzeiger andeutet; z. B. fehlt *Lysimachia vulgaris*, *Deschampsia cespitosa*, *Viola palustris*, *Cardamine amara*, *Lysimachia nemorum* u. a. (vgl. Tab 1). KLAUCK (1988) spricht von einem eigenen Hexenkraut-Bergahornwald.

## Bibliographie:

### a) Carici-Fraxinetum:

BARTSCH (1940), DIERSCHKE & HÜLBUSCH & TÜXEN (1973), DÖRING-MEDERAKE (1991), HAHNER (1984), KLAUCK (1985, 1987<sup>a</sup>) KRAUSE (1972), KOCH (1926), MICHELS (1986), NOWAK (1990), OBERDORFER (1957, 1992), RODI (1960), SEEBALD (1974), TÜXEN (1937), WEY (1988), ZIMMERMANN (1982).

### b) Stellario-Alnetum:

ASMUS (1985), BLOSAT & SCHMIDT (1975), FISCHER (1985), HAHNER (1984), HÄRDITLE (1995), KLAUCK (1985, 1988<sup>a</sup>, 1988<sup>b</sup>), KRAUSE (1972), LOHMEYER (1957), MIRAM (1961), MÖLTGEN (1979), MÜLLER & GÖRS (1958), NOWAK (1990), OBERDORFER (1957, 1992), RIEHLE (1986), RODI (1960), SEEBALD (1974)

## 4. Nachlese

Der Hunsrück hat seinen Charakter von den darin lebenden, arbeitenden, wirtschaftenden und gestaltenden Menschen erhalten. Vorstellungen von „Naturlandschafter“ (vgl. z.B. KNAUER 1981) sind theoretische Modelle und für die landschaftsplanerische Praxis ohne Bedeutung. Real vorhanden sind kulturell bedingte Phänomene, die - wie beschrieben - sich in ihrer Vielgestaltigkeit zusammenfinden und wieder auseinandergehen. Ihre Ursachen liegen in einer bewußt hergestellten Energie-Umverteilung sowohl von Biomasse als auch von abiotischen Materialien. Dabei findet zunächst ein „Austrag“, ein Abtransport durch menschliche Arbeit statt, aber gleichzeitig auch eine Akkumulation und Konzentration der verschiedenen Energieformen, z. B. in den Siedlungsräumen und Wohnstätten der Menschen. Hierzu ist letztlich nicht nur die materielle Energie zu zählen, sondern auch die immateriell-geistige. Weil Landschaften aber dynamische Gebilde sind, ist der Energie-Umverteilungsprozeß nicht linear und auch nicht in nur eine Richtung verlaufend, sondern ein höchst komplizierter Vorgang, der sich auf der Ebene einer Abstraktion mit mathematischen Modellen überhaupt nicht wiedergeben läßt.

„Jeder, der wirtschaftet, treibt Naturaneignung und nutzt, verbraucht oder zerstört naturbürige Arbeitsmittel und Produktionspotentiale (WITFOGEL, K.A. 1932 und 1929). Jede produzierende Tätigkeit ist deshalb ökologisch (im Sinne einer Veränderung und Beeinflussung des Naturhaushalts) wirksam“ (HÜLBUSCH 1983:40/41)

Landschaften sind eine begriffliche Vorstellung von (nach-)denkenden Wesen.

Ein Beispiel:

Alte Dokumente aus dem Mittelalter berichten uns, das Karl der KAHLE im Jahre 842 n. Chr. bei seiner Reise von Mainz nach Koblenz durch den „Wasagus“ reiste (vgl.

SCHÖNER 1985). Man betrachtete also damals die heutige Hunsrücklandschaft als einen Teil der Vogesen (= Wasgau). Daran wird beispielhaft deutlich, daß Landschaften zu verschiedenen Zeiten auch begrifflich verschieden gefaßt wurden. Die Grenzen der Landschaftsteile bildeten sich heraus, als Menschen eine bestimmte, eustatische Wirtschaftsweise betrieben, die in ihrer Gleichartigkeit und Eigenschaftsstetigkeit Jahrhunderte dauerte (vgl. THIENEMANN 1956:48). Dieses verhaltene Arbeiten führte zur Ausbildung ganz bestimmter und definierbarer Pflanzengesellschaften. Dabei ist interessant, daß die Grenzen von Vegetationsgebieten und Hausformengebieten (Bauernhäuser bis ca. 1950) sich offenbar vielfach überlagern, auch wenn ein kausaler Zusammenhang zwischen Hausform und Vegetation nach BENDERMACHER (1991:16) nicht besteht.

Was wir in der Landschaft des Hunsrück zunächst sehen können, sind Arbeitsergebnisse bärlicher Wirtschaft, industrieller Tätigkeiten und kultureller Aktivitäten. Was sich aber weiterhin in den Phänomenen verbirgt, sind die Entscheidungsursachen, die Anlaß waren/sind, daß sich diese Phänomene herauskristallisierten. Im Umkehrschluß können wir die Phänomene als Indizien der Anlässe werten (vgl. HARD 1964, HÜLBUSCH 1986).

Diese Entscheidungsursachen nachzuerzählen anhand der am konkreten Ort gefundenen Indizien, ist die Aufgabe der Landschaftsplanung.

„Der Plan der Landschaft ist die Erzählung ihrer Geschichte“ (LÜHRS 1994:5).

Für uns Landschaftsplanerinnen und -planer gilt es daher, nachzu vollziehen, welche Geschichten am konkreten Ort stattfinden/-fanden, sie ohne Werturteile zu verstehen und darüber zu berichten. Es geht **nicht** darum, was wir mit einer Landschaft machen könnten, wie es in arger Verkennung vielfach in der Literatur zu lesen ist.

Wenn wir in eine Landschaft spazieren oder uns in sie hineinführen lassen, begegnet uns eine Fülle von verschiedenen „Bilderr“, auf die wir zunächst affektioniert oder ablehnend reagieren mögen. Erst durch den Prozeß des Nacherzählens, des Abbildens von real Gesehenem, erhalten wir die Möglichkeit zu erfahren, was die Phänomene bedeuten. HÜLBUSCH (1986:65) nennt es die Fähigkeit, „... die Geschichte der Landschaft zu lesen“. Das Instrument, das die Landschaftsplanung für genaues Hinsehen nutzt, ist die Vegetationskunde in der Tradition von Josias BRAUN-BLANQUET (1928/1964) und Reinhold TÜXEN (1937, 1970). Vgl. die zahlreichen Literaturverweise bei LÜHRS 1994), ist das Sammeln und Sortieren von Indizien sowie deren anschließende Interpretation. Das hat etwas mit Methode zu tun und nicht mit abstrakten Rechenmodellen (z. B. DIERSEN 1990); oder mit anderen Worten: Wer viel rechnet, hat sich auch schnell verrechnet! Das genaue Hinsehen bedeutet weder, pingelig-bürokratisch zu sein, noch voyeuristisch. Es heißt nichts anderes, als dem Gegenstand in angemessener Form zu begegnen. Dazu hat sich die Angewandte Pflanzensoziologie in der Landschaftsplanung bestens bewährt.

„In der Stadt und auf dem Lande ist die Pflanzensoziologie das Hilfsmittel zur Annäherung an den Gegenstand und gibt die Möglichkeit, nach den Pflanzengesellschaften die Nutzungs-, Produktions- und Wirtschaftsweise und seine mögliche Geschichte an einem Ort zu lesen und zu erkennen“ (HÜLBUSCH 1986:69).

Diese Methode indizienwissenschaftlichen Arbeitens ist weder neu, noch ist sie außergewöhnlich. Sie ist vielmehr praktisch, alltagsbezogen und realistisch (wirklichkeitsnah), daher auch in vielen anderen Disziplinen angesiedelt, z. B. Anthropologie, Archäologie, Medizin, Kunstgeschichte.

Das Verstehen einer Landschaft erschließt sich die Landschaftsplanung über die Geschichte und die Geschichten der konkreten Orte durch die Gegenstände, die wir sehen und erkennen und daraus die Frage ableiten: Warum ist das so? Dabei lassen sich die Spuren natürlicher Bedingungen (Bodenverhältnisse, Nährstoffsituation, Wasserverhältnisse, Klima etc.) anhand der Vegetation ebenso lesen, wie die Spuren der konkreten Wirtschaftsgeschichte. Die Interpretation erfolgt induktiv-vergleichend, basierend auf eigenen Beobachtungen, Erfahrungen und der „vorgeleisteten Arbeit“ (vgl. TÜXEN 1970) anderer Menschen. Dabei ist gelegentlich der Blick in die Archive der „offizieller“ Geschichte der Historiker erlaubt. Doch das einzigartige „Archiv“ der Landschaftsplanung ist die reale Vegetationsausstattung in den Landschaften selbst. Daher kann die Geschichte der konkreten Orte in den Landschaften auch nur von Planerinnen und Planern nacherzählt werden, die sie sich über die Vegetation erschließen. Dieses Erzählen der Geschichte konkreter Orte ist wie eine Reise, „... in der wir uns immer auf's Neue auf Wege begeben und auf Wegen bewegen, die sich miteinander verknüpfen. Jedes Stück Weg, jede Reise bringt Veränderungen, wenn wir unterwegs Erfahrungen und Wegwissen sammeln können“ (APPEL 1992:12). Der Wandel der Pflanzengesellschaften, die Veränderungen in den Artenkombinationen sind der plastische Ausdruck der vonstattengegangenen Wirtschaftsgeschichte und zugleich deren Indiz.

„Der >>Akt der Interpretation<<, der Erläuterung und der Erklärung ist die Beweisführung, dem die Pflanzensoziologie die Indizien bereitstellt“ (HÜLBUSCH 1994:I).

Die landschaftskundliche Interpretation anhand pflanzensoziologischer Indizien ist das Handwerk der Landschaftsplanerinnen und Landschaftsplaner. Das unterscheidet uns von anderen Disziplinen, wie z. B. der Floristik oder Botanik, und ermöglicht ein Arbeiten, aus dem planungsrelevante Aussagen hervorgehen, mit Vorschlägen und Prognosen für ganz konkrete Orte.

Planung, so Professor HÜLBUSCH, ist

„die bedachte Überlegung(en) bei der Übertragung von Beispielen und Vorbildern in andere Situationen der Arbeit. Planen heißt nämlich, über die Kenntnis der Prinzipien und Regeln sowie die handwerklichen Fähigkeiten und Fertigkeiten hinaus, aus der Arbeit und ihren Ergebnissen prüfend zu lernen“ (HÜLBUSCH 1995:21).

## 5. Danksagung:

Ich will Kiwi/Professor HÜLBUSCH für die vielen großen und kleinen Anregungen, die Korrekturen und Hinweise fachlicher wie pädagogischer Art herzlichst danken. Ohne seine kompetente und geduldige Betreuung und Anleitung wären die vielen Arbeiten von mir nicht zu einem erfolgreichen Abschluß geführt worden. Insbesondere danke ich für die Möglichkeit der Teilnahme an zahlreichen Kompaktseminaren vegetationskundlichen Sujets, bei denen ich mich lernend-lehrend wie lehrend-lernend erproben durfte. Diese Kompaktseminare sind ein Grundstock meiner weiteren Arbeiten gewesen, welche sich darauf aufbauen und stützen. Ohne diese Erfahrungen durch Kompaktseminare sind meine eigenen GärtnerInnenseminare in Saarbrücken überhaupt nicht vorstellbar. Insofern hat Kiwi's Anleitung nicht nur eine akademische Qualität, sondern stützt mich auch direkt in meinem alltäglichen „Broterwerb“.

Danken will ich auch dem Kollegen und Freund Bernd SAUERWEIN für die zahlreichen und hilfreichen Anmerkungen zu diesem Text.

Danken will ich letztlich der geneigten Leserin und dem geneigten Leser, die mir beim Sammeln neuer Erfahrungen bis hierher gefolgt sind. Ein Spaziergang, das ist immer eine neue Erfahrung.

## **6. Literaturangaben:**

- ALLORGE, P. (1922): Les assosiations végétales du Vexin français. - Rev. Gén. Bot. 34, Paris.
- APPEL, A. (1992): Reisen ohne das Weite zu suchen. - Notizbuch der Kasseler Schule 26:9-71, Kassel.
- AUTORENkollektiv (1995): Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen ... diesmal: Bockholmwick in Angeln. - Studienarbeit im Studiengang Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, 284 Seiten + Tabellenanhang, unveröff., Kassel.
- ARKENAU, T. & WUCHERPENNIG, G. (1985): Das Luzulo sylvatici - Alnetum glutinosae (Waldhainsimsen-Schwarzerlenwald) eine neue Alno-Padion-Assoziation der unteren Fagion-Stufe. - Philippia 5(3):197-205, Kassel.
- ASMUS, U. (1985): Die Vegetation der Fließgewässer im Einzugsbereich der Pegnitz. - Diss. Univ. Erlangen, 350 Seiten, Erlangen.
- BARTSCH, J. & BARTSCH, M. (1940): Vegetationskunde des Schwarzwaldes. - Pflanzensoziologie Nr. 4: 1-229, Jena.
- BAUER, E. (1962): Der Soonwald im Hunsrück. - Diss., Mitt. d. Forstgesch. Inst. d. Albert-Ludwig-Univ., 237 Seiten + Anhang, Freiburg/Breisgau.
- BAUER, Ingrid (1995): Ackerbrache und Flächenstilllegung. Die Agropyro-Rumicion-Brachegeellschaften in der Umgebung von Kassel. Ein landschaftsplanerischer Diskussionsbeitrag. - Notizbuch der Kasseler Schule 36:78-191, Kassel
- BAUMEISTER, W. et al. (1977): rororo-Pflanzenlexikon. - 5 Bände, 1263 Seiten, Reinbek bei Hamburg.
- BECK, O. (1869): Beschreibung des Regierungsbezirkes Trier. - 2. Band/Erste Abtlg., 518 Seiten + Anhang, Trier.
- BECKER, E. (1910): Hochwald- und Hunsrückführer. - 8. Aufl., 255 Seiten + Kartenanhang, Kreuznach.
- BENDERMACHER, J. (1991): Die dörflichen Hausformen der Nordeifel und ihre Beziehungen zu Landschaft und Baustoffvorkommen. - Diss. Univ. Aachen, 228 Seiten, Freilichtmuseum Roscheider Hof (Hrsg.), Konz bei Trier.
- BETZ, K. (1993): Wasser. Lange vor dem Wasserhahn. Eine Kreislauf-Geschichte über das Wasser vom Hohen Venn. - in Naturfreunde Internationale (Hrsg.): Landschaft ohne Grenzen. Eifel - Ardennen. Seite 152-163, Köln.
- BIERAU, E. E. (1933): Das Bauernhaus des Hunsrück und Hochwaldes. Bauernhausformen zwischen Mosel, Nahe und Rhein. - Diss. Univ. Frankfurt.; 78 Seiten + Anhang, Berncastel-Cues.
- BLOSAT, P. & SCHMIDT, W. (1975): Laubwaldgesellschaften im Unteren Eichsfeld. - Mitt. flor.-soz. Arb.-Gem. N. F. 18:239-257, Todenmann bei Göttingen.
- BOHN, U. (1981): Vegetationskarte der Bundesrepublik Deutschland 1:200000 - Potentielle natürliche Vegetation - Blatt CC5518 Fulda. - Schr. Reihe Vegetationskunde 15:1-330, Bad Godesberg.
- BORN, M. (1980): Geographische Landeskunde des Saarlandes. - 127 Seiten, Saarbrücken.
- BRAUN-BLANQUET, J. (1928/1964): Pflanzensoziologie. - 1. u. 3. Aufl., 864 Seiten, Wien.
- BREUNIG, Th. (1990): Erlen-Bruchwälder Alnetea glutinosae Br.-Bl. et Tx. 1943. - in: NOWAK et al (1990): Beiträge zur Kenntnis hessischer Pflanzengesellschaften. - Botan. Vereinigung f. Naturschutz in Hessen, Beiheft 2:1-207 + Tabellenanhang, Frankfurt/Main.
- BUDDE, H. und BROCKHAUS, W (1954): Die Vegetation des südwestlichen Berglandes. - Decheniana 102 B:47-275, Bonn.
- BUJNOCH, W. (1991): Farne (Pteridophyta) im Regierungsbezirk Trier. - Dendrocopos Sonderbd. 1:160-184, Trier.
- BURG, B. (1995): Der Rebstock. Waldnutzungsgeschichten. - unveröff. Diplomarbeit am FB 13 der GH-Kassel, 65 Seiten, Kassel
- BUSCH, D. (1989): Hecken und Heckenschützen. - unveröff. Diplomarbeit, 54 Seiten, Kassel.
- BUSHART, M. (1989): Schwarzerlen- und Moorbirkenwälder im westlichen Hunsrück. - Tuexenia 9:391-415, Göttingen.
- BODEUX, A. (1955): Alnetum glutinosae. - Mitt. flor.-soz. Arb.-Gem. N.F. 5:114-137, Stolzenau/Weser.
- DENGLER, A. (1992/1990): Waldbau. - 6. Auflage, Bd. 1/350 Seiten, Bd. 2/314 Seiten, Hamburg u. Berlin.
- DIERSCHKE, H., HÜLBUSCH, K. H. und TÜXEN, R. (1973): Eschen-Erlen-Quellwälder am Südwestrand der Bückeburgen bei Bad Eilsen, zugleich ein Beitrag zur örtlichen pflanzensoziologischen Arbeitsweise. - Mitt. flor. soz. Arb.-Gem. N.F. 15/16:153-164, Todenmann bei Göttingen.
- DIERSSEN, K. (1990): Einführung in die Pflanzensoziologie (Vegetationskunde). - 241 Seiten, Darmstadt.
- DIERSSEN, B. und DIERSSEN, K. (1984): Vegetation und Flora der Schwarzwaldmoore. - Beih. Veröff. Natursch. Landschaftspfl. Bad-Württ. 39:1-512, Karlsruhe.
- DINTER, W. (1982): Waldgesellschaften der Niederrheinischen Seenplatten. - Diss. Bot. 64:1-110, Vaduz.

- DÖRING, U. (1987): Zur Feinstruktur amphibischer Erlenbruchwälder - *Tuexenia* 7:347-366, Göttingen.
- DÖRING-MEDERAKE, U. (1991): Feuchtwälder im nordwestdeutschen Tiefland; Gliederung, Ökologie, Schutz. - *Scripta Geobotanica* Xi:X:122 Seiten + Tabellen, Göttingen.
- DOSTAL, J. (1984): Klasse Pterosida Echte Farne. - in: HEGI (1984): Illustrierte Flora von Mitteleuropa Bd. 1, Teil 1, Seite 79 ff, 3. Aufl. Berlin u. Hamburg.
- FASEL;P. (1984): Vegetation, Flora und Fauna des Hohen Westerwaldes, dargestellt am Beispiel ausgesuchter Untersuchungsflächen in der Gemeinde Burbach-Lippe, Nordrhein-Westfalen. - Teil I, Mskr., 146 Seiten, ohne Ortsangabe.
- FISCHER, A. (1985): Zur Soziologie und Ökologie der Forstgesellschaften des nördlichen Sebalder Reichswaldes. - unveröff. Diplomarbeit, 118 Seiten, Erlangen.
- FISCHER, H. (1989): Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West). Rheinland-Pfalz - Saarland. Eine geographische Landeskunde. - Wiss. Länderkunden Bd. 8/IV:1-246 + Anhang, Darmstadt.
- FRAHM, J.-P. & FREY; W. (1983): Moosflora. - 522 Seiten, UTB 1250, Stuttgart.
- GARCKE, A. (1885): Flora von Deutschland. - 15. Aufl. 541 Seiten, Berlin.
- HÄRDITLE, W. (1995): Vegetation und Standort der Laubwaldgesellschaften (Querco-Fagetea) im nördlichen Schleswig-Holstein. - Mitt. d. Arb.-Gem. Geobotanik Heft 48:441 Seiten + Tabellenanhang, Kiel.
- HAHNER, M. (1984): die Bachbegleitende Vegetation im Bereich des Kartenblattes Lauf/Pegnitz. - unveröff. Diplomarbeit, 119 Seiten, Erlangen.
- HAND, R. (1991): Floristische Übersicht für den Regierungsbezirk Trier (Spermatophyta). - *Dendrocopos* Sonderbd. Nr. 1:1-159, Trier.
- HARD; G. (1964): Kalktriften zwischen Westrich und Metzer Land. - Diss., *Annales Universitatis Saraviensis* 2:1-176, Heidelberg.
- HARRISON, R.P. (1992): Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur, 319 Seiten, München und Wien.
- HEGI, G. (1981): Illustrierte Flora von Mitteleuropa. - Band III, Teil 1, 504 Seiten, Berlin u. Hamburg.
- HEGI, G. (1984): Illustrierte Flora von Mitteleuropa. - Bd. I, Teil 1, 310 Seiten, Berlin u. Hamburg.
- HORNSTEIN, Felix von (1951/1984): Wald und Mensch. - 282 Seiten, Reprint, Ravensburg.
- HÜLBUSCH, K. H. (1979): *Campanula trachelium* - Saumgesellschaften. - *Doc. phytosoc.* N.S. 4:451-462, Vaduz, Liechtenstein.
- HÜLBUSCH, K. H. (1983): Landschaftsökologie der Stadt. - in: ABN (Hrsg.): Naturschutz und Landschaftspflege zwischen Erhalten und Gestalten. - Jb. f. Natursch. u. Landsch. Pfl. 33:38-67, Bonn.
- HÜLBUSCH, K. H. (1986): Eine pflanzensoziologische „Spuren Sicherung“. Zur Geschichte eines „Stückes Landschaft“. Grünlandgesellschaften in La Fontenelle/Vogesen. Indikatoren des Verlaufs der Agrarpproduktion. - *Landschaft + Stadt* 18 (2):60-72, Stuttgart.
- HÜLBUSCH, K. H. (1994): Zum Geleit - Von Omas Wiese zum Queckengrünland und zurück? - in: Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 32:I-IX, Kassel.
- HÜLBUSCH, K.H. (1995): Bewährte Kritik gegen graue Propaganda. - in: Schau der Gärten, Nachlese zur Gartenschaukritik. - Notizbuch der Kasseler Schule 35:10-24, Kassel.
- KÄSTNER; M. (1938): Die Pflanzengesellschaften der Quellfluren und Bachufer und der Verband der Schwarzerlengesellschaften. - Veröff. Landesver. Sächs. Heimatschutz z. Erforschung d. Pflanzengesellschaften Sachsen, Bd. IV, Dresden.
- KIELLAND-LUND, J. (1981): Die Waldgesellschaften SO-Norwegens. - *Phytocoenologia* 9 (1-2):53-250, Stuttgart u. Braunschweig.
- KOCH, W. (1926): Die Vegetationseinheiten der Linthebene. - Diss., Jg. Naturwiss. Gesellsch. St. Gallen 61:1-144, Sankt Gallen.
- KLAPP, E. (1965): Grünlandvegetation und Standort. - 384 Seiten, Berlin und Hamburg.
- KLAUCK, E.-J. (1985): Natürliche Laubwaldgesellschaften im südwestlichen Hunsrück. Eine vegetationskundliche Untersuchung im Schwarzwälder Hochwald. - 74 Seiten, Frankfurt/M.
- KLAUCK, E.-J. (1987): Neues Pollendiagramm aus dem südwestlichen Hunsrück (Schwarzwälder Hochwald). - Beiträge Landespfl. Rheinl.-Pfalz 11:15-20, Oppenheim.
- KLAUCK, E.-J. (1987<sup>a</sup>): Das *Carici remotae-Alnetum* des südwestlichen Hunsrück und seine Kontaktgesellschaften. - *Dendrocopos* 14:219-229, Trier.
- KLAUCK, E.-J. (1988): Krummbirken - Blockhaufenwälder in Südnorwegen. - unveröff. Studienarbeit am FB 13 der GH-Kassel, 18 Seiten.
- KLAUCK, E.-J. (1988<sup>b</sup>): Der Hexenkraut-Bergahornwald - Ergebnis einer Untersuchung in Hunsrück, Odenwald und Vogesen. - Mainzer Naturw. Archiv 26:11-21, Mainz.
- KLAUCK, E.-J. (1993): Mädesüßfluren. Hygrophile Säume, Streuwiesen und Versaumungen. - Notizbuch der Kasseler Schule 31:111-220, Kassel.
- KLAUCK, E.-J. (1995): *Epilobio angustifolii - Prenanthes purpureae*. Eine Pflanzengesellschaft der Epilobietea angustifolii Tx. et Preising in R. Tx. 1950, - *Tuexenia* 15:131-137, Göttingen.
- KNAPP, R. (1948): Vegetationsgesellschaften in Mitteleuropa. - Heft 2, 94 Seiten, Stuttgart.

- KNAUER; N. (1981): Vegetationskunde und Landschaftsökologie. - 315 Seiten, UTB 941, Heidelberg.
- KNAUER, R. (1995): Qualitätsstahl aus dem Lehmofen. Wie in Westafrika seit Generationen Stahl gekocht wurde und warum deutsche Kolonialisten dies verboten. - in: Die Zeit Nr.39:Seite 52, 22.9.1995, Hamburg.
- KNEIDL, V. (1984): Hunsrück und Nahe. Geologie, Mineralogie und Paläontologie. - 128 Seiten, Stuttgart.
- KÖPPE; D. (1978): Die Gehöferschaften in Rheinland-Pfalz. - 314 Seiten + Anhang, Bezirksregierung Trier.
- KRIETER, M. (o. J., ca. 1981): Ökotoxikologische Untersuchungen zur Beurteilung der Wirkungen des atmosphärischen Säureeintrages auf das Waldökosystem „Soonwald“. - unveröff. Untersuchung der Univ. Mainz, 9 Seiten plus Anhang, briefl. Mitteilung.
- KÜSTER, H (1995): Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart. - 424 Seiten, München.
- LANDESHAUPTARCHIV KOBLENZ /1725): Abt. 1 D 4146. -
- LAUER, D. (1983): Der Hochwald. Menschen, Landschaft, Geschichte, Kultur. - 315 Seiten, Trier.
- LEDERMANN, B. (1995): Etappen und Folgen der Grünlandintensivierung. - Notizbuch der Kasseler Schule 36:5-77, Kassel.
- LOHMEYER, W. (1957): Der Hainmieren-Schwarzerlenwald. - Arbeiten aus der Bundesanstalt für Vegetationskartierung. Mitt. flor.-soz. Arb.-Gem. N. F. 6/7:247-257 + Tabellenanhang, Stolzenau/Weser.
- LOHMEYER, W. (1960): Zur Kenntnis der Erlenwälder in den nordwestlichen Randgebieten der Eifel. - Mitt. flor.-soz. Arb.-Gem. N. F. 8:209-221, Stolzenau/Weser.
- LEMÉE; M. G. (1937): Recherches écologiques sur la végétation du Perche. - Diss., Rev. Gén. Bot. de France, Paris.
- LEPPLA, A. (1910): Oberflächengestaltung. - in; BECKER, E. (Hrsg.): Hochwald- und Hunsrückführer. - 8. Auflage, S. 19-25, Kreuznach.
- LIEPELT, S. und SUCK, R. (1987): Zur Verbreitung der Bruchwald- und Feuchtheide-Vegetation und ihrer charakteristischen Pflanzenarten in der westlichen Hocheifel. - Beitr. Landespfl. Rhld.-Pfalz 11:115-126, Oppenheim.
- LOHMEYER, W und BOHN, U. (1972): Karpatenbirkenwälder als kennzeichnende Gehölzgesellschaften der Hohen Rhön und ihre Schutzwürdigkeit. - Natur und Landschaft 47 (7): 196-200, Bad Godesberg.
- LÜHRS, H. (1994): Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte, dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der Gras-Acker-Brachen - oder: Von Omas Wiese zum Queckengrünland und zurück? - Diss. GH Kassel, Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 32:1-210 + Tabellenanhang, Kassel.
- MAAS, F. M. (1959): Bronnen, bronbekken en bronbossen van Nederland; in het bijzonder die van de Veluwezoom. - Medeling. Landbowhogeschool Wag. Ned: 59 (12): 1-166, Wageningen, Niederlande.
- MACKENSEN, L. (1985): Ursprung der Wörter. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. - 446 Seiten, Wiesbaden.
- MALCUIT, G. (1929): Les associaations végétales de la vallée de la Lauterne. - Extrait de Archives de Botanique 2 (6):1-211, Caen, Frankreich.
- MAST, R. (1995): Naturnahe Vegetation an Quellstandorten im Weser-Leinebergland (Süd-Niedersachsen). - Tuexenia 15:139-159, Göttingen.
- MATUSZKIEWICZ, W. (1963): Zur systematischen Auffassung der oligotrophen Bruchwaldgesellschaften im Osten der Pommerschen Seenplatte. - Mitt. flor.-soz. Arb.-Gem. N. F. 10:149-155, Stolzenau, Weser.
- MICHEL, Fritz (1958): Forst und Jagd im alten Erzstift Trier. - Schr.-Reihe zur Trierer Landesgeschichte und Volkskunde, Bd. 4:270 Seiten, Trier.
- MICHIELS, H. G. (1986): Erhebung der potentiell natürlichen Vegetation im Bereich der Inn-Jungmoräne unter Verwendung von Unterlagen und Karten der forstlichen Standortserkundung. - unveröff. Diplomarbeit, 98 Seiten, München.
- MIRAM; W. (1961): Waldgesellschaften des Hafenlohrtales (Spessart). - Staatsexamensarbeit, 72 Seiten, Würzburg.
- MÖLTGEN, E. (1979): Geobotanische Untersuchungen im MTB 5835, Stadtsteinach. - unveröff. Diplomarbeit, 82 Seiten, Erlangen.
- MÜLLER, Th. et GÖRS, S. (1958): Zur Kenntnis einiger Auenwaldgesellschaften im württembergischen Oberland. - Beitr. naturk. Forsch. Südw.-Dtl. 17:88-165, Karlsruhe.
- MÜLLER-WILLE, W. (1936): Die Ackerfluren im Landesteil Birkenfeld und ihre Wandlungen seit dem 17. und 18. Jahrhundert. - Beitr. zur Landeskunde d. Rheinlande, Veröff. d. Geogr. Inst. d. Univ. Bonn, Zweite Reihe, Heft 5:1-129 + Anhang, Bonn.
- NOIRFALISE, A. und SOUGNEZ, N. (1961): Les forets riveraines de Belgique.- Bull. Jardon Bot. Etat 31:199-287, Buxelles, Belgien.

- NOWAK, B. (1990): Auenwälder Alno-Padion Knapp 1948. - in: NOWAK et. al. (1990): Beiträge zur Kenntnis hessischer Pflanzengesellschaften. - Botan. Vereinigung f. Naturschutz in Hessen, Beiheft 2:1-207 + Tabellenanhang, Frankfurt/Main.
- OBERDORFER, E. (1957): Süddeutsche Pflanzengesellschaften. - Pflanzensoziologie 10:1-564, Jena.
- OBERDORFER, E. 1992: Süddeutsche Pflanzengesellschaften Teil 4: Wälder und Gebüsche, Seite 53-80, Jena, Stuttgart, New York.
- OBERDORFER, E. (1994): Pflanzensoziologische Exkursionsflora. - 7. Aufl., 1050 Seiten, Stuttgart.
- PASSARGE, H. (1994): Azidophile Waldsaum-Gesellschaften (*Melampyro-Holcetea mollis*) im europäischen Raum. - *Tuexenia* 14:83-111, Göttingen.
- PASSARGE, H. und HOFFMANN, G. (1968): Pflanzengesellschaften des norddeutschen Flachlandes Teil 2. - Pflanzensoziologie 16:1-298, Jena.
- PETTO, W. (1969/70): Zur Geschichte der Eisenindustrie im Schwarzwälder Hochwald und ihrer Unternehmerfamilien von den Anfängen bis 1870. - in: Zeitschr. f. d. Geschichte d. Saargegend 17/18:112 ff., Saarbrücken.
- PÖRTNER, R. (1959): Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit. - Düsseldorf.
- POTT, R. (1985): Vegetationsgeschichtliche und pflanzensoziologische Untersuchungen zur Niedwaldwirtschaft in Westfalen. - Abh. aus dem Westfäl. Museum f. Naturkunde 47 (4):1-75, Landschaftsverb. Westfalen-Lippe, Münster.
- REICHERT, H. (1975): Die Quellmoore (Brücher) des südwestlichen Hunsrück. - Beiträge Landespfl. Rhld.-Pfalz 3:101-164, Oppenheim.
- RODI, D. (1960): Die Vegetations- und Standortgliederung der Lein (Kreis Schwäbisch Gmünd). - Veröff. Landesst. Natursch. Landschaftspfl. Bad.-Württ. 27/28:76-167, Stift. u. Tübingen.
- RÜBEL, E. (1936): Pflanzensoziologischer Aufbau. - *Nova Acta Leopoldiana*, Neue Folge 4 (19):141-156, Halle/Saale.
- SAUER, E. (1955): Die Wälder des Mittelterrassengebietes östlich von Köln. - *Decheniana* Beih. 1:1-186, Bonn.
- SCAMONI, A. (1960): Die Waldgesellschaften und Waldstandorte. - 3. Auflage, Berlin.
- SCHIER, B. (1966): Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. - 2. Aufl., 451 Seiten + Bildanhang, Göttingen.
- SCHNEIDER, Gerda (1989): Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landspflege. - Diss. GH Kassel, Notizbuch der Kasseler Schule 15:1-164, Kassel.
- SCHÖMER, E. (1985): Burg und Amt Grimborg. - 536 Seiten, Hrsg. Förderverein Burg Grimborg e. V., Hermeskell.
- SCHÖNERT, Th. (1989): Die Bruchwald-Gesellschaften der Schneifel (Westliche Hocheifel) und ihre Standortbedingungen. Teil I: Floristisch-pflanzensoziologische Untersuchungen. - *Tuexenia* 9:417-430, Göttingen.
- SCHUBERT, R. (1972): Übersicht über die Pflanzengesellschaften des südländlichen Teiles der DDR. Teil III Wälder. - *Hercynia* N.F. 9:1-34, 106-136, 197-228, Leipzig.
- SCHWABE, A. & KRATOCHWIL, A. (1987): Weidbuchen im Schwarzwald und ihre Entstehung durch Verbiß des Wälderviehs. - Beih. Veröff. Naturschutz Landschaftspflege Bad.-Württ. 49:1-120, Karlsruhe.
- SCHWERZ, J. N. v. (1831): Beiträge zur Kenntniß der Landwirthschaft in der Gebirgsgegend des Hunsrück. - in: Möglinsche Annalen der Landwirtschaft, Bd. 27.
- SCHWICKERATH, M. (1938): Wälder und Waldböden des Hohen Venns und seiner Randgebiete. - Mitt. Forstwirtsch. Forstwiss. 3:261-350, Hannover.
- SCHWICKERATH, M. (1944): Das Hohe Venn und seine Randgebiete. - Pflanzensoziologie 6:1-278, Jena.
- SCHWICKERATH, M. (1953): Hohes Venn, Zitterwald, Schneifel und Hunsrück, ein vegetations-, boden- und landschaftskundlicher Vergleich der vier westlichen Waldgebirge des Rheinlands und seines Westrandes. - Mitt. flor.-soz. Arb.-Gem. N.F. 4:77-87, Stolzenau/Weser.
- SCHWICKERATH, M. (1975): Hohes Venn, Zitterwald, Schneifel und Hunsrück. Ein florengeographischer, vegetationskundlicher, bodenkundlicher und kartographischer Vergleich. - Beiträge Landespfl. Rhld.-Pfalz 3:9-99, Oppenheim.
- SEEBALD, O. (1974): Erläuterungen zur vegetationskundlichen Karte 1:25.000, Blatt 6923 Sulzbach/Murr (Murrhardter Wald). - 100 Seiten, Stuttgart.
- SEIBERT, P. (1954): Die Wald- und Forstgesellschaften im Graf Götzischen Forstbezirk Schlitz. - Angew. Pflanzensoz. 9:1-63, Stolzenau/Weser.
- SEIBERT, P. (1966): Der Einfluß der Niederwaldwirtschaft auf die Vegetation. - in: TÜXEN, R. (Hrsg.) Anthropogene Vegetation. - Ber. Int. Symp. Vereinig. Veget.kde. 1961, Stolzenau/Weser, Seite 336-346, Den Haag, Niederlande.
- SEIBERT, P. (1992): Klasse: Vaccinio-Piceetea Br.-Bl. in Br.-Bl. et al. 29. - in: OBERDORFER 1992:

- Süddeutsche Pflanzengesellschaften Teil 4; Wälder und Gebüsche, Seite 53-80, Jena, Stuttgart und New York.
- SIMONIS, W. Chr. (1991): Heilpflanzen und Mysterienpflanzen. - 906 Seiten, Darmstadt.
- STEBLER, F.G. (1898): Die besten Streuepflanzen. - 4. Teil des schweizerischen Wiesenpflanzenwerkes, 148 Seiten, Bern, Schweiz.
- STERNE, C & ENDERES, A. (1952): unsere Pflanzenwelt. - 588 S., Berlin.
- THEISEN, S. (1982): Geheimnisvolle Tatenplatten. Eisenkunstguß im städtischen Museum Simeonstift Trier. - 119 S. + Fotoanhang, Museumsdidaktische Führungstexte Bd. 6, Hrsg. D. AHRENS, Spee-Vlg. Trier.
- THIENEMANN, A. (1956): Leben und Umwelt. - Reprint durch AG Freiraum u. Vegetation 1989, 153 Seiten, Kassel.
- TRANCHOT & von MÜFFLING (1803-1820): Kartenaufnahme der Rheinlande. - Reprint 1975, Landesvermessungsamt Rhld.-Pfalz.
- TRIER, J. (1963): Venus. Etymologien um das Futterlaub. - Münstersche Forschungen Nr. 15:1-207, Köln.
- TÜXEN, R. (1937): Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands. - Mitt. flor.-soz. Arb.-Gem. Niedersachsen 3:1-170, Hannover.
- TÜXEN, R. (Hrsg.): Anthropogene Vegetation. - Ber. Int. Symp. Vereinig. Vegetationskunde 1961, Stolzenau/Weser, Seite 336-346, Den Haag, Niederlande.
- TÜXEN, R. (1962): Gesetze für das Zusammenleben der Pflanzen. - Natur und Landschaft 34 (3), Bonn.
- TÜXEN, R. (1970): Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. - Meded. bot. Tuinen en het Belmonte Arboret. Landbowhogeschool Wageningen 12:141-159, Wageningen, Niederlande.
- TÜXEN, R. (1974): Das Lahrer Moor. Pflanzensoziologische Beschreibung eines emsländischen Naturschutzgebietes. - Mitt. flor.-soz. Arb.-Gem. N.F. 17:39-68, Todenmann bei Göttingen.
- TÜXEN, R. (1979): Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands. - 2. Aufl., Lieferung 2, 212 Seiten, Vaduz, Liechtenstein.
- VOGT, Chr. und RUTHSATZ, B. (1990): Pflanzensoziologische Untersuchungen der Erlen-Bruchwälder in den Naturschutzgebieten „Riedbruch“ und „Thranenbruch“ (Hunsrück) als Grundlage für ein Schutz- und Entwicklungskonzept. - Pollichia 77:223-234, Bad Dürkheim.
- WAGNER, Chr. (1994): Zur Ökologie der Moorbirke *Betula pubescens* EHRH. in Hochmooren Schleswig-Holsteins unter besonderer Berücksichtigung von Regenerationsprozessen in Torfstichen. - Mitt. d. AG Geobotanik, Heft 47: 184 Seiten + Anhang, Kiel.
- WEBER, H. E. (1977): Beiträge zur Systematik der Brombeergebüsche auf potentiell natürlichen Quercion roburi-petraeae-Standorten in Nordwestdeutschland. - Mitt. flor. soz. Arbeitsgem. N.F. 19/20:343-351, Todenmann bei Göttingen.
- WEBER, H. E. (1990): Übersicht über die Brombeergebüsche der Pteridio-Rubetalia (Franguletea) und Prunetalia (Rhamno-Prunetea) in Westdeutschland mit grundsätzlichen Bemerkungen zur Bedeutung der Vegetationsstruktur. - Ber. d. Reinh. Tüxen-Ges. Bd. 2:91-119, Hannover.
- WEBER, H. E. (1991): Revision des Rubus-Herbariums von Eugen Müller (1880-1955) mit einer Übersicht über die bislang in der Pfalz nachgewiesenen Brombeerarten. - Mitt. Pollichia 78:133-145, Bad Dürkheim.
- WEY, H. (1988): Die Vegetation von Quellgebieten im Raum Trier und ihre Beeinflussung durch land- und forstwirtschaftliche Bodennutzung der Einzugsgebiete. - Diss. Bot. 125:1-170, Berlin, Stuttgart.
- WILMANNS, O. (1978/1993): Ökologische Pflanzensoziologie. - 1./5. Aufl., 379 S./479 S., Heidelberg.
- WIRTGEN, P. (1867): Aus dem Hochwald. - Kreuznach.
- WITTIG, R. (1980): Die geschützten Moore und oligotrophen Gewässer der Westfälischen Bucht. - Schr. Reihe LÖLF 5:1-228, Recklinghausen.
- ZIMMERMANN, R. (1982): Waldgesellschaften auf der Forchheimer Langen Meile. - unveröff. Diplomarbeit, 113 Seiten, Erlangen.
- ZSCHOCKE, R. (1969): Siedlungsgeographische Untersuchungen der Gehöferschaften. - Kölner Geographische Abhandlungen Nr. 22, Köln.

Adresse des Verfassers: E.-J. Klauck, Nelkenstraße 22, D-66119 Saarbrücken

## Seminare der „AG Freiraum und Vegetation“

„Wir möchten sie ja auf unterhaltsame Weise dazu führen, Intelligenz und Beobachtungsgabe zu schulen. Deshalb beginnen wir zuerst damit, sie sehen zu lehren! Dieses Sehen-Können ist in unseren Erziehungsmethoden in Vergessenheit geraten. Die Anschauung ist das Wichtigste.“

(J.J.Rousseau 19(79): 53)

Sehen lernen. Einen unbekannten Ort sehend zu verstehen, d.h. die mitgebrachte Erfahrung aller Teilnehmerinnen an einem konkreten Ort und Gegenstand zu prüfen, zu erweitern, zu korrigieren und zu präzisieren, kann als Motto der Seminare der AG Freiraum und Vegetation gelten. Sie sind wesentlicher Bestandteil der Arbeit der AG. Hier wird lernend geforscht und beim Lehren gelernt. Und Spaß gibts ohnehin. Neben den vegetationskundig- landschaftsplanerischen Kompaktseminaren im Frühjahr und den freiraumplanerischen Seminaren im Herbst werden seit 1992 bodenkundliche Seminare und Exkursionen zu Betrieben (Steinbruch, Baumschulen etc.) organisiert. Der Erfolg der Arbeit ist auch in Seminar-Aufbereitungen als „Reader“ nachzuvollziehen und festzuhalten um darauf aufzubauen und zurückkommen zu können.

### Kompaktseminare

Die vegetationskundlichen Kompaktseminare, die im Frühsommer vor der Heuernte stattfinden, gehen auf Seminare Reinhold Tüxens mit der floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft zurück. Mittels der Vegetation wird ein Stück Landschaft gesehen, beschrieben, verglichen und verstanden. Die Seminare fanden zuerst als Teilgruppe von größeren Seminaren des FB Stadt- und Landschaftsplanung der GhK statt. Nachdem die Kompaktseminare ausschließlich von der AG Freiraum und Vegetation organisiert wurden und der landespflegerische Ballast nicht mehr das Arbeiten behinderte, konnte mit zunehmender Erfahrung das Lehren und Lernen ertragreicher werden und von Seminar zu Seminar weitergegeben werden. Erstmals wurden 1988 in Friesland Kleingruppen mit (meist studentischen) KleingruppenbetreuerInnen (KGB) organisiert. In Miltenberg 1991 wurde die Struktur einer Hintergrundgruppe (Megas) geschaffen. So konnten die, in der vegetationskundigen und/oder landschaftsplanerischen Debatte, Versierten ihr Wissen über die KleingruppenbetreuerInnen in die Arbeitsgruppen hineinragen und andererseits ‘fortgeschrittenere’ Diskussionen führen.

In Bockholmwick wurden durch die Einführung einer weiteren Ebene -des B-Horizonts- weitere Teilnehmer von der Kleingruppenbetreuung gelöst. Sie konnten sich in und mit dem ‘Hintergrund’ speziellen -eigenen- Fragen widmen und die Arbeit der KGBs vorbereiten. Die KGBs -oft mehrfache Teilnehmer- hatten selber Gelegenheit, ihr Wissen in der Rolle des/r Lehrenden zu prüfen.

Die Arbeitsweise - das Handwerk - wurde von K.H. Hülbusch bereits 1976 im sog. Riede-Reader gültig für alle folgenden Seminare beschrieben. Die pflanzensoziologische Arbeitsweise bildet die Grundlage des vegetationskundigen Beschreibens und Verstehens der Landschaft, nicht nur in den Kompaktseminaren.

Der Lernerfolg aller an den Kompaktseminaren Beteiligter ist in den Seminarankündigungen und -berichten nachzulesen.

Zunächst, als die vegetationskundlichen Seminare noch Teil der vom FB-Stadt- und Landschaftsplanung organisierten Kompaktseminare waren, wurden sie nur sporadisch von den Teilnehmerinnen nachbereitet. Oft entstanden Berichte über ‘Fächer’: Klima, Boden, Wasser, Mensch, Tier, Pflanze, wie in einem klassischen Land-

schaftsplan ohne Bezug zueinander. Selten oder nie bauten diese Seminare auf vorausgegangene Veranstaltungen auf.

Erst nachdem das Seminar vom Fachbereich gelöst wurde und von der AG Freiraum und Vegetation durchgeführt wurde, begann mit den Seminaren ab 1986 eine intensive Nachbereitung und Dokumentation. Nicht zuletzt weil ein gut Teil der Teilnehmer und Betreuer auch durch regelmäßige Teilnahme die personelle Kontinuität des Lernens und Lehrens herstellte, konnten die folgenden Seminarberichte auf die vorangegangenen Seminare aufbauen.

Die Titel und damit die folgenden Texte wurden von "Sehen lernen und Fragen stellen" (1986 Purbach) über "Ein Stück Landschaft sehen und verstehen" (Fresendelf 1988) zu "Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen und verstehen" (Hautbellain, Luxenburg) präzisiert. Die Philosophie und Arbeitsweise in den Kompaktseminaren zum Verstehen-Lernen einer „Landschaft“ wurde 1995 von K.H. Hülbusch zusammengefaßt.

### **PlanerInnensemina**

Die PlanerInnensemina weisen mehr noch als die Kompaktseminare über die Hochschule hinaus. Der ältere Begriff „Praxisseminare“ weist darauf hin, daß die Adresse an Kollegen und Kolleginnen in der sog. Praxis gerichtet ist. Die Ambition ist hier, über die Studienzeit hinaus Gelegenheit zum Debattieren, Nachdenken und kritischer Reflexion der eigenen Arbeit zu geben - zum Weiterlernen also.

Die gleiche Absicht verfolgen auch die „**Stammtische der AG**“, diese seit 1985 einen monatlichen Austausch von Erfahrungen bieten. Die Teilnehmerzahl von 40 - 60 , mit reichlicher Beteiligung von StudentInnen macht deutlich, daß hier quasi ein Lehrangebot des Vereins für StudentInnen entstanden ist.

Die Stammtische sind ein lokales Angebot, der von den Wohnsitzen der Vereinsmitgliedern geprägt ist. Neben Kassel ist da vor allem Bremen zu nennen und sporadischer auch Saarbrücken. In Neu-Brandenburg und Schwerin bestehen noch anfängliche informelle Treffs.

Zu den PlanerInnensemina hier noch eine Anmerkung zur Geschichte: Die Kooperation der 1 x im Jahr stattfindenden Seminare mit Kollegen aus Hochschulen, Büros und Verwaltung umfaß auch die Organisation, Betreuung und Durchführung. Die Aufstellung der bisherigen Veranstaltungen zeigt, daß nach den ersten Seminaren in Kassel (mit dem Gartenamt) und in Worpswede eine größere Lücke klafft. Beim Seminar in Worpswede entstand der Gedanke, die Veranstaltung auch gelegentlich als Colloquium mit Berichten aller Teilnehmer aus der Praxis situation durchzuführen. Im Unterschied zu den Planerseminaren, die immer auch den Ort als Gegenstand der Untersuchung und der Fragen haben, ist das Colloquium zunächst ohne Bezug zum „Tagungs-Ort“. Nach 2 Veranstaltungen in Eldagsen, die jeweils 2-3 Tage dauerten, war insbesondere für die Kasseler Teilnehmer die Seminarerwartung einer produktiven Arbeits- und Lernsituation enttäuschend. Die Organisation dieser und weiterer Colloquien durch Büros verfolgte offenbar andere und eigene Wege und Interessen eines berufspolitisch und an formalisierten Instrumenten orientierten Austauschs, die relativ unabhängig von planerisch handwerklichen Fragen geführt wurde. Die Colloquien wurden zunehmend von Kasseler Seite gemieden. Der Effekt war, daß eine gute Zeitlang damit der Gedanke der PlanerInnensemina zerrüttet war. Es bedurfte eines neuen Anlaufs nach bewährtem Manier. Seit Saarbrücken und Bremen ist die Kontinuität der Seminare mit reichen Erträgen wieder hergestellt.

*Helmut Böse-Vetter, Bernd Sauerwein*

Kompaktseminare  
der AG Freiraum und Vegetation und 'Vorläufer' 1976 - 1985

**24.5. - 4.6. 1976**, Riede (Emstal, Nordhessen) -Gruppe Vegetationskunde- (K.H.Hübusch)

Seminarreader: Hübusch, K.H. Vegetationssystematik als vorgeleistete Arbeit. (Riede-Reader) 14 Seiten Mskr. Kassel.

Publikation: Hübusch, Karl Heinrich, Knittel, Jürgen et al. 1982: Pflanzengesellschaften der Gemarkung Riede (Emstal, Nordhessen) unter besonderer Berücksichtigung des Grünlandes und der Trockenrasen. Philippia 5(1): 49 - 72. Kassel.

**29.5. - 10.6. 1978**, Meißen - Gruppe Vegetationskunde- (K.H.Hübusch)

**Mai /Juni 1979**, Aix en Provence -Gruppe Vegetationskunde- (K.H.Hübusch)

**Mai/ Juni 1980**, Frielendorf - Gruppe Vegetationskunde- (Knittel/Schramm)

**24.5.- 07.6. 1981**, Worpswede

4 Arbeitsgruppen.: 1.Garten,Haus,Hof; 2. Weyer-Berg; 3. Schule; 4. Goldenes Dreieck (K.H.Hübusch, H.Kreikenbaum, A.Uphoff, H.Böse, H.Schröder).

-ca 35 Teilnehmer

Publikation u.a.: Notizbuch der Kasseler Schule Heft 25: Worpswede und umzu. (Red.: H.Böse-Vetter u. I.M.Hübusch) Kassel 1991

**Mai/Juni 1982** , Battenberg (Frankenberg/Eder)

-'Filipendulion statt Plutonium'- (Gruppe Vegetationskunde /K.H.Hübusch)

Gemeinsam mit dem AST GhK und Arbeitsgruppen aus vielen Studiengängen (Kunst, Pädagogik-Biologie, Arbeitslehre-Politik, Sozialwesen etc.) insgesamt etwa 130-150 TeilnehmerInnen.

**4.6.83-16.6.1983**, Teutoburger Wald -Gruppe Vegetationskunde- (K.H. Hübusch) „Ein Stück Landschaft im Teutoburger Wald“.

**28.5. - 12.6. 1984**, Nentershausen (Gruppe Vegetationskunde K.H.Hübusch)

**Mai/Juni 1985**, Bourdeaux - Gruppe Vegetationskunde (K.H.Hübusch)

45 Teilnehmer

Publikation: Sauerwein, B.: Vegetationskundige Beobachtungen in Bourdeaux. in diesem Notizbuch.

---

## 1986

**26.5. - 6.6. 86**, Wien und Purbach (Neusiedlersee, Österreich)

ca.90 Teilnehmerinnen der Gh Kassel und der Boku Wien

Seminarbericht: Möller, Rainer, Schöffel, Reiner et al.: Pfanzensoziologische Arbeit im pannonicischen Raum oder Wie begrabe ich einen Hund?. Mskr. 30 Seiten + Tabellenanhang. Kassel.

---

## 1987

**22.5. - 5.6. 87**, Oberrauchenödt/Mühlviertel (Österreich)

ca. 70 Teilnehmerinnen aus Wien und Kassel

Publikation: Machatschek, Michael u. Moes, Georges (Hrg.) 1988: Ein Stück Landschaft - sehen - beschreiben - verstehen - am Beispiel von Oberrauchenödt im Mühlviertel. Cooperative Landschaft Heft 1. 130 Seiten + Tabellenanhang. Wien.

## **1988**

**Mai/Juni 88, Fresendelf an der Treene**

ca. 60 Teilnehmerinnen der Gh Kassel und der Boku Wien

Seminarbericht: AutorInnenkollektiv: Ein Stück Landschaft sehen und verstehen z.B. Fresendelf an der Treene. Mskr. 78 Seiten + Tabellenanhang. Kassel.

## **1989**

**27.5. - 10.6. 88, Feld am See (Kärnten, Österreich)**

85 Teilnehmerinnen der Gh Kassel und der Boku Wien

Seminarbericht: Baumgartner, Maria, Blechl, Heinz et al.: Ein Stück Landschaft sehen und verstehen z.B. Feld am See/Österreich. 116 Seiten, Mskr. Kassel.

## **1990**

**3.6. - 15.6.90, Nunkirchen (Saarland)**

ca. 60 Teilnehmerinnen der GhKassel, Boku Wien, Saarbrücken

Seminarbericht: Apel,A., Bärenweiler,R. et al.: Ein Stück Landschaft, sehen und verstehen - Nunkirchen Saarland. 90 Seiten, Mskr. Kassel.

## **1991**

**26.5. - 8.6. 91, Miltenberg am Main und Bürgstadt**

82 TeilnehmerInnen aus Bremen, Dortmund, Kassel, Luxemburg, Osnabrück, Saarbrücken, und Wien

Seminarbericht: Auerswald, Birgit, Bärenweiler, Rainer et al.: Ein Stück Landschaft z.B.

Miltenberg/Main sehen, verstehen, beschreiben ... 255 Seiten Mskr. Kassel.

Publikation: Auerswald, Birgit, Bärenweiler, Rainer et al.: Bilder und Berichte - Lernen und Lehren. Ein Stück Landschaft - sehen, verstehen, abbilden, beschreiben - zum Beispiel Miltenberg/Main. Notizb. d. Ks. Sch. 20. 128 Seiten. Kassel.

## **1992**

**Juni 92, Limberg in der Steiermark (Österreich)**

120 TeilnehmerInnen aus Berlin, Bremen, Hannover, Kassel, Osnabrück, Saarbrücken und Wien

(Da K.H. Hülbusch erkrankt war wurde das Seminar von H. Lührs geleitet.)

Seminarbericht: Anderle, Harald, Appel, Andrea et al.: Ein Stück Landschaft sehen, verstehen, beschreiben zum Beispiel Limberg in der Steiermark. 185 Seiten + Anhang. Mskr. Kassel.



Kompaktseminar Fresendelf 1988, Foto: Wilfried Ring

### **1993**

27.5. - 9.6.93, Hautbellain (Luxemburg)

80 TeilnehmerInnen aus Berlin, Bremen, Hannover, Luxemburg, Osnabrück, Saarbrücken, Kassel und Wien

Seminarbericht: Auerswald, Birgit, Barth, Thorsten et al.: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen diesmal Hautbellain in Luxemburg. Msgr. 164 Seiten Kassel

### **1994**

26.5. - 8.6. 94, Fouchy/Vogesen (Frankreich)

80 TeilnehmerInnen aus Bremen, Luxemburg, Osnabrück, Saarbrücken, Kassel, Wien

Seminarbericht: Auerswald, Birgit, Arbesmann, Andreas et al.: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen zum Beispiel Fouchy/Vogesen. 221 Seiten + Tabellananhang. Msgr. Kassel.

### **1995**

24.5. - 7.6. 95, Bockholmwik / Angeln

52 TeilnehmerInnen aus Bremen, Neubrandenburg, Saarbrücken, Schwerin, Kassel, Lübeck, Nürnberg, Wien.

Seminarbericht: Auerswald,B., Beckmann,H. et al: Ein Stück Landschaft -sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen... diesmal Bockholmwik in Angeln. 284 Seiten + Teb.anhang. Msgr. Kassel.

### **1996**

23.5.- 6.6.96, Münchhausen / Burgwald Hessen

ca. 70 TeilnehmerInnen aus Bremen, Neubrandenburg, Kassel, Wien etc.



„Tatsächlich, 100 % Linoleum...“ Die Kollegen Hülbusch, Klauck und Lührs beim Kompaktseminar Nunkirchen 1990. Foto: Käthe Protze

## **Praxis- und PlanerInnen Seminare**

- 1. -1979- 31.8. - 6.9. in Kassel (HbK)**  
"Sehen lernen - fragen lernen". Vegetationskunde in der Landschaftsplanung. 13 Teilnehmer aus Planungs-Büros
- 2. -1981- 16.- 23. 5. in Worpsswede**  
"Vegetationskunde in der Landschaftsplanung im Agrarraum." Anwendung vegetationskundlicher Arbeitsergebnisse und Theorien. Waakhausen und Hammeniederung. 20 Teilnehmer aus Planungs-Büros, Behörden, Hochschulen
- 3. -1984- 16. - 22.9. in Kassel**  
'Einsatz und Anwendung der spontanen Vegetation der Stadt in der Freiraumplanung und Pflege'. In Zusammenarbeit mit dem Gartenamt der Stadt Kassel - H.J. Taurit.  
(23 Teilnehmer)  
Seminarreader: Lührs,H., 1984: Die spontane Vegetation der Stadt, 199 S., Msgr. Kassel.  
Seminarbericht: Lührs,H., 1986: Einsatz und Verwendung der spontanen Vegetation in der Freiraumplanung. -Ein Seminarbericht. in: Notizbuch 2 der Kasseler Schule "Krautern mit Unkraut": 130-148. Kassel
- 4. -1987- 20. - 25. 9. in Saarbrücken**  
"Stadt - Pflege" . in Zusammenarbeit mit den Pflegebezirksmeistern des Stadtgartenamtes Saarbrücken  
50 Teilnehmer aus dem Stadtgartenamt Saarbr., HzA Saarbrücken, Hochschulen, freien Büros, Verwaltungen.  
Seminarreader: H. Lührs, B. Rackelmann, Die Vegetation der Stadt
- 5. -1989- 1. - 7. 10. in Bremen**  
"Grenzen und Übergänge"  
in Zusammenarbeit mit den Planungsbüros: "Collage-Nord"-Bremen, Kreikenbaum + Heinemann,Bremen, Müller+Zimmer,Bremen.  
50 Teilnehmer aus Büros, Behörden, Hochschulen, Studenten  
Seminarreader: "Grenzen und Übergänge" Msgr. Kassel, Bremen.  
Seminarbericht: Harenburg,B., Hopf, L., Mönkemöller,S., Rühling,S., Schultz,A., Wannags,I.: Grenzen und Übergänge, 85 Seiten , Kassel 1989/90
- 6. -1990- 30.9. - 6.10. in Osnabrück**  
"Gärtnergrün und Bodenrente"  
in Zusammenarbeit mit Prof.G.Hard und Studenten der Universität Osnabrück  
ca. 50 Teilnehmer aus Büros, Verwaltungen, Hochschulen, Studenten  
Seminarbericht: Bekeszu,K., Braun,U., et al.: Gesucht:Gärtnergrün und Bodenrente. Fahndungsprotokoll vom PlanerInnenseminar in Osnabrück. 122 Seiten. Kassel. 1990
- 7. -1991- 29.9. - 5.10. in Wien (Österreich)**  
"Vom Haus zur Mietskaserne"  
In Zusammenarbeit mit "COOP-Landschaft"- Wien  
ca. 90 Teilnehmer aus Deutschland, Österreich, Luxemburg  
Seminarbericht: Auerswald, B., Cordts, H.-J. et al.: : Wien - Vom Haus zur Mietskaserne - Über die Reduktion vom Wohnen. vervielf. Msgr. 144 Seiten. Kassel. 1991.
- 8. -1992- 27.9. - 3.10. in Miltenberg am Main**  
"Stadtränder - am Beispiel der Handelsstadt Miltenberg und der Ackerbürgerstadt Bürgstadt"

*ca. 70 Teilnehmer aus Österreich, Deutschland, Luxemburg*

Seminarbericht: Bogner, E., Boss, H. et al. : Stadtränder am Beispiel der Handelsstadt Miltenberg und der Ackerbürgerstadt Bürgstadt. vervielf.Mskr. 116 Seiten Kassel. 1992

**9. - 1993- 24.9. - 29.9. in Weimar (Thüringen)**  
"Ton, Steine, Erden ..."

*ca. 70 Teilnehmer aus Österreich und Deutschland...*

Seminarbericht: Braun, U., Burg, B. et al. : Wie aus Ton, Steine, Erden, ... Decken und Belege werden. vervielf.Mskr. 89 Seiten + Anhang. Kassel. 1993

**10 -1994- 2.10. - 7.10. in Reichelsheim / Unter-Ostern (Odenwald)**  
"Die PlanerInnen und ihre Arbeitssituation. - Balint-Seminar"  
*ca. 20 Teilnehmer aus Büros, Verwaltung, Hochschule*  
Seminarbericht: Auerswald,B., Kuhle,D., Lechenmayr,H.

**11. -1995- 11.9. - 16.9. in Miltenberg am Main**  
"Der Stil der Ökonomie". Der wirtschaftsgeschichtliche Wandel städtischer Lagewerte: Die Arbeit, der koloniale Handel und das symbolische Kapital.  
*54 Teilnehmer aus Büros, Verwaltungen Hochschule aus Österreich, Schweiz, Deutschland, Luxemburg*  
Seminarbericht: „Der Stil der Ökonomie“ 127 S., Kassel/Wien 1995

**Colloquien:**

- a. -1981- 20. - 22. 11. in Eldagsen  
Colloquium zur Landschaftsplanung ; Arbeitsberichte und Erfahrungen.  
AG Freiraum und Vegetation in Zusammenarbeit mit GfP-Gruppe Freiraumplanung-  
Hannover. 27 Teilnehmer.
- b. -1982- 25. - 28. 3. in Eldagsen  
Colloquium zur Freiraumplanung; Arbeitsergebnisse und Erfahrungen.  
AG Freiraum und Vegetation in Zusammenarbeit mit GfL-Gruppe Freiraumplanung -  
Hannover. 25 Teilnehmer.
- c. -1982- 3. 9. - 5.9. in Kamp-Lintfort  
Colloquium 'Führungen und Irrwege'.  
Organisation: Planergruppe Oberhausen. 25 Teilnehmer
- d. -1983- 10.11. - 13.11. in Glörsee (Sauerland)  
-UVP- Organisation: Büro Neumann/Sparla -Köln. 20 Teilnehmer
- e. -1984- Drochtersen, Stade  
Organisation EGL- Hamburg
- f. - 1985- 6.6.-9.6. Eldagsen.  
Inventarisierungen: Tiere, Boden, Gewässer, Schadstoffe und dergl.  
Organisation: Büro AALAND

**Bodenkundliche Seminare**

1993 . in Wildeshausen.

**1. Bodenkundeseminar.** Erkundungen zur Geologie und Landschaftsgeschichte Nordwestdeutschlands. Herstellen von Lackprofilen.

1994 in Vehrte

**2. Bodenkundeseminar.** Erkundungen zur Geologie und Landschaftsgeschichte Nordwestdeutschlands. Herstellen von Lackprofilen.

**Seminar »Planungsverwertbarkeit  
vegetationskundlicher Arbeits-  
ergebnisse und Theorien«**

**2. Praxis-Seminar zum Thema »Vege-  
tationskunde in der Landschaftspla-  
nung im Agrarraum«**

**Vorbereitet und betreut von:** Prof. K. H. Hülbusch und Dipl.-Ing. J. Knittel, Fachbereich Stadtplanung/Land- schaftsplanung der Gesamthochschule Kassel

**Termin:** 16. bis 23. Mai 1981

**Veranstaltungsort:** Worpsswede

**Programm**

**17. Mai**

**17.00 Uhr:** Einführung – Moor, Marsch und Geest/Landschaft und Landschaftsgeschichte

**20.00 Uhr:** Gemeinsames Essen im Bahnhof

**18. Mai**

**9.00 Uhr:** Exkursion Zevener Geest, Teufelsmoor, Hammeniederung, Osterholzer Geest

**19. Mai**

**9.00 Uhr:** Grundannahme, informative Theorien und Ergebnisse der Vegetationskunde

**14.00 Uhr:** Gliederung, Vorbereitung sowie Ursachen, Interpretation der Vegetation

**20. Mai**

**9.00 Uhr:** Vegetationsaufnahmen und Kartierung typischer »Landschaftsstücke« (Kleingruppenarbeit)

**14.00 Uhr:** Auswertung und Bearbeitung der Ergebnisse (Kleingruppen)

**21. Mai**

**9.00 Uhr:** Vorstellung und Diskussion der Erfahrungen und Arbeitsergebnisse

**14.00 Uhr:** Fortsetzung der Gelände- arbeit – Vegetationsaufnahmen, Vegetationskartierung (Kleingruppen)

**22. Mai**

**9.00 Uhr:** Geländearbeit und Aus- wertung/Aufbereitung (Kleingruppen)

**23. Mai**

**9.00 Uhr:** Vorlage und Diskussion der Arbeitsergebnisse und der Arbeitserfahrungen. Die Vegetation als Instrument der Analyse und Qualifi- zierung (Bewertung, Interpretation) der »Landschaft«.

**13.00 Uhr:** Abschluß bei der »Rhein- länderin« oder woanders

**Kosten für Seminar und Literatur:** ca. 170 DM

**Übernachtung:** ca. 30 DM/Tag

**Anmeldung:** Bis spätestens 20. April



**Kompaktseminar Worpsswede 1981: K. H. Hülbusch, Eugen Berg, Alwin Uphoff. (v. l. n. r.) Foto: Helmut Böse**



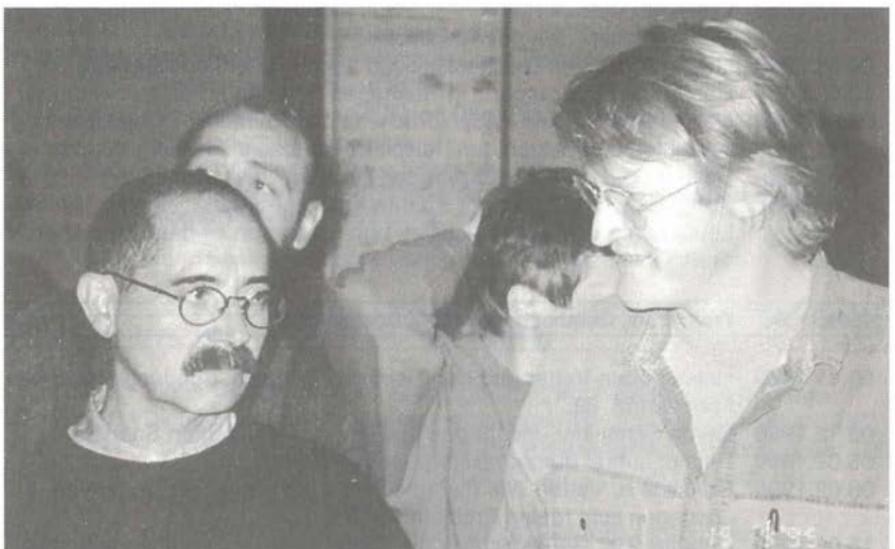
**PlanerInnenSeminar Worpsswede 1981,  
Arbeitsraum im Bahnhof Worpsswede (H. Vogeler)  
Foto: H. Böse**



**Kompaktseminar Miltenberg 1995: Jürgen Knittel, Mario Haag, Erwin Slesak, Stefan Novak, (v. l. n. r.) vorne: K.H. Hülbusch. Foto: H. Böse-Vetter**



Colloquium Eldagsen 1982: Helmut Böse, Bernd Schürmeyer, Christine Anna Vetter, Anke Schekahn, Pit Sparla, Ulrike Beuter. (v.l.n.r.) vorne: Georg Heinemann. Foto: Jürgen Knittel



Kompaktskseminar Miltenberg 1995: Heidbert Bäuerle, Andreas Wegmann, Jürgen Knittel, Bernd Sauerwein. (v.l.n.r.) Foto: H. Böse-Vetter

## 'Stammtische' der AG Freiraum und Vegetation in Kassel und...

### 1987 / 88 Treff Evangelische Studentengemeinde Goethestr. 20.00Uhr

- 07.09.1987 Jürgen Knittel : Stadtpflege/Stadtrenigung  
05.10.1987 Norbert Scholz: Bäume pflanzen und erpflegen  
01.11.1987 Karl Heinrich Hülbusch:  
Das Eiszeitsyndrom und die Vegetationskunde  
01.12.1987 Hans Boss und Gerda Schneider: Die faschistische Profession  
05.01.1988 Theresia Lucks und Heidbert Bäuerle: Renaturierung durch  
Ausgleich? Landschaftspflegerische Begleitplanung Bremen Nord  
12.01.1988 GHK 19.00 Uhr Gastvortrag : Der andere Naturgarten. von Andreas  
Winkler, Wüngi / Schweiz  
02.02.1988 Restaurieren: Analogien zum Rückbau, zur Renaturierung, zur  
Rekonstruktion  
Günther Gimbel : Schulhof Heinrich-Schütz-Schule  
Christine A.Vetter: Wältersbach Dilschhausen  
Nachschlag von Norbert Scholz: Renaturierung Döllbachaue  
Mai 1988 Wolfgang Schramm: Landschaft planen ?  
Juni 1988 Hella Wimmel, Hausgarten + Kindergarten in Lohfelden  
08.07.1988 Ulrike Haas-Kirchner: Freiraumplanung Freie Schule Waldau

### 1988 / 89 Treff: (ESG), Goethestr.,

- 04.11.1988 Bernd Sauerwein: Arbeiten zur Stadtvegetation  
02.12.1988 Christine A.Vetter : Bericht und Kommentar zur HLPV-Tagung in  
Gießen/Lollar. Eingriff/Ausgleich  
06.01.1989 Gerda Schneider: Die ideologische Funktion der Landespflage  
10.02.1989 Hans Boss: Spaziergang in Guxhagen-Breitenau. Freiraumplanung.  
03.03.1989 Helmut Böse-Vetter: Widersprüche in der Freiraum- + Objektplanung  
Absichten und Folgen, am Beispiel Zeilenbau in Marburg-Waldtal  
16.06.1989 Helmut Böse-Vetter: Spaziergang Planung „Geysosiedlung“  
21.06.1989 Karl Heinrich Hülbusch : 15 Jahre Kasseler-Schule. Motto: Manche  
Leute hören das Gras wachsen und vergessen es dann zu mähen.  
Treff: GhK Sem VI.

### 1989 / 90 Treff: ESG, Goethestr., ab 1990 'Dörnberg-Eck'

- 03.11.1989 Helmut Böse-Vetter und Karl Heinrich Hülbusch: Bundesgartenschau  
Frankfurt/M. 89  
08.12.1989 Gerda Schneider und Jürgen Michel : LGS-Gutachten Saarland  
05.01.1990 Helmut Lührs: Bürgermeisterpark Saarbrücken  
08.02.1990 Christine A. Vetter: Wie Planung Probleme suggeriert und deren  
Lösungen zum realen Problem werden.  
16.02.1990 Debatte über Gerda Schneiders Dissertation in 'Ferdinands Kneipe',  
06.04.1990 Joseph Bergmann: Gastvortrag: Die metallzeitliche Revolution  
22.06.1990 Urtha Steinhäuser: 1 Jahr Büro in Bremen

## **1990 / 91 Treff: 'Dörnberg -Eck', Dörnbergstraße**

- 02.11.1990 Inge Meta Hülbusch: Vorplanungen in der Dorferneuerung .  
Treff GhK.SemVI  
07.12.1990 Bernd Schürmeyer: UVP - Am Beispiel Gutachten Standort einer Kompostierungsanlage im Werra -Meißner- Kreis  
11.01.1991 Bernhard Ledermann . Dietrich Busch: Flensburg Landschaftsplan 1. Teil  
01.02.1991 Joseph Bergmann, Gastvortrag: Zur Struktur und Geschichte einer vorgeschichtlichen Gemeinschaft im Spiegel ihres Gräberfeldes.  
17.05.1991 Hans Boss und Ralph Hennen. Spaziergang Guxhagen-Breitenau vor Ort. danach Dörnberg-Eck.  
19.06.1991 Joseph Bergmann: Gastvortrag: Subsistenz und metallzeitliche Revolution. Ort: GhK, Sem VI

## **1991 / 92 Treff: 'Dörnberg-Eck', Dörnbergstr.**

- 01.11.1991 Christine A. Vetter: Auftragsverhandlungen.Z.B.Marburg Freiraumrahmenplan  
06.12.1991 Karl Heinrich Hülbusch:Das Büro und die verheimlichten Abmachungen  
10.01.1992 Andrea Apel: Reisen..... Zu Reisen und zu den Pünktchen  
07.02.1992 Helmut Lührs: Das Verständnis ist der Plan  
17.02.1992 Gastvortrag L. Kuchenbuch: Vom Unrat zum Dünger  
17.06.1992 Gastvortrag: Veronika Bennhold-Thomsen: Frauen und Subsistenz

## **1992 / 93 Treff GhK, Holländischer Platz Sem.VI**

- 06.11.1992 Heinrich Ludwig Ilex: Uni-Gutachten Bremen - 20 Jahre später.  
Der Bremer Widerspruch.  
04.12.1992 George Moes: Stadtvegetation Wiens  
08.01.1993 Dietrich Busch, Jutta Diekmann, Bernhard Ledermann.  
Landschaftsplan Flensburg Teil 2  
05.02.1993 Hans Boss: Aus dem Nähkästchen eines planenden  
Landschaftsbauunternehmens  
05.03.1993 Henrike Mölleken und Bernd Burg: Sammeln und Decken säen.  
Gärtnerisches Handwerk  
16.07.1993 Die Schrift des Bodens; oder: wie alt ist der Podsol?  
Aus- und Vorstellung von geologischen + bodenkundlichen Lackprofilen vom  
Bodenkundeseminar in Düngstrup, Pestrup, Holzhausen (Wildeshauser Geest) vom  
18. - 23.04.1993. Programm: G. Moes, J. Knittel, KH.Hülbusch, Chr. Theiling  
17.07.1993 Hans Boss: Betriebsbesichtigung Steinbruch und Betrieb Fa. Bunk  
Bad Karlshafen

## **1993 / 94 Treff: GhK, Holländischer Platz, Sem VI**

- 05.11.1993 Elena Granda-Alonso: Alterungs-/Jungwuchspflege von Bäumen  
03.12.1993 Dieter Meermeier: Vom Grünordnungs-Plan zum Freiraumplan (DDR)  
07.01.1994 Karl Heinrich Hülbusch:Das Büro-die verheimlichten Abmachungen; Teil II.  
04.02.1994 Helmut Böse-Vetter: Widersprüche in der Übersetzung von der  
Freiraum- in die Objektplanung  
25.03.1994 Karl Heinrich Hülbusch: Gastvortrag: Der Nutzen der Bäume  
15.07.1994 Wie man aus der Pedologie eine Bodenkunde macht. Aus- und  
Vorstellung von geologischen und bodenkundlichen Lackprofilen vom Bodenkun-  
deseminar. Programm: K.H.Hülbusch, G. Moes, J. Knittel, Käthe Protze et al.

**1994 / 95 Treff: GhK, Holländischer Platz Sem VI**

- 11.11.1994 Henrike Mölleken: Die Ver(sch)wendung städtischer Bauflächen  
09.12.1994 Ulrike Braun et al: Wie kommt die Geschichte ins Bauen  
13.01.1995 Christoph Theiling: Die Verwandlung: Vom Reihenhaus zur Zeile  
18.02.1995 Jürgen Knittel: 20 Jahre AG Freiraum und Vegetation -  
Ein Abend mit Jürgen Knittel und seinem Dia-Archiv.  
20.07.1995 Betriebsbesichtigung : Forstbaumschule Rathe, in Wietze bei Celle

**1995 / 96 Treff: GhK, Holländischer Platz, Sem VI**

- 10.11.1996 Birgit Auerswald: Wildgemüsekochbücher in Tabellen  
08.12.1995 Gudrun Engel, Jürgen Knittel: Begegnungen beim Landschaftsplanen  
05.01.1996 Hans Boss, Bernd Schürmeyer: Entwerfen oder Planen? -Forensische  
Klinik in Gießen.  
02.02.1996 Karl Heinrich Hülbusch: Der Gebrauch des Regenwassers  
16.02.1996 Elene Granda Alonso, Bernd Burg: Herstellungspflege der Stadtbäume  
22.03.1996 Karl Heinrich Hülbusch u. Helmut Lührs: Privatisierung der Gartenämter

A<sup>00</sup> / 25.3.94 / Henselstr. 2 / Semin. VI (Raum 202)

Extra-Seminar des AG Freiraum u. Vegetation

Bäume in der Stadt

Vorbei der Gestaltung (paysage) an  
Gebäuden, Erfahrungen und Kenntnissen  
übersehen wird, so daß der Paysagiste  
nur noch ein Dummkopf und Nitroganer glaubt

Vorlag mit Dies: Karl Heinrich Hülbusch / Bremer

**1992/93** 1.Dienstag im Monat

- 01.09.1992 Hartmut Kreikenbaum, Karl Heinrich Hülbusch: Uni-Gutachten 1972/73 im Jahre 1992/93  
06.10.1992 Theresia Lucks: Städtebau: 'Schikanen' (s.:Weserkurier vom 4.8.92)  
03.11.1992 Georg Heinemann, Andreas Wegmann: Ökonomie der Ökologie - platzsparend bauen.  
01.12.1992 Heidbert Bäuerle, Harald Mang: Wasser hält! Entsiegelung', 'Versickerung', der Regen-Niederschlag in der Stadt.  
12.01.1993 Karl Heinrich Hülbusch: Das Vorwort zu Notizbuch 23. dazu der Text von Panofsky: 'Ikonographie und Ikonologie'.  
02.02.1993 „Flämische Landschaftszeichnungen“  
06.04.1993 Günther Gimbel: Erfahrungen zur Nachhaltigkeit der Arbeit.

**1993/94** 2.Freitag im Monat

- 10.,11.,12.08.1993 'Balint-Diskussion'  
12.11.1993 Karl Heinrich Hülbusch: Nachlese „Weimar-Seminar“  
10.12..1993 Helmut Böse-Vetter: Die Übersetzung der Freiraumplanung in die Objektplanung.  
19.01.1994 Karl Heinrich Hülbusch: Die verheimlichten Abmachungen  
11.02.1994 Hartmut Troll: 'Den Zweifel planen'  
11.03.1994 Wilfried Ring: Ein Auftrag: Niederschläge und Goldregen.

**1994/95**

- 21.10.1994 Heidbert Bäuerle, Karl Heinrich Hülbusch: Nochmal: Bäume pflanzen am Beispiel Friedhof Achim. Treff Friedhofskapelle Achim-Bierde.  
04.11.1994 Ralf Hennen: Grüne Bäume in Bremen  
02.12.1994 Wilfried Ring: Notizbuch 32 (H.Lührs) Lese-und Debattierabend.  
06.01.1995 Harald Troll: Wie die Freiraumplanung in die Objektplanung kommt - am Beispiel Friedhof Oyten.  
03.02.1995 Katrin Bekeszu: Erfahrungen in/aus der Verwaltung  
03.03.1995 Jan Demey: Plangraphik

**1995/96**

- 17.11.1995 Karl Heinrich Hülbusch: Gartenschau - Bremen ???  
15.12.1995 Heidbert Bäuerle, K.H.Hülbusch: Wallmühle.  
12.01.1996 Alle: Zäune  
09.02.1996 Harald Troll: Gedächtnis in der Rahmenplanung  
29.03.1996 Georges Moes: Vegetation als Indiz  
19.04.1996 Alle: Schwerin Hafen.  
10-05.1996 Pflaster, Zonierung und Pflastern -mit Exkursionen-

## KLACK - EINE SPURENSICHERUNG IN BILDERN

Die nachfolgenden Fotos sind eine Auswahl von Aufnahmen, die ich seit dem Beginn meines Studiums an der Organisationseinheit 06 der GhK im Laufe der Jahre gemacht habe. Da der Anlaß für die Bildergeschichte der 60. Geburtstag von Karl Heinrich Hülbusch ist, habe ich solche festgehaltene Ereignisse herausgesucht, die mir aus der Betrachtung der gemeinsamer Geschichte von Bedeutung waren. Entsprechend häufig ist der Jubilar zu sehen. Das steht ihm zu und soll so sein. Aufgrund der Vielzahl von Ereignissen und der Weggefährten sind natürlich nicht alle abgebildet. Das ist auch nicht der Sinn der kleinen Bildergeschichte. Sie ist vielmehr als Gedächtnisstütze und für die jungen LeserInnen als bildlicher Einblick der in dieser Veröffentlichung dokumentierten Lehrgeschichte von K.H. Hülbusch und der AG Freiraum und Vegetation gedacht. Die Unvollständigkeit ist also im Programm enthalten.

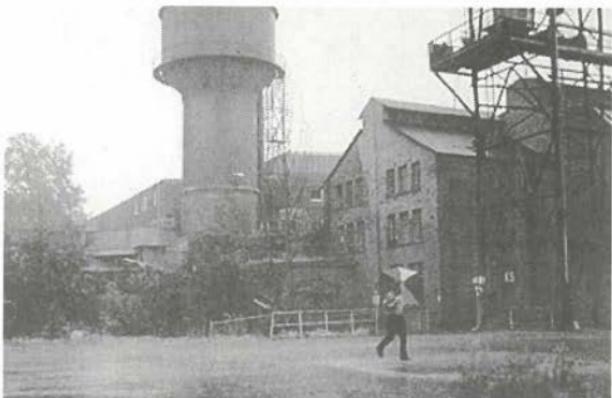


1. - 1974 - Ruhrgebietsexkursion der O-Phase nach Essen Borbeck. In der Bildmitte ist der junge Professor Karl Heinrich Hülbusch zu sehen. Links von ihnen steht der O-Phasenstudent Eberhard Siebert, der später mit Gerda Schneider und Helmut Böse zum Anfangsteam (nach Helmut Range) des Grauen Raumes gehört. Rechts außen steht eine der beiden heutigen Leiterinnen des grauen Raumes Heidrun Hubenthal. (Photo von H. Böse)



2. - 1976 - Vorstellung des Gartenschauprojektes durch die Projektgruppe auf einem Goetheanlagenfest. Die öffentlichen Diskussionen in Tradition der Bürgerinitiativbewegung waren ein wesentlicher Bestandteil der Projektarbeit (vgl. Notizbuch 35). Hinten rechts trainiert Georg Heinemann für die Berufspraxis die Vorstellung von Wettbewerbsergebnissen. Ein erfolgreiches Training, wie man heute weiß.

3. Arbeiten zur Stadtvegetation von Kassel. 1974 beginnen mit dem Projekt 'Stadtstruktur und Stadtvegetation die pflanzensoziologisch / vegetationskundlichen Arbeiten im Rahmen von Forschung und Lehre. Hier werden sie kurzfristig durch einen sommerlichen Platzregen unterbrochen, der auch K.H. Hülbusch in eine der Hallen auf dem Henschelgelände flüchten lässt.

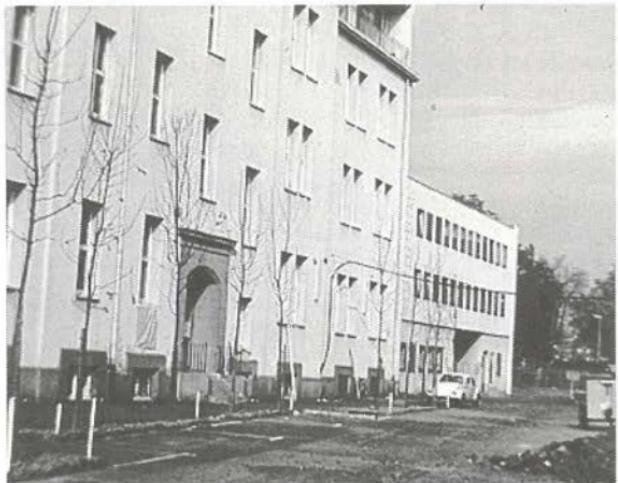


4. - 1976 - Das Kompaktseminar Riede. Erstes seiner Art mit verschiedenen Arbeitsgruppen. Hier die festgehaltene Selbstversorgung der TeilnehmerInnen vom Freilandgrill. Von links Lucius Burckhardt, Helmut Böse, Horst Gerbaulet, K.H. Hülbusch, Hubert Freiwald

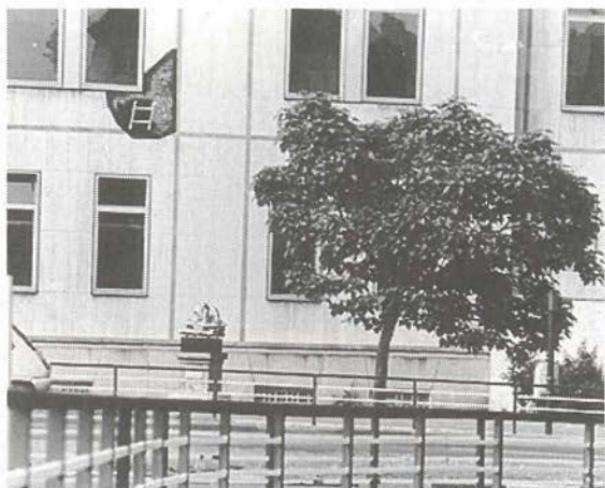


5. Kompaktseminar Riede 1976. Im Rahmen des Seminars gab es auch ein gemeinsames Landschaftszeichnen mit Albert Cüppers. Das ist der schlafende Professor auf der Bank. Daneben Mathilde Iaccarino, Elisabeth Häussler, Ullrike Haas-Kirchner und Björn-Holger Lay. (Foto H. Böse)





6. - 1977 - Pflanzaktion hinter der Henschelei. Eine breit getragene Aktion (u.a. von den Frauen aus dem Fachbereichssekretariat) gegen die Ignoranz der Hochschulverwaltung - diese hatte z.B. gerade gepflasterte Hofflächen hinter der Henschelei neu asphaltieren lassen - und für besetzbare Räume in und um die Henschelei. Die Aktion war auch Ausdruck unseres Anspruchs an Beteiligung am Aufbau unseres neuen Lernortes. Im Rahmen der Pflanzaktion wurde Asphalt entfernt, Baumstreifen mit Kalkschotterdecken angelegt und darin Eschen gepflanzt. Entdecken Sie Parallelen zur Beuysschen Verwaltungsaktion? Das Bild zeigt die fertige Pflanzung.

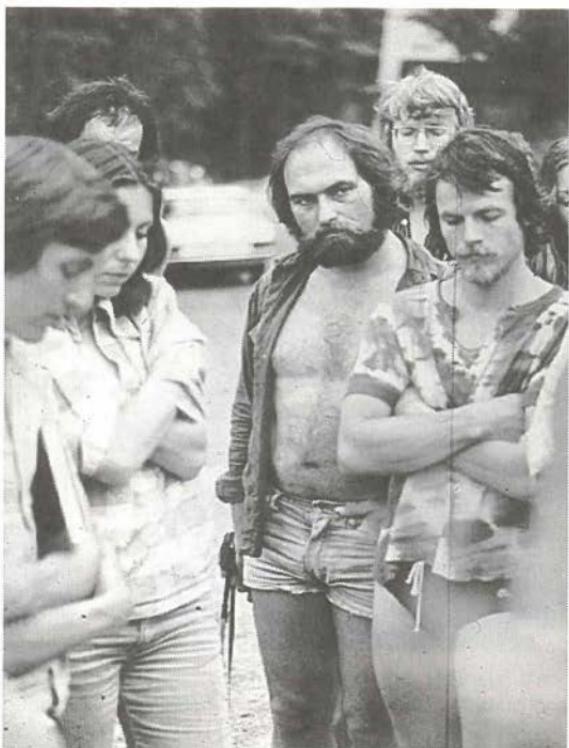


7. - 1977 - Zur offiziellen Einweihung der Henschelei gab es verschiedene studentische Beiträge. Hier das Mauerloch mit Leiter von Helmut Böse und Fritz Goehrke sowie der Motor auf Asphalt von Eberhard Siebert und anderen. Als Sandsteinsockel des Verkehrsplanungsdenkmals wurde ein Stein der 1975 gesprengten alten Weinbergbrücke verwendet.  
(Foto H. Böse)



8. - 1978 - Kompaktseminar Hoher Meißen. Wer erkennt den Mann mit der Schiffermütze ohne Schirm, Bart und Pfeife?

9. - 1978 - Eine skeptisch blickende Gruppe von Teilnehmern. Von Links: Georg Heinemann, Anne Rogall, Hartmut Kreikenbaum, Norbert Scholz, NN.



10. - 1978 - Vorarbeiten zur Diplomarbeit von Jürgen Knittel, Hartmut Pietsch und Wolfgang Schramm mit dem Thema "Landschaftsplanerische Bewertung der Grundwasserentnahme im Wohrtatal". Hier W. Gümpe (Eichhof), J. Knittel (in der Grube) und H. Pietsch bei bodenkundlichen Arbeiten.



11. - 13. - 1979 - Abriß der Henschelhallen in den Semesterferien. Vorausgegangen waren Hallenbesetzungen durch StudentInnen des Fachbereichs.

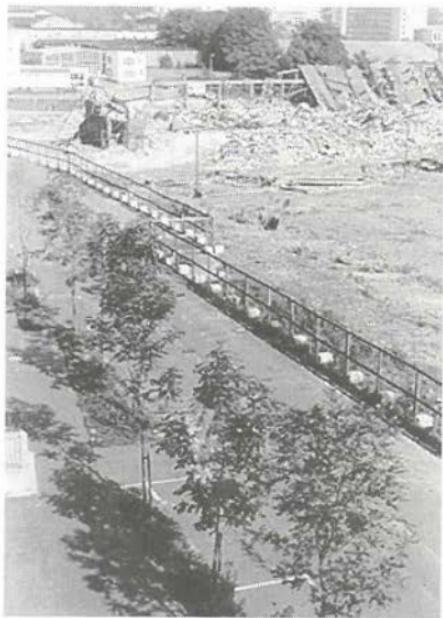


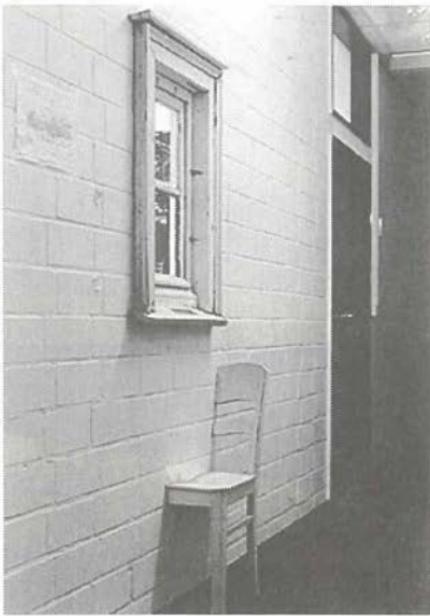
Foto H. Böse





14. - 1980 - Studentinnen gestalten ihre Arbeitsräume. Hier die Erweiterung des Platzangebotes durch ein Podest. Auf Anweisung des Kanzlers der GhK wurden die Einbauten unter Polizeischutz in einer frühen Morgenstunde entfernt. Der damalige Dekan des Fachbereichs Hülbusch trat daraufhin zurück. (Foto H. Böse)

15. Es folgte die sogenannte Türaktion. Studentinnen schafften sich Licht und Luft durch phantasievolle Fenster in Türen und Wänden. Die Türen wurden daraufhin für amtlich gefährlich erklärt und ausgebaut. (Foto H. Böse)



16. - 1980 - Hier wird die 'Daxnerlinde' während des Streiks gepflanzt. Prof. Michael Daxner war vom Konvent als Präsident der GhK gewählt worden. Das zuständige Ministerium bestätigte die Wahl nicht, woraufhin an der Hochschule aus Protest gestreikt wurde. Beuys wurde zur Pflanzaktion eingeladen. Er erklärt dabei auch ein Arbeitspodest in Form eines großen Tisches zum Kunstwerk, damit es nicht abgerissen werden kann. Geholfen hat es, es steht noch heute. Von links Adolph Beckmann, Onno Poppinga, Annemarie Burckhardt, Klaus Sausmikat, NN, NN, Joseph Beuys, Siegfried Krauß, NN. Der Student, der im Vordergrund schaufelt, hat die Linde dann 1995 als zuständiger Fachmann der Hochschulverwaltung fällen lassen. Sie beeinträchtigte die 'Sicht' der Herrschaften. Übrigens ist Daxner heute Präsident der Universität Oldenburg. (Foto H. Böse)





17. - 1980 - Forschungsvorhaben in der Lüneburger Heide. Spannend und ergiebig. Die Ergebnisse schmecken dem Auftraggeber nicht und der Forschungsbericht landet in einer Schublade der Naturparkverwaltung. Es gab aber auch andere interessierte Menschen. Hier machen Hülbusch und Knittel mit dem Verein höherer Postbeamter eine Führung durch die Lüneburger Heide. Die fanden die Geschichten ganz spannend.

zum thema: gartenschau-schau ohne garten?  
termin: am 11.3.1981  
zeit: um 20 uhr  
ort: prauheimer werkstätten  
alt-prauheim 2

podiumsteilnehmer: dr.gerd kindleben, christian zels, F.D.P.-  
stadiverordnete,  
lfd. baudirektor krämer, geschäftsführer der  
bundesgartenschau gmbh,  
professor hülbusch, gesamthochschule kassel,  
frau maas, landschaftsplanerin.

18. - 1981 - Das Gutachten zur geplanten Gartenschau in Frankfurt macht Wirbel. Freischaffende Büroinhaber kündigen u.a. an, keine Praktikantinnen aus Kassel mehr zu nehmen. Es wird sogar die Forderung nach Entlassung von Prof. Hülbusch erhoben. Nun ja, wer massive wirtschaftliche Interessen berufständischer Gruppen gefährdet, darf sich über solche Reaktionen nicht wundern. Entsprechende Verhaltensweisen begleiteten schon das Gartenschauprojekt. (Foto H. Böse)

19. - 1982 - Anlage des 'Unkrautgartens' auf dem Hochschulgelände. Begonnen hat das Projekt mit einem gemeinsamen Seminar der Professoren Hülbusch und Reuß zum Thema Naturgärtnerei. Die ersten Arbeiten erfolgten mit und durch StudentInnen. Ab 1981 wurden die vegetations-handwerklichen Arbeiten durch die Zusammenarbeit von Hülbusch und Knittel sowie zahlreichen StudentInnen und nicht zu vergessen, der Gärtnerin Birgit Auerswald, vorangetrieben. Hier werden gerade Positionen geklärt. Zu sehen sind K.H. Hülbusch, Klaus Sausmikat, Cristiane Scheffler und Siegfried Krauß.



20. Ein Bild aus dem Jahre 1984. Wer baut, macht auch Fehler. Trotzdem kann sich das Ergebnis sehen lassen. Das findet hier auch der Kiwi. Ein prächtiges Staudenbeet für 0,50 DM den Quadratmeter. Die Flächen rundherum hatten 500 DM den Quadratmeter gekostet.



21. 1982 beginnt die Pflanzaktion 'Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung' von Joseph Beuys in Kassel und damit eine fruchtbare Zusammenarbeit des Künstlers mit K.H. Hülbusch und vielen anderen Mitgliedern der AG Freiraum und Vegetation. Auf dem Bild ist die Vorbereitung der Pflanzung des ersten Beuys Baumes auf dem Friedrichsplatz zu sehen. Rechts im Bild Joachim Röppert und K.H. Hülbusch.



22. Die 'Soziale Plastik' der Aktion 7000 Eichen war ohne Schwierigkeiten mit den Zielen und Mitteln der gebrauchsorientierten Freiraumplanung der 'Kasseler Schule' zu verbinden. Das Vorgedachte trägt Früchte und die Ernte kann sich sehen lassen. Hier der erste Umbau (Nov. 1982) eines Gehweges mit einem Baumstreifen. Es ist nicht zufällig der Weg vor der Henschelei. Das Foto zeigt den Gehweg im folgenden Jahr. (Photo H. Böse)





23. 1983 / 84 setzten wir uns im Projekt 'Pflege ohne Hacke und Herbizid' mit den Folgen von Planungen, Bauweisen und Pflegeprogrammen verschiedener Ämter in Kassel auseinander. Ein gutes Projekt mit praktischen Umsetzungen. Hier ziehen (wieder von Links) Jörg Spiegel, Dagmar Platz und Bernd Priewski Disteln am Weinberg. Einen selektiven Pflegegang nannten wir das.



24. Sich informieren, was andere so machen. Exkursion von Hülbusch und Knittel in die Blumenwiesen - Stadt Augsburg. Vorn links Cornelia Scholz, Helmut Lührs und Hans-Jürgen Stolzenburg (von hinten), der Ossi, Gudrun Bontrup, Heiner Kern. In der Bildmitte K.H. Hülbusch und Norbert Müller vom Gartenamt Augsburg. - 1983 -



25. - 1983 - Die AG. Freiraum und Vegetation hat mittlerweile einen Versuchsgarten im ehemaligen Botanischen Garten der Stadt Kassel. Hier ein Bild von den Aussaatbeeten mit Wild- und Kulturarten. Von links Gudrun Krah, K.H. Hülbusch, Siegfried Krauß und Birgit Auerswald. (1986)



26. - 1986 - Die Grünland-debatte wird präziser. Hier sitzen Mitglieder der AG und eines Bio - Hofes und schauen sich eine prachtvolle Queckenwiese an. Die Prognose für die Zeitdauer der Umstellung und Ertragsdepression waren 5-10 Jahre. Das war dem Bauern Josef Jakobi zu lang und er pflügte die Wiese um.



27. Auch die Zusammenarbeit der AG mit Kreikenbaum und Heinemann bei der Freiraumplanung zum Ausbau der Gesamthochschule am Holländischen Platz zeigt sichtbare Ergebnisse.

Hier ein Rundgang im Frühjahr 1986 mit Dietrich Busch, K. H. Hülbusch, Olaf Bux, Maja Uphoff, Rainer Möller und Thomas Hartmann.



28. - 1986 - Es wird immer noch gepflanzt. Hier die zweite Pflanzung von Beuys-Bäumen hinter K 10 am Holländischen Platz. Von links K. H. Hülbusch, Siegfried Sander, Jurek, M<sup>a</sup> Elena Granda Alonso und Brigitte.

29. Der Fallout von Tschernobyl erreicht im Mai 1986 auch Kassel. Der deutsche Innenminister Zimmermann hatte vorher öffentlich erklärt, daß so etwas unmöglich sei. Für unsere Arbeit galt fortan das Motto dieses unbekannten Künstlers: Wer über die Wiese will, muß verdammt gut schweben.



30. - 1986 - Die Arbeit geht weiter. Hier mit der mündlichen Diplomprüfung von Lutz Bartung (Vorn links). In der Bildmitte sind K.H. Hülbusch, Lucius Burckhardt und Frau Ohlmeier zu sehen.



31. - 1986 - Nachlese Gartenschau. Ein Spaziergang durch das ehemalige Gartenschaugelände in der Fuldaaue im Frühjahr 1986 nach Abschluß des Projektes "Uferlos und trotzdem abgebrochen". Hier das Anschauen des abgebrochenen Uferdesigns. Rechts neben K. H. Hülbusch steht Jürgen Michel, einer der Projektverfasser. Ein zweiter ist mit Andreas Wegmann (mit Fahrrad) im Vordergrund zu sehen.



33. - 1983 - Kompaktseminar Teutoburger Wald. Die Professoren K. H. Hülbusch und Robert Mayer führen das Seminar gemeinsam durch. Wie man sieht, macht ihnen die Arbeit (noch) Spaß.



32. - 1986 - Die Pflegearbeiten in den Freiräumen auf dem Hochschulgelände klappen prima. Ein besonderer Pflegegang war das Zupfen von *Lolium multiflorum* als Verunreinigung des *Poa annua* - Saatgutes. Hier zupft mit geschultem Blick und hochgekrepelten Hosenbeinen und Hemdsärmeln K.H. Hülbusch das Gras aus den Ansaatflächen.



In diesem Jahr hab ich die Hochschule verlassen und Helmut Lührs wurde mein Nachfolger. Das ist der Anlaß für mich, mit der Spurensicherung in Bildern aufzuhören und den Stab weiterzugeben. Die letzten drei Bildern stehen für die Fortführung der Zusammenarbeit mit dem Kollegen Hülbusch, dem ich an dieser Stelle nicht nur zu seinem Geburtstag gratuliere, sondern auch zu seiner geleisteten Arbeit. Und: Kiwi, weiter so!

36. Rückfahrt vom Planerinnenseminar Miltenberg 1995. Thema: 'Der Stil der Ökonomie'. Ökonomisch war auch die Planung unserer Rückreise mit dem 30 DM Wochenendticket der Bahn AG. Das Foto zeigt einen Teil der Reisegesellschaft im Triebwagen. Von links: Robert Plath, K.H. Hülbusch, Margareta Driesen, Petra Frenken, Henning Schwarze und (verschwommen) Bernd Sauerwein.





34. Sitzung der AG Freiraum und Vegetation 1992. Von links nach rechts Bernd Schürmeyer, Heidbert Bäuerle, K.H. Hülbusch, Bernd Ledermann, Helmut Böse-Vetter, Thomas Weiland, Rainer Schöffel. Der Kopf im Vordergrund gehört zu Gerda Schneider.



35. - 1994 - Bodenkundeseminar der AG Freiraum und Vegetation in Vehrte bei Osnabrück. Das Bild zeigt die erste Besichtigung der Sandgrube, wo wir dann die Lackabzüge der Bodenprofile angefertigt haben. Von links: Bernd Burg, Paul Freund, Gudrun Engel, Thorsten Kreikenbaum, Harald Mang, K.H. Hülbusch, Renate Hansmayer, Barbara Grüning, Georges Moes, Hans-Jürgen Stolzenburg, Detlev Hillje, Jan Demey, Bernd Gehlken, Käthe Protze, Hartmut Troll und Heike Lechenmayr.

## Vegetationskundige Spaziergänge<sup>1</sup>

*„....; aber in den Bildern, welche sie in ihrer Vorstellung und Empfindung haben, können sehr verschiedene Dinge vorkommen, denn das Auge nimmt nicht einfach hin auf, was vor seine Linse kommt, sondern wurde durch die Aufmerksamkeit gelenkt, welche ihrerseits durch die Interessen und Neigungen des Blickenden bestimmt ist“*

(R. Guardini 1946, 11).

Das macht jeden Spaziergang von vornherein zu einem chaotischen oder willkürlichen Unternehmen, wenn sich die Beteiligten nicht auf eine Absicht einigen - eine Konvention für die Beobachtung eingehen. Was Romano Guardini die „Interessen und Neigungen“ nennt, können wir drastischer übersetzen, wenn der Gegenstand über die Anregung (Assoziation) hinaus konkret und materiell in Augenschein genommen, also projektiv besetzt wird. Die reisenden Geographen - z. B. Forster, Humboldt, Kohl - haben ihrer Länderforschung immer den begehrlichen Blick kolonisierender Verwertung der „Landesnatur“ hinzugefügt. In dieser Tradition ist auch die Landschaftsplanung, die so gewandt und freundlich daherkommt, groß geworden. Planerinnen und Planer betrachten Orte immer mit der fixen Idee des Machens. Die aus dem Elfenbeinturm ausgebrochenen Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler haben die geradezu harmlose und naive, was nicht gleichbedeutend ist mit friedfertig, Okkupation der Orte durch die Planer perfektioniert und faktenpositivistisch bürokratisiert. In den Börsenberichten der Biologen, Botaniker, Pflanzensoziologen werden die Kurse für die Raritäten notiert und in Fahndungslisten festgenommen sowie dem Schutze von Feldjägern und Landschaftswächtern anheim gestellt. Sensationslüsterne Touristen finden sich in Scharen ein, um die Standbilder immerwährender Raritäten auf die Platte zu bannen. Und für die Zukunft wird die „Natur“ in Archive, Museen und Genbanken eingesperrt und mit viel pädagogischem Schmus dargereicht.

### Die Arbeit lehrt

Das konkrete Interesse wird über die Ökonomie der Arbeit geleitet, die in der Erfahrung gesammelt und über „Belehrung, Beispiel und Kommentar“ (J. Berger) weiter gereicht wird. Deshalb sehen wir bei einem Spaziergang durch die Landschaft nicht die „Natur“, sondern die Früchte der Arbeit. Wenn wir also, die diese Arbeit nicht tun, einen Spaziergang machen, müssen wir immer daran denken, daß wir in der Naturausstattung vergegenständlicht nur die Arbeit zu sehen bekommen. Natürlich stehen die Arbeitenden für uns nicht Staffage, damit - wie Adolf Loos das einmal ironisierend sagte - unser Literatenauge romantisch gekitzelt werde, damit der Herr Kommerzienrat unverfälschte Alpen genießen könne. Ein bißchen hochtrabend nennen Soziologen den Schluß vom Gegenstand auf die Ursachen „nonreaktives Meßverfahren“, das im Nachhinein und aus der Erfahrung isoliert verdatet sein könnte. Die Pflanzensoziologie, eine relativ einfache Technik zum Vergleich verschiedener Pflanzengesellschaften, prüft nur die Beobachtung und kann sie nicht ersetzen, weil sie nur Mittel der Abbildung ist. Wer seine Arbeit prüft, prüft sie auch am Bild. Die Abbildung ist für diese Seite der Kundigkeit und Erfahrung

<sup>1</sup> aus: Kirche im ländlichen Raum, Heft 1, 1995, S. 26-29. Altenkirchen.

irrelevant. Deshalb haben wir es auch nicht mit einem Meßverfahren zu tun, sondern mit einer Erfahrungswissenschaft.

### Indizienkunde

Liebvoll erläutert C. Ginzburg (1983) diese Wissenschaft, der die „mächtige und schreckliche Waffe der Abstraktion“ unzugänglich ist, die aber auch für den herrschaftlichen Zugriff der Normierung, Fliegenbeinzählerei, den Biotopismus u. a. okkupiert werden kann. Wichtig und bedeutend, um der Okkupation zu entgehen, ist eine geheime Nähe zwischen den kundigen Arbeitenden und den kundigen Spaziergängerinnen und Spaziergängern. Sie suchen den Kontext zwischen Erscheinung und Arbeit und sind nicht kolonisatorisch oder barbarisch:

„.... genauso barbarisch ist der Blick, der am liebsten gleich ändern möchte, was er sieht“ (Alain 1922/1985:136).

Die Spaziergängerinnen und Spaziergänger erhalten den Status der Nähe nur aufrecht, wenn Vergleichen und Verstehen dominant bleiben. So ist dann jeder Spaziergang eine Übung des Verstehens. Dazu ist jeder Ort angemessen. Denn gegenüber den Raritätenbörsianern ist den Spaziergängern jeder Ort ein Rätsel, das es zu verstehen gilt - ganz unabhängig von den Vorlieben und Vorurteilen, die wir mit uns herumtragen.

### Dramaturgie des Spaziergangs

Eine Bäuerin und ein Bauer sind aus Profession kundig, auch vegetationskundig, weil dazu eine Kenntnis der Pflanzensoziologie nicht erforderlich ist. Sie unterscheiden zwischen einer Wiese und dem Grasland, wissen, was das für die Zahl der Kalbungen heißt und können auch aus der Farbe der Butter, wenn sie nicht mit Karotin „auf Wiese getrimmt“ wurde, auf das Futter - Wiese oder Grasland - schließen, auf Weide sowieso.

Wie schon gesagt - die Anschauung ist der Aufmerksamkeit dienlich, um den oberflächlichen Blick der Eile zu vergessen. Zuerst ist einmal die Benennung der Gegenstände zu prüfen. Das ist immer noch am besten mit den umgangssprachlichen Begriffen aus der Bauernwirtschaft zu tun, weil darin die Arbeit und der Gebrauch ebenso wie der Gegenstand genannt wird: Wiese, Weide, Hute oder Niederwald, Mittelwald, Hochwald, Plenterwald bezeichnen jeweils eine Erscheinung und weisen gleichzeitig auf die Bedeutung, die Produktionsweise und den Gebrauch hin.

Solche Assoziationen müssen bei einem Spaziergang durch Erinnerung an mitgebrachte Kenntnisse und Erfahrungen „geplant“ werden. Bei den Pflanzen wird der Zugang leichter, wenn wir z. B. bei Doldenblütlern oder Lippenblütlern und Schmetterlingsblütlern auf den typischen Gebrauch der Pflanzen dieser Familien als Lebensmittel für die Küche, die Würze, die Apotheke und den Duft hinweisen. Und, wenn man dann im Verbreitungsgebiet der „Grünen Soße“ ist, wird es leicht, von den Arten auf eine Pflanzengesellschaft zu wechseln, die diesem typischen Gericht für arme Leute die Kombination der pflanzlichen Zutaten und den Sammelort wies.

Ein praktischer Übergang von der Hute-Brache über die Sozial-Brache zur aktuellen Subventions-Brache die an den Hochwässern der letzten Jahre als Ursache gut beteiligt ist, ergibt dann die Möglichkeit<sup>2</sup>, an jedem Ort anders und doch wieder gleich den „natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte“ (K. H. Wittfogel 1930)

<sup>2</sup> Die vergrasten Flächen wirken wie ein Film, auf dem der Niederschlag oberflächlich abläuft und nicht mehr versickern kann.

und den wirtschaftsgeschichtlichen Ursachen der Naturausstattung nachzugehen. Denn kein Mensch hat Hecken für die Vögel gepflanzt, sondern weil die Holzernte in Zeiten knappen Brennstoffs notwendig war, wenn die Bauern den herrschaftlichen Nutzungen des industriellen Holzgebrauchs im Wald weichen mußten. Das ist nur ein Beispiel für die Bedeutung der Vegetation, hinter deren Bild

Herrschaftsgeschichte, Steuern, Auflagen, Energiekrisen, Märkte und Preise, Erbrechte, Subventionen und Spekulationen zu verstehen sind:

Sehen lernen, das ist nicht zu verwechseln mit einer platten Wiedergabe einer Zustandsdefinition. Sehen fordert die Erzählung bzw. Vermutung einer Geschichte, die den gegenwärtigen Zustand ökonomie-, sozial- und kulturhistorisch als Ausdruck der Geschichte nachzeichnet. Die Mittel der Prüfung der von uns nacherzählten „Geschichter“ sind durch keine methodische Form eingeschränkt. Neben den verschiedenen materiellen Informationen und Indizien ist auch unsere allgemeine Kenntnis der Wirtschafts- und Sozialgeschichte notwendig, die wir durch kontextualisierendes Sehen für unsere Arbeit erweitern. Wir werden dadurch auch versiertere Landschaftskundler, was die aktuellen Bedeutungen wie ihre geschichtliche Herkunft und historischen Wandel betrifft.

### **Z. B.: Mauern und Wald in Miltenberg**

Aufmerksamkeiten können nur an der „Anschauung“ gewonnen werden. Also sind Gründerzeitbauten aus Buntsandstein-Sichtmauerwerk nicht nur eine mögliche Erklärung für den Reichtum dieser Zeit, sondern auch für die Steinbrüche. Denn vorher wurden „Bruchbuden“ gebaut - also geputzte Fachwerk- und Steinhäuser, die aus Bruchstein und nicht aus behauemem Sichtmauerwerk errichtet waren. Schön, was die Sprache für Hinweise gibt, wenn wir (nach J. Giono) genau hinhören.

Der Wald sagt wenig, wenn wir nicht seine Zusammensetzung und die Wuchsorte berücksichtigen. Würde jemand etwa Terrassen bauen, wenn darauf Kiefern wachsen sollen? Angesichts der immensen Arbeit und des geringen jährlichen bzw. nur in langen Perioden anfallenden Ertrages wohl kaum. So viel Arbeit muß im Hinblick auf jährlichen Ertrag und jährlich einzubringende Arbeit, die mit Ertrag „honoriert“ wird, geplant gewesen sein. Der Wald ist nur Ausdruck, für einen Wechsel der ökonomischen Erwartungen und/oder der Vorteile bei der Unterbringung der Arbeitskraft, die wiederum über einen abstrakten Markt, den die Bewirtschaftenden einzuschätzen vermögen, geregelt wird. Der konkrete Ausdruck kann dann nicht nur als Bedingung, sondern auch als Entscheidung/Wahl verstanden werden. Diese muß ich deshalb immer noch nicht gut finden, ihr zustimmen - aber ich lasse sie zu verstehen. Ja, ich lasse eventuell auch meinen Widerspruch ökonomisch und/oder historisch plausibel zu formulieren, damit die Propaganda, der die Entscheidung auch erlegen sein kann, offenkundig wird.

### **Ein Spaziergang,**

der nicht der Zerstreuung dient, geht von der „Anschauung“ und vom „lehrenden Üben“ und „übenden Lernen“ aus:

„Wir möchten sie ja auf unterhaltende Weise dazu führen, Intelligenz und Beobachtungsgabe zu schulen. Deshalb beginnen wir zuerst damit, sie sehen zu lernen! Dieses Sehen-Können ist in anderen Erziehungsmethoden in Vergessenheit geraten. Die Anschauung ist das Wichtigste“  
(J. J. Rousseau:53).

Diese Anschauung hat nichts gemein mit der massenhaften Zerstreuung von Reiseexkursionen, bei denen die Mengen der gerade modischen Besichtigungspunkte Bedeutung, im Sinne von Verstehen, vortäuscht. Die Bilder (Dias), die vor die Linse kommen, sind gegenüber den Aufmerksamkeiten und Erinnerungen an einen Spaziergang belanglos. Spaziergänge sind eine „Art, Geschichten zu verstehen“. Geschichten sind zwar Wirklichkeiten. Sie lassen sich aber nicht in Fakten ummünzen, weil dann der Sinn für die Analogie verloren ginge. Spaziergänge sind neugierig gegenüber dem Bekannten, die sie mit dem Unerwarteten, Unbekannten prüfen:

„...jede Geschichte ist eine Antwort, aber jede Geschichte wirft eine weitere Frage auf ..., und das hält seine Neugier wach“ (J. Berger 1993:58).

#### **Verwendete Literatur:**

- Alain 1922/1985** - Die Kunst der Zeichnung. in:ders.: Spielregeln der Kunst 134-136. Frankfurt/M.
- Berger, J. 1984** - Historisches Nachwort.in: ders.: SauErde: 266-293. Frankfurt/M. /Berlin/Wien.
- Berger, J. 1993** -Eine Geschichte für Äsop. in: der.: Begegnungen und Abschiede: 53-83.München/Wien.
- Ginzburg, C. 1983** - Spurensicherung. in: ders.: Spurensicherung: 61-96. Berlin.
- Guardini, R. 1946** - Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins. Tübingen.
- Loos, A. 1898/1981** - Wäsche. in: ders.: Ins Leere gesprochen: 146-153. Wien.
- Rousseau, J. J. 1781/1979** - Botanische Lehrbriefe. Frankfurt/M.
- Wittfogel, K. H. 1930** - Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Archiv f. Sozialwissensch.- und Sozialpolitik 67. Tübingen.

#### **Empfehlung:**

- Ein Stück Landschaft - sehen, verstehen, abbilden, beschreiben - z. B. Miltenberg am Main. 1991. Notizbuch der Kasseler Schule 20. Kassel.
- Worpswede und umzu. Haus und Hof - Land und Leute. Böse-Vetter, H. u. i. M. Hülbusch (Red.) 1991. Notizbuch der Kasseler Schule 25. Kassel.
- Reisen, ohne das Weite zu suchen. - Reise oder Tour. 1992. Notizbuch der Kasseler Schule 26. Kassel.
- Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. H. Lührs. 1994. Notizbuch der Kasseler Schule 32. Kassel.



Foto: Katharina Hülbusch

## Autoren und Autorinnen

**Andrea Appel**, geb. 1967, aufgewachsen in einem nordhessischen Dorf, Altkreis Wolfhagen. 1986-94 Studium an der GhKassel: Landschafts- und Freiraumplanung (1991 Diplom I, 1994 Diplom II). 1989-1994 Arbeit im Buchhandel. Seit 1994 Ziegenbäuerin und Gemüsegärtnerin. Seit 1995 freiberufliche Freiraumplanerin (Büro Garten und Freiraum).

**Birgit Auerswald**, geb. 1961, 1980 Abitur. 1981-83 Ausbildung zur Blumen- und Zierpflanzengärtnerin. Seit 1983 Gärtnerin im Arbeitszusammenhang der AG Freiraum und Vegetation am FB Stadt- und Landschaftsplanung der GhK. Schwerpunktmaßige Tätigkeit im Vegetationshandwerk: Arbeit mit Arten der Spontanvegetation (Saatgutwerbung, -aufbereitung, Ansaaten, Erstellen von Saatgutmischungen), gebrauchsorientierte Freiraumpflege am GhK Standort Holländischer Platz, Jungwuchs- und Herstellungs pflege von Bäumen. 1986-87 Fortbildung zur Gärtnermeisterin. Ab 1991 Studium der Landschaftsplanung an der GhK, daneben weiterhin als Gärtnerin (1/2-tätig). 1995 Diplom I und seitdem im Vertiefungsstudium.

**Veronika Bennholdt-Thomsen**, Ethnologin (Promotion) und Soziologin (Habilitation), 51 Jahre alt, ein Sohn von 16 Jahren. Seit 1966 auch in Mexiko beheimatet, erst zum Studium, dann zu Forschungen. Von Anfang an in der Frauenbewegung und Mischöpferin der Frauenforschung. Zahlreiche Bücher und Artikel, die auch in mehrere Sprachen übersetzt wurden, zu folgenden Themen: Soziale Bewegungen von Bauern und Frauen, Entwicklungstheorie und feministische Gesellschaftstheorie. 13 Jahre Hochschultätigkeit als Dozentin und Professorin, jetzt Teilzeitbäuerin und Leiterin des „Instituts für Theorie und Praxis der Subsistenz e.V.“.

**Helmut Böse-Vetter**, geb. 1954 in Stadthagen (Nds.). 1974-80 Studium der Landschafts-/Freiraumplanung an der GhK. 1979 Diplomabschluß Landschaftsarchitekt HbK. 1981 Abschluß Dipl.-Ing. Landschaftsplaner. Seitdem freiberuflich tätig, u. a. in Berlin und Frankfurt/M.. Seit 1984 Planungsbüro BSL mit Bernd Schürmeyer und Christine Anna Vetter. Lehraufträge an der GhK seit 1981 am FB Architektur (Zeichnen) und FB Stadtplanung/Landschaftsplanung (Freiraumplanung, Städtebau etc.) und 1984-86 an der FH Wiesbaden FB Gestaltung/Innenarchitektur. Lenné-Preis des Landes Berlin 1976 und 1983. Karl Förster Anerkennung 1983. Redaktionelle Betreuung der 'Notizbücher der Kasseler Schule'. Einige Schriften und Vorträge. Verheiratet mit C. A. Vetter; 2 Töchter.

**Md Elena Granda Alonso**, geb. 1962 in Gijon/Asturien (Spanien). Aufgewachsen in Laar/Zierenberg. Arbeitet und lebt mit ihrer Familie in Kassel. Fachabitur Wirtschaft/Verwaltung, danach GärtnerInnenlehre im Blumen- u. Zierpflanzenbau. Gesellinenjahre/Beteiligung an der Aktion »7 000 Eichen« Joseph Beuys, Kassel. 1988 Geburt der ersten Tochter u. Studienbeginn der Landschafts- u. Freiraumplanung bei Karl-Heinrich Hülbusch an der Gh Kassel. 1. Diplom 1993 mit dem Titel: 'Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmer mehr'. Betreuung Karl-Heinrich Hülbusch u. Helmut Lührs. Seitdem im Vertiefungsstudium und als freiberufliche Planerin tätig.

**Sigmar Groeneveld**, geboren in Bethel/Teutoburger Wald (1936) und zunächst auf dem dortigen Sigmarshof lebend (1936-1938). Aufgewachsen in den Weinbergen von Rheinhessen (Jugenheim, 1938-1954). Landwirtschaftliche Lehre an den Hängen des Vorderen Odenwaldes (1954-1957). Danach ging es bergab: Agrarstudium in Gießen, Kiel und Berlin (1958-1962). Zahlreiche Aufenthalte in der sog. Dritten Welt. Universitätsarbeit in Göttingen und Heidelberg (1972-1981). Seit 1982 an der Universität Kassel (Professur für Agrarberatung und Agrarkultur). Dort 'säge ich an dem Ast, auf dem wir alle sitzen' (Originalton eines Studenten-Posters gegen mich).

**Mario Haag**, geb. 1967 in Weißenbach a.d.Ems /Steiermark/ Österreich. Aufgewachsen auf dem Lande. 1986 Matura und Beginn des Studienversuches 'Landschaftsökologie und -gestaltung an der Univ. für Bodenkultur Wien. 1987 erste Begegnung mit K.H.Hülbusch in Wien. Weitere Studien: Landschaftsplanung /Gesamthochschule Kassel (Studienarbeit bei H.Böse-Vetter), Biologie / Universität Wien, Raumplanung/ TU Wien, mehrere Auslandsaufenthalte und Teilnahmen an Kompakt- und PlanerInnenseminare der AG Freiraum und Vegetation. Seit 1991 freiberufliche Arbeiten und Betreuungsarbeiten im Bereich der Landschafts- und Freiraumplanung. Diplomarbeit 1993: Grünlandvegetation als Indiz unterschiedlicher Wirtschaftsweisen, betreut von Hübl/ Hülbusch. Abschluß des Studiums 'Landschaftsplanung und -pflege' an der Univ. für Bodenkultur 1994. Vertragsassistenz und Lehraufträge ebendort. Seit 1994 freiberuflich gemeinsam mit Michael Machatschek in der *Arbeitsgemeinschaft Freiraum- & Landschaftsplanung, Landschaftsökologie & Vegetationskunde* tätig

**Gerhard Hard**, geb. 12.06.1934 in Ensdorf (Saarland) Univ.-Prof. (Geographie) an der Universität Osnabrück. Erst Volksschullehrer im saarländischen Schuldienst, dann Studium der Germanistik, Geographie und Biologie an den Universitäten Saarbrücken und Freiburg i. Br., nach Staatsexamen und Referendariat Promotion (1962) mit einem vegetationsgeographischen, Habilitation (1969) mit einem wissenschaftstheoretischen Thema. Hochschullehrer in Bonn, Berlin, wieder Bonn und schließlich (seit 1977) in Osnabrück. 1970 - biographisch sehr wichtiges Datum! - Bekanntschaft mit K. H. Hülbusch in Rinteln bei Tüxen.

**Eberhard-Johannes Klauck**, geb. 1954 in Hermeskeil/Hunsrück. Dort aufgewachsen, Volksschule besucht, Lehre gemacht zuerst als Maschinenschlosser, abgeschlossen als Technischer Zeichner für Maschinen- und Werkzeugbau. Zweiter Bildungsweg, BAS Heidelberg und FOS Trier. Studium der Physikalischen Technik FH-Heilbronn. Erfahrungen aus GaLaBau-Unternehmen in Heilbronn und Nürtingen. Studium der Landespflege an der FH-Nürtingen. Seit 1985 leitender Ingenieur bei einem freien Träger der kirchlichen Wohlfahrtspflege in Saarbrücken, dort betraut mit Planungsarbeiten und Ausführungsarbeiten in den Bereichen GaLaBau, Baumschule und Frischgemüseanbau. 1989 bis 1992 „nebenberuflich“ Studium der Landschaftsplanung (GH-KS). Landschaftsplaner, Vegetationskundler und Pflanzensoziologe. Seit 1994 Doktorand am FB 13 der GHK. Ansonsten: Literatur (Gedichte, Krimis, Romane ... ganz oben stehen: J. KÜHN, K. HAMSUN, G. SIMENON, R. WALSER), Spazierengehen und Beobachten was so pasiert, Musik hören und machen (Gitarre).

**Jürgen Knittel**, geboren 1951 in Barnen bei Hildesheim. Wuchs in der Gärtnerei seiner Eltern auf. Nach dem Besuch der Realschule, Gärtnerlehre (1968-70, Fachabitur (1970-71) und Studium an der Fachhochschule Osnabrück (1971-74) mit Abschluß als graduierter Ingenieur der Landespflege. Während dieser Zeit Mitarbeit im Familienbetrieb. Über 2. Bildungsweg Planerausbildung (Landschafts- und Freiraumplanung) an der Gesamthochschule Kassel (1974-79). 1978 Mitarbeiter bei Prof. Vollrath am Institut für Grünlandwirtschaft und Futterbau/Bad Hersfeld. Nach dem Diplom, 1979 Gründung der Planungsgruppe Stadt und Land mit zwei Kollegen in Kassel. Seit 1980 Lehraufträge im Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel. Von 1981-87 wissenschaftlicher Bediensteter am Fachbereich Stadt- u. Landschaftsplanung der GhK, Arbeitsbereich: Stadtvegetation und Freiraumplanung, Vegetationshandwerk. Enge Zusammenarbeit mit Prof. K. H. Hülbusch. 1987 Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation. 1987/1988 ein Kinderjahr für seine Tochter. 1988 Wiederaufnahme der Tätigkeit als selbständiger Landschaftsplaner. Diverse Projekte und Lehraufträge.

**Heike Lechenmayr**, geb. 1962. Diplom an der GhK. Derzeit im Vertiefungsstudium der Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel. Vor dem Studium Ausbildung zur Blumen- und Zierpflanzengärtnerin mit anschließender 3-jähriger Berufstätigkeit im Zierpflanzenbau und Baumschulbereich. Während des Studiums in Zusammenarbeit mit der AG Freiraum und Vegetation an der GhK schwerpunktähnliche Auseinandersetzung mit der Planung und dem Pflegehandwerk gebrauchsorientierter und alterungsfähiger spontaner und angebauter Vegetation in der Stadt.

**Michael Machatschek**, wurde 1963 in Bad Ischl geboren und ist in St. Wolfgang /Salzkammergut aufgewachsen. Matura 1982 für Land- u. Forstwirtschaft HBLA Ursprung in Salzburg. Seit 1983 Studium der Landschaftsökologie u. -gestaltung an der Universität für Bodenkultur in Wien. Während dieser Zeit arbeitete er als Hausbesorger, im Bereich der Kompostierung, Ökologiebewegung; als freier Mitarbeiter in Büros für Raum-, Landschafts- und Gartenplanung in Österreich und der Schweiz (Büro Andreas Winkler); Landschaftsbau, Gartenpflege und Kompostierung in München. Landwirtschaftliche Praktika seit der Grundschule im Salzkammergut, Steiermark, Schweiz, Südtirol und Ostholstein. Mehrere Sommer als Hirte auf Schweizer Alpen. Seit 1987 im Austausch mit der Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation - Kassel über die Seminare hinaus. 1988 gem. mit Georges Moes Gründung der Herausgeber Cooperative Landschaft. Nach diesen Wanderjahren Studiumabschluß 1992 über „die Aufhebung der Straßenfreiräume“. Innsbrucker Dokumentationsaktivität landwirtschaftlicher Initiativen im Alpenraum 1993 (bei pro vita alpina). Seither freiberufliche Tätigkeit als Landschafts-, Freiraumplaner und Vegetationskundler, seit 1994 gem. mit Mario Haag.

**Reto Mehli**, geb. 1960 in Zürich. 1976-79 Gärtnerlehre an der Kantonalen Gartenbauschule Oeschberg/Koppigen bei Bern und in Zürich. 1979-82 Studium an der Ingenieurschule Rapperswil mit Abschluß als Dipl.-Landschaftsarchitekt HTL. 1982-83 Mitarbeit am Aufbau des Archivs für Schweizer Gartenarchitektur

und Landschaftsplanung in Rapperswil. 1983-85 Mitarbeiter im Planungsbüro Stöckli & Kienast, Landschaftsarchitekten in Wettingen und Zürich. 1986-87 Mitarbeiter in der Planungsabteilung des Gartenamtes der Stadt Zürich. 1987-93 Aufbaustudium der Landschafts- und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel. Während dieser Zeit Tätigkeit als selbständiger Landschaftsplaner in Kassel und Zürich. 1993 Diplom II: Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu - Ein Vergleich zwischen gründerzeitlichen und neuen Blockbebauungen - . 1993-95 selbständiger Landschaftsplaner in Kassel. Freie Mitarbeit bei PLF - Planungsgemeinschaft Landschaft + Freiraum - Kassel.

**Henrike Mölleken**, geb. 1963, nach Abitur Gärtnerlehre und mehrjährige Berufstätigkeit, Landespflegestudium an der FH Osnabrück, freiberufliche Arbeiten für verschiedene Büros, Aufbaustudium Landschaftsplanung an der GH Kassel, währenddessen Angestellte der AG Freiraum und Vegetation, FB 13 GHK, seit 1991 Gesellschafterin von FLORA et LABORA.

**Georges Moes**, geb. 1961 in Esch/Alzette in Süd-Luxemburg. Fachabitur Chemie in Luxemburg-Stadt, daneben Malen und Zeichnen. Beginn des Lehramtsstudiums Bildnerische Erziehung an der Hochschule f. angewandte Kunst in Wien (1980-83). Studium an der Universität für Bodenkultur Wien, Studienzweig Gartenbau und Grünraumgestaltung (1981-91); Während des Studiums Beteiligung an einem Gartenprojekt der Künstlergruppe 'der Blaue Kompressor' in Wiltz/Luxemburg (1985-86). Floristisch-botanische Arbeiten am Botanischen Institut der Universität f. Bodenkultur in Wien bei Prof. Holzner (1986-92). Seit 1987 regelmäßige Teilnahme an Kompakt- und PlanerInnen-Seminaren von Prof. K. H. Hülbusch und der AG Freiraum u. Vegetation in Kassel. Gemeinsam mit Michael Machatschek Gründung der Coop Landschaft in Wien. Vegetationskundlich/pflanzensoziologische Arbeiten in Luxemburg (1989, 1991). Mitarbeiter bei der Planungsgruppe Stadt u. Land in Kassel (1992-94). Projekt- und Diplombetreuungen, Seminar an der GHKassel (1992-94). Ab 1991 regelmäßige Baum-Spaziergänge mit Ma. Elena Granda Alonso. Seit Ende 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter der AG Freiraum und Vegetation am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhK, Arbeitsbereich Stadtvegetation und Freiraumplanung, Vegetationshandwerk.

**Käthe Protze**, geb. 1965 in Wien. 1983 Abitur. Beginn des Studiums der Landschaftsökologie und Landschaftsgestaltung an der Universität für Bodenkultur in Wien. Ab 1990 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel (GhK). 1993 Diplomarbeit zur Zentralisierung der Hauswirtschaft und deren Auswirkung auf die Wahlmöglichkeiten der Leute am Beispiel des Wiener Gemeindewohnungsbau der 20er Jahre. Studie zu „Lebensbedingungen von Frauen im Siedlungsbau“ im Auftrag der Magistratsabteilung zur Koordination von Frauenangelegenheiten der Gemeinde Wien. Lehraufträge an der GhK.

**Wilfried Ring**, geb. 1960 in Wolfhagen, aufgewachsen in Sand (Gem. Emstal) bei Kassel. Nach Abitur und Zivildienst in Kassel ein Semester Agrarwirtschaft in Witzenhausen (Praktikum auf Ackerbau-Schweinemast-Intensivbetrieb). Ab 1984 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung in Kassel. Nebenbei Mitarbeit bei „Joseph Beuys -7000 Eichen“ als Pflanzer/Praktikant und Einübung anderer praktischer Fertigkeiten (Schreinerei; Sanierung und Ausbau eines alten Fachwerkhauses in Körle-Wagenfurth). 1989 Diplom I mit Harald Mang über Eigenständige Regionalentwicklung: „Guter Rat ist nicht teuer“. Danach Vertiefungsstudium Freiraumplanung (noch ohne Diplom II), Mitarbeit bei der Organisation studentischer Seminare („SOS“) und bei der „Liste Freiraum“ an der GhK. 1990-92 Aufträge in der Dorferneuerung („Vorklärungsphasen“, Objektplanung). 1992 Umzug nach Bremen: bis 1994 freie Mitarbeit bei Collage Nord, jetzt freiberuflich als Landschafts- und Freiraumplaner. Verheiratet, ein Kind.

**Bernd Sauerwein**, geb. 1961 in Friedlos (Nordhessen). - Dorf. Realschule. Ausbildung zum staatlich geprüften Landwirtschaftlich Technischen Assistent an der Hessischen Lehr- und Forschungsanstalt für Grünlandwirtschaft und Futterbau, Eichhof. Saatzüchter für Getreide und Luzerne bei Fa. Christopherson in Otterndorf. Nach Firmenpleite: landwirtschaftliches Fachabitur in Witzenhausen. ZD beim DRK, Hersfeld. - Nebenbei: Teilnahme an der Floristischen Kartierung Hessens unter W. Schnedler. Studium der Landschaftsplanung in Kassel, wg. längstem Bafög-geförderten Studiengang in dieser Richtung. Praktikum bei der AG Freiraum und Vegetation, namentlich: B. Auerswald, K. H. Hülbusch und J. Knittel. Aus dem Kontext dieser Arbeit: Gründung der vegetationshandwerklichen Fa. Bux-Müller-Sauerwein zur Ansaat der Freiräume der GhK, Standort Hollänischer Platz, mit Arten der spontanen Vegetation. Später weitere vegetationshandwerkliche Ansaaten unter neuen Firmennamen: Flora et Labora. Weiteres Praktikum im Büro Kreikenbaum und Heinemann, Bremen. Weiteres Studium

und Diplom im Kontext der AG Freiraum und Vegetation und bei K. H. Hülbusch. Dabei als studentisches Mitglied zunächst naive und später verbissene Mitarbeit in der Berufungskommission 'Naturschutz in der Landschaftsplanung'. Freiberufliche Mitarbeit im Büro für Freiraum und Landschaftsplanung (P. Sparla, M. Lill), Köln. Anschließend bei den Bauingenieuren, Fachgebiet Wasserbau, F. Tönsmann, GhK, verdingt: UVP und GIS.

**Bernd Schürmeyer**, geb. 1953 in Osnabrück. Studium der Landschaftsplanung von 1978-1984 an der GhK. Lebt und arbeitet als freiberuflicher Planer in Kassel.

**Birgit Schwarze**, Jahrgang 1966, Dipl.-Ing., Studium der Fachrichtungen Landschaftsplanung und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel; seit 1991 freie Mitarbeiterin in Büros für Landschafts-/Freiraumplanung bzw. Stadt- und Verkehrsplanung; 1993/94 Lehrbeauftragte an der GhK; seit Mai 1994 Mitinhaberin des Planungsbüros StadtLandFluß in Kassel.

**Christoph Steckelbrück** „Der Charakter des Niederrheiners ist komplex, da er durch und durch Dialektiker ist. Christoph Steckelbrück, auch er ein Mönchengladbacher (Jahrgang 1962) bestreitet zwar, daß seine Landsleute philosophisch denken können. Aber das Ergebnis ihrer Sprachbemühungen klingt wie Philosophie, was selbst der zeichnende Skeptiker zugeben muß.“ (Christoph Siemes : Dat is doch alles Quatsch. in: Die Zeitmagazin Nr.6, 2.2.1996. S.22. Hamburg)

**Urta Steinhäuser**, geb. 1958 in Breitenbach, im 1. Beruf Bankkauffrau, 2. Bildungsweg zum Abi, 1983 bis 1989 Studium der Landschaftsplanung und der Freiraumplanung an der GhK, 1989 bis 1994 - z. T. freie - Mitarbeit in Planungsbüros in verschiedenen bundesdeutschen Städten, seit Mai 1994 Mitinhaberin des Planungsbüros StadtLandFluß in Kassel.

**Hans-Jürgen Stolzenburg**, geb. 1954. Stuifum der ev. Theologie, Philosophie und Soziologie an der Phillips-Univ. Marburg. Studium der Landschafts- und Freiraumplanung in Kassel. Nach der Promotion zum Dr.-Ing.: Lehrer an der Bayerischen Landesanstalt für Wein- und Gartenbau in Veitshöchheim bei Würzburg. Nachfolgend freiberuflicher Landschaftsplaner und Vertretungsprofessor für Landschaftsplanung/ Vegetationskunde am FB 13 der GhKassel. Derzeit Mitarbeiter einer Kasseler Sozialpsychiatrie und Ausbildung zum Psychoanalytiker am Alexander-Mitscherlich-Institut in Kassel.

**Christoph Theiling**, geb. 1965 in Achim-Baden bei Bremen. Dort 1984 Abitur, Zivildienst, danach Fließbandarbeit bis das Studium der Landschaftsplanung 1986 in Kassel beginnt. 1987 erste Begrenzung mit K. H. Hülbusch. 1991 I. Diplom mit Ralph Bohde zur Landesgartenschau Fulda. 1994 Diplom zur 'Reihenhausstadt' Bremen. Nicht nur mit diesen beiden Arbeiten, betreut durch K. H. Hülbusch und H. Böse-Vetter, gemeinsames Lernen und Lehren in den Arbeitszusammenhängen der AG 'Freiraum und Vegetation'. Neben und im Studium Betreuung anderer Arbeiten, Gremienarbeit und Kabarett, Organisation studentischer Seminare (SOS) und freie Mitarbeit im Planungsbüro. Seit Juli 1994 selbständige Arbeit als Freiraum- und Landschaftsplaner in Kassel. Zusammenarbeit mit verschiedenen Büros. Betreuungsarbeit an der GhK.

**Christine Anna Vetter**, geb. 1958 in Breitenbach am Herzberg. Bauerntochter. 1977-84 Studium der Landschaftsplanung an der GhKassel. Pflanzerin bei der Aktion „7000 Eichen Joseph Beuys“. Fortsetzung der Arbeit u.a. als Fachberaterin des „Arbeitskreises Grünes Bremen e.V.“ (1986-87). Freiberuflich tätig im Büro BSL-Kassel zusammen mit Bernd Schürmeyer und Helmut Böse-Vetter. Arbeitsschwerpunkte: Bebauungs- und Freiraumplanung, Reflexion der beruflichen Alltagsarbeit. 2 Kinder.

## **Notizbücher der Kasseler Schule**

- Nr. 1 Scholz, Norbert. Über den Umgang mit Bäumen -(1.Aufl.1985; 2.Aufl.88; 3.Aufl.91)
- Nr. 2 Krautern mit Unkraut. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Bartung, L., Fahrmeier, P., Hülbusch, K. H.; Lührs, H.; Müller, H.-U.; Sauerwein, B. (1. Aufl.der AG: 1986; 2.Aufl. 1989)
- Nr. 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P.,(1.Aufl.1987; 2.Aufl.91)
- Nr. 4 Krah, G., 'Mini-Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. (1.Aufl.1987)
- Nr. 5 Bartung, L., Ein alter Hut: Die bio-ökologische Stadtgrünpflege.(1987,2.Aufl.1993)
- Nr. 6 Stolzenburg, J. u. Vetter, C. A. Disziplingeschichte der Freiraumplanung 1960-80. Stolzenburg, J. Landschaftsbildanalyse (1988, 2.Aufl.1993)
- Nr. 7 Krah, G., Träume von Säumen. Gimbel, G. u. Hennen, R. Kasseler Kalkschotterdecken (1.Aufl.1988, 2.Aufl.1992)
- Nr. 8 Harenburg, B., Mietergärten - Sind Zufälle planbar ? (1.Aufl.1988, 2.Aufl.1992)
- Nr. 9 Der Praxisschock- Von fertigen Unwegen und unfertigen Wegen. (Fachtagung am FB 13 der GhK 1987). (1.Aufl. 1988)
- Nr.10 Böse-Vetter, H. (Red) Nachlese Freiraumplanung (1.Aufl. 1989; 2.Aufl. 1991)
- Nr.11 Sauerwein, B. Die Vegetation der Stadt. Ein freiraumplanerisch wertender Literaturführer (1.Aufl. 1989; 2. Aufl. 1990)
- Nr.12 Heinemann, G. u. Pommerner, K., Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. (1. Aufl. der AG: 1989, 2.Aufl. 1994)
- Nr.13 Stolzenburg, J. Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön
- Nr.14 Sauerwein, B. Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. (1.Aufl.1989)
- Nr.15 Schneider, G. Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. (1.Aufl.1989)
- Nr.16 Steinhäuser, U. Planen für die Wechselfälle des Lebens. Dams,C. Die 'produktive Bedürftigkeit' der angestrengten Junggesellenkultur.(1990, 2.Aufl.1993)
- Nr.17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. (1.Aufl. der AG: 1990)
- Nr.18 Hard, G., Hard-Ware. und andere Texte von Gerhard Hard . (1.Aufl.1990)
- Nr.19 Frenken, P. u. Kölzer, A., Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? ; Hülbusch, I. M. u. Hülbusch, K.H. Freiraum an Schulen . (1.Aufl.1990)
- Nr.20 Ein Stück Landschaft - Auszüge u. Beispiele v.Kompaktseminar Miltenberg/M. (1.Aufl. 1991)
- Nr.21 Weiland, Th. (Red.) Sommer 89 - "Prüfungsreden". (1.Aufl.1991)
- Nr.22 Der ideale - Wurf. Mit Arbeiten von: Schwarze,B., Trust,H., Helmrich,B.; Rühling,S. (1.Aufl.91)
- Nr.23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie und Organisation-. Mit Arbeiten von: Braun,U., Linne,K., Harenburg,B., Mehli,R., Wannags,I. (1.Aufl.1991)
- Nr.24 Grundler, H., Lührs, H., Stolzenburg, J., Der Landschaftsplan für die Stadt. Brookhuis,N., Horst,A.W., Möller,R., Ring,W., Steinhäuser,U., Trust,M.: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. (1.Aufl. 1992)
- Nr.25 Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, I. M. (Red.) Worpswede und umzu. Hof und Haus - Land und Leute. (1.Aufl.1991)
- Nr.26 Reise oder Tour ? Mit Arbeiten von: Appel, A.; Mehli, R.; Scheidel, W.,.. (1.Aufl. 1992)
- Nr.27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten v.on: Lucks,Th.; Lührs,H.; Meermeier,D. (1.Aufl.1993)
- Nr.28 Die 'freie Landschaft'. Mit Beiträgen von: Boss, H.; Granda Alonso, E., Hülbusch; K.H., Schürmeyer, B.; Troll, H.; Vetter, C.A. (1.Aufl. 1993)
- Nr.29 Gut gesät. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Hülbusch,K.H.; Lechenmayr, H.; Sauerwein, B.; Zollinger, R., (1.Aufl.1993)
- Nr.30 Kurowski, M. (Red.) Prüfungsreden '91/92. (1.Aufl.1993)
- Nr.31 Lührs, H. (Red.) Pater Rourke's semiotisches Viereck. -Acht vegetationskundliche Beiträge zur Landschaftsplanung- (1.Aufl. 1993)
- Nr.32 Lührs, H., Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. (1.Aufl.1994)
- Nr.33 Vom Regen in die Traufe. (Verwendung des Niederschlagswassers..., Biomüllkompostierung oder häusliche Abfallverwertung ?, Freiraumplanung der Uni. Bremen (1973) . (1.Aufl.1994)
- Nr.34 Pflege - Fälle (Umgang mit 'Wildwuchs'..., Die Scherweide) (1.Aufl. Dez. 1994)
- Nr.35 SchauDerGärten -Nachlese Gartenschauen- Böse-Vetter,H.,Hülbusch K.H. (Red.), (1.Aufl.1995)
- Nr.36 Alles Quecke... mit Beiträgen von Bauer,I., Gehlken,B., Ledermann,B. (1.Aufl.1995)
- Nr.37 Blockrand und Strandrand - mit Beiträgen von Bekeszus,K., Mehli,R., Moes,G. Möller,R. Schneider,C., Schürmeyer,B. Theiling, Chr. (1.Aufl. 1995)
- Nr.38 StadtBaumschule -'Vertrauliche Mitteilungen über Bäume', Red.: E. Granda Alonso, und K.H.Hülbusch, (1.Aufl. 1996)
- Nr.39 Himmel und Höle : Das Gartenmotiv im Märchen von Annette Hohagen, Malerei auf Wegen von Katharina Hülbusch. und andere Beiträge (1.Aufl. 1996)
- Nr.40 Freiraum und Vegetation -Festschrift zum 60. Geburtstag von K.H.Hülbusch (1.Aufl.1996)

**Abonnenten erhalten die Notizbücher bis auf Widerruf nach Erscheinen mit Rechnung.**

... auch wir  
gratulieren  
g a n z  
herzlich und  
wünschen  
alles Gute...

... das Team vom

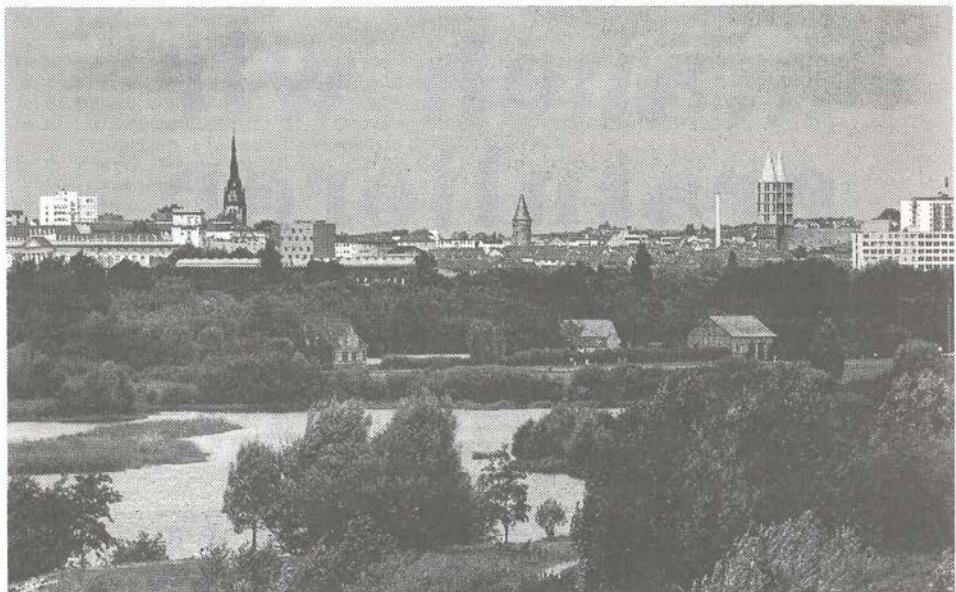
**COPY BLITZ**

**direkt am Holländischen Platz**

Holländische Straße 17 · 34127 Kassel

Tel. 0561 / 890393 u. 898708 · Fax 0561 / 891259 · ISDN 9893686

# Ein Blick auf Kassel



zeigt, daß die Stadt noch viele unbekannte Ansichten hat. Daraus ergibt sich die Lebensqualität von Kassel.

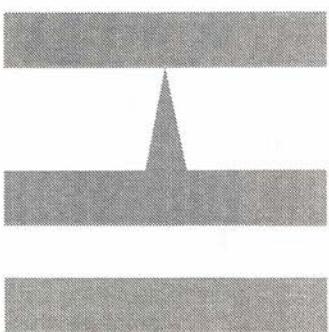
Das Zentrum der Stadt ist in eine grüne Umgebung eingebettet. Das Leben und Arbeiten in der Stadt wird den Menschen durch überschaubare Wege erleichtert.

Dafür sorgt auch die Stadtsparkasse Kassel. Mit 32 Filialen im gesamten Stadtgebiet ist sie für ihre Kunden in nur kurzer Zeit erreichbar. Bei vielen Geschäftsstellen ist Versorgung mit Bargeld rund um die Uhr durch die Geldausgabeautomaten gesichert.

Die Stadtsparkasse ist die älteste und größte selbständige Bank in der Region und hat eine Bilanzsumme von über DM 4 Milliarden. Mit Professionalität in allen Bankgeschäften zeigt sie sich den Anforderungen einer aufstrebenden Region als Universalbank gewachsen.

Kommen Sie zu uns!

**Stadtsparkasse**  
**Kassel**





10 Jahre Notizbücher der Kasseler Schule. Vor 10 Jahren auch wurde der Verein: AG Freiraum und Vegetation aus der Taufe gehoben. Beides kam nicht von heut auf morgen oder aus dem heiteren Himmel. Die Entstehungsgeschichte ist älter. Wenn wir nunmehr von über 20 Jahren AG Freiraum und Vegetation sprechen, und 40 Notizbücher im Regal stehen, dann ist das Jahr 1974 für viele ein relativ wichtiges Datum: Karl Heinrich Hülbusch wird Hochschullehrer in Kassel. Und jetzt wird er 60.

Dieses Notizbuch versammelt Arbeiten, Texte, Planungen, Bilder und Geschichten, die anlässlich des 60. Geburtstages von Karl Heinrich Hülbusch entstanden und von KollegInnen, FreundInnen, SchülerInnen und MitstreiterInnen geschrieben, gezeichnet, fotografiert und zusammengetragen wurden.

Je nach Arbeitssituation oder drängenden Fragen ist eine bunte und breite Palette von Beiträgen entstanden: Zur Theorie und Praxis der Freiraumplanung, zur kommunalen und privaten Organisation und Tradition städtischer und dörflicher Lebensgrundlagen, zur handwerklichen Planung und Ausführung, zur Naturausstattung von Stadt- und Land, zur Landschaftsplanung und bäuerlichen Landnutzung, nicht zu vergessen: die kritische Reflexion der Grünarchitektur und Landespfllege im Verein mit der Stadtplanung.  
Ein Sammelband mit Beiträgen, die die Arbeiten der Kasseler Schule abbilden, aufnehmen, reflektieren und fortführen.

